715.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Zeitgenoſſen.

Erſter Band.

Digitized by Google

(Friedrich August Krethe?)

Zeitgenoſſen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUL

Biographieen und Charakteriſtiken.

Erſter Band.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1816.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUL 06 1984

Vorrede.

Das Werk, deſſen Anfang hier geliefert wird, hat eine ſo ſchwere Aufgabe zu löſen, daß es, ſelbſt im glücklichſten Fall, nicht ohne Widerſpruch und Anfechtung bleiben kann. Deſto mehr iſt es nöthig, die Art ſeiner Entſtehung hier anzudeuten, und den Plan beſtimmt vorzulegen, um das Ganze gegen manche Bedenklichkeiten und Einwürfe möglichſt zu verwahren und zu rechtfertigen.

Der Herr Verleger hatte ſich lange mit dem Gedanken beſchäfftigt, eine für die Zeitgeſchichte brauchbare Sammlung von Biographieen und Charakteriſtiken, nach Art der engliſchen public Characters, ſofern auch Deutſchland ſolche haben kann, und in noch größerer, nicht blos auf Ein Land beſchränkter Ausdehnung, zu veranſtalten. Er theilte dem Unterzeichneten ſeine Abſicht mit, und forderte

ihn auf, die Herausgabe dieſes Werkes zu übernehmen. In Erwägung der vielen Bedenklichkeiten, die ſich dagegen erhoben, und der Schwierigkeiten, die einem ſolchen Unternehmen entgegenſtehen, wäre der Antrag gänzlich abgelehnt worden, wenn nicht die Ueberzeugung, daß der Verleger etwas Würdiges und Löbliches beabſichtige, daß, in mehr als Einer Hinſicht, etwas wirklich Gutes dadurch geleiſtet werden könne, das Werk alſo einer thätigen Beförderung wohl werth ſey, daß endlich, durch gewiſſenhafte Behandlung, viele Schwierigkeiten überwunden, und durch einen auf klare Anſichten und bewährte Grundſätze beruhenden Plan, die meiſten Schwierigkeiten beſeitigt werden möchten, den Entſchluß erzeugt hätte, die Herausgabe, wenigſtens der erſten Abtheilungen, als einen wohlgemeinten Verſuch, zu wagen. Der erfreuliche Eifer des Unternehmers, ſein williges Eingehen auf alle zweckdienlichen Vorſchläge, ſeine uneigennützige Geneigtheit, keine Mühe und keine Koſten zu ſcheuen, um etwas recht Brauchbares zu befördern, erhöhte den Muth des Herausgebers, einen Plan zu entwerfen, über den er ſich mit jenem bald verſtändigte, und der nun hier, zur richtigern Würdigung des Werkes, mitgetheilt werden muß.

„Zeitgenoſſen" ſollen hier, theils in treuen Lebensgeſchichten (Biographieen), theils in Schilderungen ihrer geiſtigen und ſittlichen Eigenthümlichkeiten (Charakteriſtiken) abgebildet werden.

Todte und Lebende, die ſeit dem Jahr 1789 merkwürdig geworden, ſind als Zeitgenoſſen zu betrachten. Jenes Jahr iſt als ein nothwendiger Gränzpunct angenommen, weil mit demſelben ein für Europa ſo wichtiger Zeitabſchnitt beginnt, daß die neueſte Geſchichte, beſonders der europäiſchen Völker, dort anhebt, und weil nur auf dieſe unſre Zeitgeſchichte das Unternehmen berechnet iſt. Die in dieſen Zeitabſchnitt herüberlebten, wenn auch der größere Theil ihres Daſeyns noch einer frühern Zeit angehörte; ſie ſind es, denen dieſes Werk geweiht iſt.

Aus der großen Maſſe derſelben ſollen aber nur diejenigen ausgewählt werden, die, (weil der Begriff „merkwürdige" zu unſicher und vieldeutig iſt), im Allgemeinen, am beſtimmteſten als geſchichtliche Perſonen zu bezeichnen ſind. Scheint auch dieſer Begriff nicht erſchöpfend, noch überall entſcheidend, weil in der beſondern Geſchichte einer Provinz, oder irgend eines engern Kreiſes der Geſellſchaft, eine Erſcheinung von großer Wichtigkeit ſeyn kann, die in der größern, allgemeinern Geſchichte faſt verſchwindet; ſo iſt doch damit ausgedrückt, daß alle, die in dieſem Werk darzuſtellen ſind, in einem öffentlichen Leben wirkſam, in einem größern Lebenskreiſe hervortraten, den Geiſt der Zeit in einer eigenthümlichen Geſtaltung an ſich bewährten, und in einer ſichtbaren, geſchichtlichen Beziehung zu dieſer Zeit ſtanden. Genaue Gränzlinien, die in jedem Fall entſchieden, weſſen Bild zur Aufnahme in

dieſe Sammlung geeignet wäre, laſſen ſich kaum angeben, und es iſt nicht zu vermeiden, daß manches Leben, welches man erwartet, fehlt, und manches, welches man nicht ſucht, gefunden wird. Denn wäre der Geſichtskreis des Herausgebers auch viel weiter, als er iſt, ſo blieb' er doch durch unvermeidliche Verhältniſſe beengt, und Niemand kann ſich völlig jener unfreiwilligen Täuſchung entwinden, nach der in der Ferne Manches glänzender und bedeutender erſcheint, was in der Nähe geſehen, ſeine Wichtigkeit verliert, wie hinwiederum in der Nähe Manches größer erſcheint, was in der Ferne faſt klein geachtet wird. Doch kömmt hier eine größere, allenthalben verbreitete Zahl tüchtiger und erfahrner Mitarbeiter zu Hülfe, die ihre Theilnahme auch durch leitenden Rath und belehrende Winke beweiſen.

Bei dieſer Anlage des Werks, das um ſo mehr, als der ausgezeichneten Zeitgenoſſen ſehr Viele ſind, ſich nothwendig möglichſt begränzen muß, wenn es nicht endlos anwachſen ſoll, werden allerdings viele freundliche Erſcheinungen, in denen das wahrhaft Menſchliche, das religiöſe, ſittliche und geſellige Daſeyn, ſich vielleicht beſonders rein und reich entfaltet hat, die aber, wie ſegensreich ſie auch in ihrem engeren Kreiſe wirkten, aus Neigung oder durch Verhängniß, in ſtiller, vielleicht beneidenswerther Verborgenheit lebten, hier unerwähnt bleiben. Denn wie die Geſchichte ſelbſt an vielem Erfreulichen und Anziehenden vorübergehen muß, ohne daſſelbe ſtär-

ker hervorheben zu dürfen; ſo müſſen auch dieſe Beiträge zur Zeitgeſchichte denſelben Geſichtspunct feſthalten. Doch wird bisweilen auch ein weniger öffentliches, oder weniger bekanntes Leben in den Kreis dieſer Darſtellungen eintreten, wenn das Leben der Zeit ſich in ihm beſonders klar ausdrückt, und in ihm ein Beitrag zur höhern Erkenntniß der Zeit zu gewinnen iſt.

Die Geſchichte, die alle vielſeitigen Beſtrebungen der Menſchheit mit gleicher Unbefangenheit würdigt, und aus ihrem Kreiſe keinen Zweig des Lebens völlig ausſchließt, gibt uns den Maaßſtaab, nach dem auch wir die verſchiedenartigſten Kräfte, in den mannigfachen Verhältniſſen der Geſellſchaft, hier vorüberführen wollen. Die, welche die großen, öffentlichen Angelegenheiten der Völker leiten, Fürſten, Staatsmänner; die, welche die Selbſtſtändigkeit und Freiheit der Staaten, die ruhige Entwicklung der mannigfachſten Anlagen, mit den Waffen vertheidigen und beſchirmen, Feldherrn und ausgezeichnete Krieger; die, welche die geiſtigen, religiöſen und ſittlichen Kräfte der Menſchheit entwickeln und bilden, Prieſter der Religion, Meiſter in Wiſſenſchaft und Kunſt, die Tröſter, Erwecker und Lehrer der Völker; die, welche in freier, eingreifender Thätigkeit, die Ordnung und das Recht, den Wohlſtand und die Anmuth des geſelligen Lebens befördern, Geſchäfftsmänner in den verſchiedenen Zweigen der Rechtspflege und Verwaltung, des Handels und Ge-

werbes; — endlich auch Frauen, die, obwohl zu stiller, häuslicher Wirksamkeit, zu anspruchsloser Pflege des Guten und Schönen, und des mühebeladenen oder des jungen Geschlechts bestimmt, auch auf einen größern Lebenskreis einwirkten und eine geschichtliche Bedeutung erhielten; — sie werden, nicht nach dem Rang in der Gesellschaft, sondern nach dem Grad ihrer Kraft und Wirksamkeit, nach der Ausbildung ihres inneren Lebens gewürdigt, in buntem Wechsel hier auftreten. Die Gediegenheit und Meisterschaft in irgend einem Zweige des menschlichen Daseyns, und der mehr oder minder folgereiche Einfluß auf die Gegenwart, die Größe der Tugenden oder Verirrungen — in wie fern die Geschichte der Zeit durch jene und diese tiefer berührt wird, — das ist's, was über die darzustellenden Zeitgenossen entscheidet. Denn auch hier, wie in der allgemeinen Geschichte, muß Licht und Schatten das Bild der Zeit vollenden, und neben dem Vortrefflichen auch das Schlechte stehen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß der Herausgeber nicht die Verbindlichkeit übernehmen kann, alle Zeitgenossen, deren Leben, nach den angegebenen Gesichtspuncten, hierher gehören möchte, wirklich aufzustellen. Wie viel geleistet werden kann, das hängt von Bedingungen ab, die nicht alle in des Einzelnen Gewalt stehen. Manche Darstellung wird zurückbleiben müssen, weil nicht eine solche gegeben werden kann, wie sie seyn müßte, wenn sie der übrigen würdig und für den Geschichtschreiber

brauchbar ſeyn ſollte. Es treten hier auch wohl unüberwindliche Rückſichten ein, die manche Darſtellung unmöglich, oder unziemlich, oder überhaupt unrathſam machen. Auch iſt, zumal die Zeitgeſchichte in dieſem Werk nicht vollſtändig mitgetheilt werden kann, weniger auf die Menge, als auf die Treue und Bewährtheit der Geſchichten zu achten.

Zu den „Zeitgenoſſen" rechnen wir aber nicht blos Vaterlandsgenoſſen, ſondern auch die Fremden, die in dieſer Zeit hervorragten. Es wäre für verdienſtlich zu achten, wenn man für Mitwelt und Nachwelt, treue Schilderungen ausgezeichneter Deutſchen ſammelte*), klare Zeugniſſe von dem Leben des Vaterlandes ſelbſt, und hellleuchtende Beiſpiele. Auch in unſern Darſtellungen werden wir mit beſonderer Liebe, und, bei ſtrenghiſtoriſcher Gerechtigkeit, doch ſelbſt mit Vorliebe, die ausgezeichnetſten Landesleute abbilden. Aber mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit und geſchichtlicher Würdigung, ſollen die der Zeitgeſchichte angehörigen merkwürdigen Menſchen anderer Völker, ſo weit es möglich iſt, zur Anſchauung gebracht werden. Dieß fordert der Zweck unſers Werkes.

* * *

*) Der Anfang einer ſolchen Sammlung iſt gemacht in den „Biographiſchen Zügen aus dem Leben deutſcher Männer." Leipzig 1815.

Dieſer Zweck liegt verſtändigen Leſern ſo nahe vor Augen, daß der Herausgeber ihn nur anzudeuten hat, weniger um zu belehren, was bei einem ſolchen Unternehmen beabſichtigt werden kann, als um gleich Anfangs zu bezeugen, daß bei dem vorliegenden wirklich etwas Ernſtes und Würdiges erſtrebt wird, und höhere Gründe allein den Entſchluß, die Herausgabe dieſes Werkes zu übernehmen, beſtimmen, und die Bedenklichkeiten, die, in Erwägung der Eigenthümlichkeit deſſelben, ſich aufdrangen, endlich beſeitigen konnten.

Beiträge zur Geſchichte unſrer Zeit, Vorarbeiten für die, welche künftig dieſe Geſchichte erforſchen und ſchreiben werden, bewährte Schilderungen aus dieſer Zeit ſelbſt, zu liefern, dazu iſt dieſe Sammlung beſtimmt. Die Geſchichte der Zeit iſt in den Zeitgenoſſen, und unter Leitung der Vorſehung durch dieſelben; was ſie erſannen, erſtrebten, thaten, litten, verfehlten oder erreichten, das wird der Inhalt der Geſchichte. Wir verſtehen die Zeit, wenn wir die Menſchen in derſelben verſtehen; nur wenn wir die Menſchen recht begriffen haben, vermögen wir die Geſchichte des Zeitraums, dem ſie angehören, darzuſtellen. Zu allen Zeiten hat man treue Lebensbeſchreibungen für wichtige Beiträge zur Geſchichtskunde der Zeitalter gehalten. Unſre vielgeſtaltige, an außerordentlichen Menſchen, wie an ungemeinen Ereigniſſen ſo reiche Zeit, bedarf es beſonders, daß die Nachrichten, welche die Gegenwart allein der Zukunft zu überliefern ver-

mag, ſorgfältig geſammelt, und beglaubigte Berichte aus dem Leben der Zeitgenoſſen aufgezeichnet werden. Wer demnach Sinn für die Geſchichte und ihre erhabene Wichtigkeit hat, für den iſt ein Werk, das zu ihrer Vervollkommnung beizutragen beabſichtigt, hinlänglich gerechtfertiget. Manches wird hier niedergelegt und aufbewahrt werden, was ſonſt dem Gedächtniß der Nachwelt vorenthalten bleiben, und was doch zur Vollendung des Lebensgemäldes unſrer Zeit, von Bedeutſamkeit ſeyn möchte. Wie merkwürdige Menſchen hier in ihrer Beſonderheit dargeſtellt erſcheinen, wird auch ihre Stellung in dem größern Bilde der allgemeinen Geſchichte, in höherer Klarheit und Sicherheit erkannt werden.

Neben dieſem erſten, geſchichtlichen Zweck, hat das Werk noch andre, jenen nicht gefährdende, ſondern mit ihm wohl übereinſtimmende, Zwecke. Der Menſch in ſeinem Werden und Seyn, in ſeinem Streben und Handeln, iſt, vor allem Sichtbaren, der Betrachtung und Erforſchung werth. Die Erkenntniß der Menſchen führt uns auch zu klarerer Erkenntniß, zum tiefern Verſtändniß unſer ſelbſt. Selbſterkenntniß aber iſt ein ſo köſtlicher Gewinn im Leben, daß Alles, was ſie befördern kann, hochzuachten und eifrig zu fördern iſt. Man hat in dieſer Hinſicht die Wichtigkeit ächter Biographieen, in alter und neuer Zeit, anerkannt. Der Werth der Menſchenkunde, die durch dieſelben verbreitet wird, leuchtet ein, und die ernſten, ſittlichen Beziehungen, die aus einem biographiſchen Werke ſich

entwickeln, empfehlen ſich von ſelbſt. Wer die Offenbarungen Gottes auch in dem Menſchenleben zu ſuchen und zu finden liebt und geübt iſt; der weilt mit Theilnahme bei der Darſtellung des beſondern Menſchenlebens, wie des Lebens der Menſchheit. Welche Kreiſe des Wirkens auch ſonſt uns angewieſen ſeyn mögen; keiner kann es ſeiner unwerth achten, den Menſchen zu erforſchen in ſeinem lebendigen Daſeyn, und, was die Menſchenkunde bereichert und erhöht, nach Vermögen zu unterſtützen.

Iſt aber die Betrachtung und Kunde der Menſchen überhaupt von entſchiedener Wichtigkeit, ſo iſt es insbeſondere die Betrachtung und Kunde der Menſchen unſrer Zeit. Nicht das nur, was wir die Zeit nennen, verbindet die Menſchen dieſer Zeit; es iſt noch mehr Gemeinſames unter uns, und die Tugenden und Gebrechen unſerer Zeitgenoſſen ſtehen in einer vielſeitigen Beziehung zu uns ſelbſt. Das Menſchliche, das, in einer eigenthümlichen Geſtaltung, in dieſer unſrer Zeit hervortritt, als Kraft, oder als Schwäche, das berührt uns nicht nur, ſondern greift auch recht tief in unſer eignes Leben ein. Uns ſelbſt zu erkennen, müſſen wir auch das Verſtändniß unſrer Zeit zu gewinnen ſuchen; wir lernen aber dieſelbe um ſo mehr verſtehen, je tiefer und inniger wir uns mit ihren mannigfachen Erſcheinungen, mit ihren Söhnen befreunden.

Ein Werk alſo, das uns „Zeitgenoſſen" darſtellt, ſie unſerer Betrachtung und Erkenntniß näher

rückt, auch die durch viele Räume und Verhältniſſe von uns Getrennten, in klaren und treuen Bildern vor Augen führt, darf den Ruhm, etwas vorzüglich Wünſchenswerthes und Löbliches zu befördern, wohl anſprechen, und wohlwollender Theilnahme, einer folgereichen, nicht zu berechnenden Wirkſamkeit ſich getröſten. Spiegeln wird ſich das reiche Leben der Zeit in dieſen Darſtellungen, und wer mit Ernſt das Leben betrachtet, und ſein eignes Daſeyn nicht als ein bloßes Spiel behandelt, wird ſich ſelbſt in ihnen ſpiegeln. Der aber, der das rechte Geheimniß des Lebens gefunden, die religiöſe Anſicht alles Seyns als das Höchſte, und den Menſchen als das Ebenbild Gottes erkannt hat, wird, warnend und ermunternd, und überall lehrreich des Menſchen Leben hier abgebildet finden, den Finger der allesleitenden göttlichen Liebe und Macht nicht verkennen, und die Stimmen vernehmen, die ihn zu einem ſchönern, menſchenwürdigen und gottgefälligen Daſeyn rufen. Höhere und reifere Lebensanſichten bieten in dieſer Sammlung ſich gewiß reichlich dar.

So kann dieſes Werk auch zu einem Vereinigungspunct vieler Beſſern unter den Vaterlandsgenoſſen dienen. Die ewigen Wahrheiten der Religion und des Chriſtenglaubens, die bewährten Grundſätze der Sittlichkeit, des Rechts und der geſelligen Verfaſſung, müſſen auch hier hervortreten, und die allgemeinſte Gültigkeit, die ſie an ſich haben, auch zu klarerer Ueberzeugung bringen. Mit beſondrer überzeugender und eindringender Kraft

entwickeln ſich jene Grundſätze in hiſtoriſchen Darſtellungen, durch welche oft viel mehr, als durch theoretiſche Erörterung und abſtracte Beweisführung das, was nie verkannt werden ſoll, und doch ſo leicht unbeachtet bleibt, einleuchtend und anziehend wird. Die unveränderlichen, wahrhaft lebendigen, und doch in der Theorie leicht erſtarrenden Geſetze für das beſondere und geſellige Menſchenleben, bilden in der Betrachtung des Menſchen ſich recht anſchaulich ab, und gewinnen dann wohl neue Verehrung und neue Kraft in den Gemüthern. Die Erfahrung, die oft auf eine ſehr empfindliche und ſchmerzliche Weiſe, zu höherer Lebensweisheit führt, und oft theuer erkauft werden muß; die Erfahrung, die nicht nur durch das eigne Schickſal, ſondern auch durch die Erkenntniß des Lebens Andrer, reicher und gediegner wird: ſie liegt als ein Allen zugänglicher Schatz ausgebreitet in dem Leben der Zeitgenoſſen. Eine ſtrengere und gerechtere Würdigung unſrer Zeit ſelbſt wird hier begründet, und Mäßigung empfohlen in dem Lob, das wir oft allzufreigebig unſerm Zeitalter ſpenden, wie Mäßigung im Tadel, der bisweilen zu mürriſch auch das wahrhaft Gute verkennt, das der Mitwelt eigen iſt. Das Bleibende und Unvergängliche im Menſchenleben, ſichert ſich hier, über alles Wechſelnde und Vergängliche, das leicht überſchätzt wird, die höchſte Achtung, und die feſte, bewährte Geſinnung feiert den wohlverdienten Triumph über die veränderliche Meinung und das wechſelnde Streben, deren Glanz

ſo

ſo leicht die Augen verblendet, und den Werth des Menſchlichen nur einſeitig ſehen läßt.

Auf eine bloſe leichte Unterhaltung iſt ſonach dieſes Werk nicht angelegt. Doch würde auch wer nur dieſe ſuchte, nicht ganz unbefriedigt bleiben. Die Geſchichte überhaupt, und insbeſondere die Lebensgeſchichte einzelner Menſchen, hat immer, und beſonders jetzt, die allgemeinſte Theilnahme gefunden. Die Unterhaltung aber, die hier dargeboten wird, enthält zugleich durch den Inhalt des Werkes ſelbſt, wenn auch der Geiſt und das Darſtellungsvermögen vieler Mitarbeiter weniger ausgezeichnet wäre, als ſie in Wahrheit ſind, eine reiche Nahrung für Geiſt und Herz, und der Zweck, auf den das ganze Werk hinarbeitet, mag wohl auch dem Leſer, den nicht ſo ernſte Abſicht zu uns führt, erſprießlich werden.

Für dieſen Zweck hat der Herausgeber einen Kreis von Mitarbeitern zu gewinnen geſucht, welche vereint die große Aufgabe zu löſen vermögen, und es iſt ihm geglückt, theils die Zuſicherung, theils ſchon thätige Beweiſe einer kräftigen Mitwirkung vieler ſehr ausgezeichneter Männer zu erhalten. Er

muß mit aufrichtigem Dank das Vertrauen und die freundliche Geneigtheit, mit der ſeine Einladung aufgenommen worden iſt, anerkennen, und darf ſich freuen, manchen trefflichen Mann bewogen zu haben, für dieſes Werk eine Arbeit zu übernehmen, die ſonſt vielleicht unterblieben wäre. Es ſoll nicht allzuvielverſprechend im Voraus geprieſen werden, was durch eine, wohl ſelten für ein ſchriftſtelleriſches Unternehmen in ſo großer Anzahl vereinigte Geſellſchaft auserwählter Mitarbeiter, geleiſtet werden kann; es ſoll noch weniger verheißen werden, daß man hier durchaus nur Vortreffliches finden wird; aber daß viele meiſterhafte Darſtellungen erſcheinen ſollen, das darf der, der ſo viele erfreuliche Zeugniſſe vorzüglicher Theilnahme zu rühmen, und einen reichen Schatz von Beiträgen ſchon in Händen hat, getroſt zuſagen.

Weſentlich wichtig und nothwendig war, ſo viel möglich in der Nähe der Darzuſtellenden auch die Darſteller zu finden, und es iſt gelungen, nicht nur im Vaterlande, das natürlich die meiſten Beiträge liefert, ſondern auch in den meiſten Ländern Europa's Mitarbeiter zu gewinnen. Das Werk ſelbſt wird die Beweiſe davon liefern. Der Grundſatz, für die Darſtellung der Zeitgenoſſen, wo es geſchehen konnte, Landesgenoſſen zu ſuchen, ſchien durch die Erwägung ſich zu empfehlen, daß dieſe mehr aus den Quellen ſchöpfen, die geſchichtlichen Nachrichten ſichrer und ergiebiger ſammeln und benutzen,

auch wohl aus einem richtigern, die Umgebungen und Verhältniſſe treuer auffaſſenden Standpunct, das beſondere Leben abbilden können. Aber manche Fremden werden auch von Deutſchen dargeſtellt werden, die auch da, wo der Landesgenoſſe vielleicht einſeitig oder befangen ein Leben ſchilderte, mit größerer hiſtoriſcher Treue ergänzend und würdigend eintreten ſollen. Ueberhaupt werden Fälle eintreten, wo der Lebenslauf, der Gang des Schickſals eines Zeitgenoſſen, von einem andern, als die ſogenannte Charakteriſtik, das eigentliche innere Leben, dargeſtellt wird, weil Mancher ſich wohl mit einem Menſchen und deſſen ganzem Weſen befreundet haben kann, ohne alle ſeine einzelnen Schickſale zu kennen.

Bedenklicher kann es ſcheinen, daß Mehrere aufgefordert worden ſind, die Geſchichte ſolcher Zeitgenoſſen zu ſchreiben, mit denen ſie in engern oder in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtanden. Eben das nähere Verhältniß, die engere Verbindung, kann leicht partheiiſch machen, und wie oft der Freund den Freund befangen anſieht, iſt wohlbekannt. Gleichwohl kann auch Vieles gerade nur in der engſten Verbindung recht erkannt und gewürdigt werden, und da, wo es auf die reine Auffaſſung des Menſchen, in ſeinem innerſten Weſen, dem Geheimniß ſeines innern Lebens ankommt, hat der Freund wohl vor Allen eine entſcheidende Stimme. Iſt's hier doch nicht abgeſehen auf ein Gericht über die Zeitgenoſſen, das mit unfreundlichem Scharfſinn und

gewandter Deutelung Flecken und Gebrechen erſpäht, und das etwanige Licht mit möglichſt vielem Dunkel überſchattet. Wie der Freund den Freund erkannte, ſo mögen auch wir wohl gern ihn anſchauen, und was er an ihm lieb gewonnen, was der Fremde, der Nichtbefreundete ſo leicht überſieht, das gerade möchten wir in ſeiner Geſchichte gern hervorleuchten ſehen, um ſo den Menſchen recht in ſeiner ſchönern Menſchheit zu erkennen. Wo des Lichtes viel iſt, wird der Schatten etwa [illegible], da [illegible] dieſen [illegible] [illegible] und ſtrenge [illegible], [illegible]. Da aber, wo man das [illegible], oder man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

aus die Zeitgenoſſen erkannt werden in ihrer Eigenthümlichkeit. Dieſe Eigenthümlichkeit, in dem äußern und innern Leben, ſo weit der Blick einzudringen vermag, ſoll ſcharf begränzt, und lebendig entfaltet, hervortreten, im ächten Geiſt der Biographie, für die in meiſterhaften Werken, aus alter und neuer Zeit, die wahrſten und ſicherſten Geſetze ſich finden. Wo es möglich iſt, ausgeführte Gemälde zu geben, wird dieſen, ſofern ſie dem Plan und dem Umfang des Werkes entſprechen, der Vorzug gebühren; aber auch treffenden, mit ſichrer Hand entworfenen Umriſſen und Skizzen kann die Aufnahme nicht verweigert werden. In manchen Fällen mögen dieſe auch wohl ſich beſonders empfehlen.

Das höchſte Geſetz aber muß überall die ſtrengſte geſchichtliche Treue ſeyn, und über Alles die Liebe walten. Des Herausgebers Abſicht iſt es am wenigſten, dem unſeligen Splitterrichten neue Veranlaſſung und Nahrung zu geben, oder eine eigenmächtige Cenſur der Zeitgenoſſen zu eröffnen. Von ſo thörichtem und frevelhaften Beginnen ſpricht, wer ihn kennt, ihn frei. Iſt auch die Geſchichte Richterin der Menſchen; der Geſchichtſchreiber iſt es eigentlich nicht, außer durch die Geſchichte, in wiefern ſie ſelbſt das Gericht iſt. Auch der Biograph hat nicht das Urtheil zu ſprechen über den Dargeſtellten; das treue Bild des Lebens ſpricht das Urtheil, wie Jeden ſein eignes Leben ſchon richtet. Das evangeliſche Wort: „Richtet nicht!" ergeht

ſo gewiß an uns alle, und hat eine ſolche Allgemeingültigkeit, daß kein Verhältniß gedacht werden kann, in dem es, richtig verſtanden, unanwendbar bliebe. Wie daſſelbe aber vereinbar ſey mit Biographieen und Charakteriſtiken, das iſt dem Verſtändigen klar. So wenig je im Ernſt behauptet ward, daß, um jenes Gebot nicht zu verletzen, überhaupt keine Geſchichte geſchrieben werden dürfe, ſo wenig man den Geſchichtſchreiber, blos als ſolchen, beſchuldigen darf, daß er es übertrete, ſo wenig kann der ächte Biograph deſſen angeklagt werden. Zuförderſt hat das Gebot ſeine Gränzen darinnen, daß nicht blos das Löbliche anerkannt, ſondern auch das Schlechte gerügt werden darf, und daß es keine Verbindlichkeit auflegt, das Unlöbliche aus der Reihe der Thatſachen auszuſtreichen. Auch iſt das Aufſtellen von Thatſachen nicht gegen das Gebot, das darinnen geehrt wird, wenn dieſe nur rein und wahr, ſo weit irgend der Menſch ſie ermißt, aufgefaßt und entwickelt, die eigenmächtigen Urtheile und Deutungen aber zurückgehalten werden. Die ächte Liebe aber hat ein reineres und klareres Auge als der Haß und die Tadelluſt, und es dürfen die geſchichtlichen Menſchendarſtellungen, über welche der Geiſt der Liebe ſchwebt, für wahrer und ächter gehalten werden, als die, welche Liebloſigkeit verrathen, obwohl die ſtrenge Gerechtigkeit, die der Geſchichte gebührt, nie aus zu ängſtlicher Rückſicht verläugnet werden ſoll.

Es iſt noch andern Einwürfen und Bedenklichkeiten gegen die Anlage unſres Werkes zu begegnen, und auch dadurch zu bezeugen, daß nicht ohne ſorgfältige Erwägung und ſtrenge Berückſichtigung der erheblichſten Zweifel und Schwierigkeiten, daſſelbe unternommen ward.

Man wird es anſtößig finden, daß auch lebende Perſonen hier dargeſtellt werden ſollen; man wird einwenden: wie iſt es möglich, von Lebenden überall Wahrheit zu ſagen, wirklich treue, geſchichtliche Schilderungen zu liefern? Wie kann man vermeiden, oft bloßes Tagsgeſchwätz, zum Theil vielleicht ſelbſt unwürdige Klatſchereien mit aufzunehmen? Iſt es ziemlich, ſey es Lob oder Tadel der Lebenden, rückſichtslos, mit tadelnswerther Anmaaßung, auszuſprechen, und nachdem ſchon viele gerechte Klagen über die Ungebühr, mit der unbekannte Beurtheiler über ſchriftſtelleriſche Werke und ihren Werth abſprechen, mit Grund erhoben worden ſind, ſelbſt lebende Menſchen, ihre Geſinnung, ihren Werth in einer öffentlichen Schrift zu richten? —

Der Herausgeber glaubt durch die voranſtehenden Erörterungen mehrere dieſer Einwürfe ſchon beſeitigt zu haben. Das Werk ſelbſt wird in ſeinem Fortgang bewähren, wie weit manche, faſt unvermeidlich ſcheinende Schwierigkeiten überwunden, gefährliche Klippen vermieden werden können. Wir

dürften, als auf eine ſichre Bürgſchaft, daß ein guter, ein chriſtlicher, wohlwollender Geiſt in dieſem Werke herrſchen, und das Anſtößige möglichſt vermieden werden wird, auf die bewährte Geſinnung der meiſten Mitarbeiter uns berufen, wenn ſie alle hier genannt werden könnten. Jetzt nehmen wir das Vertrauen in Anſpruch, das Jeder erwarten darf, der noch nichts gethan, daſſelbe zu verſcherzen, und erwiedern gegen obige Einwürfe nur folgendes:

Die Mitarbeiter werden, mit Ausnahme weniger Fälle, ſich nennen, und ſo für ihre Darſtellungen ſich verantwortlich machen. Insbeſondere ſoll der Name des Darſtellers da, wo ſeine Anſicht des Dargeſtellten, dieſem gerechten Grund zu Beſchwerden abgeben könnte, nie fehlen. Dadurch verhüten wir, daß der im Finſtern ſchleichende Groll und Widerwille hier offenen Raum finde. Der gehäſſige, durch nichts begründete Tadel iſt aus dieſem Kreiſe völlig ausgeſchloſſen, ſo wie jeder bittre und feindſelige Angriff auf die Ehre eines Zeitgenoſſen, ſofern derſelbe ſie nicht ſelbſt preisgegeben hat.

Wir wiederholen die Verſicherung, daß wir uns überhaupt nicht anmaaßen, ein Sittengericht hier zu eröffnen, das mit ſelbſtgefälliger Klugheit Lob oder Tadel ausſpenden möchte. Nur geſchichtliche Thatſachen, nur treue Charakterbilder, nicht vorlautes Urtheil, nicht abſprechende Behauptungen

werden hier hervortreten. Auch iſt wohl im Allgemeinen vorauszuſetzen, daß wer im Leben das Licht nie meiden durfte, auch eine in der aufgeſtellten Geſchichte ſeines Lebens enthaltene Beleuchtung deſſelben, nicht ſcheuen wird.

Gleichwohl mögen Fälle eintreten, da Verhältniſſe, oder Neigung eine öffentliche Aufſtellung des eignen Lebens nicht wünſchenswerth machen. Zwar wer in einem öffentlichen Leben die Augen ſeiner Zeitgenoſſen auf ſich gerichtet weiß, muß auch öffentlicher Anerkennung ſeiner Geſinnung und ſeines Wirkens gewärtig ſeyn. Doch ſind manche Rückſichten, die, für den Augenblick, oder bis an's Ziel der Laufbahn, die Mittheilung einer Geſchichte der *Perſönlichkeit* abzulehnen nöthigen, ſehr zu ehren, und es mögen vielleicht Manche, die eine lobende Anerkennung ihrer Verdienſte am ſicherſten erwarten dürften, am liebſten ſich nicht dargeſtellt ſehen. Es ſollen aber auch nicht rückſichtslos die Zeitgenoſſen hier abgebildet werden; nicht nur wird der Herausgeber denen, die aus guten Gründen ihn auffordern, von ihnen zu ſchweigen, gern den billigen Wunſch erfüllen, ſondern auch ſorgfältig darauf achten, daß, ſo viel von ihm abhängt, jenes ſchöne Zartgefühl, welches unter wohlgeſinnten und gebildeten Menſchen, gleiche Schonung beim Ausſprechen von Lob oder Tadel gebeut, nie verletzt werde. Es ſträubt ſich ein geſundes, achtbares Gefühl gegen verwegenes Urtheil über die Lebenden :aber auch

der, der sein eignes Bild ungern zur Schau gestellt sieht, kann es nicht verdammen, daß seine Lebensgeschichte mitgetheilt wird, wenn es nur mit gewissenhafter Treue, nicht um müßige Neugier zu befriedigen, sondern um eines höhern Zweckes willen, geschieht.

Sagt man, daß die Acten bei Lebenden noch nicht geschlossen, und daher alle frühern Darstellungen unzeitig und vorlaut sind, weil kein verständiger und wohlgesinnter Richter früher richtet; so erinnern wir, daß wir uns gegen vermeintliche Richtersprüche über die Zeitgenossen schon hinlänglich verwahrt haben, und daß man für eine geschichtliche Darstellung, die nur bis zu einer schon erreichten Gränze führt, den vollendeten Lebensweg als ein Ganzes gar wohl anschauen kann, ohne zu verkennen, daß der weitre Fortgang auch über den schon zurückgelegten Raum noch manches Licht verbreiten wird.

Die aber, welche gleichwohl die Darstellung Lebender mißbilligen, fragen wir, ob es denn wirklich besser, menschlicher ist, Gericht zu halten über die Todten, die kaum von uns geschieden sind? — Vielleicht würden wir das Leben der gestorbenen Zeitgenossen würdiger schreiben, wenn wir es so schrieben, als lebten sie noch mitten unter uns! Für die Todten, deren Andenken, zuweilen ohne bösen

Willen, ſo leicht befleckt wird, erhebt ſich oft keine Stimme, daſſelbe zu läutern, einen falſchen Bericht zu beſtreiten, die Wahrheit herzuſtellen. Den Lebenden iſt es vergönnt, ſich ſelbſt zu vertheidigen vor Mitwelt und Nachwelt. Bei ihnen wird es oft leichter, als bei den Todten, das Wahre auszumitteln, und ſelbſt eine einſeitige oder irrige Anſicht des Darſtellers kann Erörterungen veranlaſſen, die zur Begründung des wahrhaft Geſchichtlichen förderlich ſind.

Darum ladet der Herausgeber auch alle diejenigen, welche irgend eine der hier gelieferten Lebensgeſchichten zu berichtigen vermögen, recht freundlich ein, ihm ihre wohlbegründeten Bemerkungen mitzutheilen, und fordert insbeſondere auch alle diejenigen, welche in der Darſtellung ihres eignen Lebens gerechten Grund zur Unzufriedenheit, einſeitige oder falſche Anſichten zu finden glauben, dringend auf, ihn in den Stand zu ſetzen, durch ihre eignen Erklärungen, Irriges zu verbeſſern, Falſches zu beſeitigen, Fehlendes zu ergänzen. Jeder wahrhaften Berichtigung ſteht das Werk offen, und eingeſandte Zuſätze und Verbeſſerungen werden immer eine baldige und willige Aufnahme finden. So gewiß aber die Biographieen ſelbſt von feindſeligem Geiſt möglichſt frei erhalten werden ſollen, ſo ſehr bitten wir auch alle, die Gegenbemerkungen mitzutheilen haben, in denſelben den ziemlichen Ton und Ausdruck nicht zu verletzen.

Endlich werden auch alle Zeitgenoſſen, die einer Abbildung ihres Lebens in dieſem Werke gewärtig ſind, alle, die ihr eignes Leben, auf der Höhe deſſelben, zu überſchauen vermögen, und zu dieſer Selbſtbetrachtung und Selbſtſchilderung Geneigtheit, Muth und Muße haben, vertrauend gebeten, durch Selbſtbiographieen das Unternehmen zu begünſtigen und zu zieren. Denn Selbſtbiographieen, im ächten Geiſt und Sinn, und von gewandter Hand abgefaßt, würden eine beſondere Zierde deſſelben, ein unſchätzbarer Gewinn ſeyn. Es mögen freilich ſehr gerechte Bedenklichkeiten Viele abhalten, von ſich ſelbſt zu reden, doch hat Mancher auch beſondern Beruf dazu, und was in dieſer Art ſchon eingeſendet worden iſt, macht uns eben ſo ſehr nach mehrern Beiträgen der Art begierig, wie es uns Muth gibt, darum dringend zu bitten.

Die erheblichſten Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Darſtellung lebender Zeitgenoſſen ſcheinen damit beſeitigt, und um alle Furcht, daß hier etwas Ungebührliches verſucht werden möchte, gänzlich zu verbannen, ſey auch die Verſicherung beigefügt, daß überall, wo es unmöglich oder unſtatthaft iſt, die ſtrenge Wahrheit zu berichten, ein gänzliches Schweigen dem halbwahren oder unſichern Reden vorgezogen werden ſoll.

Es iſt noch Einiges über die Anordnung des Werkes zu bemerken. Die alphabetiſche Ordnung, die manchem Leſer erwünſcht ſeyn möchte, iſt aus leichtbegreiflichen Gründen, und wegen unvermeidlicher Unbequemlichkeiten, die dabei eintreten mußten, verworfen worden. Um die Vortheile derſelben zu erſetzen, wird, zum Schluß des Ganzen, ein vollſtändiges Repertorium eine leichte Ueberſicht gewähren. Es wird zunächſt nur beabſichtigt, in der beſtimmten Zeitfolge, möglichſt viele gute Biographieen zu liefern, und darum muß eine freie Auswahl aus dem vorhandenen Vorrath geſichert bleiben. Welche Art der Zuſammenſtellung auch beliebt wurde, immer geſellte ſich ein Zwang dazu, der gerade dem weſentlichſten Gehalt des Werkes wenig erſprießlich wäre. Der Herausgeber wird alſo nur darauf bedacht ſeyn, das Beſte zu geben, ob es auch in buntem Wechſel ſich aneinander reihe, und die nothwendigen Geſichtspuncte, die ihn dabei leiten, werden ſich allmählig kund machen.

Er hat die Aufforderung angenommen, durch Einleitungen ſowohl die Darſtellungen verſchiedener Mitarbeiter, wo jene zuſammengehören oder einander beleuchten, zu verbinden, als auch, wo es nöthig ſcheint, den Standpunct des Biographen anzugeben, oder Ergänzungen zu liefern, oder Anſichten zu eröffnen, die zum Verſtändniß der Biographieen ſelbſt dienlich ſeyn können. Er nimmt ſich nicht heraus, den Werth der Schilderungen ſelbſt

voraus beſtimmen zu wollen; er ſtellt ſich überhaupt nicht über die Mitarbeiter; aber da dieſe nur das Einzelne bearbeiten, er das Ganze zu ordnen hat, ſo glaubt er beſonders da, wo er die Lebensgemälde Einzelner in Gruppen zuſammenſtellt, einleitend hinzutreten zu müſſen. Doch übernimmt er keineswegs die Verbindlichkeit, die über ſein Vermögen und ſein Verhältniß hinausliegen würde, überall, wo es nöthig ſeyn möchte, Berichtigungen zu liefern, oder die Anſichten der Mitarbeiter zu vertreten. Er wird manches aufnehmen müſſen, was nicht durchaus ſeinen Grundſätzen und Meinungen entſpricht; er darf nicht, mit vorgreifender Selbſtgefälligkeit, durch Anmerkungen und Zuſätze das ihm Mißfällige abweiſen wollen. Seine eignen Grundſätze muß er auf andre Weiſe ſo bewähren, daß es unnöthig iſt, ſie in jedem beſondern Falle, wo die Mitarbeiter andre hegen, allzuängſtlich zu verwahren. Das Zwiſchenreden würde auch nur zu ſehr den Einklang der einzelnen Beiträge ſtören, und darum ſollen blos die Einleitungen ihm vorbehalten bleiben. Die Biographen aber müſſen ihre Anſichten und Grundſätze ſelbſt rechtfertigen.

So darf er auch in der Sprache und dem Ausdruck der Mitarbeiter nichts Erhebliches ändern. Er wünſcht, daß eine möglichſt reine deutſche Schreibart, fern von Ziererei, durch das ganze Werk gehe; aber er hat nicht das Recht, ſie da, wo ſie fehlt, herzuſtellen.

Daß nur von bekannten und bewährten Männern, die ſelbſt Bürgen ſind für die Aechtheit des Mitgetheilten, Beiträge aufgenommen werden können, verſteht ſich von ſelbſt. Der Herausgeber verbittet ſich alſo alle Einſendungen von Ungenannten oder Unbekannten, außer wenn letztere eine hinreichende Beglaubigung beibringen können. Nur durch die größte Sorgfalt und Strenge in der Auswahl der eingegangenen Darſtellungen, kann das Werk gerechten Vorwürfen entgehen.

Auch werden, in der Regel, nur Originalaufſätze gegeben. Doch ſcheint es nicht unzweckmäßig, die große franzöſiſche Biographie universelle, ein ſehr bändereiches und in Deutſchland weniger verbreitetes Werk, das viele gute Biographieen, beſonders der Franzoſen, enthält, auch für unſer Werk zu benutzen, wiewohl wir in demſelben den deutſchen Geiſt, dem wir auch in der Geſchichtſchreibung huldigen, vorwalten laſſen werden. Darum ſollen nur einige wenige beſonders ausgezeichnete Arbeiten aus jener franzöſiſchen Sammlung, wenn eine neue, beſſere Darſtellung nicht zu erhalten iſt, in einer fleißigen deutſchen Bearbeitung, ſeltner in einer bloßen Ueberſetzung, Aufnahme finden. Eben ſo enthält das, in der Verlagshandlung der Zeitgenoſſen erſcheinende Converſations-Lexicon mehrere Artikel, die auch für unſern Zweck ſich eignen. Sie unverändert hier abdrucken zu laſſen, würde ſich zwar nicht gebühren; die Verfaſſer aber werden einige, auf unſre Aufforderung, einer nochmaligen Umarbeitung unter-

werfen, daß ſie in noch größerer Vollkommenheit, oder unſerm Plan noch entſprechender, hier auftreten können.

Uebrigens iſt Alles ſo eingeleitet, und das Ganze ſo begründet, daß, ohne irgend etwas zu übereilen, die einzelnen Abtheilungen des Werks, in kurzen Zwiſchenräumen, auf einander folgen können. Es wäre möglich geweſen, ſchon früher einen ganzen Band zu liefern, wenn der Herausgeber ſich's nicht zur Pflicht gemacht hätte, nichts zu verſäumen, was dem Unternehmen einen bleibenden Werth geben kann, und mit der größten Gewiſſenhaftigkeit den gerechten Forderungen zu entſprechen, die an eine ſolche Sammlung gemacht werden dürfen.

Und ſo mögen die Zeitgenoſſen unſre Arbeit freundlich aufnehmen, und wenn das Vollkommene nicht geleiſtet werden kann, das möglichſt Gute, das geſucht und erſtrebt wird, gern anerkennen. Mit Geneigtheit werden wir Jedem entgegen kommen, und dankbar gegen Jeden ſeyn, der, auf irgend eine Weiſe, dem wohlgemeinten Unternehmen hülfreich die Hand beut, auch jeden gerechten Tadel ſorgfältig berückſichtigen, ohne durch grundloſe Urtheile uns auf unſerm Wege irren zu laſſen.

Im März 1816.

D. Friedrich August Koethe,
Profeſſor in Jena.

Zeitgenoſſen.

Erſten Bandes

Erſte Abtheilung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz I.

Kaiſer von Oeſterreich.

Von

T — Z.

Mit

einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Franz I.

Kaiſer von Oeſterreich.

Wer ſonſt könnte der Erſte ſeyn in der Reihe der Zeitgenoſſen, welche in dieſem Werke abgebildet werden ſollen, als der Erſte unter den vaterländiſchen Fürſten? Zwar werden unſre Darſtellungen nicht nach irgend einer Rangordnung auftreten; doch ziemte ſich's wohl, mit einem beſonders hervorleuchtenden Leben zu beginnen, in dem die Zeit ſich beſonders klar und erfreulich ſpiegelt, das zugleich der allgemeinſten und innigſten Theilnahme verſichert iſt. So konnte nicht lange die Wahl zweifelhaft bleiben; ſie mußte für den erhabenen Kaiſer, deſſen Perſönlichkeit die durch ganz Deutſchland herrſchende Verehrung ſeines erlauchten Hauſes, und deſſen, was daſſelbe Jahrhunderte hindurch dem Vaterlande geweſen, überall erhöht hat, mit höchſter Geneigtheit ſich entſcheiden.

Nach einer drei und zwanzigjährigen Regierungszeit Franz I. darf der Verſuch gewagt werden, ein einfaches Bild ſeines glorreichen Lebens aufzuſtellen; jetzt zumal, da mit der Herſtellung des Friedens in Europa, ein Theil ſeines großen Tagewerks vollbracht, mit der Beendigung des vieljährigen Kampfes, an dem er vom Anfang den bedeutendſten Antheil nahm, das Ziel, für das er keine noch ſo mühſelige Anſtrengung, kein noch ſo ſchweres und koſtbares Opfer geſcheut hat, großentheils erreicht iſt. Ein Hauptabſchnitt ſeiner Geſchichte iſt mit dem Jahre eintau-

ſend achthundert und funfzehn geendet; der bewunderns-würdige Erfolg ſeines unabläſſigen Strebens und Mühens hat über dieſes ſelbſt ein helles Licht verbreitet und es auf die glänzendſte Weiſe verherrlicht; ein reiches Daſeyn, eine gehaltvolle Wirkſamkeit liegt aufgeſchloſſen vor uns. Es können noch viele ruhmwürdige Thaten zu ſeinem Leben hinzukommen; der Kaiſer ſelbſt kann jetzt ſchon als Menſch und als Herrſcher, in ſeinem Geiſt und Willen, in der Beziehung zu ſeiner Zeit und ihrer Geſchichte, erkannt und verſtanden werden.

Das, was unter allen Verhältniſſen im Menſchenleben das Höchſte iſt, die Geſinnung, ſie erſcheint in dem, was die Gegenwart von dem Leben dieſes Fürſten zu erkennen vermag, ſchon klar und unverhüllt; ſie iſt bewährt durch die Beſtändigkeit, die ſie über den vielfachen Wechſel und Wandel der Zeit erhob, ſo wie durch die Früchte, die ſie getragen hat; die Probe vieler und ſchwerer Jahre, in denen wohl auch manche edle Kraft unterlag, eine wahre Feuerprobe, hat ſie untadelhaft beſtanden!

Deutſch von Art und Sinn, in ſeiner Frömmigkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Redlichkeit, Treue, in ſeiner Ausdauer und Beſtändigkeit, in ſeiner einfachen, würdigen Weiſe, wie ſeine geſammte öffentliche Wirkſamkeit ihn darſtellt, gewährt ſein Leben recht ein erfreuliches und erhebendes Bild, deſſen Züge, lauter vaterländiſche Tugenden, ein deutſches Gemüth mit beſonderm Wohlgefallen in ſchöner Klarheit auffaßt. Der Geſchichtſchreiber aber, der hier leicht nur als Lobredner erſcheinen kann, hat in der Wahrheit des Beſten, was er abzubilden verſucht, und in dem einmüthigen Urtheil der Mitlebenden ſelbſt, ein Zeugniß, das ſeine Treue über allen Zweifel erhebt.

Unſre Leſer werden dieſe Treue in der nachfolgenden Darſtellung, die wir einer gewandten und ſichern Hand, einem geiſtreichen Staatsmanne verdanken, gewiß nicht verkennen. Sie mögen, wie der Herausgeber, nicht alle Anſichten des Verfaſſers theilen, mit ſeinem Urtheil über weſentliche Verhältniſſe der Zeit nicht durchaus einverſtanden ſeyn; aber, was die Hauptſache iſt, die Aechtheit des Geſchichtlichen, die Wahrhaftigkeit alles deſſen, was den Geiſt und die Geſinnung des Kaiſers anſchaulich macht,

wird, wie abweichend auch ſonſt Anſicht und Meinung ſey, nicht verkannt werden.

Wenn vielleicht manchem hier mehr die Staatsweisheit des Oeſterreichiſchen Hofes, die ſichern Grundſätze, welche jene ſeit zwanzig Jahren unausgeſetzt behauptete, durch die ſie das Kaiſerreich aus dem Sturm einer drohenden Zeit nicht nur errettete, ſondern unter Leitung der Vorſehung es auch zu neuer Kraft erhob, mehr das Leben Oeſterreichs, als ſeines Herrſchers, entwickelt ſcheint; ſo wird auch dadurch die Darſtellung nur gerechtfertigt, der Leſer aber, der ihr dieß zum Vorwurf machte, irrte beſonders darinnen, daß er Oeſterreich und den Kaiſer auf eine Weiſe von einander trennte, wie ſie im Leben nicht getrennt ſind. Denn, wenn irgendwo, ſo iſt hier die Geſinnung, die Eigenthümlichkeit des Fürſten, auch der Geiſt, die Eigenthümlichkeit der politiſchen Grundſätze des Staats; die Staatsweisheit und Staatskunſt Oeſterreichs ward, ſeit zwanzig Jahren, weſentlich durch die Grundſätze des Kaiſers beſtimmt, und ging recht eigentlich aus denſelben, aus der Art, wie er menſchliche Verhältniſſe würdigt, ſich ſelbſt in der Beziehung zu ſeinem Lande, zu den Nachbarländern, und zu einer höhern Ordnung der Dinge empfindet, hervor. Sein Geiſt, ſein Gemüth, ſeine unbegränzte Ehrfurcht gegen das Geſetz, gegen den höchſten Geſetzgeber, gegen den unſichtbaren und doch offenbaren Lenker der Schickſale der Staaten, wie des Einzelnen, ſeine Verehrung deſſen, was als ein überliefertes, durch die Vergangenheit bewährtes Geſetz in der Verfaſſung und im ganzen öffentlichen Leben ſich ihm empfohlen hat; ſein Streben, das Geſetz, vor dem er ſich ſelber beugt, auch allgemein zur Anerkennung zu bringen; das iſt die Kraft, die den öſterreichiſchen Staat bewegt, die Staatskunſt leitet. Wir dürfen es ſogar als ein Zeugniß der Aechtheit einer Lebensgeſchichte des Kaiſers aufſtellen, wenn mehr Oeſterreich als der kaiſerliche Herr hervorzutreten ſcheint, weil nicht nur dieſer recht eigentlich in ſeinem Oeſterreich lebt, ſondern auch, ſelbſt das höhere Geſetz über ſich anerkennend, vor dieſem demüthig zurücktritt, und, weit entfernt ſich ſelbſt durch Eigenmacht bemerkbar machen zu wollen, vielmehr nur als der erſte Diener des Geſetzes, dieſes in Ausübung bringt, ohne dabei die Einwirkung ſeiner Perſönlichkeit hervorzuheben.

Drum muß auch beſonders, wer ihn darzuſtellen verſucht, in ſeinen nähern Umgebungen ihn beobachtet haben.

Des Kaiſers Jugend*) fiel in eine Zeit, die ſichtbar auf eine große Zukunft hindeutete. Sein kaiſerlicher Oheim, Joſeph II., in dem mit einem reichen und unternehmenden Geiſt ſich ein oft verkannter, wohlwollender Sinn vereinte, hatte erhabene, menſchenfreundliche Ideen, und darauf gegründete große Verbeſſerungspläne aufgenommen, die mit vielen damals beſtehenden Verhältniſſen in Zwieſpalt kommen mußten. Muthig, aber nicht mit Glück, beſtand er einen ſchweren Kampf mit Vorurtheilen und hergebrachten Formen, an welche ſein freierer Geiſt ſich nicht binden mochte, in denen er Hinderniſſe des Glücks ſah, das er, als Vater, ſeinen Völkern bereiten wollte. Er unterlag in dieſem Kampf!

Joſephs Bruder, Leopold II., Vater Franz I., wirkte auf ähnliche Weiſe, doch mit reicherem Segen und beglückender, in ſeinem kleineren Staate. Aber nach Joſephs Tode**) auf den größeren Thron berufen, ſah er ſich in einen Zwieſpalt hineingezogen, der manchen Rückſchritt unvermeidlich machte, und auch ſein Ende beſchleunigte***), nach kaum zweijähriger Regierung als Kaiſer.

Franz I. beſtieg den Kaiſerthron****) und den ererbten Thron ſeiner Väter. Damals hatte in Frankreich ſich ſchon die Flamme entzündet, die allen beſtehenden Verfaſſungen den Untergang drohte; die folgereiche Zuſammenkunft der Herrſcher Oeſterreichs, Preußens und Sachſens in Pillnitz†) hatte ſchon Maaßregeln vorbereitet, den Sturm zu beſchwören, und die zu fürchtende Verwirrung aller Verhältniſſe der Völker abzulehnen. Der Kaiſer erbte den, für ihn unvermeidlichen Krieg, der ſchon vor ſeiner Wahl erklärt war††). In-

*) Er ward gebohren am 12. Februar 1768.

**) Am 29. Februar 1790.

***) Am 1. März 1792.

****) Am 5. Julius 1792.

†) Am 25. Auguſt 1791.

††) Am 20. April 1792.

deß raſete der neue Freiheitstaumel in Frankreich fort; der König ſelbſt blutete unter dem Beil ſeiner Untertha-nen*). Des Kaiſers Bemühungen, die alte Ordnung der Dinge, Ruhe und Sicherheit wieder herzuſtellen, waren vergebens; in wiederholten Kämpfen unterlag die Tapferkeit und Standhaftigkeit der öſterreichiſchen Heeresmacht der Begeiſterung der Republikaner und ihrer neuen Kriegskunſt. Mit tiefem Schmerz ſah der Kaiſer ſeine ſchönſten Hoffnungen ſcheitern.

Wenn das Schickſal ſeines Oheims und Vaters ihm raſche Neuerungen in den beſtehenden Verhältniſſen ſchon bedenklich gemacht hatte, ſo erfüllte die furchtbare Ausartung der Staatsreformen ſeine, nur Treue und Geſetzmäßigkeit liebende Seele, mit Entſetzen. Er ſah den ungeheuren Kampf des Alten und des Neuen, in den Alles hingeriſſen zu werden ſchien, und fühlte ſich berufen, der Anmaaßung, Verwegenheit, und göttliches wie menſchliches Recht verläugnenden Neuerungswuth, ſich entgegen zu ſtellen, und um ſo beharrlicher das gute Alte, das er in einer höhern Ordnung der Dinge begründet erkannte, nicht nur ſeiner Neigung nach, ſondern auch ſeiner hohen Würde als deutſcher Kaiſer gemäß, unerſchütterlich aufrecht zu erhalten.

Für dieſen Zweck erſchienen ſeine Heere immer von neuem auf dem Kampfplatz; ſtandhaft auch dann, wenn alle andere Mächte ihn verließen, verfolgte er ſeinen großen Plan, den ſein frommer und gläubiger Sinn ihm ſelbſt als einen höhern Willen darſtellte, für den er eben darum auf höhere Hülfe, auch dann, wenn Alles zu mißlingen ſchien, mit Zuverſicht hoffte. Erſt dann trat er, einer künftigen Entwickelung des dunkeln Verhängniſſes harrend, vom Kampfplatz ab, als im Kampf für die alte Ordnung ſelbſt die heimiſchen Verhältniſſe ſo gefährdet waren, daß die Weisheit rieth, abzulaſſen von einem Bemühen, für das ſchon das Aeußerſte gewagt war. Aber in ſeiner Seele blieb auch dann noch entſchieden und feſt die Ueberzeugung, daß dem Drange der Zeit nicht mehr nachzugeben ſei, als was mit geſetzlicher Ordnung beſtehe und was die Fügungen der Vorſehung ſelbſt zu billigen

*) Am 21. Januar 1793.

ſchienen. Als endlich eine verderbliche Uebermacht alle Bemühungen, eine, wenn auch neue, doch in der alten gegründete, geſetzliche Ordnung herzuſtellen, frevelhaft verſpottet hatte; als es noch Einen großen Kampf galt um Europa's Freiheit, Recht und Ordnung, da rüſtete, mit Gottvertrauen, ſich auch der Kaiſer wieder, und trat in die Reihe der glorreich, aber noch mit zweifelhafter Entſcheidung Kämpfenden. Die Siege, die mit großen Erfolgen den Kampf krönten, feierte er, als Gottes Werk, und ſie gewährten ihm die Genugthuung, daß er ſein Leben nicht an einen fruchtloſen Plan verſchwendet habe, daß Ordnung und Geſetz von neuem zur Anerkennung gebracht ſey.

Aber man würde ſein Streben und Wirken mißdeuten, wenn man meinte, es habe ihm nur daran gelegen, allen Zeichen der Zeit zum Trotz, nur das Alte wieder herzuſtellen. Ein ſelbſtſüchtigeres Gemüth hätte dann mit der Rücknahme der Kaiſerkrone den Anfang gemacht; ein befangener Freund des Alten hätte nicht in ſo vieles Neue gewilligt, das ſein Widerſpruch, wenigſtens zum Theil, abwenden konnte. Die edleren Ideen, die Joſeph und Leopold gehegt, und auszuführen verſucht hatten, um welche ein ganzes Menſchenalter, unter den größten Leiden und vielfachem Wechſel der Dinge, von vielen ſelbſt unerkannt, unabläſſig gerungen, ſind ſeinem freundlichen Herzen, ſeiner klaren Vernunft, nicht fremd geblieben. Er konnte es nie für das Höchſte halten, daß es durchaus bleibe in den Staaten und menſchlichen Verhältniſſen, wie es war. Selbſt ſein frommer Sinn verwahrte ihn gegen den eitlen Wahn, daß irgend etwas Menſchliches vollkommen und abgeſchloſſen gut ſei, und im Fortgange der Zeit keiner Läuterung, keiner Beſſerung, keiner Wiedergeburt bedürftig. So gewiß er Gottes Ordnung und göttliches Geſetz als die Grundlage aller menſchlichen Ordnung zu allen Zeiten anerkannte, ſo gewiß war er überzeugt, daß die Völker und ihre Herrſcher nur dahin ſtreben können, Gottes Ordnung immer vollkommener in den menſchlichen Verhältniſſen herzuſtellen, und daß dieſe darum zu dem Beſſern immer fortſchreiten müſſen, zu einem Zuſtand, wo das göttliche Geſetz zur höchſten und allgemeinſten Anerkennung gebracht iſt, wo alle irdiſche Macht vor ihm ſich demüthigt, wo es alle Verhältniſſe

göttlich und menſchlich ordnet, wo es das höchſte Recht, das die Rechte Aller ſichert, auf Erden herſtellt, und ſo in Geſetzmaßigkeit die wahre Freiheit begründet wird. Nur mit dem Frevel und der Thorheit, auf den Umſturz aller alten Ordnung und Verfaſſung, eine ganz neue Welt, nach wandelbaren Anſichten, zu erbauen, konnt' er ſich nie befreunden. Denn ſeinem klaren Sinne mußt' es wohl einleuchten, wie Alles, was werden ſoll, in einem, was war und iſt, alles fortſchreitende Neue in einem Alten wurzelt, wie nichts nichtiger und verderblicher ſei, als die Gegenwart gleichſam abzuſchneiden von der Vergangenheit, und die neue Zeit nur in die Luft zu bauen. Josephs Unglück hatte ihm Mäßigung und Weisheit gelehrt in Allem, was umgeſtaltet, verbeſſert werden ſoll; und zum Zeugniß, daß ein edler Wille durch menſchliche Irrthümer nicht gänzlich verdunkelt werden kann, daß, unter der Leitung der Vorſehung, ſelbſt die verfehlten Bemühungen einer hohen Seele nicht gänzlich verlohren ſind, wirkt Josephs Geſinnung, das Unvergänglichſte ſeines Lebens, nachdem ſie die läuternde Prüfung beſtanden, in der Geſinnung ſeines glücklichern Neffen geſegneter fort, im Weſentlichen noch immer auf daſſelbe würdige Ziel gerichtet, das jener erſtrebte. Die beharrliche Geſinnung hat über die veränderliche Meinung triumphirt; auf eine bewährte Geſinnung gründet Kaiſer Franz alle Staatsweisheit, und richtet die Anſichten und Ideen der Zeit nur nach jener, die erſt wahrhaft über ihren Werth entſcheidet. Treu und bieder, recht ein deutſcher Mann, ohn' Argwohn, ohne Falſch, ohne Hoffarth, will und fördert er beharrlich das Gute, und iſt ſo, erhaben über Mißdeutung, der Gegenſtand allgemeiner Verehrung im ganzen Vaterland einzig durch ſich ſelbſt geworden, und der aufrichtigſten Huldigung, die ſich ſo klar und einmüthig in dem lauten Wunſch ausſprach, daß er die deutſche Kaiſerkrone ſeinem würdigen Haupte wieder aufſetzen möge. Und obwohl dieſer Wunſch nicht erfüllt ward, iſt er doch nicht fremder geworden dem deutſchen Volke, und ſo bewährt in ſeiner Geſinnung, daß dieſe, ſo weit ſie die Staatskunſt Oeſterreichs durchdringt, uns eine Bürgſchaft iſt für die volks- und zeitgemäße Verfaſſung, die kommen ſoll, und für das wahre Wohl Deutſchlands, ſo weit es von menſchlicher Veranſtaltung abhängig iſt.

So erſcheint der Erſte in der Reihe der Zeitgenoſſen, Kaiſer Franz, und das nachfolgende Bild ſeines Lebens wird die öffentliche Meinung von ihm nur beſtätigen, feſter begründen und aufhellen. K.

Es iſt verdienſtlich, einem Jahrhunderte, welches den Thron als einen Sitz der Willkühr, und die Herrſchaft als eine Sache des Genuſſes und der Leidenſchaft kennen gelernt, das Bild eines wahren Herrn und Fürſten vorzuhalten. Zwar ſind die Eigenſchaften des Vaters und Hauswirthes einer großen Völkerfamilie, wie alle häuslichen Tugenden, von einer gewiſſen, Ehrfurcht gebietenden Scheu vor der Oeffentlichkeit und Ruhmredigkeit unzertrennlich. Jedoch wenn die Zeiten erhebender Beiſpiele bedürfen, und eine allgemeine Waffenruhe die Betrachtung wahrhaft ſittlicher und menſchlicher Gegenſtände geſtattet, ſo iſt es gerade die Art der ſtillen Größe dieſes Monarchen, welche die Beſchreibung erträgt, weil ſie derſelben nicht bedarf und durch ſie nicht entſtellt noch entheiligt werden kann. An einem Herrn, der drei und zwanzig mühſelige, arbeits- und leidenvolle Jahre hindurch, außer dem Glücke ſeiner Völker und der Beruhigung von Europa, in deſſen Geſamtverhängniß unter allen Zeitgenoſſen ſeine Perſon und ſein Leben am meiſten verflochten war, nur Gewiſſen, Geſetz und Gott vor Augen hatte, möchte wohl die beſchränkte Kunſt der Rede und der Schmeichelei ihre Rechte verloren haben. Demnach iſt es nicht nur nützlich, ſondern auch erlaubt, daß man bei ſeinem Leben und unter ſeinen Augen der Welt zu ſagen verſucht, wer er ſei.

Der Beherrſcher eines Volks kann außer demſelben ſtehn, es als ſein Werkzeug behandeln; er kann auf der Höhe deſſelben thronen, von wo die Bedürfniſſe, Leiden und Wünſche der Einzelnen in großen Maſſen erſcheinen; der Kaiſer Franz ſteht in der eigentlichen Mitte ſeiner Völker, allen den Seinigen durchaus verſtändlich, einfach in ſeiner Lebensweiſe, vorwurfsfrei in jeder ſittlichen Beziehung, und ſo zugänglich für den Letzten und Erſten ſei-

nes Reichs, als unzugänglich für Günſtlinge oder irgend eine anderweite Beſtechung der Macht.

Durch die ſtrengſte Mäßigkeit und Ordnung hat er die nicht allzuſtarke körperliche Conſtitution ſo abgehärtet, daß ſie der ununterbrochenen Arbeit des Cabinets*) eben ſo ſehr, als allen Fatiguen des Krieges gewachſen iſt, und eine lange Lebensdauer verſpricht. Der Gebrauch des Weines und aller ſtarken, nervenſchwächenden Getränke iſt ihm fremd. Die Geſchäffte, insbeſondere die Arbeiten der innern Verwaltung, ſind ſein Lebensgenuß, die Naturwiſſenſchaft und die praktiſche Landwirthſchaft, in den wenigen Tagen des Jahres, wo er auf ſeinen Familienherrſchaften verweilen darf, ſeine einzige Zerſtreuung. Hier aber eben ſo wohl, als auf ſeinen Reiſen und Feldzügen, wird die Bearbeitung der Staatsgeſchäffte keinen Tag unterbrochen; ſein Cabinet und ſeine Regiſtratur folgt ihm überall hin: darin treffen die Antriebe des Gewiſſens und der Neigung in dem Leben dieſes frommen Fürſten überein, daß die beſten Stunden jedes Tages ſeinen Unterthanen gehören müſſen. Nach allen Marſchen, die er in Frankreich an der Spitze ſeiner Heere, oder in Begleitung ſeiner hohen Allürten, immer zu Pferde, zurücklegte, nach einer oft acht-, zehn-, auch zwölfſtündigen Fatigue, unter allen Unannehmlichkeiten der Jahreszeit, trat unmittelbar nach gehaltenem, frugalen Mahle, die Arbeit des Cabinets und die Berichtigung der laufenden Staatsgeſchäffte ein, und wurde bis in die einbrechende Nacht fortgeſetzt. Die Abweſenheit des Kaiſers aus ſei-

*) In den öffentlichen Audienzen zu Wien hört und beantwortet er wöchentlich, acht bis neun Stunden hinter einander ſtehend, die Klagen und Bitten von Hunderten ſeiner Unterthanen. Bürger der Stadt Wien, Generale, hohe Staatsbeamte, Bauern aus den Provinzen, arme Witwen, Kaufleute, Perſonen aus allen Ständen rücken nach der Reihe der Ankunft in das Audienzzimmer des Kaiſers vor. Jeder Bedürftige kehrt getröſtet und beruhigt zurück. Der Kaiſer hat ihn aufmerkſam über alle Umſtände befragt, ſich an Vieles erinnert, in der Sprache eines jeden ermahnt, belehrt, aufgerichtet. Die Verfaſſung kann er dem Bittenden zu gefallen nicht ändern, aber ſeine Privatſchatulle ſteht dem Leidenden offen, und mehr als das, jeder nimmt das erhebende Gefühl der Vorſorge eines Herrn und Freundes mit ſich nach Hauſe.

ner Hauptſtadt oder ſeinen Staaten verändert in dem Gange der Verwaltung nichts: Courierverbindungen ſind ſo regelmäßig eingeleitet, daß auch in den meiſten Fällen der Zeitverluſt eingebracht wird.

Ohne die feierliche Repräſentation zu lieben, weiß er ſich ihr mit Leichtigkeit, wo es nothwendig iſt, zu unterwerfen. An einem der glänzendſten Höfe von Europa erſcheint das Haupt der erſten Familie, der vornehmſte Mann ſeiner Zeit, ſchlicht, doch ehrfurchtgebietend, ſo daß jeder, der ihn nie ſah, in ihm den Kaiſer, noch mehr aber den erſten Bürger, den erſten Landwirth ſeines Reichs erkennt. Ohne die Ziererei fürſtlicher Herablaſſung miſcht er ſich gern, wo es die Gelegenheit mit ſich bringt, unter ſeine Unterthanen, gefällt ſich als Bürger ſeiner Hauptſtadt dem Letzten der Mitbürger auszuweichen, oder in der Reihe der Spazierenfahrenden nachzufolgen, wo es die Ordnung der Stadt vorſchreibt; wie es überhaupt ſeine eigentlich herzlichſte Freude iſt, ſich dem Geſetz, bis auf die letzte polizeiliche Vorſchrift herab, zu unterwerfen.

Auf ſeinen Reiſen und Feldzügen führt er, wo es angeht, ein bedeutendes Gefolge mit ſich. Es iſt nicht Luxus, wie der Anblick zeigt; es iſt das Bedürfniß, ein Hausweſen, eine Familie der Seinigen um ſich zu haben, für die er bis auf die kleinſten Bedürfniſſe herab ſorgt, die in Freundes und Feindes Land gleich gern geſehen werden. Frankfurt und Heidelberg vergeſſen es nicht, wie ſie den Herrn von Oeſterreich in der anſpruchloſen Hoheit eines deutſchen Edelmannes und Hauswirthes in ihrer Mitte geſehen haben.

Vertraut mit den verſchiedenen Landesſprachen ſeiner Monarchie, liebt er dennoch die deutſche vor allen andern, ſogar vor ſeiner zweiten Mutterſprache, der italieniſchen. Er ſpricht ſie mit Vorliebe in dem Dialekt ſeiner Gebirge und ſeiner Hauptſtadt, in den eigenthümlichen Tönen und Wendungen, welche den Charakter des Volks ihm, wie ihn ſeinem Volke immer gegenwärtig erhalten. Andrerſeits ſchreibt und dictirt er ſie mit einer Correctheit, Deutlichkeit, Kürze und Präciſion, die unter den deutſchen Geſchäfftsmännern ſelten iſt, während er jeden Verſtoß gegen die Reinheit der Sprache in den Berichten ſeiner Behörden bemerkt und rügt.

Sein Gedächtniß iſt die Controle der Monarchie. Ohne Uebertreibung kann man ſagen, daß von den Millionen ſeiner Unterthanen, welche ſich während ſeiner drei und zwanzigjährigen Regierung bittend, klagend, in den öffentlichen Audienzen, durch den Weg der Hof- und Landesſtellen, oder perſönlich auf ſeinen vielfältigen Reiſen an ihn gewendet haben, niemand iſt, deſſen er ſich nicht vorkommenden Falls erinnern würde, und daß die Localität ſeines Reichs ihm gegenwärtig iſt, wie ſeine Hofburg zu Wien.

Dies Gedächtniß iſt nicht blos angeborne Kraft der Seele, ſondern noch mehr eine Wirkung jenes hauswirthlichen Intereſſe, das ſich in den Wirkungskreis eines Jeden, in ſein Wohlſeyn, ſeine Gemächlichkeit und Betriebſamkeit behaglich zu verſetzen weiß, und weder den letzten Bauernhof in Siebenbürgen, noch die einſamſte Wohnung in den Alpen ausſchließt, daher auch Perſonen, Verhältniſſe und Ereigniſſe für die Erinnerung wohl aufzubewahren weiß. Seine Gelehrſamkeit in allen, auf die bürgerliche Geſellſchaft und ihre Verbeſſerung bezüglichen Dingen, die Kunſt- und Naturkenntniß, die Forſchbegierde, die man überall in der Fremde an ihm bewundert hat, ſind nur Folgen der geſchwinden Beziehungen, in die alle Gegenſtände auf ſeinen tiefen Sinn für jede Art der Haushaltung treten.

Man muß ihn im Geſpräch mit den Großen ſeines Reichs, wie mit ſeinen Bauern, eingehend in ihre Bedürfniſſe und Verhältniſſe, geſehen haben; man muß, wenn von Oeſterreich die Rede war, in dem Munde dieſes Herrn die erhabenen Worte: ich und mein, oder bei mir, gehört haben, um den großen Verwalter der Angelegenheiten ſeiner Völker — ganz wie ſeiner eigenen, — den Meyer ſeines Reichs, wie Carln den Großen, zu erkennen; um einzuſehn, daß ſein Herz ihn an alles erinnern müßte, was ſein Gedächtniß etwa vergäße. Daher iſt die Vorſtellung des Kaiſers als Vater, oder noch bezeichnender in ſeinem tyroliſchen Beinamen, des Brodvaters, in Oeſterreich nicht etwa eine ſinnbildliche, wie ſo oft, ſondern im eigentlichen Verſtande des Wortes die wahre und natürliche.

Man hat das Glück, oder beſſer nach einem chriſtlichen Ausdrucke, den Segen bemerklich gemacht, der ſeit Jahrhunderten über dem Hauſe Oeſterreich waltete, und wie alles Unglück dieſer erhabenen Fürſtenfamilie immer im Verfolge der Zeit zu größerem Gedeihen führen mußte. Nie aber erſchien dieſe Bemerkung wahrer, als in dem achtzehnten und dem laufenden Jahrhunderte. Als die Selbſtherrſchaft nach willkührlichen Plänen und Entwürfen durch das verführeriſche Beiſpiel Friedrichs des Großen zu einer Art von Fürſten-Mode in Europa, als ſpäter das Geheimniß der Verfaſſungs- und Regierungskunſt ein Problem aller Talente wurde, als alle Bande des Gehorſams zerriſſen — welche tiefſinnige Form der Politik, könnte man fragen, hat denn damals dieſes mitteländiſche, von allen Seiten den Einflüſſen des Jahrhunderts ausgeſetzte Oeſterreich gerettet; was hat ihm die Bindung, den Zuſammenhang gegeben, eine ſolche Zeit nicht nur zu überleben, ſondern ſie zuletzt in ihre Fugen zurückzuführen? — Die Antwort iſt: Statt aller Staatskunſt ein einfaches, mütterliches, von Gottesfurcht geleitetes Gefühl in der großen Maria Thereſia, und der Vaterſinn ihres Enkels, des Erben ihres Herzens.*) Erhaben über alle Sprachverſchiedenheit des Italieners und des Deutſchen, des Böhmen und des Ungarn, ſiegte dieſes menſchliche Gefühl auch über die ganze Sprachverwirrung des Jahrhunderts. Der Segen Oeſterreichs war die Frömmigkeit ſeines Fürſtenhauſes.

Noch merkwürdiger aber iſt es, wie ſelbſt die Irrthümer einzelner Regenten dieſes Hauſes zum Glücke des Gan-

*) Die Kaiſerin Maria Thereſia war ſeit dem Tode ihres Gemahls weder bei den Luſtbarkeiten des Hofes, noch im Theater erſchienen. Es war am 19ten Februar 1768, als ſie Abends, im Nachtkleide in ihrem Cabinette arbeitend, durch einen Courier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhielt. Ohne alle Begleitung ſtürzt ſie durch die Vorzimmer und die daran ſtoßenden Corridors in das Theater nächſt der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt ſich durch alle Kammerherrn, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt bis an den vorderſten Rand der Loge hindurch, und ruft mit entzückter Stimme in der ungekünſtelten Sprache ihres Volks in das Parterre hinab: „der Leopold hat a Bueb'nl" Jeder Ausdruck iſt zu ſchwach, um die Wirkung dieſer Worte zu beſchreiben.

Ganzen ausſchlagen mußten. Wer erinnert ſich nicht mit derjenigen Rührung, welche das Fehlſchlagen großer und menſchenfreundlicher Abſichten immer erwecken muß, der Regierung, welche den Zwiſchenraum zwiſchen dem Tode der Maria Thereſia und der Thronbeſteigung des Kaiſers Franz faſt allein ausfüllt? Joſeph unternahm, die Einheit und den Zuſammenhang der Monarchie, welchen die Mutter durch ein unſichtbares Mittel ohne Störung der äußeren, hier und dort gealterten, alſo mitunter ſpröde gewordenen Formen, bewirkt, nunmehr äußerlich für ſeinen großen Verſtand im Buchſtaben, im Syſteme herzuſtellen. Republikaniſcher und ſtrenger, als Friedrich, ward er aus Begeiſterung für die Gerechtigkeit, und für die Freiheit zum Despoten. Die Provinzen, die Stande, die Völker Oeſterreichs, an jenes Gefühl gewöhnt, welches jedes ſeiner Kinder in ſeiner Art und Denkweiſe zu lieben und alſo zu beherrſchen weiß, widerſtrebten den Entwürfen des edlen Kaiſers, der die Menſchheit nur im Ganzen, nach der Abſtraction ſeines Jahrhunderts, zu lieben wußte.

In der Schule dieſes Monarchen, und als nächſter Zeuge des Mißlingens ſeiner Entwürfe, betrat Franz ſeine öffentliche Laufbahn im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens. Die Tugenden Joſephs, ſeine ſtrenge Gerechtigkeit, ſeine reſignirende Unpartheilichkeit, die Hingebung, womit er die beſten politiſchen Lehren ſeiner Zeit, als Diener des Geſetzes und des vaterländiſchen Wohles ausübte, wirkten tief auf ſeinen Zögling, der in dem trüben Schickſale des geliebten Oheims zugleich alle Wirkungen einer kalten Staatsphiloſophie, ſo wie die Folgen übereilender Regentenwillkühr, vorgreifender Aufklärung und einer ungeduldigen Leidenſchaft für das Gute nicht nur wahrnahm, ſondern theilnehmend erlebte. — Nichts wirkt auf wohlgeartete Gemüther tiefer, als der Schmerz über die Irrthümer und Fehler geliebter Angehörigen. Die Liebe erklärt den Mißgriff; und da der Fehlende nicht verdammt werden kann, ſo wird der Fehler ſelbſt um ſo ſichrer und gründlicher abgelehnt.

So gingen die unvergeßlichen Eigenſchaften Joſephs, ſeine Achtung für die Menſchheit, ſeine Ehrfurcht vor dem Geſetz, ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden Fortſchritt des Jahrhunderts, ſeine ſtrenge Haushaltung mit der

Zeit und den übrigen Mitteln der Herrſchaft von dem Oheim auf den Neffen über, ohne jenen Beiſatz verzehrender Ungeduld, dem es eigentlich zuzuſchreiben iſt, daß ein ſo großes Talent wirkungslos an ſeiner Nation vorüberging. Für ſeinen Neffen hat er gelebt, dieſen durch ſeine großartigen Tugenden und durch das Beiſpiel ſeiner Irrthümer gewaffnet für den ſchweren Kampf und Sieg ſeiner Regierung, und ſo auch er ſegensreich gewirkt für alle kommenden Geſchlechter ſeines Volks.

Unſer Zeitalter iſt über die Vorſtellung, die es ſich von einem wahren Regenten zu machen hat, nicht einig mit ſich ſelbſt. Die Staatstheorien haben ihm das Ideal eines ephemeren Tyrannen, der, ohne Beziehung auf die Vorwelt, und ohne Verantwortung vor der Nachwelt, nur für das natürliche Wohlſeyn, für die Luſt, oder eigentlicher für die Beluſtigung ſeiner Zeitgenoſſen lebt, ſo lange zur Anbetung aufgeſtellt, bis es zu unſrer Demüthigung in die ſchrecklichſte Wirklichkeit überging. Nun, da jene Götzen gefallen ſind, iſt es Pflicht zu zeigen, wie ſich die Regenten-Arbeit des gebohrnen Fürſten von den einzelnen Thaten-Blitzen eines ſolchen regierenden Talents unterſcheidet, und wie unter allen kaiſerlichen Tugenden die Geduld den erſten Rang einnimmt.

Dies iſt die Tugend, welche der Kaiſer Franz, durch des großen Joſephs Ende gewarnt, auf den Thron mitbrachte, unter allen Staatsgeſchäfften, bei jeder Einrichtung und Verbeſſerung ſeines großen Hausweſens, wie unter den größten Bekümmerniſſen, die das Herz eines Landesherrn und Vaters treffen konnten, übte, und der Oeſterreich, vielleicht Europa, ſeine Rettung verdankt. Es iſt die Rede von einer thätigen und ſelbſtbewußten Geduld, von einer aufmerkſamen aber gelaſſenen Hingebung in einen höheren Gang der menſchlichen Dinge, als den der Einzelne aus ſeinem beſchränkten Standpuncte beſchleunigen oder wohl gar verändern könnte; von einer Geſinnung, die das Gute walten, ſich entwickeln, ſich erprüfen läßt, unbeſchadet der Wachſamkeit gegen das Böſe und der Benutzung jedes Moments, wo dem Leidenden und Hülfloſen beizuſtehn wäre; von einer Langmuth des Geiſtes und der Unterſuchung, welche jedes Für und Wider, Vergangenheit und Zukunft, die entfernten wie die

naben Umſtände bei jedem Beſchluſſe zum Worte kommen läßt; kurz von jenem ruhigen Sinne, der wie eine Lebensluft alle Geſetzgebung umfangen ſollte, und der freilich nur in einer Seele, die auf eine unſichtbare Welt gerichtet iſt, bleibend beſtehen kann.

Die lebende Generation hat allezeit ein Streben, den Lauf des Staates zu beflügeln, das größere Zeitmaaß zu vergeſſen, wonach die Angelegenheiten einer ſolchen unſterblichen Familie einzurichten ſind. Daher iſt auch der eigentliche Nutzen wohlconſtituirter, geſetzgebender und ſtändiſcher Verſammlungen darin, daß ſie retardiren und hemmen, und, wie der Pendul dem Gewicht in der Uhr, dem Drange des augenblicklichen Intereſſe die ruhige, rhythmiſche Bewegung mittheilen. So hat der Kaiſer auf die Geſetzgebung ſeines Landes mäßigend, reinigend, befeſtigend gewirkt; um ſo wohlthätiger, als ſich die ganze umgebende Welt nur im Fortſchreiten zu gefallen ſchien.

Die Allmähligkeit, die ſich von dieſer Eigenſchaft des Monarchen aus dem geſammten Gange des Staatskörpers mitgetheilt hat, ſcheint dem unerfahrenen Blicke ein Mangel. Der Einzelne, der Fremde — gewohnt, das Regierungswerk als eine Privatfertigkeit, als das Geſchäfft einer guten Stunde, als eine Reihe glücklicher Einfälle zu betrachten — klagt über Langſamkeit, Schwerfälligkeit, Spuren einer alternden Monarchie. — Wohlan! Europa hat im Anfange des Jahres 1815 — im gegenwärtigen Jahrhunderte zum fünften Male — in wenigen Wochen in dieſer alten Monarchie für die Freiheit der jungen Monarchien wie mit einem Zauberſchlage ein Heer entſtehen und am Rhein aufſtellen ſehn, das nach dem Zeugniſſe der Kenner, die zu Wien verſammelt waren, alle Erwartungen, welche der größte Bewunderer der Monarchie hegen konnte, weit überſtieg. Wohlverſtanden, nachdem ſich Oeſterreich ſchon vorher, ehe der Ruf der Unabhängigkeit das Feldgeſchrei der Europäiſchen Völker geworden war, im einzelnen Kampfe gegen das allgemeine Unglück verblutet zu haben ſchien. Wo war denn die Europäiſche Jugendkraft vor dem Jahre 1809, dem Jahre der Landwehr, dem Jahre von Aspern? — Das iſt Oeſterreichs alternde Trägheit in der auswärtigen Po-

litik! Wo aber im ganzen Gebiete der innern Staatsverwaltung hat je die unmittelbare Hülfe des Monarchen, wo ſie wirklich nothwendig war, gezögert?

Der weſentlichſte Zug der, unter dem Einfluſſe des regierenden Kaiſers, ausgebildeten Verfaſſung Oeſterreichs, iſt ein ſtrenges Feſthalten an der juriſtiſchen Form in allen Theilen der Adminiſtration. Während ſich in den meiſten übrigen Staaten die cameraliſtiſchen und polizeilichen Zweige der Verwaltung, bis auf das Studium herab, von dem alten juriſtiſchen Stamme abgeſondert hatten, ſo daß man nicht ſelten die höchſten Stellen der Verwaltung von Individuen beſetzt ſah, welchen die Civilgeſetzgebung ihres Landes fremd war; während der theoretiſche Grundſatz einer nothwendigen Scheidung der ausübenden Gewalt von der richterlichen, durch verkehrte Anwendung, jener unſeligen Trennung ſo weit Vorſchub leiſtete, daß der Staatsmann und der Richter eines und deſſelben Landes meiſtentheils in ganz verſchiedenen Regionen zu ſtehen ſchienen — hat der Kaiſer mit einem erhabenen Eigenſinn die juriſtiſche Form, mehr oder weniger, überall feſtgehalten. In ſeinen Augen iſt jeder ſeiner Beſchlüſſe, bis auf die unbedeutendſte Perſonalernennung herab, G e ſ e tz, entſteht mit derſelben Beachtung aller Umſtände und Formen, und kann nur auf demſelben ſchwierigen und gewiſſenhaften Wege wieder aufgehoben werden. *)

Bei der größten Arbeitſamkeit, welche die Geſchichte auf irgend einem Throne nachweiſen möchte, bei einer Geſchäftsgewandtheit, die richtig geſchildert würde, wenn man von ihm ſagte, daß er unmittelbar ohne Verlegenheit das Präſidium jeder einzelnen ſeiner Hof- und Länder-Stellen, ja die Leitung jedes Kreisamts ſeiner Monarchie übernehmen und glücklich fortſetzen könnte, müſſen

*) Sehr häufig vernimmt man aus dem Munde des Kaiſers die Worte: „Was ich an der Sache thun kann, ſoll gern geſchehen!“ oder: „Wenn es nach mir ginge, ſo müßte dieſes oder jenes anders entſchieden werden“ — Aeußerungen, auf die der Unerfahrene erwiedern möchte: „Aber Ew. Majeſtät ſind der Herr!“ — Unſere Leſer werden den ehrwürdigen, republikaniſchen Sinn dieſer Worte eines ſ e l b ſt r e g i e r e n d e n Monarchen zu ſchätzen wiſſen.

dennoch Entſchließungen, die der gewiſſenhafteſte Mann in Europa faßt, um ſich ſelbſt, nachdem er ſie gefaßt, zuerſt und am gehorſamſten ihnen zu unterwerfen, verhältnißmäßig langſam erfolgen. Die Einrichtung der Inſtanzen ferner, welche aus der Juſtizverfaſſung auf alle übrigen Verwaltungszweige (mit einziger Ausnahme der Polizei) übergegangen iſt, allwo ſie den oberen, den Hofſtellen den ehrwürdigen Charakter einer Art von Volksvertretung mittheilt, demnach eine Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit und ein genügendes Organ der Bitten, Klagen und Bedürfniſſe jedes Einzelnen bildet, muß die Entſcheidungen verzögern. — Endlich die Abneigung des Kaiſers gegen alle Präſidial-Entſcheidungen und Eigenmächtigkeiten ſeiner Diener, ſein Dringen auf Verhandlung jeder wichtigen Angelegenheit in voller Rathsſitzung — das kräftigſte Gegengewicht gegen den Büreaugeiſt, (der von der Herrſchaft der Formen unzertrennlich iſt), und zugleich das ſicherſte Mittel, jedem ſeiner geringſten Räthe das ſtolze und würdige Selbſtgefühl eines Staatsbeamten zuzuwenden — auch die hieraus entſpringende vielſeitige, ich möchte ſagen, republikaniſche Erörterung jedes Geſchäffts muß den Abſchluß der Sachen in die Länge ziehn. In einzelnen Fällen wird ein einziger gewandter Präfect oder Generalcommiſſär der Maſſe nach ſo viel, als ein ganzes Oeſterreichiſches Rathsgremium zu Tage fördern können. — Wenn es aber darauf ankommt, daß jede Anſicht der Sache ihren Vertreter finde, daß die Weisheit der Vorfahren in früheren Entſcheidungen gegenwärtig erhalten werde, wenn Sinn und Geiſt des Geſetzes, wenn der rechtliche Zuſammenhang des Staats, wenn das Bewußtſeyn jedes Bürgers, daß er vor jeder Stelle umſtändlich gehört werde, jede Angelegenheit, von der ſein Wohl und Wehe abhängt, im ordentlichen Wege vor den Thron ſeines Kaiſers bringen könne, behauptet werden ſoll, wer möchte alsdann die Formen um den Preis der Beſchleunigung hinwegwünſchen!

An dieſe Formen hat ſich der Kaiſer mit der energiſchen Geduld einer großen Seele gehalten, als ſein Zeitalter ſchwankend und unſicher wurde, als alle andern hergebrachten Grundſätze der Herrſchaft zu verſagen anfingen, und als der Augenblick den Sieg über die Jahrhunderte

davon zu tragen ſchien. Dieſe alten, langſamen Formen der Gerechtigkeit haben ſich mit der unzerſtörbaren Jugendkraft ſeiner Monarchie wohl vertragen. Die Blüthe jeder Generation iſt deshalb nicht um eine Stunde ſpäter auf dem Felde der Ehre erſchienen; jedes Nationalunglück war deshalb nicht minder ſchleunig verwunden und verſchmerzt; und wo die Geduld, die beſonnene Gelaſſenheit des Kaiſers zu zögern ſchien, da hat die bereitwillige, oft zuvorkommende Hand des Vaters gelindert und gerettet. In und durch dieſe Formen hat er, der vollſtändigſte Zeuge und ausdauerndſte Gegner der großen Revolution unſrer Zeit, die Verbindung mit der Europäiſchen Vorwelt aufrecht erhalten, die ſie zu zerreiſſen ſchien. Zugleich hat dieſe ſtille Conſequenz der Gerechtigkeit in Oeſterreich zu einem Reſultate bürgerlicher Freiheit geführt, wie es den lärmenden Wortrednern des Jahrhunderts nirgends gelungen iſt.

Der Kaiſer hat ſich nunmehr Zeit und Ruhe erworben, um unter der Heilung der Wunden, welche ein zwanzigjähriger Krieg bei der vorkämpfenden Macht hinterlaſſen mußte, die Verfaſſung zu vollenden, deren Grundlage er entworfen und behauptet hat. Die einzelnen Mißverhältniſſe und Disharmonien, die in den Schwierigkeiten der Zeit, vornehmlich in der finanziellen Lage aller Europäiſchen Regierungen ihren Grund hatten, kennt niemand beſſer, als er ſelbſt. Die ungünſtigen Wirkungen des Papiergeldes, großentheils Folgen der Neuheit dieſes ſtaatswirthſchaftlichen Mittels, der Irrthümer der in Europa herrſchenden ökonomiſchen Theorien, und des Ueberbrauchs, den der Krieg für die Unabhängigkeit Aller nothwendig machte, hat niemand tiefer empfunden, als er, dem die Gerechtigkeit über Alles ging, der in der moraliſchen Würde und Unabhängigkeit ſeiner Beamten eine Hauptſtütze ſeines Thrones ſah, und der ſeine Unterthanen tauſendfältigen Entbehrungen Preis gegeben wußte. Nie aber darf unter der gerechten Klage über dieſes Uebel vergeſſen werden, daß durch die gefährlichſte aller finanziellen Operationen, wenn ſie unter dem Drange der Zeitumſtände und unter dem Streite der Theorien vorgenommen wird, eine allgemeine Umwälzung des Abgaben-Syſtems, und eine Verewigung des Unglücks durch endloſe Verſchuldungen, ſowohl des Staates, als der Stände und

Grundbeſitzer, vermieden worden. Die vorhandenen Staatsſchulden ſtehen im Verhältniſſe zu den Kräften der Monarchie. Alſo, ohne die Grundlage des Staats, den Boden und ſeine Beſitzesverhältniſſe weſentlich anzutaſten, oder zu verwirren; ohne die Hauptlaſt der Zeit der ſpäteſten Nachwelt aufzubürden, traf dieſes Uebel, wie der Krieg ſelbſt mit ſeinen ungleichartigen Verheerungen, das gegenwärtige Geſchlecht, dem zur Entſchädigung zugleich der Ruhm des Gelingens eines ſolchen Werks, und die verſöhnende unermüdete Obhut eines Vaters zu Theil wurde. Das Stammcapital des Reichs, das Skelett der Monarchie, kurz die eigentliche Perſon Oeſterreichs blieb unverändert; im Großen und Ganzen blieben die ökonomiſchen Verhältniſſe geſchont für eine ruhige, gründliche Reform in günſtigeren Zeiten; und dem Monarchen blieb die Genugthuung vorbehalten, auch die unverſchuldete Unbilligkeit zu verſöhnen.

In einer treuen Schilderung der innern Verwaltung Oeſterreichs würde der haushälteriſche Sinn des großen Vorſtandes, und eine gewiſſe gleichmüthige Erwägung aller Staatsangelegenheiten, die, eben ſo weit von Vorliebe, als von Vorurtheil entfernt, jedem Gegenſtande ſein Recht und den ihm gebührenden Antheil zuwendet, überall hervorleuchten. Dennoch iſt jede einzelne adminiſtrirende Stelle durch ihre ganze Einrichtung zu einer eigenthümlichen, faſt partheiiſchen Anſicht des vorliegenden Geſchäffts berufen. Gerade aus vielfältiger Oppoſition der Stellen untereinander ergibt ſich jener ſchwebende und ruhige Standpunct, jene Vollſtändigkeit der Erörterung, deren der höchſte Richter für ſeine Entſcheidung bedarf.

Iſt es darauf angelegt, einen einzelnen Plan in Oeſterreich durchzuſetzen, ſo mag es beſchwerlich fallen, daß der Kaiſer mit ſeinem großen praktiſchen Blicke allezeit gerade den erbittertſten Gegner der Idee oder des Intereſſes, welche dem betreffenden Plane zum Grunde liegen, zum Referate oder zum Gutachten über denſelben aufzufinden weiß. Wenn der wohlgemeinteſte Verbeſſerungsentwurf von allen Seiten die Feuerprobe der heftigſten Oppoſition zu durchgehen hat, bevor ihn die gereifte Entſcheidung des Monarchen zum Geſetz, und dadurch,

daß dieſer ſich nun ſelbſt vor ihm beugt, über allen Angriff erhebt; oder wenn ein unabhängiger, eigenthümlicher Charakter, der als Beamter nach freier Anſicht für das Wohl des Vaterlandes zu leben unternimmt, einen vieljahrigen, oft tieferſchütternden Kampf mit Perſonen und Formen beſtehen muß, bevor er das volle Vertrauen ſeines Kaiſers gewinnt — ſo mag manche gute, aber halb entwickelte Abſicht ſcheitern, manches glückliche, aber unkraftige Talent darüber zu Grunde gehen: jedoch die Ordnung und das Wohl des Ganzen beſteht um ſo ſicherer. Daß die Würde des Geſetzes und der Gehorſam gegen das Beſtehende, Vorhandene bewahrt werden, daß die Geſetzgebung nicht zu gemeinem Menſchenwerke, zu einer Rennbahn der Eitelkeit herabſinke, ſondern in beſtändigem Andenken an die ewige Quelle aller Gerechtigkeit, unter Mitwirkung aller gegebenen Umſtände vollzogen werde, iſt das erſte Bedürfniß der bürgerlichen Geſellſchaft. Große Gedanken ſind nur dann gute Gedanken, umfaſſende Plane ſind nur dann wahrhaft menſchliche Pläne, ausgezeichnete Talente ſind nur dann wohlthätige Talente, wenn ſie ſich dem Beſtehenden einzuordnen wiſſen, oder wenn ſie durch alle Hinderniſſe und Widerſprüche aus innerer Kraft des gerechten Willens hindurchzudringen vermögen. Nur durch eine gewiſſe, auch ihnen inwohnende Geduld werden ſie des Kaiſers würdig.

Die aufmerkſame Erwägung der innern Verhältniſſe Oeſterreichs erinnert an unzähligen Stellen, zumal durch die überall herrſchende Oppoſition der Anſichten, an England, wie verſchiedenartig die Formen beider Reiche auch erſcheinen mögen. Der Grund iſt, weil die Wirkungen conſequenter Gerechtigkeit und naturgemäßer Einrichtung überall dieſelben ſind, und weil in beiden Ländern im Zweifelsfalle der erprüften Erfahrung (precedent) vor den Theorien der Zeit ein conſtitutioneller Vorzug eingeräumt wird. Jene einzig gute Anſicht des Geſetzes, da es die Form der wahren bürgerlichen Freiheit iſt, mit ihr in allen gerechten Forderungen übereinkommt und durch ſie verbürgt wird, hat ſich in der zwanzigjährigen Ausübung aus der Seele des Kaiſers in alle Theile der Verfaſſung ſo übertragen, daß es auch ſeinen Nachfolgern nicht mehr frei ſtehen wird, das Unrechte zu wollen. Die Spuren wahrer Gerechtigkeit gehen ſo tief, daß ein gan-

ges treuloſes Jahrhundert ſie nicht auszulöſchen vermochte.

Wir werden die im Auslande völlig unbekannte, vom Zeitgeiſte, weil ſie ihm widerſtrebt, mißverſtandene, und für die politiſche Theorie, insbeſondere der deutſchen Geſetzgebung, tief lehrreiche Verfaſſung Oeſterreichs an einem andern Orte ausführlicher beſchreiben. Hier genügte es, ſie, als den weſentlichſten Charakterzug ihres Urhebers und Oberhauptes, in dem Geiſt und Sinne, der ihr zum Grunde liegt, darzuſtellen.

Was der Monarch, als Vortreter der ehrwürdigen Fürſtenreihe unſers Welttheils, als Erbe ſeines Hauſes und treu dem Berufe, den ihm einſt die Römiſche Kaiſerkrone zu Frankfurt auflegte, für Europa und für Deutſchland gethan, wird von Millionen anerkannt, die nicht unter ſeiner Herrſchaft leben.

Die Geſchichte findet ihn zuerſt an der alten, würdigſten Stelle eines Erbprinzen von Oeſterreich, an der Spitze eines Heeres, an der Grenze der Chriſtenheit gegen die Türken. Aber ſchon lange bevor er den Thron beſtieg, hatten ſich die drohenden Verhängniſſe der Welt nach dem Weſten gewendet. Zu Pillniz wurde der Bund geſchloſſen, dem, in ſeinem wahren Oeſterreichiſchen Sinne, ununterbrochen treu zu bleiben, dieſem Prinzen, einem der jüngſten Beiſitzer des Congreſſes, vorbehalten war.

Nicht die wahrhaft liberalen Ideen des Jahrhunderts waren der Oeſterreichiſchen Politik ein Aergerniß, vielmehr hatten ſie keinen thätigeren Beſchützer, als den unvergeßlichen Großherzog von Toskana, Leopold, der damals als Kaiſer in die Reihen gegen Frankreich trat. Auch hatten unter Oeſterreichs mildem Scepter freie Verfaſſungen durch ein halbes Jahrtauſend geblüht, ehe die Theorien der Freiheit ein ganzes Zeitalter berauſchten. Ein ſtolzes Selbſtgefühl des Unterthanen, unbeſchrankt, als nur allein durch Gottesfurcht, Pflicht, Sitte und Ehre, war an den Höfen der Häuſer Habsburg und Lothringen zu allen Zeiten wohlgelitten.

Nicht die unbedingte Wiederherſtellung des Alten war der Zweck, oder auch nur das Intereſſe dieſer alten Poli-

tik. Tauſend neue Ideen, nachdem ſie die Probe der Erfahrung überſtanden hatten, waren im Wege ſanfter Reform in die Oeſterreichiſche Verwaltung naturgemäß eingedrungen, ohne daß das wahrhaft gute Alte deshalb zurückzutreten brauchte. Die weſentlichen Fortſchritte der Zeit konnten einer Regierung, die ſo tief in die Bildungsgemeinſchaft von Europa verflochten war, wohl nicht fremd, nicht feindſelig oder unheimlich erſcheinen.

Nicht die Wiederherſtellung der Familie Bourbon an ſich, nachdem dieſes erlauchte Haus den Thron von Frankreich zu verlaſſen genöthigt worden war, nicht die Legitimität allein konnte den gewiſſenhaften Kaiſer, deſſen Thron durch die Regententugenden und Unterthanenliebe ſo vieler Jahrhunderte, und noch mehr durch ſeine Gerechtigkeit, als durch ſein Recht geſichert ſtand, vermögen, Gut und Blut der Seinigen in ſechs großen Kriegen an das Schickſal eines fremden Staates zu ſetzen — wenn auch die Genugthuung der moraliſchen Welt, auf die es dem Kaiſer von Oeſterreich, wie das Ende gelehrt hat, allein ankam, mit der Behauptung der Legitimität und der Wiederherſtellung des Hauſes Bourbon enge verflochten war.

Der wahre Gegenſtand des Oeſterreichiſchen Krieges, der 1792 begann und 1815 endigte, war und blieb ſehr einfach: es war der Frevel öffentlich und feierlich gebrochener Eide, verſpotteter Religion und Geſetze, beleidigter Majeſtät der Vorwelt und des Glaubens; es war die Gefahr, welche die innere Ordnung von Europa, die Familienzerrüttung, welche die Chriſtenheit bedrohte; es war die höhnende Entweihung eben jener menſchenfreundlichen Ideen, für die ſich Joſeph und Leopold mit ſo vieler Wärme verwendet hatten. Die engherzige und intriguante Politik, welche an allen Europäiſchen Höfen ihre Wortredner hatte, mag auch in Oeſterreich hier und dort dem großen Unternehmen ihre kleinlichen Texte und Abſichten untergelegt haben: was ſie eingewirkt, war vergänglich; nur die Geſinnung lebt und gehört für die Hiſtorie; die Geſinnung des Kaiſers, auf die es hier ankommt, liegt der Welt vor in dem Verfolge und Ausgange der großen Geſchichte unſrer Zeit.

Die Gräuel der drei erſten Jahre der Revolution, die Verbrechen eben jener, von ihren geblendeten Zeitgenoſſen vielgefeierten, conſtituirenden Verſammlung waren es, welche die Politik des Wiener Hofes entſchieden. Die ewig beklagenswürdigen Kataſtrophen von 1793, die Schreckenszeit, die Directorialregierung und die militäriſche Tyrannei waren nur nothwendige Folgen jener erſten, unter dem Deckmantel einer menſchenfreundlichen Beredſamkeit und einer ſchmeichleriſchen Philoſophie, mit einer gewiſſen empörenden Bequemlichkeit begangenen, blutloſern Frevel. Weil das Schönſte der Entweihung, und das Wahrſte dem Doppelſinn am meiſten unterworfen iſt, ſo zeigt ſich gerade diejenige Macht, in deren Boden die ächte bürgerliche Freiheit vielleicht am tiefſten Wurzel geſchlagen, am ausdauerndſten in dem Kriege gegen ein verführeriſches Irrbild derſelben Freiheit. Dieſe eigentliche und erſte, unter allen Umſtaltungen der Revolution nie verſiegte Quelle derſelben war der Gegenſtand der Oeſterreichiſchen Kriege, während man nie vergeſſen darf, daß England in dem gleich rühmlichen Beſtreben mit dieſer Seite am eheſten zu capituliren geneigt war.

Ein Umſturz aller Rechte, unter dem Vorwande einer *neu entdeckten* Gerechtigkeit, bedrohte eben durch dieſen **Vorwand** die ganze ſittliche und bürgerliche Ordnung von Europa. Revolutionen und ſelbſt Uſurpationen, von dem Verhängniß oder der Verzweiflung herbeigeführt, ließen eine Verſöhnung mit ihren Urhebern zu, wenn dieſe ſich den Geſetzen der Ordnung, welche die Probe der Jahrhunderte überſtanden hatten, unterwarfen, und das geſchehene Unrecht nicht zu vergüten war. Selbſt die Religion, welche die Grundlage des Europäiſchen Staatenvereins ausmacht, der heilige Coder, an den unſre gebrechlichen Geſetzgebungen in allen den Fällen, wo die Möglichkeit der Ausführung der Geſetze in letzter Inſtanz mangelt, zu appelliren genöthigt ſind, will nicht, daß dem buchſtäblichen Geſetze und der bloßen Legitimität zu gefallen die Welt untergehn ſoll; ſie ſpricht von einem Geſetz, welches das Geſetz überwindet, von einer, ſelbſt das Unrecht, ſelbſt die Schuld dann verſöhnenden Macht, wann den beſchädigten Theil in ſein Recht einzuſetzen unmöglich fällt, und der verletzende Theil den heiligen Ideen, welche alles Recht begründen, ſich unterwirft. Jedoch

mit der Anmaaßung, die ein neues Recht, neue Sitte und Freiheit zu erfinden und auszuführen unternimmt, gibt es weder Verſöhnung noch Capitulation.

Nach dieſen Grundſätzen hat der Kaiſer von Oeſterreich gehandelt. Die erlauchten Ahnherrn ſeines Hauſes, die anerkannten Schutzherrn der Europäiſchen Religion, Geſetze und Bildung, haben von jeher die göttlichen Geſetze als die Quelle aller Legislation und aller wahren Liberalität angeſehen. In der glücklichen Doppellage, da ſie einerſeits die Autorität einer großen Erbmonarchie zu behaupten, andrerſeits die Freiheit aller Mitſtände eines großen Wahlreichs aufrecht zu erhalten hatten, blieben ſie für jeden Fortſchritt des Jahrhunderts und für alle Bedürfniſſe der Menſchheit empfänglich, wenn auch die politiſche Verfaſſung und die bürgerlichen Geſetze in ihren Augen nichts anders, als Auslegungen der göttlichen Vorſchriften, Anwendungen derſelben auf das gemeine Leben, Erweiterungen derſelben in dem Sinne ihrer Stiftung ſeyn konnten. Die Ausübung ihrer Macht war gewiſſenhafter Gehorſam gegen Gott, alſo zunächſt gegen die, in dieſem Geiſte gefaßten Beſchlüſſe ihrer Vorfahren und des Reichs, dann gegen alle die politiſchen Weltveränderungen und Entwickelungen des Zeitgeiſtes, die mit dem Fortbeſtehen der Grundlage irgend zu vereinigen waren. So geſchahe es, daß ſie durch lange Jahrhunderte und unter mancherlei Wechſel der übrigen Europäiſchen Zuſtände, mit allgemeinem Beipflichten Vorſtände des heiligen Römiſchen Reichs bleiben konnten.

Das einzig Weſentliche unter den liberalen, politiſchen Ideen der neueſten Zeit, der Grundſatz nämlich, daß das Geſetz herrſchen ſolle und nicht die Willkühr, konnte ihnen, am allerwenigſten dem jetzt regierenden Monarchen, der ihn, wie wir beſchrieben haben, mit ganzer Hingebung der Seele ausübte, nicht in dem Lichte einer neuen Entdeckung erſcheinen. Es war ja nur ein verengter, verminderter, verdunkelter Ausdruck jener alten, von den Kaiſern verwalteten Lehre der Chriſtenheit, daß kein Diener, kein Vaſall ſeinem Herrn um deſſen Eigennutz, ſondern daß er ihm nur um Gottes und ſeiner Ordnung willen dienen könne. So mochte aber auch der neue Ausdruck geduldet werden, da er denen, welche für

die Hoheit der Abkunft Europäiſcher Sitten und Einrichtungen den Sinn verlohren hatten, in dem Geſetze wenigſtens eine ehrwürdige, gottähnliche Schranke vorhielt.

Sobald aber dieſer blos ergänzende Begriff des Geſetzes zum alleinherrſchenden erhoben werden, die göttlichen, in allen unſern Inſtitutionen tief eingewurzelten Verfügungen den Satzungen einer beſchränkten, in legislativen Verſammlungen herbeigewürfelten Zeitvernunft unbedingt weichen, und keine Rechte geduldet werden ſollten, die nicht von demſelben beſchränkten Menſchen, der ſie zu genießen oder zu leiden hatte, ihren Titel empfangen hatten, — ſo war auch der Geiſt der Liberalität daraus entwichen. Die Vorzeit iſt der einzige ſichere Damm gegen die Uſurpationen der Gegenwart: was ſie befeſtigt hat, kann der Verbeſſerung, der Reinigung bedürfen, immer aber bleibt es der einzige, ſichre Stützpunct wahrhaft freier Seelen gegen die Anmaaßungen der Zeit. Soll das Geſetz nur aus der Vernunft der Zeitgenoſſen geſchöpft werden, und alſo nur Frucht der Zeit, nur Menſchenwerk ſeyn, ſo iſt damit die Zeit und der Menſch, deren engherziger Willkühr wir eben durch das Geſetz entgehen wollten, auf den Thron geſetzt. Einem wird dieſe Art der Willkühr allezeit beſſer gelingen, als vielen: und die liberalen Ideen, ſo verſtanden, werden immer und nothwendig zum Deſpotismus und zum Untergange aller Freiheit führen.

Hiernach waren die leitenden Maximen des Kaiſers in ſeinem Verhältniſſe gegen die Revolution ſeiner Zeit die folgenden:

1) Das Recht ſelbſt, die Legitimität, wo es nur in den Grenzen der Möglichkeit lag, aufrecht erhalten. Das Geſetz der Erbfolge der Europäiſchen Regenten nach der unzweifelhaften Regel der Primogenitur, iſt die erſte unter allen gedenkbaren irdiſchen Garantien alles Beſtehens überhaupt, die Grundlage der Legitimität aller übrigen Rechtsverhältniſſe, alſo des Nationalglücks: ihre Verletzung in einem einzelnen Staate eine allgemeine Calamität für alle Mitſtaaten. Der Kaiſer hat, oft auf dem Kampfplatze allein ſtehend, mit Aufopferung ſeiner Gefühle, ſeiner Kräfte und ſeiner Pro-

vinzen, durch kein Unglück ermüdet, durch keine perſönliche Rückſicht beirrt, die Legitimität des Thrones von Frankreich bis an die Grenzen der Möglichkeit vertheidigt — nie aber mit der unchriſtlichen Vermeſſenheit, ein ſolches Geſetz der Vorſehung aufzudringen, wenn ſie nach dem Beipflichten vieler Jahrhunderte dennoch eine andre irdiſche Grundlage des Glückes von Frankreich beſchloſſen haben ſollte. Wenn demnach

2) mitten aus dem Herde der Revolution — von ihr hervorgerufen, aber ohne eigentlichen Antheil an den Verbrechen, welche ihren weſentlich verderblichen Charakter ausmachten — ſich ein Mann erhob, von unbezweifelt großen Eigenſchaften, unverkennbar ſtark genug, um Frankreich zu regieren und die Revolution zu bändigen; bei den Mitteln, welche Frankreich immer vereinigt, und bei denen, welche die Revolution noch überdies hinterließ, mächtig genug, um Europa zu überflügeln; wenn zugleich die Stimmen für das verbannte Königshaus überall mehr und mehr verſtummten, und der Gedanke ſeiner Wiedereinſetzung durch ganz Europa als eine Chimäre zurückgewieſen wurde; wenn der Kampf gegen den dergeſtalt concentrirten Feind nur durchzuführen war um den Preis der Revolutionirung Oeſterreichs, der Entſtellung derjenigen Macht, die im letzten Sturme allein noch rettende Stütze werden konnte; wenn der kaiſerliche Name und die Nationalehre in dem letzten, großen, wenn auch einzelnen, und daher unglücklichen Verſuch von 1809, deſſen erhebendes Beiſpiel ſpäterhin ſegensreich nachwirken ſollte, behauptet war, — ſo durfte der Wille der Vorſehung in der Seele des Kaiſers zweifelhaft werden. Es durfte gefragt werden, ob durch die Nacht der Revolution hindurch, durch Vergeltungen und Abbüßungen in ihr ſelbſt, nicht auch ein Weg zu einer bürgerlichen Ordnung und zur Genugthuung der moraliſchen Welt geführt haben könnte; ob dem Unwiderſtehlichen nicht die Kraft inwohnen möchte, ſich ſelbſt zu widerſtehn; ob ſeine Verſöhnung mit dem alten Europa, ſeine Reinigung in dem Heiligthume der alten Hausordnung dieſes Welttheils nicht auszuführen wäre dadurch, daß man ihm rückſichtslos die Hand böte, daß man ihm geradehin auch d i e Art der Größe zutraute, die man von ihm verlangte. Sein in alle Farben ſchimmernder Charakter gab manchen Hoffnungen Raum; in welchem Grade ihm, wenn es darauf ankam, die Menſchlichkeit an ſich

herzuſtellen gelang, wiſſen die wenigen, die er perſönlich zu gewinnen verſuchte; überdies war er keineswegs unempfanglich für den Reiz einer ſolchen Verſöhnung, und von ähnlichen Erwägungen geleitet, durch die Leiden der Welt und die Niederlage aller großen Inſtitutionen der Vorzeit beſtimmt, hatte die oberſte geiſtliche Macht nicht nur ſeiner Herrſchaft anerkannt, ſondern ſein Recht beſtätigt. Jede Ausſicht auf die Behauptung des Buchſtabens der Legitimität war ſterblichen Augen entrückt: eine höhere Gerechtigkeit gegen die eignen, tiefverwundeten Völker drängte zu einem gründlichen Friedens- und Verſöhnungs-Verſuche. Nur um der Völker willen ſollte das Recht der Könige behauptet werden; wer, der in die Lage von Europa am Schluſſe des Jahres 1809 ſich aufrichtig zurückverſetzen will, wird läugnen, daß der ſeltene Fall wirklich eingetreten war, wo die Völker hätten verderben müſſen, wenn es wirklich hätte aufrecht erhalten werden ſollen?

Der Verſuch, den Beherrſcher von Frankreich, da die äußere Macht ihn zu ſtürzen unbedingt verſagte, durch eine *ſittliche* Gewalt zu bezähmen, war eine neue Wendung, aber keine Veränderung der Oeſterreichiſchen *Politik*. Der Kaiſer hatte unter der unerſchütterlichen Behauptung der Legitimität, unter unnachlaſſender Verfolgung des Uebels, nie die demüthige Rückſicht auf eine höhere Weltordnung, den Glauben an eine höhere, unbegreifliche Gerechtigkeit verloren. Nachdem ein Sieg, wie der bei Aſpern, umſonſt errungen war, durfte und mußte die andere Maxime ſeiner Politik, nemlich die, kein Opfer zu ſcheuen, um auch im friedlichen Wege die Grundſätze der Ordnung in Europa zu retten, die Oberhand behalten. Durch den Schritt, da die eigne Tochter, und ſpäterhin, ſo lange nur noch eine entfernte Hoffnung des Gelingens übrig blieb, die eignen Hülfsvölker im Vertrauen, nicht ſowohl auf die eigenmächtige Bekehrung Napoleons, als vielmehr auf die Macht des Vertrauens ſelbſt über jedes menſchliche Herz, und auf den Beiſtand der Vorſehung für ein ſo groß und gut gemeintes Werk, dahingegeben wurden, erſchien die Politik Oeſterreichs erſt in ihrem eigenthümlichen Lichte. Dem Namen nach gab es keinen Römiſchen Kaiſer mehr in Europa, aber die alte Statthalterſchaft des Rechts,

mit der alten langmüthigen Hingebung für das Glück und die Ruhe der Welt, unter gehorſamen Beachten jeder Fügung des Himmels, dauerte fort. Entweder gelang es, das Oberhaupt der franzöſiſchen Regierung durch die Aufnahme in die Europäiſche Fürſtenfamilie für den alten Geiſt dieſer Familie zu gewinnen, ſeinen Stolz zu veredeln und ihn zur rückſichtsloſen Anerkennung der Unabhängigkeit ſeiner Mitſtaaten zu nöthigen, oder, wenn dieſe wohlwollenden Einflüſſe von unbeugſamer Härte der Seele und entſchiedener Unempfindlichkeit zurückgewieſen wurden, und ſich ſein Entgegenkommen treulos bewies, ſo verwickelte er ſich in eine Reihe von Widerſprüchen ſeiner neuen Lage mit ſeinem unveranderten Sinn, wodurch er ſelbſt ſeinen Sturz vorbereiten mußte.

Immer aber blieb

3) der Geſichtspunct, daß mit der unächten Liberalität des Jahrhunderts, mit den falſchen Freiheitsideen, worin alle Leiden der Zeit und alle Kränkungen der politiſchen Rechte ihren letzten Grund hatten, kein Friede zu ſchließen ſei, in der Seele des Kaiſers unerſchütterlich. Der Deſpot konnte durch moraliſche Mächte gebändigt werden; es war ſehr zweifelhaft, ob nicht auf einem ſo hohen Standpunct, als ihm durch lange Begünſtigung des Schickſals zu Theil geworden war, ein einziger Blick in eine höhere Weltordnung, verbunden mit dem Gefühl der Gebrechlichkeit ſeiner Einrichtungen, ihn ſelbſt in eins der mächtigſten Werkzeuge der allgemeinen Wiederherſtellung hätte umſchaffen können; ſo lange aber die Wurzel des Deſpotismus, der Grundſatz, daß die Vernunft des einzelnen Menſchen für den einzigen Rechtstitel gelten ſolle, nicht ausgerottet war, konnte keine äußere Macht verhindern, daß ſie einen neuen Stamm und einen neuen Wipfel trieb; ſo lange blieb der Zweck der Politik des Kaiſers unerfüllt.

Sobald es entſchieden war, daß das große dargebrachte Opfer den Feind der bürgerlichen Ordnung nicht verſöhnt, den Grundſatz der Revolution nicht zerſtört hatte, eben ſo bald war der, der es mit blutendem Herzen dargebracht, der erſte, der es für das heilige Ziel aller ſeiner Beſtrebungen, für die Ruhe der Welt, ohne zurückzublicken vergaß. Mit wie kunſtreicher und gewiſſenhaf-

ſenhafter Schonung aller Formen, mit wie edler Rückſicht auf die zwar neu erworbne, aber doch aufrichtig anerkannte Gerechtſame des Gegners im Jahre 1813 die Rückkehr Oeſterreichs zu dem früher befolgten Krieges-Syſteme vorbereitet und ausgeführt wurde, iſt in zu friſchem Andenken der Welt, als daß es einer Auseinanderſetzung bedürfte. Nie wurde der Entwicklung der großen Ereigniſſe vorgegriffen, und dennoch mit unnachlaſſender Thätigkeit einerſeits der Feind gegen die große Cataſtrophe hingedrängt, die er ſelbſt ſich zubereitet hatte, andrerſeits der Bund der europäiſchen Fürſten befeſtigt. Durch eine jener heiligen, vergeltenden Fügungen des Himmels, die eine gewiſſenhafte Politik faſt in ihre Berechnungen aufzunehmen befugt ſeyn möchte, ſah der Kaiſer Franz in demſelbigen Augenblicke, wo alle Opfer ſeines Herzens vergeblich ſcheinen konnten, ganz Europa für die große Angelegenheit ſeines Lebens vereinigt.

Mit der Schlacht von Leipzig war die Möglichkeit, den Feind zwar noch nicht zu ſtürzen, aber doch durch die Gewalt der Waffen in ſeine Grenzen einzuzwängen, entſchieden. Die deutſchen Völker und alle jene, welche getrieben von dem glorreichen Gefühle wiedererrungener Freiheit, vaterländiſcher Begeiſterung und muthiger Hingebung in den entzückenden Umſchwung der Dinge, mit ihren Wünſchen, ihren Gebeten, ihren Opfern, oder mit den Waffen in der Hand dem erſten Siegeszuge gegen den Rhein gefolgt ſind, oder die an dem unvergeßlichen Tage der Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich zu Frankfurt zugegen waren, durften in der Ueberſchwenglichkeit des Augenblicks eine ungemeſſene Genugthuung erwarten, und ihren Fürſten den Willen, wie die Macht einer unbedingten Wiederherſtellung zutrauen. Sie durften es vergeſſen, wie tief die neue Geſtaltung der Dinge Wurzel gefaßt, wie unentſchieden auch damals noch der Kampf zwiſchen der alten und neuen Ordnung blieb, und wie jede unbedingte Wiederherſtellung die Grundfeſte eben jener Vereinigung der Fürſten und Völker erſchütterte, auf der alle Hoffnungen der Beſſeren beruhten.

Die beruhigte Nachwelt aber wird es anerkennen, wie der Kaiſer, erhaben über jene vaterländiſchen Gefühle, die er als Privatmann vielleicht am lebhafteſten theilte, un-

angefochten von dem Drange einer blendenden Gegenwart, unverſtochen von irgend einer weder alten noch neuen Form, jeden unmittelbaren Eingriff in den Gang der Dinge, die nunmehr unverkennbar unter göttlicher Leitung ſtanden, vermied, und die Befeſtigung des großen europäiſchen Bundes, wie die Fortſetzung des Krieges zu ſeinem ausſchließenden Augenmerk machte. Nicht unbekannt war es ihm, wie man poſitive Schritte von ihm erwartete, und wie daſſelbe Zeitalter, welches einen heiligen Krieg gegen die Eigenmächtigkeit zu führen meinte, von ſeinen erhabnen Führern nichts anders begehrte, als ein eben ſo eigenmächtiges Wiederherſtellen, Verwerfen und Umſtürzen. Deſto mehr aber befeſtigte er ſich in dem Entſchluß, die Löſung dieſer Widerſprüche und die neue Einrichtung der Welt dem höheren Richter zu überlaſſen, von dem er ſeine Krone empfangen, und dem er ſie ſelbſt, wie früherhin die theuerſten Beſitzthümer ſeines Herzens, für die Wiederherſtellung des höheren Rechts und der höheren Freiheit zurückzugeben bereit war.

Der Kaiſer Franz hatte durch die im Jahre 1810 eingegangene Familienverbindung das Recht einer neuen Dynaſtie in Frankreich beſtätigt. Die Motive dieſer großen Maaßregel ſind über jeden Angriff erhaben; es war ein Act der Demüthigung unter die Rathſchlüſſe des Unerforſchlichen, wodurch das Haupt der erſten Familie von Europa das Recht der erhabenſten Geburt dem Glücke der Welt unterordnete, ſich als Kaiſer und Vertreter der Chriſtenheit bewährte, und den kommenden Zeiten ein Zeugniß ſeiner Liberalität hinterließ. Je beſonnener dieſer Beſchluß gefaßt worden, um ſo weniger konnte er unter der nachfolgenden günſtigen Veränderung der Dinge willkührlich und einſeitig umgeſtürzt werden. Das Gewiſſen des Kaiſers war gebunden, und nie iſt der Gedanke in ſeine Seele gekommen, ſeine Anerkennung zurückzunehmen.

Wer möchte es wagen die Gefühle zu beſchreiben, mit denen der Kaiſer im Januar des Jahres 1814 den Boden von Frankreich betrat. Während das Bild einer leidenden Tochter das ganze Herz eines ſolchen Vaters erfüllen durfte, und ihm der Schatten ſeiner unglücklichen Muhme Maria Antonia nach einer andern Seite hinüber zu winken

ſchien, blieb er ſich ſelbſt, ſeinem Worte und dem Berufe ſeiner Krone getreu. An der Spitze ſeiner Heere, alles ihr Ungemach und alle Gefahren theilend, anſcheinend fortgeriſſen in die Leidenſchaft des großen Kampfes, von deſſen Entſcheidung das Wohl der ganzen Generation abhing, trat er in dem Augenblick, wo die Entwicklung herannahte, mit kalter, fürſtlicher Ruhe zurück, und überließ den eigentlichen Beſchluß, die ganze Genugthuung des Entſcheidens, um deſſentwillen allein ein kleineres Herz ſich der Mühſeligkeit des Kampfes unterzogen haben würde, den Fügungen des Himmels, die für das ältere Recht der Bourboniſchen Familie entſchieden. Dies war der Grund ſeines verzögerten Aufenthalts in Dijon; erſt nach der Reſignation des Kaiſers Napoleon ſah er die neuen, aber nicht minder ehrwürdigen Bande gelöſt, die ſeine perſönlichen Empfindungen in Schranken gehalten hatten.

Wenn über den eigentlichen Sinn dieſes großartigen Betragens noch Zweifel obwalten könnten, wenn es dem Ununterrichteten beifallen könnte, dieſem, in ſo großen Augenblicken nur mit ſeinem Gewiſſen beſchäfftigten Monarchen die Erwägungen gemeiner Politik oder die Werthachtung einer nahen Familienverbindung mit dem Beherrſcher Frankreichs um weltlicher Vortheile willen unterzulegen, ſo haben die Ereigniſſe des Jahres 1815 auf die glanzendſte Weiſe eine unwiderlegliche Erläuterung ſeiner früheren Politik — falls dieſes verunſtaltete Wort gebraucht werden darf, wo nur von moraliſcher Geſinnung die Rede iſt — herbeigeführt.

Der Congreß von Wien hatte die unermeßlichen Schwierigkeiten des großen Reſtaurationswerks überſehen laſſen, und die Ausſicht in die europäiſche Zukunft war noch nicht ganz erheitert, als der Kaiſer Napoleon an den franzöſiſchen Küſten landete, und in der eben ſo natürlichen als unhaltbaren Allianz des Deſpotismus mit den vermeintlich liberalen Ideen ein neues Recht auf den franzöſiſchen Thron zu begründen verſuchte. Wie richtig in allen geringeren, weltlichen Beziehungen dieſes Unternehmen berechnet war, und wie es nur an dem, über jede gemeine Berechnung erhabenen Syſteme Oeſterreichs ſcheiterte, wird die Geſchichte, unter der gerechten Bewunde-

rung der unſterblichen Helden Blücher, Wellington und Bianchi, und aller ruhmwürdigen Nationalaufopferungen, welche dieſes dritte Jahr der europäiſchen Freiheit verherrlichen, nicht unbemerkt laſſen. Es gehört eine abſichtliche Geringſchätzung der Talente Napoleons und eine völlige Unbekanntſchaft mit dem Hergange der letztverfloſſenen Jahre und mit der Entwickelung des früheren franzöſiſchen Uebergewichtes dazu, um ihm die Abſicht einer unmittelbaren Wiederherſtellung des großen Reichs zuzutrauen. Aber, geſtützt auf ſeine Familienverbindung mit dem Hauſe Oeſterreich und auf ſeine damals noch beſtehenden Verhältniſſe mit Italien, glaubte er mit Zuverſicht, Oeſterreich von der großen Coalition zu trennen. Er glaubte, daß die Lockungen eines unzweifelhaften Uebergewichts in Europa über das von Privatempfindungen beſtürmte Herz des Vaters der Kaiſerin Marie Luiſe entſcheiden würden. Er wähnte, daß der Kaiſer in ihm das mächtigſte Werkzeug für die Bändigung eben jener vermeintlichen liberalen Ideen, deren noch immer furchtbare Gewalt er hervorgerufen hatte, nicht verkennen würde. Er ſchmeichelte ſich, daß kein Fürſt der Erde widerſtehen könne, wenn ihm unerwartet die Macht zufiele, nach der Willkühr des Augenblickes und für den beſondern Nutzen ſeines Hauſes dasjenige zu entſcheiden, was er auf jedem andern Wege nur in einer unendlich verwickelten Verhandlung mit allen europäiſchen Höfen, unter dem Widerſtreit der mannichfaltigſten Intereſſen, allmählig und nachgebend zu erwirken vermochte; daß alſo der Kaiſer — wenn es von ihm abhängig wurde, das Schickſal Deutſchlands, Italiens, Polens nach Entdünken zu beſtimmen, denen, die bei Lützen und Bautzen glorreich unterlegen hatten, ihre Grenzen anzuweiſen, den Rauſch der neuen Freiheit in Deutſchland zu mäßigen, und den Frieden in Europa zu erzwingen, — den Preis der Wiederanerkennung eines ihm durch Familienbande naheſtehenden Beherrſchers von Frankreich um ſo weniger ſcheuen würde, als dieſer, von innern Verhältniſſen mannichfaltig beengt, nur auf einer Allianz mit Oeſterreich die Unterjochung der franzöſiſchen Partheien und ſeine neue Macht gründen konnte; groß genug für eine Stütze der Oeſterreichiſchen Politik, aber immer zu klein, um ihr oder der Ruhe in Europa wieder gefährlich zu werden.

Die Ueberzeugung, daß ſolche Verſuchungen von dem Wiener Hofe nicht abgewieſen werden könnten, theilten nicht nur die Genoſſen ſeiner Unternehmung, ſondern im hohen Grade ganz Frankreich, das erſt bei dem wirklichen Erſcheinen der öſterreichiſchen Heere auf franzöſiſchem Boden aus ſeinem Traume zu erwachen ſchien, und ſich ſpäterhin noch aus denſelben Erwägungen von dem Rufe eines angeblichen zweiten Napoleon auf den franzöſiſchen Thron große Veränderungen in den Verhältniſſen der europäiſchen Höfe verſprach.

Wie die moraliſche Geſinnung allenthalben troſt- und ſiegreich über den Widerſtreit der veränderlichen Meinungen und eigennützigen Beſtrebungen hervorragt, ſo wird dereinſt, wenn die Ferne alle wahrhafte Größe kenntlich machen wird, das Betragen, welches der Kaiſer Franz dieſen verführeriſchen Anmuthungen entgegengeſetzt, dem Gemählde dieſer ſchwankenden Zeit Ruhe und Haltung geben.

Alle Lockungen und Warnungen umſichtiger Weltklugheit, wie alle gekränkten Privatgefühle, mußten einer Politik des Glaubens weichen. Der Thron von Oeſterreich und die ganze Kunſt ſeines Cabinets ſollten auf den Säulen der Gerechtigkeit und Treue fortbeſtehn; der Welt ſollte unwiderleglich bewieſen werden, daß es die Präpotenz des Rechtes und nicht die der Macht war, wonach der Kaiſer in zwanzigjährigen Kriegen geſtrebt hatte, und wodurch allein er ſeine Monarchie gegen die Gefahren einer ernſten, ſchwierigen Zukunft, die uns alle erwartet, ſicher zu ſtellen glaubte. Die Dictatur von Europa war in den Augen dieſes Fürſten ein viel zu geringer Preis für die öffentliche Anerkennung und Genehmhaltung eines einzigen Meineides. Der weiſeſte Gebrauch des Uebergewichtes in allen Entſcheidungen über das Schickſal von Europa kam gegen die Gefahr der geringſten Verletzung des durch Oeſterreichs beſondere Mitwirkung begründeten Vertrauens der europäiſchen Cabinette in keinen Betracht.

Ein großer Abſchnitt in dem Regentenleben des Kaiſers iſt mit dem erfolgreichen 1815ten Jahre beendigt: in gleichem Sinne, wie er ſie bei ſeinem Regierungsantritte

begann, hat er die Hauptarbeit ſeines Lebens nach drei und zwanzig Jahren zum Abſchluſſe gebracht. Alle jene liberalen Ideen, die ſich mit dem göttlichen Urſprunge der Geſetzgebung, mit der ruhigen und natürlichen Entwickelung der bürgerlichen Verhältniſſe und mit den Rechten der Vorwelt, als den einzigen Bürgſchaften für die Nachwelt, vertragen, finden in ihm ihre unerſchütterliche Stütze, ſo wie alles wohlbegründete Recht eine nie wankende Schutzwehr gegen die falſche Liberalität des Jahrhunderts. Mächtig durch ein Zurückweiſen der Macht, groß durch das Vermeiden der ungerechten Vergrößerung, erhaben über dem Geſetze durch Gehorſam gegen daſſelbe, der Wiederherſteller der Ordnung in Europa, weil er eine chriſtliche Politik des Glaubens, der Treue und der demüthigen Hingebung in die Rathſchlüſſe des Königs der Könige wiederhergeſtellt, — ſo wird der Nahme dieſes Herrn auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft übergehn.

Wie auf einer ſo hohen, gewiſſenhaft zurückgelegten Laufbahn jeder Schritt beziehungsvoll wird, ſo mag es bedeutend erſcheinen, daß, nachdem in den erſten Monaten dieſes Jahres die Geſinnung des Kaiſers die letzte und größte Prüfung überſtanden, und er den Krieg für die Unabhängigkeit der europäiſchen Mitſtaaten und gegen ſeine eigene Präpotenz großmüthig beſchloſſen hatte, — daß damals ſich der Zug dieſes Monarchen an der Spitze ſeines Heeres unvermerkt in eine Wallfahrt an die Gräber ſeiner Ahnherrn zu Speier und Nancy, zu den Ruinen ſeines Stammhauſes Habsburg, zu den tyroliſchen Bergen, den ewigen Denkmalen der Liebe ſeiner Völker, und nach dem Vaterhauſe zu Florenz, dem Wohnſitze ſeiner früheſten Jugend, verwandelte. Der befriedigte Himmel ſchien jedes weitere Opfer abzulehnen, und zu einer belohnenden Betrachtung des im Geiſte der großen und frommen Vorfahren vollbrachten Werkes einzuladen.

C. J. Fox und W^n Pitt

von

F. Ch. A. Haſſe,
Profeſſor in Dresden.

Mit

einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fox und Pitt.

Die Geſchichte vereinigt das Leben zweier Männer, die durch Eine Zeit, Ein Vaterland und gleiche Liebe für daſſelbe verbunden, einander doch feindlich entgegenſtanden, und weniger durch die Geſinnung als durch die Meinung und die Verhältniſſe geſchieden, nur als ſtreitende Kräfte auftraten. Beide werden nur dann richtig und vollſtändig erkannt, wenn das Bild ihres Lebens Jeden in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit lebendig auffaßt, und beide zugleich, in ihrer rechten Beziehung zu einander, klar und treulich darſtellt. Der Kampf ſelbſt, den ſie gegen einander kämpften, beurkundet, was ſie waren, und griff ſo tief und mächtig in ihr Daſeyn und Wirken ein, daß er uns eine gegenſeitige höhere Verwandtſchaft bezeugt, die freilich nicht zu wirklicher Befreundung ſich vollenden konnte, aber merkwürdige Beziehungen in dem Leben beider enthüllt.

Man ſagt, daß ungemeine Geiſter, über ihre Zeit erhaben, derſelben voraneilen. Es gibt ſolche außerordentliche Menſchen, die gleichſam außer ihrer Zeit zu ſtehen, mehr einem Geſchlecht der Vorwelt, oder der Zukunft anzugehören ſcheinen. Aber es gibt auch ſehr ungemeine Kräfte, die recht eigentlich und völlig ihrer Zeit angehören, dergeſtalt, daß ſie nicht nur das Gepräge derſelben tragen, ſondern auch mit ihrem ganzen Weſen in ihr leben und auf ſie einwirken. Das ſind ſeltene Naturen, die ſich nur wenig von der Eigenthümlichkeit ihrer Zeit berühren laſſen, und man ſoll dies ja nicht zur allgemeinen Re-

gel machen wollen. Vielmehr ſpricht Geſchichte und Erfahrung dafür, daß die größten Menſchen auch durch ihre Zeit, oder durch den in derſelben vorwaltenden Geiſt des Menſchenlebens erzogen wurden, und nicht ſowohl dadurch, daß ſie ſich von ihr abwendeten, als dadurch, daß ſie mit höherer Kraft, als Bürger der Zeit, dieſe ſelbſt ergriffen, auch ſo groß in ihrer Wirkſamkeit wurden.

Fox und Pitt tragen in dem, was ſie waren und was ſie thaten, die Zeichen ihrer Zeit; keiner war von derſelben unabhängig. Vieles in ihnen geſtaltete ſich gerade ſo, und nicht anders, weil ihr Zeitalter ſie mit beſtimmte; aber ſie ſelbſt wurden ſo ſtarke Glieder in demſelben, weil ſie, ohne ſeinem Einfluß ſich nur leidend hinzugeben, oder von ihm ſich ganz entbinden zu wollen, gerade die Kräfte ausbildeten und übten, die von der Gegenwart am dringendſten in Anſpruch genommen wurden, und den Anſichten folgten, die derſelben am meiſten ſich zu eignen ſchienen.

Auf beider Anſichten und auf ihr ganzes öffentliches Leben wirkte folgereich der Befreiungskampf der nordamerikaniſchen Colonieen gegen das Mutterland ein. Fox war, nach ſeiner Entlaſſung von der hohen Stelle, zu der man den Jüngling erhoben hatte, ſchon auf die Seite der Oppoſition getreten, als jener Kampf begann. Sein Geiſt und ſeine Geſinnung neigte ſich zu denen, die für ihre Freiheit ſtritten; den Krieg gegen dieſelben hielt er für ſo ungerecht, als unklug, und kräftig widerſetzte er ſich den Miniſtern, die Alles aufboten, zwar nicht jene, ſchon früher von England zugeſtandene Freiheit der republicaniſch verwalteten Colonieen Nordamerika's, aber ihre Unabhängigkeit wieder zu vernichten. Auch als er auf's neue Mitglied des Cabinets geworden, ließ er nicht ab, gegen den Krieg zu ſprechen, und ſeines Amts wieder entlaſſen, ſucht' er auch als Parlamentsglied den Frieden zu befördern.

Pitt trat zuerſt im Parlament auf, als derſelbe nordamerikaniſche Krieg noch die Gemüther bewegte. Selbſtſtändig, keiner Parthei angehörig, aus Ueberzeugung ſprach auch er entſchieden gegen den Krieg. Als er Kanz-

ter der Schatzkammer geworden, eilt' er, den Frieden zu bewirken, und es gelang.

Seitdem waren For und Pitt in ihrem öffentlichen Leben völlig entzweit. Denn die Bedingungen des Friedens, den jener erſt ſelbſt gefordert, dieſer bewirkt hatte, wurden nun von der Parthei, zu der ſich For bekannte, in deren Geiſt er ſprach, heftig angegriffen. Es ſcheiden ſich ihre Wege; aber in dieſer Scheidung ſchon hat ſich die Eigenthümlichkeit beider enthüllt, und entwickelt ſich immer mehr in der beſondern Richtung, der Jeder, nach der Anlage und Kraft ſeiner Natur, ſich hingibt.

For erſcheint nun als der für große Anſichten und für alles Erhabene empfängliche, für alles Menſchenwürdige begeiſterte, aber auch leichtbewegliche, darum in ſeinen Meinungen wechſelnde, und in ſeinem öffentlichen Leben nicht durchaus folgerechte Mann; im kühnen und freien Kampf gegen die Verhältniſſe, doch von den Verhältniſſen, mehr als es ſcheint, abhängig; — Pitt, als der für das Große und Erhabene nie unempfängliche, für alles Menſchenwürdige recht wohlwollend thätige, doch minder reizbare und bewegliche Mann, klar und beſonnen, darum in ſeinen Meinungen, wie in ſeinem Wirken beharrlich, in ſeinem öffentlichen Leben mit ſich übereinſtimmend und ſich ſelbſt gleich, die Verhältniſſe ſorgfältig beachtend und ſtreng würdigend, darum von ihnen unabhängiger. — In For iſt die geniale, aber willkührliche, in Pitt die gemeßnere, aber in Geſetzmäßigkeit ſich bewegende Kraft; in jenem das Gemüth und der Eifer, in dieſem der klare Verſtand und der feſte Wille vorherrſchend. In der Aufrichtigkeit und Treue der Geſinnung, ſo weit ſie ſich in dem öffentlichen Leben bewährt, ſtand keiner dem Andern nach; aber großherziger und rückſichtsloſer huldigt For allen edleren Beſtrebungen, wo Pitt zurückhaltender und bedächtiger ſie prüft, und am meiſten das Zeitgemäße erwägt.

Beide waren zur Vaterlandsliebe und für den Staatsdienſt gebildet; der Geiſt der Griechen und Römer hatte ihrem Geiſt einen höheren Schwung gegeben, die Verfaſſung Englands ſie mit Freiheitsſinn, das raſche und kräftige Wachsthum der engliſchen Macht mit höherem

Selbſtgefühl und Stolz erfüllt. Aber der umfaſſendere Geiſt Fox's gefiel ſich darinnen, das Glück einer freien Verfaſſung und eines feſtbegründeten Wohlſtandes, wie England ſich deſſelben freute, mit freigebiger Hand auch andern Nationen zu gewähren, und auch dadurch Englands Würde und Ruhm zu verherrlichen; Pitt's ruhigerer und mehr ſich ſelbſt beſchränkender Geiſt ſann darauf, Englands Glück noch feſter zu begründen, weiter zu entfalten, ſichrer zu wahren, und ohne die Freiheit Anderer beſchränken zu wollen, doch die eigne Macht ſo zu ſteigern, daß ſie, ſelber unantaſtbar, ſich um ſo wohlthätiger ihres überwiegenden Einfluſſes allenthalben bedienen könne. Jener wollte die Anſprüche, die England behauptete, zur Ehre Englands, allenthalben geltend machen; dieſer fand in dem, was England ſchon war, einen hinreichenden Grund für das, was es noch werden konnte, und räumte andern Völkern gleiche Rechte nur in ſo fern ein, als ſie gleiche Anſprüche ſchon gewonnen hatten, die Macht Englands aber nicht gefährdeten.

In Pitt's Seele war überwiegend die Ehrfurcht vor der alten wohlbegründeten Ordnung der Dinge, und vor dem Geſetz, auf deſſen Unverletzlichkeit das Wohl des Staats und der Einzelnen beruht. Er ehrte und liebte geſetzliche Freiheit, widerſtrebte aber um ſo entſchloßner jeder Freiheit, die mit Verletzung des Geſetzes, durch irgend eine Handlung der Willkühr, ſich begründen wollte. Es konnte nicht fehlen, daß er, auch bei ſeinem klaren Geiſte, hinſichtlich ſeiner Anſichten von Verfaſſung und Geſetz, zu Zeiten mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt gerieth, weil er Herkommen und Geſetz nicht immer ſtreng unterſchied, bisweilen auch das Herkömmliche, blos als ſolches, für geſetzlich achtete, bisweilen jenes, wenn er durch ein höheres Geſetz ſich genöthigt glaubte, ſelbſt überſchritt. Dazu maß er dem gegebenen menſchlichen, darum bedingten Geſetz, unter manchen Umſtänden dieſelbe Unbedingtheit bei, die nur dem höchſten, göttlichen Geſetz eignet, und konnt' es vergeſſen, daß alle beſtehende geſetzliche Verfaſſung durch eine höhere Ordnung der Dinge, durch das göttliche Geſetz in der Menſchheit begründet, und davon abhängig iſt. Ohne ſelbſt irreligiös zu ſeyn, entbehrte er doch der wahren religiöſen Anſicht der Staatskunſt und der Verhältniſſe, und weil er denn ein übergroßes Gewicht auf

die menſchliche Klugheit in der Führung der Staaten legte, konnt' er ſelbſt in die von ihm für unverletzlich gehaltene Verfaſſung ſich Eingriffe erlauben, wo die Umſtände und menſchlicher Rath ſie zu rechtfertigen ſchienen. So trug denn auch ſeine Staatsweisheit ein ſelbſtſüchtigeres Gepräge, und, ohne die Weltverhältniſſe einzig und engherzig nach Englands Vortheil zu berechnen, ordnet' er doch dieſem, wenn er gefährdet war, ſelbſt höhere Rückſichten unter, und ſah Europa häufig nur mit den Augen eines Engländers, ſeltener England mit den Augen eines Weltbürgers an.

In Fox überwog der Weltbürgerſinn eben ſo ſehr die ſelbſtſüchtigere Staatsanſicht, als engherzigen Nationalſtolz. Die Freiheit ſah er als das wahre, unverletzliche Kleinod der Menſchheit an, ſie als die Seele jeder guten Staatsverfaſſung. Er ehrte das Geſetz und die beſtehenden Verhältniſſe, ſofern ſie die Freiheit allenthalben ſicherten; wo er aber die Freiheit, die er für ſich und für andre, für England und für alle Völker ſuchte und vertheidigte, durch das Herkommen, oder die Verfaſſung, oder ſelbſt durch das beſtehende Geſetz beſchränkt glaubte, hielt er ſich weder an jene, noch an dieſes gebunden. Weil ihm aber die Freiheit unbedingt als das Höchſte in den Staaten galt, weil er auch das Geſetz, das er am meiſten nach dem Grade bürgerlicher Freiheit, den es gewahrte, aus ſeinem Standpuncte, würdigte, dieſer Freiheit unterordnete, gab er ſelbſt gefährlicher Willkühr Raum, und vergaß, daß nichts ſo völlig die Freiheit vernichtet, als Willkühr und Geſetzloſigkeit, daß geſetzliche Ordnung das Höchſte im Staat, weil ſie die einzige Bürgſchaft für das Wünſchenswertheſte, die Freiheit, iſt. So mußt' auch er, auf einem andern Wege als Pitt, mit ſich ſelbſt in Zwieſpalt kommen, weil er, im Kampf für die Freiheit, ſelbſt eine, Geſetz und Verfaſſung verletzende Eigenmacht für zuläſſig hielt, die, wenn ſie um ſich greift, die beſchwerlichſte Tyrannei wird. Denn Eigenmacht, die ſich vom Geſetz entbindet, und eben darum keine Schranken kennt, gleichviel von wem ſie geübt wird, von Einem Alleinherrn oder von mehrern Gewalthabern, von Volksvertretern oder vom Volk ſelbſt, iſt unvermeidlich das Grab der bürgerlichen Ordnung und zugleich der bürgerlichen Freiheit. So uneigennützig und hochſinnig er ſeinem Vaterlande und

der Menſchheit diente, ſo fehlte ihm doch die Demuth vor dem Geſetz, und auch er war von der religiöſen Anſicht der Welt- und Staatsverhältniſſe nicht ſo durchdrungen, daß er in einer göttlichen Ordnung alle menſchliche begründet und bewährt erkannt, und ſelbſt ſein Wohlwollen jener untergeordnet hätte. Er erwog es nicht immer, daß eben ſo wenig, als durch Klugheit allein, nur durch Wohlwollen Staaten und Völker regiert werden. In ihm aber war jenes, das den Menſchen vorzüglich liebenswürdig macht, ſo mächtig, daß er in Gefahr kommen konnte, mit ſeinem Weltbürgerſinn den Engländer faſt zu vergeſſen — eine ſeltne Großherzigkeit, die aber keineswegs alle andere Tugenden des Staatsmanns entbehrlich macht.

Es iſt hier nicht von einem Weltbürgerſinn die Rede, wie er zu einer Zeit, da der Vaterlandsſinn faſt erſtorben war, unter uns geprieſen ward, der, was an Tiefe und Innigkeit fehlte, an Ausdehnung und Umfang erſetzen ſollte; nicht von dem, der mit der Vaterlandsliebe in Zwieſpalt geräth, ſondern dieſe ſelbſt erhöht, — eine Aufgabe, die nur das ächtchriſtliche Leben zu löſen vermag, zu deren Löſung auch der Staatsmann nur, wiefern das lebendige Chriſtenthum ihn beſeelt, fähig iſt. Gelang dieſe Löſung vollkommen weder in Pitt, noch in Fox, ſo ſtand doch dieſer ihr näher, als jener, durch die Kraft ſeines Wohlwollens, das ſeinem Vaterlande ſein glühendes Herz, den Fremden ſeine warme Theilnahme erhielt, und nicht zunächſt nur das beſondere Nützliche, ſondern das allgemein Löbliche und Menſchliche erwog; überzeugt, daß dieſes auch dem Vaterlande nicht nachtheilig, ſondern nur erſprießlich ſeyn könne. Sofern die Geſinnung aber auch durch die Klarheit und Tiefe der Einſicht geſtärkt werden ſoll, wird dieſe bei dem Staatsmann, mehr noch als bei dem Privatmann, beſonders in der Hinſicht in Anſpruch genommen, als ſeine Geſinnung dadurch erſt recht wirkſam und wohlthätig ſich bezeugt, daß er die Weltverhältniſſe aus einem erhabenen Standpunct anſieht, und im Wirken für ſeine engere Welt, (ſein Vaterland), die größere, durch die auch jene weſentlich bedingt iſt, mit umfaſſenderem Sinn würdigt. An Einſicht aber, an klarer Würdigung der Verhältniſſe, wie an Strenge in der Geſchäfftsführung ward Fox durch Pitt übertroffen.

Die eigenthümliche, ſchon bei dem nordamerikaniſchen Freiheitskampf ſichtbare Denkart beider, entwickelte ſich immer mehr in den nachfolgenden Verhandlungen und Ereigniſſen, zunächſt in Beziehung auf die neue India-Bill, welche Fox vorſchlug. Dieſer, empört durch die vielfachen Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten, die von der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft verübt wurden, glaubte die Regierung und das engliſche Volk berechtigt, der Geſellſchaft die großen Rechte, deren ſie ſich durch Mißbrauch derſelben verluſtig gemacht habe, zu entreißen, und empfahl daher, mit allem ihm eigenen Eifer, eine neue Ordnung der oſtindiſchen Angelegenheiten, nur darauf abzweckend, das ſchöne Land und ſeine leidenden Bewohner von dem ſchweren Drucke der Handelsgeſellſchaft zu befreien. Wie er aber nicht immer mit klarer Beſonnenheit die Mittel für ſeine Zwecke prüfte, und, wo es auf die Abſtellung eines Mißbrauchs, einer Ungerechtigkeit oder tyranniſchen Gewalt ankam, mit aller Stärke ſeiner Seele ſolchen Uebeln ſich entgegenwarf, ohne Alles, was dabei zu berückſichtigen war, zu erwägen; ſo achtet' er es auch nicht, daß durch ſeine India-Bill, allzugewaltſam alle Rechte der, freilich ſchuldigen, Geſellſchaft angetaſtet und verletzt, und ſelbſt die ehrwürdigen Geſetze, die das Eigenthum aller Staatsbürger, auch bei nothwendigen Neuerungen, in beſonderen Schutz nehmen, angefochten wurden. Dies war es, was Pitt, der nicht ſo leicht ſolcher gerechten Bedenklichkeiten ſich überhob, gegen jene Bill einwandte. Gleichwohl ſprach zu Gunſten derſelben der unbeſtreitbare Grundſatz, daß die ungeſetzliche Erweiterung eines Rechtes, als eine Uſurpation, in jeder guten Verfaſſung durchaus verwerflich iſt, und ſelbſt eine geſetzliche Beſchränkung des Rechtes nothwendig und gerecht machen kann; daß es einem freien Volke wohl zuſtehen muß, ſelbſt alte Vorrechte einzelner Staatsbürger oder ganzer Geſellſchaften, wenn im Fortgange der Zeit erweisliche Nachtheile für das Ganze daraus entſtehen, auf geſetzlichem Wege zurückzunehmen. Denn alle Vorrechte werden nur bedingt, und keins iſt auf ewige Zeiten in dem Sinn' ertheilt, daß es, während ringsumher die Welt ſich anders geſtaltet und neue Verhältniſſe eintreten, allein unwandelbar bliebe; die Gerechtigkeit iſt nur darinnen zu wahren, daß nicht Willkühr oder Gewaltthat, ſondern allein eine erweislich höhere Nothwendigkeit, und

das Geſetz, dem alle ſich unterwerfen müſſen, über die zeitgemäße und heilſame Beſchränkung oder Erweiterung entſcheide, nirgend aber die Achtung vor dem Eigenthumsrecht leichthin verletzt werde. Da beſonders, wo eine eigenmächtige, durch keine Verjährung zu rechtfertigende, Erweiterung des urſprünglichen Rechts eingetreten iſt, wird dieſe ſelbſt ein Grund für die neue Prüfung und Feſtſtellung des zuläſſigen Umfangs des anerkannten Rechtes.

Doch war damit Fox's India-Bill nicht zu rechtfertigen. Denn ſie erſchien als ein Gewaltſtreich, der ein für das Privateigenthum ſehr gefährliches Beiſpiel gab, und um ſo unzulaſſiger, als hier eine Willkühr durch eine andere verdrängt werden ſollte. Denn die faſt ungemeſſene Gewalt, welche durch die Bill der Regierung eingeräumt ward, ſtand ſelbſt mit der freien Verfaſſung Englands, von der die oſtindiſchen Beſitzungen nicht ausgeſchloſſen ſeyn ſollten, im Widerſpruch, und konnte von den Volksvertretern nicht gebilligt werden. Darum bekämpfte auch Pitt, zum Zeugniß ſeiner Liebe für Freiheit und Geſetz, die Bill auch dann, als ſie im Unterhaus durchgegangen war. Dieſelbe Geſinnung leitete ihn in der von ihm vorgeſchlagenen neuen India-Bill, welche die Rechte der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft ſchützte, aber den Mißbrauch möglichſt verhütete. Wenn dadurch auch nicht das Uebel in der Wurzel zerſtört werden konnte, ſo ward es doch bedeutend vermindert, und Fox hätte, wenn er in dieſem Kampfe weniger befangen geweſen wäre, ſeinen eigenen Grundſätzen treu, Pitt's India-Bill nicht außer Wirkſamkeit ſetzen können.

Wie leicht im Eifer für die Freiheit auch ein wohlwollender Sinn verblendet und vom Irrthum hingeriſſen werden kann, das wird in Fox's Beiſpiel recht anſchaulich. Nachdem im Oberhaus ſeine India-Bill verworfen worden, ſchmiedet' er ſelbſt einen Plan, der die geſetzliche Verfaſſung und Freiheit gefährdete, da er im Unterhaus vorſchlug, die Rechte der Pairs, gerade in einer, dem Ganzen ſehr heilſamen Beziehung, zu beſchränken; drauf aber, als er mit dieſem Vorſchlag, der die Regierung nur ungebundener gemacht hätte, nicht durchdrang, ſelbſt den Angriffen auf die Rechte der Krone beitrat, und ſo auf's neue die Verfaſſung verletzte. Pitt dagegen ſchützte

ſchützte ſie in beiden Fällen, und blieb ſich ſelber treu, da er gegen Fox die Rechte der Pairs, dann die Rechte der Krone vertheidigte, und hier und dort mit dem Geſetz die Willkühr beſtritt.

Um Fox und Pitt recht zu würdigen, iſt von nun an beſonders zu erwägen, daß dieſer als Miniſter, jener als Volksvertreter handelt. Der Miniſter aber hat, bei der innigſten Liebe für das Volk und dem redlichſten Eifer für deſſen Rechte, noch andre Rückſichten, und darf es nie vergeſſen, daß er zugleich zum Beſchützer der Verfaſſung und zum Vertheidiger der Krone berufen iſt, ohne dadurch nothwendig ein Gegner der Volksfreiheit zu werden. Man ſtellt, auf eine unziemliche Weiſe, Fürſt und Volk einander entgegen, wenn man die Verfechtung der Rechte der Krone als einen Angriff auf die Rechte des Volks erklärt, eine Anſicht, die in einer wohlgeordneten Verfaſſung nur Verderben ausſäet. Zumal in Staaten, die das Glück einer ächten Volksvertretung genießen, ſoll der Miniſter, der über die Kronrechte wacht, nicht ſchlechthin für einen Feind der Freiheit gehalten werden. Das war Pitt am wenigſten, der, ſelbſt als Miniſter, die Rechte des Parlaments, des Volks ehrte, und in mehr als einem Falle vertheidigte. Auch Fox war es nicht, auch dann nicht, wenn er zu bedenklichern Maaßregeln, die an Willkühr und Gewaltthat gränzten, rieth, weil er dann häufig nur als Glied der Oppoſition ſprach, deren Stellung, in der Verfaſſung Englands begründet, nur dazu dient, durch Widerſpruch auch empfehlungswerthe Vorſchläge und Pläne der allſeitigſten Prüfung zu unterwerfen, das beabſichtigte Gute um ſo mehr zu begründen, mit den ſtrengſten Anſprüchen der Verfaſſung in Einklang zu bringen, dem überwiegenden Einfluß einzelner aber Schranken zu ſetzen.

Das Leben beider großen Männer fällt in die Zeit der neuen Anerkennung der Menſchen- und Volksrechte, des allgemeinern Strebens, dieſe Rechte in allen Verhältniſſen geltend zu machen und die Freiheit zu erringen. Das Verhalten beider, in Beziehung auf dieſen Geiſt der Zeit, enthüllt ihren Charakter, richtet über ihre Geſinnung.

Die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit kamen damals in England zur Sprache; die Rechte der

kirchlichen Partheien, die Abſchaffung des Sklavenhandels, die Rechte der, fremder Gewalt unterworfenen Völker, die Rechte der Völker, ihre Staatsverfaſſung zu ändern und die möglichſt höchſte Freiheit ſich zu erringen.

For unterſtützte lebhaft die Anſprüche der Diſſenters auf völlig gleiche Rechte mit den übrigen Staatsbürgern, die Forderungen der Katholiken in England. Er huldigte dabei unbedingt den Grundſatzen der Freiheit und Menſchlichkeit, und verſchmähte jede andre Rückſicht. Wenn dieß die Meinung für ihn gewinnt, ſo darf doch Pitt, der anders dachte, darum nicht in Schatten geſtellt werden. Zwar beide ſahen auch dieſen Gegenſtand nicht aus dem höchſten, religiöſen Geſichtspunct an; Pitt aber ward von einer klarern Anſicht, und, bei gleich wohlwollender Geſinnung, doch von feſteren Grundſätzen geleitet, als For. Die Verfaſſung der Staaten hat eine weſentliche Begründung in den kirchlichen Verhältniſſen. Raſche oder willkührliche Veränderungen in dieſen wirken unvermeidlich und bedenklich auch auf jene ein. Die engliſche Verfaſſung beruht vorzüglich auch auf der Corporations- und Teſt-Acte. Durch die Anſprüche der Diſſenters, durch For's Empfehlung der Aufhebung jener Acte ward offenbar Englands Verfaſſung gefährdet. Für dieſe ſprach Pitt, da er gegen die Diſſenters und gegen For ſprach, und nicht aus unlöblichen Grundſätzen. Er mußte die Verfaſſung verfechten; Gewiſſensfreiheit wollt' er keinem Staatsbürger verſagen, aber Rechte, die eine Umwandlung aller Verhältniſſe nothwendig machten und verfaſſungswidrig waren. Der geſetzlichen Freiheit war er auch hier nicht entgegen, und das Kirchliche im Staat würdigt' er ſtrenger, als For. Er ſelbſt ſprach zu Gunſten der irländiſchen Katholiken, als ſeine Bedenklichkeiten beſeitigt waren; aber die Grundſätze des Königs vermocht' er nicht zu verändern. Endlich legte er freiwillig ſeine Miniſterſtelle nieder, als der Streit über die Rechte der Katholiken zu keiner günſtigen Entſcheidung führte.

In Einem waren beide einverſtanden, in der Anerkennung der Gerechtigkeit, die den Sklavenhandel verdammt. Beide beförderten die Vorſchläge zur Abſchaffung dieſes entehrenden Handels. Hier entzweite ſie keine verſchiedenartige Anſicht; keine Bedenklichkeit hemmte ihren

Eifer für die Rechte der Menſchheit. Doch mußten dieſe noch einen ſchweren Kampf beſtehen; die veraltete Ungerechtigkeit war nicht ſogleich abzuſtellen; aber was Pitt und Fox gewollt, ward endlich doch zur Ehre Englands vollbracht.

In dem Kampf über die Vereinigung Irlands mit Großbritannien ſcheint Pitt wieder durch Fox verdunkelt zu werden. Dieſer ward der Vertheidiger der Unabhängigkeit Irlands; was das Rechte und Billige ſey, war ihm nicht zweifelhaft; die Freiheit Irlands verfocht er, wie die Englands. Seinem ſchönen Eifer ſtellte ſich Pitt's kalte Beſonnenheit entgegen. Irlands Schickſal war an England gekettet; jenes mußte von dieſen Banden ganz entbunden, oder ſo geſtellt werden, daß beiden Reichen Ruhe und Sicherheit hinlänglich verbürgt ſey. Pitt glaubte dieß nur dadurch erreichbar, daß Irland, ganz mit England vereint, auch alle Gunſt der engliſchen Verfaſſung genöſſe, und kein getheiltes Intereſſe beide Reiche ſchiede. Durch die Vereinigung ſollte nicht nur dem Einfluß Frankreichs auf Irland geſteuert, dieſes von gänzlichem Abfall von England zurückgehalten, es ſollte auch der Kampf der innern Partheiungen geſtillt werden. Dieſe Gründe entſchieden Pitt, die Vereinigung zu befördern; aber mit gerechter Anerkennung der Menſchenrechte ſprach er auch zu Gunſten der wohlbegründeten Forderungen der Irländer, und unterſtützte einen Vertrag, der ihre Rechte ſicherte.

Gleich lebhaft und noch dauerhafter wurden ſie durch die Angelegenheiten Frankreichs entzweit. Als dieſes noch ſeinen rechtmäßigen Herrſcher hatte, ſuchte Pitt Frieden mit ihm zu erhalten, und beförderte den Handelsvertrag der beiden, ſtets feindlich geſpannten Reiche. Damals erkannte Fox recht klar das fortdauernde, allen Nachbarn gefährliche Streben Frankreichs nach Uebermacht, und zog einen Krieg mit dem ungetreuen Volke dem Frieden vor. Als aber die Franzoſen durch eine gänzliche Staatsumwälzung nur um die eigene Freiheit zu ringen ſchienen, war Fox ſchnell mit ihnen befreundet, billigte ihr Unternehmen, und ſah, wie viele andre, in demſelben ein neues beſſeres Zeitalter beginnen. Seine

Freude theilte Pitt nicht. Dieſer ahndete eine drohende Gefahr, eine unheilvolle Verwirrung aller Begriffe und Verhältniſſe in dieſem Sturme, der ſo unaufhaltſam, immer willkührlicher, immer gewaltthätiger fortſchritt. Die blutige Frevelthat, an dem Könige verübt, die Wuth des Partheikampfes, die Raſerei der Volksführer, der leichtſinnige Wechſel der Verfaſſungen rechtfertigte ſeine Beſorgniß; die Vorliebe, mit der viele, auch außerhalb Frankreich, ſelbſt in England, den Geiſt der franzöſiſchen Staatsumwälzung, die blendenden und verführeriſchen Grundſätze derſelben ergriffen, riefen ihn zum ernſteſten und beharrlichſten Widerſtand auf. Nicht verkannt' er das Recht eines Volks, ſich ſelbſt ſeine Verfaſſung zu geben; aber Grundſätze zu bekämpfen, die alle geſetzliche Ordnung und Verfaſſung anfochten und untergruben, ein Volk zu hemmen, das in wilder Schwärmerei die Ruhe aller Staaten bedrohte, dazu fühlt' er ſich berufen. Nur er ſah, was Fox nicht ſehen wollte, daß mit den unruhigen Gewalthabern Frankreichs kein ſichrer Friede zu ſchließen ſey; darum beharrt' er, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, im offnen, ehrlichen Kampf gegen das durch Bonaparte zwar endlich beruhigte, aber mit den Nachbarſtaaten und mit der Gerechtigkeit noch unverſöhnte Frankreich. Nur der Vorwurf trifft ihn, daß er auch zu Mitteln ſeine Zuflucht nahm, die ihm nicht ziemten, zur Unterhaltung der Partheiungen, Unterſtützung der Mißvergnügten, und Nährung der verheerenden Flamme. In der Wiederherſtellung der königlichen Regierung fand er allein Bürgſchaft für ein völkerrechtliches Verhältniß Frankreichs zu andern Staaten; aber einer geſetzlichen Freiheit war er nicht ſo feind, daß er die Rückkehr aller Mißbräuche und aller Laſten, welche die Revolution erweckt hatten, begünſtigen wollte. Er ſah in den Freiheitsſtürmen nicht nur heller als Fox, der ſchwärmeriſch mit hingeriſſen ward, und ſeinen eignen edlern Sinn auch den franzöſiſchen Freiheitspredigern beimaß, ſondern er folgte auch geläutertern Grundſätzen. Fox wollte edelmüthig Frankreich einen günſtigen Frieden bewilligen, weil es einen gerechten Krieg geführt habe; Pitt, der hier allerdings weniger großherzig dachte, hatte doch darinnen einen gerechten Grund, ſolchem Frieden ſich zu widerſetzen, daß Frankreich noch immer auf Grundſätzen beharrte, die es klar genug bezeugten, wie es auch in ſeinem Freiheits-

kampfe die alte Richtung auf Uebermacht und drohende Gewalt nicht verloren habe.

Noch in einem wichtigen Falle ſtanden Fox und Pitt gegen einander in großem Kampf, dieſer als Vertheidiger der Volksrechte und der Verfaſſung, jener der Laune des Augenblicks hingegeben, und die Willkühr befördernd. Als die Gemüthskrankheit des Königs ihn zur Regierung unfähig machte, und die Parthei, mit der Fox ſich verbunden hatte, mit Verletzung alter Rechte, den Prinzen von Wales zum Regenten erheben wollte, bewahrte Pitt England vor dem Unglück, eine Gewalt anerkennen zu müſſen, welche nicht durch die Verfaſſung begründet war. Es iſt kein Flecken in ſeiner Geſchichte, daß er der nothwendigen Parlamentsreform widerſtrebte; denn als ſie in Vorſchlag kam, war die Zeit am wenigſten der friedlichen, bedächtigen Berathung und der Verbeſſerung günſtig. Zeitgemäße Verbeſſerungen in der Verfaſſung beförderť er gern, brachte ſelbſt eine zweckmäßigere Volksvertretung in Antrag, und ſtimmte willig den menſchenfreundlichen Plänen Fox's bei, wo es ſeiner Ueberzeugung gemäß war, und kein höheres Recht verletzt ward. Doch blieb auch er von Gewaltthaten, wo der Drang der Zeit ihn bewegte, nicht frei, und ſeine Staatsklugheit überwältigte in einigen, obwohl ſeltenen Fällen, ſeine ſtrenge Gerechtigkeit. Wenigſtens entſprach derſelben nicht völlig ſein Angriff auf die Rechte der Neutralen zur See, und das Unrecht, das an Oſtindien verübt ward. Aber Fox's Andenken wird verherrlicht durch das unſterbliche Wort, das er bei der Beſetzung Hannovers durch Preußen gegen den Völkertauſch ſprach.

Das häusliche Leben beider ſpiegelt ſich in dem öffentlichen; jeder erſcheint auch in ſeinen engern Verhältniſſen, wie er als Staatsmann erſchien. Regel und Geſetz herrſchen in Pitt's Leben vor; Fox, von den Verirrungen ſeiner Jugend abgewendet, fand in ſeiner edeln, großartigen Natur die Kraft, ſich auch mit dem ſtrengen Geſetz mehr und mehr in Einklang zu ſetzen.

Fox und Pitt, zu gleicher Zeit in England wirkend, wurden ſtarke Stützen ihres Vaterlandes, und die

Vorſehung ſelbſt hatte, in einer verhängnißvollen Zeit, ſie einander zugeſellt. Keiner kann durch die Vergleichung mit dem andern verdunkelt werden. Beide ſind außerordentliche Männer, die, auch nach vieljährigem Kampf ſich dadurch ehrten, daß Einer den Werth des Andern erkannte, und beide ohne Groll, ohne Rache ſchieben. Denn beide hatten, jeder nach ſeiner Anlage und ſeinem Vermögen, dem Vaterlande gelebt.

Die nachfolgende Geſchichte ihres Lebens bildet Jeden in ſeiner Eigenthümlichkeit mit Treue ab.

K.

Charles James Fox.

(Gebohren zu London den 18. Januar 1748*), geſtorben in Chiswickhouſe den 13. September 1806.)

Clarum et venerabile nomen!

Charles James Fox, der dritte Sohn von Henry Fox und Georgina Carolina, der älteſten Tochter des Herzogs von Richmond, ſtammte aus einem ehemals bürgerlichen Geſchlecht in Wiltſhire. Sein Großvater, Sir Stephan Fox, der Stifter des Chelſea-Hoſpitals, ward wegen ſeiner Verdienſte um das Haus Stuart, nach der Wiederherſtellung deſſelben, zum Ritter, dann zum Lord der Schatzkammer ernannt. Seine Mutter, aus dem berühmten Hauſe Lennox, war eine Urenkelin Königs Karls II., von deſſen natürlichem Sohne; daher Fox in ſeiner Familie Nachrichten zu ſeiner Geſchichte der letzten Könige des Hauſes Stuart vorgefunden haben konnte. Sie ward im J. 1762 zu einer Baroneß von Holland erhoben. Sein Vater, ein Mann von Geiſt, dichteriſchen Anlagen und vieler Beredtſamkeit, dem Georg III. den 16. April 1763 die Pairswürde, mit dem Titel Baron Holland von Fox-

*) In den Public characters (1799) iſt der 13. Jan. 1749 als Geburtstag angegeben. Im Monthly Magazine, Octbr. 1806, aber der 18. Jan. 1748, welches die richtigere Angabe iſt. Auch iſt Fox, wie jene und andre Schriften behaupten, nicht der zweite, ſondern der dritte Sohn ſeines Vaters.

ley in der Grafſchaft Wilt, verlieh, war ein vertrauter Freund des Grafen Bute, und lange Zeit der Gegner des Lords Chatam. Als eifriger Tory („a rank Tory") mißfiel er in ſeinem parlamentariſchen Leben dem Volke. Auch machte man ihm über die Verwaltung ſeiner Staatsämter öffentlich Vorwürfe. Die Stadt London nannte ihn in einer Bittſchrift: „den Veruntreuer unberechneter Millionen". Er hatte, als Staatsſecretär bei'm Kriegsweſen und Oberzahlmeiſter des Heeres, ein großes Vermögen zuſammengebracht, allein durchaus nur auf eine erlaubte und in England herkömmliche Art. Gleichwohl fand ſich nach ſeinem Tode, im J. 1774, in ſeinen Rechnungen kein hinreichender Beleg über anderthalb Millionen Pf. St., ein Beweis, daß ſtrenge Ordnung nicht in dem Charakter des Barons Holland lag. Dieß ſcheint auch auf die Erziehung ſeines Sohnes Einfluß gehabt zu haben.

Der junge Fox war ein Knabe von den glücklichſten Anlagen. Geiſt und Gemüth entwickelten ſich in ihm mit ſeltner Leichtigkeit und Kraft; dazu hatte ihm die Natur einen wohlgebauten Körper, eine Fülle von Geſundheit und ein raſches, warmes Blut gegeben. Aber in dem Boden der Freiheit, in welchem er aufwuchs, wucherte zugleich jeder üppige Trieb. Seine ganze Erziehung war nur auf volle, ſchnelle Entwickelung, nicht auf Zucht und Maaß berechnet. Es iſt wahr: das ſchöne Ebenmaaß von Ideenreichthum, Verſtandesreife und Gedächtnißfülle, denen ein lebendiges Gefühl und eine freie Einbildungskraft Geſtalt, Bewegung und Ausdruck gaben, verbreitete über Fox den Jüngling, und noch mehr über Fox den Mann, eine ſeltene Anmuth des Geiſtes und Herzens, die ſeine Freunde mit Bewunderung wie mit Liebe gegen ihn erfüllte; aber dieſe herrliche Entfaltung einer reichen Natur ſtörte in der erſten Hälfte ſeines Lebens ein einziges Mißverhältniß: Regelloſigkeit des Willens.

Fox kannte in der Außenwelt keine Schranken. In allem, was Zeit und Menſchenwerk Gebrechliches aufgeführt hatten — ward es auch noch ſo feſt durch das alterthümliche Gefüge der Geſellſchaft zuſammengehalten — ſahe er nur das Zerbrechliche. Weil er es konnte, wollte er neu ſchaffen, nach höheren und kühneren Anſichten, als die ſeiner Zeitgenoſſen waren: denn er liebte das Voll-

kommnere aus reiner, geiſtiger Sehnſucht; er umfaßte die Zukunft, welche vor ſeinem Geiſte, noch ehe ſie vorbereitet war, zu einem lebendigen Ganzen ſich geſtaltete, mit der vollen Kraft eines mehr als brittiſchen Gemüths; aber ſein Wille, der nie im Dulden oder Beſiegen eines Hinderniſſes gekräftigt worden und erſtarkt war, vermochte nicht, ihn Schritt vor Schritt zu führen. So frei und leicht, wie ſein Verſtand die Schwierigkeit des Wiſſens überflügelt und zu Ideen ſich erhoben hatte, eben ſo frei und leicht wollte er auch im Thun das Ziel ergreifen: da blieb die Maſſe hinter ihm zurück, die Nation, der Staat, ſelbſt die öffentliche Meinung. Das Leben inmitten eines reichen Handelsvolks iſt nicht günſtig der Entwickelung ſolcher außerordentlichen Naturen, wie Fox. Die Berechnungen des Gewinns hemmen den Aufſchwung der höheren Kraft: daher ward Fox mit ſeinen großen Anſichten nicht begriffen. Er fühlte und dachte nicht in dem Handelsgeiſte ſeiner Mitbürger. Zwar trug er mächtig mit ſich empor, die ihm verwandt ſich fühlten, aber, um bildend einzugreifen in die Verhältniſſe ſeiner Zeit, ſtand er ihnen nicht nahe genug. Er würde mit dem Schmerze eines verfehlten Daſeyns geſtorben ſeyn, hätte nicht ſein durch Wiſſenſchaft, häusliches Glück, Freundſchaft und ländliche Ruhe zum Bewußtſeyn der Welt, die in ihm war, erhobener Geiſt ihn für die Außenwelt entſchädigt.

Aber auch ſein öffentliches Leben ſteht gerechtfertigt da in der Geſchichte. Hat Fox nichts erreicht von dem, was er bezweckte, ſo hat er doch in einer Zeit, wo die größte Anſpannung aller Streitkräfte der bürgerlichen Freiheit nachtheilig zu werden drohte, über die Rechte derſelben mit edlem, beharrlichen Muthe gewacht; er hat unerſchüttert vor ganz Europa die Sache der Menſchheit geführt; er hat die Staatskunſt der Gewalt durch die Staatskunſt des Weltbürgers gezügelt; er hat das Kleinod des brittiſchen Volks — den ſelbſtſtändigen Charakter der öffentlichen Meinung — für Mit- und Nachwelt bewahrt; er hat, Pitt gegenüber, ſich den unvergänglichen Ruhm errungen, daß die Geſchichte ihn nennt: den Stellvertreter der Freiheit in der geſitteten Welt. In ſeinem Vaterlande heißt er nach ſeinem Tode noch der Mann des Volks.

Von ſeiner Geburt an war Fox der Liebling des Vaters. Die Familie hatte gerade ſeinen älteſten Bruder durch den Tod verloren; man erzog ihn daher in der größten Zwangloſigkeit mit zu vieler Nachſicht. Die Zärtlichkeit ſeiner Aeltern konnte ihm nichts verſagen; zugleich gewöhnte ihn ſein Vater ſchon früh, über Alles, was vorkam, ſeine Einfälle zu äußern, und Jedermann im Hauſe that pünctlich, was der Kleine oft nur aus Laune und Eigenſinn befahl. Die Nachgiebigkeit gegen den wilden, feurigen Knaben war ſelbſt in England auffallend, wo doch eine nachſichtsvolle Behandlung und die Entfernung aller Erbitterung oder Kränkung bei Strafen, Familienſitte, die Hauptgrundlage der Erziehung aber die Natur iſt. Man geſtattet in Südbritannien den Kindern ſo viel Freiheit im Handeln, als möglich, und unterwirft mehr ihr Phyſiſches einer regelmäßigen Aufſicht als ihr Geiſtiges. Auch der Unterricht des jungen Fox wurde ohne Zwang in ſeine ganze Lebensweiſe verflochten; und ſo wie Montaigne's Vater ſeinem Sohne in der früheſten Jugend beſonders todte Sprachen eigen zu machen ſuchte, ſo wünſchte Lord Holland, daß ſein Sohn zu gleicher Zeit zwei lebende Sprachen erlernen ſollte. Er redete daher von der Wiege an Franzöſiſch, und in der Folge ſprach er es mit derſelben Leichtigkeit wie das Engliſche. Dieß machte ihn unvermerkt frei von manchem altengländiſchen Herkommen und Vorurtheil. Fox liebte die Menſchen jenſeit des Canals, ohne daß er darum aufhörte, ein Britte zu ſeyn.

Da er für das öffentliche Leben beſtimmt war, erhielt er auch eine öffentliche Erziehung. Er kam auf die Schule von Weſtminſter, hierauf nach Eton, eine Anſtalt, die damals unter der Leitung von Edward Barnard in Ruf ſtand. Fox zeichnete ſich hier durch frühreife Talente ſehr bald aus. Der Unterricht, welcher hauptſächlich alte Sprachen betraf, koſtete ihm wenig Anſtrengung. Mitſchüler von trefflichen Anlagen zur Dichtkunſt reizten ihn zur Nacheiferung; und ſchon in den untern Claſſen kam er in der lateiniſchen Verskunſt den Geübteſten gleich. Zwei lateiniſche Gedichte von ihm aus d. J. 1761 u. 1764, und ein griechiſches Geſpräch, das er i. J. 1765 verfertigte, werden noch in der Sammlung aufbewahrt, die man in England unter dem Namen Musae Etonenses

kannt. Auch aus ſeinen ſpätern Jahren hat man einige Gedichte von ihm, unter welchen ſich die Stanzen an Mrs. Crewe, eine Zuſchrift an eine Lady, ein Anruf an die Armuth, ein Gedicht an Mrs. Fox, wie ſie das funfzigſte Jahr erreichte, und ein Gedicht an ſeinen Neffen, den Lord Holland, auszeichnen.

Ueberhaupt hatte ſich in ihm das Talent für Sprachen zu einer ſeltenen Vollkommenheit entwickelt. In der Folge ſprach er auch das Italieniſche faſt eben ſo fertig, wie das Franzöſiſche; in der letztern Sprache aber war er ſelbſt manchem Eingebornen überlegen. Man ahnete daher ſchon in Eton, was ſo vorzügliche Naturgaben einſt hoffen ließen. Der dreizehnjährige Fox war der Erſte unter ſeinen Jugendfreunden. Dieſe, die auch als Männer ſeine treuen Freunde blieben, wie der Graf von Fitzwilliam, Lord Carlisle, der Herzog von Leinſter u. A. ſahen in ihm den künftigen Staatsmann und Redner. Sein Mitſchüler Carlisle rief ihm in einer Ode prophetiſch zu: „Pitt's und Townſhend's Ruhm warte ſeiner im brittiſchen Volksſenate!“ — *).

Allein es gab damals zu Eton unter den Oppidans — die das ſind, was man in Deutſchland Extraneer nennt — mehrere Knaben, die überaus hoch ſpielten und oft mehrere hundert Pfund verloren. Auch Fox ward von dieſer Unſitte hingeriſſen. Seines Vaters Freigebigkeit ließ es ihm an den Mitteln dazu nicht fehlen; und mit dem erſten Ungeſtüm raſcher Jugendkraft folgte der lebensfrohe Charles ſeinem Hange zum Vergnügen und zur Verſchwendung. Dadurch kam in ſein ſinnliches Leben eine wilde Beweglichkeit, in welcher ſich auch ſeine geiſtige Kraft gefiel. Lord Holland wollte überdieß derſelben ſchon jetzt eine freie europäiſche Richtung geben, und nahm ihn daher, als er 14 Jahr alt war, in den Schulferien mit ſich nach Spa. Aber auch hier zog ſein reiches Taſchengeld die Spieler an, und Fox verlor große Summen, die Lord Holland ohne Unwillen bezahlte.

---

*) Die Ode ſchloß mit den Worten:
„What praiſe to Pitt, to Townshend, e'er was due,
In future times, my Fox, ſhall wait on you!“.

Fox ſetzte hierauf ſeine Studien in Eton fort; doch trug ſein Vater fortwährend zu ſeiner Bildung viel bei, indem er ihn über Alles ſeine Meinung frei heraus ſagen ließ, wodurch Fox, zum Denken aufgeregt, Verſtand und Urtheilskraft übte, und, ſchnell in jeden Gegenſtand eindringend, darüber unvorbereitet ſprechen lernte. So erwachte zuerſt in ihm jene natürliche Beredtſamkeit des Herzens und des Verſtandes, durch welche er in der Folge ſeinen Ruhm gründete. Gewöhnlich gab ihm der Vater Staatsberichte zu leſen, und freute ſich, wenn der Sohn treffend darüber urtheilte, oder abſprach. Einſt warf dieſer eine Staatsſchrift ſeines Vaters, die er eben geleſen, mit den Worten: „ſie iſt zu ſchwach", in's Feuer, und Lord Holland, gewohnt, ſeinen Sohn mit unbeſchränkter Freiheit gewähren zu laſſen, nahm ruhig eine zweite Abſchrift.

Fox bezog nun die Univerſität Oxford, wo er in Hertford-College ſtudirte. Hier erregten ſeine Talente und Kenntniſſe um ſo mehr Bewunderung, als er ſeine ganze Zeit, vorzüglich die Nächte, dem Spiele und andern Zerſtreuungen zu widmen ſchien. Sein Führer, oder Tutor of College, Schulhofmeiſter (ein Unterlehrer, der über mehrere Zöglinge die Aufſicht führt), war ein Mann von trefflichem Charakter und liebenswürdigen Eigenſchaften, der bekannte Orientaliſt, D. Newcome, welcher für ſeine Theilnahme an der Bildung des junge Tory — denn als ſolchen wollte Lord Holland ſeinen Sohn erziehen — in der Folge von Fox zum Biſchof von Waterford in Irland befördert wurde. Es iſt bekannt, daß die Gentlemen Commoners, oder die Söhne aus vornehmen Familien, als unabhängige Mitglieder der Collegien, von mehrern ſtrengen Vorſchriften des akademiſchen Lebens befreit ſind, auch bisweilen außerhalb den Mauern ihrer Halle in Privathäuſern wohnen. Sie ſtudiren nicht ſogenannte Facultätswiſſenſchaften, ſondern Lateiniſch, Griechiſch, Mathematik und ein wenig Logik, unter der Anweiſung ihres Tutors, der aber in der Regel keine Vorleſungen vor ihnen hält, ſondern ihnen von Zeit zu Zeit blos anzeigt, was für Schriftſteller ſie auf ihrem Zimmer leſen, und welche Werke ſie damit in Verbindung ſtudiren ſollen. Nach einiger Zeit nimmt er diejenigen, welche gleichen Schritt halten, auf ſein Zimmer, unterſucht wie viel ſie geleſen haben, hilft ihnen nach, erläutert ſchwere Stel-

len, oder läßt wohl auch den Schüler eine Stunde lang überſetzen, bis er ihn in den gehörigen Gang gebracht hat. Dabei empfiehlt er ihm das Leſen mehrerer Bücher in einer oder verſchiedenen neuern Sprachen, beſonders für die Geſchichte. Der Unterricht wird alſo nur gelegentlich ertheilt, und auf keine Weiſe mit Gelehrſamkeit überladen. Es iſt genug, daß der Student die beſte Ausgabe von jedem Schriftſteller kennt, und zur feſtgeſetzten Zeit das Verzeichniß deſſen, was er geleſen, dem Tutor überreicht, worauf der Dechant, der Unterdechant und ſämmtliche Tutors des Collegiums in einer Prüfung, die eine Woche lang täglich 5 bis 6 Stunden dauert, jeden Studenten einzeln examiniren, wie er die von ihm eingereichten Werke geleſen hat. Da man die Fähigkeiten eines Jeden genau kennt, ſo weiß ſein Tutor, auf welche Art man ihn examiniren muß. Bei dieſen Prüfungen wurde der talentvolle Fox oft nach einer Viertelſtunde ſchon entlaſſen, während Andre Stunden lang geprüft wurden.

So verband er zugleich mit der claſſiſchen Literatur alte Geſchichte, Geographie, Philoſophie und Alterthümer; auch rieth D. Newcome, mit Rückſicht auf ſeinen künftigen Stand, ihm an, gewiſſe Vorleſungen bei andern Profeſſoren zu hören, wenn das Leſen der Hauptwerke für dieſen Zweck nicht hinreichte. Fox hat dieſen Rath nicht ſehr befolgt. Geometrie und Logik mußt' er, der Ordnung gemäß, in ſeinem Collegium hören. Er verſtand aber von Mathematik, insbeſondere von der Geometrie, wenig oder nichts, was er als Mann bedauerte. Die Schärfe und Strenge der Beweisfolge in ſeinen Reden war alſo nur die Frucht ſeiner, durch die beſten Muſter der Alten ausgebildeten Denkkraft. Ein ſo fähiger Kopf, wie Fox war, konnte unmöglich in den öffentlichen Vorleſungen viel Befriedigung finden; denn gewöhnlich wird eine Wiſſenſchaft in zwanzig bis dreißig Stunden geendigt, und der Britte glaubt mit Recht, daß ſich eine Wiſſenſchaft durch keine Vorleſungen erlernen laſſe. Sie können ihm höchſtens einen Begriff von der Sache geben, und denjenigen auf den rechten Weg führen, welcher Luſt hat, ſie für ſich zu ſtudiren. Fox mußte bei dieſer Lehrart ſchnell ſeinen Aufgaben voreilen, und da er mit Luſt und Feuer, was ſeinem Genius gefiel, bald vollendete, zu ſeinen Zerſtreuungen Zeit genug übrig behalten.

Sein Hauptſtudium war ſchon damals, und blieb es auch in der Folge, die alte Literatur nebſt der Geſchichte. Er hatte ſchon in Oxford den größten Theil der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, und mehrere davon einige Mal durchgeleſen. Mit den Begebenheiten zugleich faßte er in den alten Claſſikern den Geiſt und die ſchöne Form der hiſtoriſchen Darſtellung auf; allein er verſuchte ſich in derſelben zu wenig, daher ſie ihm in ſeinem großen Geſchichtswerke, ſo viel Aufmerkſamkeit er auch darauf verwandte, nicht gelang. Dabei las er in alten und neuen Sprachen nach einer guten Auswahl in richtiger Ordnung die beſten Werke über Philoſophie. Ueberhaupt lernte er nichts, was er nicht mit Liebe ergriff, und ſein Geiſt entwickelte ſich ſelbſt, indem er frei die jungen Fittige übte. Denn er blieb fortwährend in einer fröhlichen Verbindung mit der Welt, weil er einen beträchtlichen Theil des Jahres zu London, Bath, oder auf kleinen Reiſen im Lande zubringen durfte. Das Vergnügen ſelbſt erhöhte ſeine innere Kraft. Er arbeitete dann, wie er ſelbſt bekannte, nur um ſo thätiger und tiefer in ſeinen Gegenſtand ein.

Eine ſolche, mit keinem Ballaſt des Wiſſens beſchwerte Bildung prägte die herrliche Naturform des talentvollen Jünglings ohne Kleinigkeitszwang und mühſame Anſtrengung zu einer kühnen, freiartigen Selbſtſtändigkeit aus, die aber eben deshalb ſpäterhin im wirklichen Leben, wo nur der Geſchäftskundige Schritt vor Schritt vorwärts dringen kann, oft anſtieß, und in ihrem Fluge durch ungewohnte Zwiſchenkräfte ſich gehemmt fühlte. Doch mit gleicher Lebendigkeit ergab ſich Fox auch dem Spiele und dem Weine, den gewöhnlichen Abendunterhaltungen ſeiner reichen, jungen Freunde. Er ſchadete dadurch ſeinem Vermögen und ſeiner Geſundheit; indeß litt ſein Charakter nicht darunter, er beſtätigte vielmehr, was man allgemein in England als eine Folge der öffentlichen Erziehung anſieht. Denn je freier er ſeine Anlagen entwickeln durfte, deſto offner, ehrlicher und gerader war ſein Verhalten gegen Andre. Er dachte nicht ſo eingeſchränkt über Menſchen und Dinge, als man es wohl bei klöſterlich ſtreng erzogenen Menſchen findet; er nahm und gab; er hatte eine gewiſſe Achtung für Menſchen überhaupt; er war weniger ſelbſtiſch, und zeigte auf den erſten Anblick,

was er war; ſelbſt ſeine Ausſchweifungen hatten ein gewiſſes Gepräge von Größe, ſo daß er ſich wohl tadelnswerth, aber nie gemein oder verächtlich machte.

Dieſe Jugendbildung ſollte jedoch erſt im ſpätern, männlichen Alter durch den Ernſt des Lebens geläutert, in ihrem höhern Adel ſichtbar werden. Fox wurde zu früh auf Reiſen geſchickt, und nahm viel Ausländiſches an, was ihn entſtellte. Galt er doch ſeinem Anzuge nach eine Zeitlang für einen der erſten Stutzer („beaus") in London! Man ſah ihn Chapeau bas gehn, in Schuhen mit rothen Abſätzen, und blau gepudertes Haar tragen. Seine Kraft ſchien mit dem Tande zu ſpielen, und ſein Feuer von der Gluth des Südens nur heißer zu entbrennen. Er ſtürzte ſich in alle Genüſſe einer lebensvollen Jugend, und trieb die Verſchwendung ſo weit, daß ſelbſt ſein nachſichtiger Vater zuletzt ermüdete, und des Sohnes Wechſel zurückzuſchicken drohte, auch viele Schulden deſſelben in Paris lange unbezahlt ließ. Bei alle dem vergaß der junge Fox nicht ſeinen Hauptzweck. Seine Kenntniß der Landesſprachen unterſtützte ihn hier eben ſo ſehr, als ſein im alten Rom und Griechenland geübter Scharfblick. Er faßte im Fluge auf die Hauptzüge der Staatsform, der Sitten und der Literatur von Frankreich und Italien. Die bildende Kunſt zog ihn am meiſten an. Nichts blieb ihm fremd, was charakteriſtiſch war; ſein Urtheil wurde reifer und ſeine Anſicht von der Welt reicher, ohne daß ſein Herz den Glauben an die Menſchen verlor, denn ſein Wille heftete ihn nie an etwas Unwürdiges, und das Vergnügen galt ihm, ohne Leidenſchaft wie er war, nichts mehr, als ein Spiel üppiger Kräfte. Dadurch erlangte ſeine natürliche Gutmüthigkeit Dauer für das ganze Leben; Hinderniſſe aber, auf die er in der Folge ſtieß, vermochten nicht ihn zu erbittern, weil er bisher auf ſeinem Wege keine gefunden hatte.

So trat Fox, zwanzig Jahr alt, mit einem Geiſte, der ſelbſtändig das Vortrefflichſte der alten und neuen Zeit kannte, und mit einem Willen, dem nichts zu ſchwer erſchien, weil er bis jetzt keinen Widerſtand zu bekämpfen gehabt hatte, im J. 1768 in das öffentliche Leben ein. Sein Vater wollte in dem Lieblingsſohne ſchnell den großen Staatsmann reifen ſehen, darum ließ er ihn, noch

ehe er das erforderliche Alter hatte, ſelbſt ehe er durch Geſchäfftskenntniß und anhaltendes Arbeiten für den allgemeinen Gang der Staatsverwaltung vorbereitet war, von dem Flecken Midhurſt in der Grafſchaft Suſſex zum Parlamentsgliede wählen. Fox erfuhr es alſo an ſich ſelbſt, daß es in England Orte gab, wo nicht des Volkes Stimme die Stellvertreter des Gemeinweſens wählt, ſondern wo ſie der Einfluß der Großen ernennt. Darum erklärte er in der Folge das Wahlrecht dieſer Orte dem Ganzen für nachtheilig, und drang auf die Abſchaffung deſſelben.

Im Anfang ſeiner parlamentariſchen Laufbahn folgte Fox den Anſichten ſeines Vaters, der die Gunſt des Lords Bute und das Vertrauen des Königs beſaß. Seine erſte Rede war gegen Wilkes gerichtet, in einer Sache, wo das Recht auf der Seite dieſes berühmten Whig war. Der junge Fox ſprach ſo eifrig im Sinne der Miniſter, daß er bald für einen ihrer beſten Vertheidiger galt. Es ſchien, daß er hierin, den erhaltenen Eindrücken folgend, ohne eigne Prüfung, aus gutmüthigem Nachgeben handelte. Er ſah das Leben nicht ernſt genug an, wozu ſein ſinnlicher Leichtſinn mitwirkte. Dieſer brachte ihn in Geldverlegenheiten und in Verbindung mit Wucherjuden, die gegen 500 P. Cent ſeine Verſchwendung unterſtützten. Sie glaubten nämlich, wie Fox ſelbſt, daß ſein älterer Bruder kinderlos ſterben werde. Allein unerwartet bekam er, als er eben in einem Spielhaus ſich befand, die Nachricht von der Geburt ſeines Neffen, des nachmaligen Lords Holland. Sie beſtürzte ihn nicht, weil Reichthum ſo wenig als Genuß ſeine Leidenſchaft war. Scherzend ſagte er, auf den Untergang der Israeliten anſpielend: „uns iſt ein Knäblein geboren.“

Fox war kaum zwei Jahre im Parlament geweſen, als er den 13. Febr. 1770 zum Mitgliede der Admiralitäts-Commiſſion, an deren Spitze damals der berühmte Admiral Sir Edward, nachmaliger Lord Hake ſtand, ernannt wurde. Zwei Jahre darauf legte er dieſe Stelle nieder, und ward den 9. Jan. 1773 vom Lord North als Commiſſär bei der Schatzkammer, und als Buchhalter der königlichen Schatzkammer von Irland angeſtellt. Es wird nicht geſagt, ob er in dieſen einträglichen Aemtern ein tüchtiger Arbeiter geweſen, und man darf wohl das Gegen-

gen-

gentheil vermuthen. Seine politiſchen Grundſätze ſtimmten jedoch fortdauernd mit denen ſeines Vaters überein. Aber nach dem Tode deſſelben, im J. 1774, fing eine neue Periode ſeines Lebens an.

Er fühlte ſich jetzt in ſeinem 26ſten Jahre frei von allem Zwange und im Beſitze eines anſehnlichen Vermögens von 4000 Pf. St. jährlichen Einkommens. Allein es waren Schulden zu bezahlen. Die Rechnungsfehler in den Papieren des Lords Holland, welche anderthalb Millionen Pf. St. betrugen, kamen vor das Unterhaus. Man erzählt, daß For im Scherz darüber folgenden Aufſchluß gegeben habe: „für 500,000 Pf. kann ich Antwort geben, denn die habe ich durchgebracht; mein Bruder mag ungefähr dieſelbe Summe auf ſich nehmen, und die dann noch übrigen 500,000 Pf. waren für meinen Vater doch gewiß nicht zu viel.“ Das große väterliche Vermögen beſtand zum Theil in Gütern; von dieſen mußten daher einige veräußert werden, unter andern das prächtige Landgut bei Kingsgate auf der Oſtküſte von Kent, wo Lord Holland ein Haus nach dem Muſter von Cicero's Formianum erbaut hatte. Auch verkaufte For eine Sinecure, die er dem Einfluß ſeines Vaters verdankte, das Archivariat der irländiſchen Urkunden. Was ihm übrig blieb, war noch immer beträchtlich; aber der Strom des Vergnügens, in welchem er jetzt auf- und niedertauchte, und ſeine Thorheit in Wetten hatten es bald verſchlungen. Ohne Maaß und Ziel opferte er Tage und Nächte, Geſundheit und Vermögen der blinden Gottheit des Glücks, und mit ſeinem Ruhme als Redner in der St. Stephans-Capelle *) nicht zufrieden, wünſchte er noch zu Newmarket Geſetze zu geben. Sein ſcharfes durchdringendes Auge verfolgte dann einen Lieblings-Renner von den Schranken bis zum Ziele; ſeine Unruhe ſtieg ſichtbar, ſo wie ſich das Rennen dem Ende näherte, und mit voller Stimme rief er Liebkoſungen dem dampfenden Roſſe entgegen, und verſchwendete ſeinen Beifall an den ſiegreichen Reiter. Man nannte daher lange nach ihm einen Theil des Grundes, auf dem die Wettrennen gehalten wurden, die For's-Bahn, Fox Course. Nur, wenn er ein öffentliches Amt verwaltete, war ſein

*) So heißt das Verſammlungszimmer des Unterhauſes in Weſtminſter.

Name auf der Liſte der Spieler nicht zu finden. Er glaubte dieß dem Anſtande ſchuldig zu ſeyn.

Aber dieſe Ausgelaſſenheit einer vollkräftigen Jugend ſchadete ihm in der Meinung des Königs und aller ernſthaften Männer. Er galt für einen Feuerkopf, der keine Grenze zu finden wiſſe. Dazu kam, daß er ſich durch eine, ſeinem Geiſte ſo natürliche Bewunderung großer Talente zu einigen Mitgliedern der Oppoſition, vorzüglich zu Burke, hingezogen fühlte. Er widerſprach ſeitdem einige Mal der Regierung, und unterſtützte den Vorſchlag, die Unterſchrift der 39 Artikel der engliſchen Kirche aufzuheben, ohne dabei auf die Vorſtellungen des Lords North zu achten, der damals erſter Lord der Schatzkammer und Canzler der Finanzverwaltung (Exchequer) war. Als nun dieſer im J. 1774 eine neue Commiſſion bildete, ſo kundigte er Herrn For ſeine Entlaſſung auf eine Art an, die ihn aufbringen mußte. „Se. Maj., ſchrieb er ihm mit epigrammatiſcher Kürze, haben für dienlich erachtet, neue Commiſſarien der Schatzkammer zu ernennen, in deren Liſte ich Ihren Namen nicht ſehe.“

So ward For ein Mitglied der Oppoſition, aus einem Tory ein Whig. Der Sturm von außen, in welchem er Einfluß und Vermögen verlor, regte ſeine ganze innere Kraft auf. Bisher kannten nur die näheren Freunde ſeine außerordentlichen Talente. Jetzt entfaltete er ſie auf dem großen Felde des parlamentariſchen Stimmenkampfes. Er nahm den Grundſatz der Rockingham-Parthei an, daß die großen Whig-Familien, welche das hannöverſche Haus auf den Thron gehoben hätten, noch jetzt eine Art Vormundſchaft über die Krone, oder ein Obhutsrecht der Freiheit ausüben müßten. Seitdem blieb ſein politiſches Leben in der Hauptſache ſich immer gleich.

Glücklicher Weiſe hatte er ſich über die große, ſeit Kurzem erſt beſtrittene Frage: ob die Colonieen ohne eigene Vertretung vom engliſchen Parlamente beſteuert werden dürften, noch nicht erklärt; er konnte alſo jetzt im Hauſe der Gemeinen frei und ungebunden an der Berathung über den amerikaniſchen Krieg Theil nehmen. Er that dieß, ausgerüſtet mit allen Hülfsmitteln, die ihm ſeine Kenntniß der freien Staaten des Alterthums darbot.

Von Burke begeiſtert, dem genialen Verfaſſer der Schrift über das Erhabene und Schöne, riß er ſich los von dem beſchränkenden Stolze engliſcher Staatskunſt und ſchwang ſich hinauf zu dem Range des erſten Staatsredners Groß-brittanniens.

Nie vereinigte, weder vorher noch in der Folge, die Oppoſition durch Tiefblick, Wortkraft und Geiſteskühnheit ſo ausgezeichnete Männer, als damals, wo Burke, Fox, Barré, Dunning und Saville gegen brittiſches Machtvorurtheil ankämpften, und für die gerechte Sache ihrer Mitbürger in Nordamerika ſich erhoben. Fox warf jezt das Spielzeug wilder Jugend weit von ſich hinweg. Sein höheres Leben begann; er behielt nichts aus dem früheren, als jene Anmuth des Umgangs, in der ihm kein anderer Staatsmann ſeines Vaterlandes gleichkam, jene Offenheit des Gemüths, welche den Reichthum ſeiner ſchönen Seele enthüllte, und jenes kühne Wollen eines kräftigen Lebens, das mit der Entſchloſſenheit eines Mannes ſich ausſprach, der ſich fühlt, und der die große Aufgabe ſeines Lebens gefunden hat.

Es galt die Widerlegung der herrſchenden Anſicht, die Beſiegung eines verhaßten Miniſters, aber zugleich auch die Verminderung der königlichen Vorrechte, die Ausdehnung der Parlaments- und Volksgewalt, und zulezt die eigene Erhebung. So drängte ſich Perſönlichkeit mit in die Sache des Volks und der öffentlichen Meinung; die Leidenſchaft wollte mit der Gerechtigkeit einen Bund ſchließen. North wurde zwar beſiegt, aber nicht in der Folge Pitt, für den das ſtrenge Recht ſprach, der Drang der Umſtände, das Anſehn der Verfaſſung, und ein Leben ohne Vorwurf.

Fox, dem nicht die Macht an ſich, ſondern die höhere Freiheit, wo er mit voller Kraft ſeinen großen Anſichten ungehindert folgen konnte, als das würdige Ziel ſeines Lebens erſchien, ſtand in der Mitte ſeiner Kampfgenoſſen als der Führer des Streits. Voran ging Barré, ein Mann, von Jugend auf in den Waffen geübt, an Geſtalt dem Ulyſſes ähnlich, beredt und gewandt, wie der homeriſche Held. Mit der Kühnheit eines Kriegers griff er die Miniſter an, ſiegte über die Zuhörer, ſo wie ſeine Rede

Digitized by Google

ſich entwickelte, und erzwang endlich von der Stimmenmehrheit des Hauſes, die Lord North ſo lange für ſich behauptet hatte, ein Geſetz, das einen Ausſchuß ernannte, um Mißbräuche zu unterſuchen, die nie enthüllt worden ſind, und Abänderungen einzuführen, die nie zu Stande kamen. Ihm zur Seite erhob ſich gegen den mächtigen North Dunning, der berühmteſte Sachwalter vor den Schranken der engliſchen Gerichte, damals der einzige Rechtsgelehrte, der im Hauſe der Gemeinen als Staatsmann ſprechen konnte. Zum Erſtaunen Aller zwang er das Parlament, eine Anklage gegen ſich ſelbſt zu beſchließen, indem es nach des Redners Vorſchlag erklärte, daß der Einfluß der Krone gewachſen ſey, noch immer wachſe und vermindert werden müſſe. An beide ſchloß ſich Saville an, ein Mann, der den höhern Ruhm eines muſterhaften Bürgers ſchon beſaß, als er auch durch Beredtſamkeit ſich auszuzeichnen anfing. Er wirkte viel für die gemeine Sache, durch die Trefflichkeit ſeines Charakters ſowohl, als durch ſeinen Reichthum. Aber ohne die Vortheile einer hohen Geburt oder eines großen Vermögens erhob ſich über jene der vollendetſte Redner ſeiner Zeit, Edmund Burke, berühmt durch eindringende und umfaſſende Gelehrſamkeit, und überwiegend an Scharfſinn und Tiefblick, mit dem er, einzig aus ſich ſelbſt ſchöpfend, das Allgemeine wie das Beſondere eben ſo leicht in der Idee ergriff, als in der Anwendung faßte. Wenn er ſprach, ſchien die Schatzkammer-Bank zu beben, und ſeine, auf Erſparniß im Haushalt gerichteten Vorſchläge drohten der Krone die Hälfte ihres Glanzes zu entziehen. Burke zürnte gegen die Urheber des amerikaniſchen Krieges, weil er unpolitiſch ſey; aber der jüngere, kühnere und heftigere Fox verdammte ihn wegen ſeiner Ungerechtigkeit. Mit der Kraft eines Herkules erhob er ſeine gewaltige Stimme, daß ſie das Haus der Gemeinen erſchütterte, und ſtrömte in dem Feuer der Rede ſein volles Gemüth aus: menſchliches Wohlwollen gegen die Unterdrückten, den Unterdrückern furchtbaren Zorn.

Im Oberhauſe hatte Fox zu Freunden und Bundesgenoſſen die Lords Camden, Chatam, Shelburne und Portland. Man ſah ihn daher nur als das zweite Haupt der Whigs an; er war aber in der That ihr erſtes. Denn ſeine Talente überwogen die ihrigen, und gern geſtanden

ſie dem geiſtvollen Wortführer im Unterhauſe, dem durch ſeine Weltbildung und freiartige Selbſtändigkeit ſo hervorragenden Fox, das Recht zu, ſie zu leiten. Auch in dem Kampfe gegen Pitt behauptete er dieſes Anſehn; und es war in England eine eigne Erſcheinung, den jüngern Zweig einer neuen Familie mit Ruſſel's, Howard's und Cavendiſh's umgeben, Alles, was von engliſchen Großen unter den Gegnern des Miniſters Achtung verdiente, leiten zu ſehen. Selbſt von Glücksgütern entblößt, herrſchte er, durch den Zauber ſeiner Liebenswürdigkeit und durch die Hoheit ſeines Geiſtes, über die reichſten Glieder der brittiſchen Ariſtokratie. Allein zu tief empört durch die vorhandenen Gebrechen und Mißbräuche, von ſeinem lebhaften, ſtürmiſchen Gefühl dahingeriſſen, eilte Fox dem Ziele, das er im Geiſte ſchon vor ſich ſah, raſcher entgegen, als Burke und ſein großer Gegner Pitt, die beide das Beſſere auch wollten, aber tiefer in das Wirkliche eindrangen. Daher kam es, daß beide in der Anwendung ihrer Grundſätze von ihm ſich gänzlich entfernten. Dieſe Verſchiedenheit der Grundanſicht von dem Vorhandenen trat jedoch bei Fox und Burke erſt in den Verhandlungen über die wichtigſte Angelegenheit, die je im Parlamente vorgekommen, in denen über die franzöſiſche Revolution, deutlich hervor, und ſo geſchah es, daß die alten Freunde, die früher auf Tod und Leben verbunden ſchienen, daß Fox und Burke am Abend ihres Lebens ſich trennten.

Damals ging in Erfüllung, was Fox und ſeine Freunde vorausgeſagt: der amerikaniſche Krieg ward unglücklich geführt. Bourgoyne mußte ſich ergeben, bald darauf Cornwallis. Als nun auch Frankreich und Holland Theil an dem Kampfe nahmen, ſprach ſich der öffentliche Unmuth immer ſtürmiſcher aus. Die Oppoſition nebſt den Presbyterianern widerſetzte ſich allen Maaßregeln des Miniſters. North, der niemals die Gunſt des Volks beſeſſen, mußte öffentlich den Vorwurf hören: „er arbeite gegen die Conſtitution, er wolle die Macht des Königs erweitern, und betreibe den amerikaniſchen Krieg nur deswegen ſo hartnäckig, um auch Englands Freiheit zu beſchränken, wenn nur erſt die Amerikaner unterjocht ſeyn würden.“ So verlor der Miniſter endlich die Stimmenmehrheit. Beſchämt, beſiegt und faſt zur Verzweiflung

getrieben, mußte er im J. 1781 ſeine Stelle aufgeben. Er flüchtete aber nicht, wie es wohl ſonſt geweſene Miniſter thaten, in das Oberhaus, ſondern blieb in der Mitte ſeiner noch immer zahlreichen Anhänger. Hier bot er ſeinen Gegnern die Stirn, klagte ſie an, daß ſie durch ihr Geſchrei den Nationalwillen bei der Führung des Kriegs gelähmt hätten, verachtete ihre Drohungen, und erklärte ſich gefaßt auf jede Unterſuchung, die ſie über ihn verhängen wollten.

Fox, der kurz vorher, im J. 1780, nach einem heftigen Kampfe zu einem Stellvertreter des Volks von Weſtminſter gewählt worden war, kam jetzt im Frühjahre 1782 in's Miniſterium und Cabinet als Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, ein Poſten, für den er eigentlich gebildet war. Offen und gerade, dabei wohlwollend, feſt und feurig, ein Beförderer des Rechts und jeder liberalen Idee, überdieß den meiſten Staatsmännern in Europa an Geiſt und Kraft überlegen, bedurfte er nicht der hohlen Formen der gewöhnlichen diplomatiſchen Wortkunſt, um im Namen des brittiſchen Staats mit Europa zu ſprechen. Die auswärtigen Miniſter unterhandelten gern mit ihm, weil er gewöhnlich in ihrer Sprache, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch zu ihnen redete, und bei einem Frühſtücke, oder bei einer Flaſche Wein mit Leichtigkeit und in der gefälligſten Form eine Menge Geſchäffte abmachte.

An der Spitze der Verwaltung ſtand der Marquis von Rockingham, der untadelhafteſte, edelſte und aufrichtigſte Staatsmann, den England ſeit der Revolution ſah. An der Spitze der Oppoſition ſtand Lord North. Allein Rockingham ſtarb bald, und mehrere von den trefflichen Entwürfen dieſer Verwaltung blieben unausgeführt. Nun gab es Spaltungen unter den Mitgliedern des Miniſteriums. Man ſtritt, wer die erſte Stelle erhalten ſollte, ob Lord Shelburne, der nachmalige Marquis von Landsdowne, oder der Herzog von Portland. Die Gunſt des Königs entſchied für jenen; daher legte Fox mit Verdruß ſeine Stelle nieder. Denn ſo wie einſt der Graf Chatam ſich geäußert: „er wolle nimmer für etwas verantwortlich ſeyn, was er nicht ſelbſt angeordnet", eben ſo erklärte jetzt der Staatsſecretär Fox bei ſeinem Abgange, daß er

ſich entſchloſſen habe, niemals privatim ſeine Zuſtimmung zu Planen zu geben, die er nicht öffentlich rechtfertigen könne; eine Erklärung, die einen Blick in ſein Inneres thun läßt. Er beſaß nicht den tadelnswerthen Ehrgeiz, mächtig zu ſeyn um der Macht willen; ſondern ihn trieb das Aufſtreben edler Kräfte, mit voller Ueberzeugung ſo viel als möglich zu wirken. Man glaubte damals, die einzige öffentliche Urſache des Zwiſtes im Rathe der Miniſter ſey die Unabhängigkeit von Amerika geweſen, welche der großherzige Fox als ein Geſchenk geben, Lord Shelburne aber mehr als eine Waare verhandeln wollte. Dazu kam noch der beſondere Umſtand, daß Fox ein treuer und des Herzogs von Portland, dieſer aber vom Volke r geliebt war. Sein Ausſchluß vom Miniſterium erregte er unter den Whigs viel Eiferſucht und Unmuth.

Von dieſer Zeit an erhob ſich jener Kampf, der in ſei- zwanzigjährigen Dauer einen wahrhaft epiſchen Cha- ter zeigte, und die Führer deſſelben mit tragiſcher rde umgab: der große, heftige Kampf des centrifuga- Fox mit dem centripetalen Pitt; ein Kampf, der in Staatsgeſchichte des neueren Europa einzig in ſeiner die wichtigſten und tief eindringendſten Streitfragen die Grundſätze der brittiſchen Staatsverfaſſung und n Anwendung veranlaßt, zugleich aber auch über das meine praktiſche Staats- und Völkerrecht von Eu- viel Licht verbreitet hat; ein Kampf, in welchem Führer, — die Stellvertreter der, in zwei große Par- n zerfallenen, öffentlichen Meinung in Großbritan- und Europa, — endlich vom ſcheinbar fruchtloſen en erſchöpft, noch ehe ſie das Ziel erreicht, ſelbſt hoff- slos zu Boden fielen, und der nichts deſto weniger, eider Kraft, ſo feindſelig ſie getrennt ſchien, den- egenſeitig ſich durchdrang und milderte, auch in ſei- rfolgen groß geweſen iſt. Es war der Rieſenkampf e mit der Erfahrung.

s trat nämlich unter Lord Shelburne, dem erſten er Schatzkammer, der 23jährige William Pitt, nzler der Finanzverwaltung, zuerſt in das Miniſte- in. Shelburne ſchloß ſogleich den von der Oppoſition einſt laut geforderten Frieden mit Amerika, Frankreich, Spanien und Holland (im Jan. 1783.); allein er

vernachläſſigte, die öffentliche Meinung für die Bedingungen deſſelben zu gewinnen. Dagegen erhob ſich nun, wie zu erwarten war, im Parlamente mit großer Macht Lord North und deſſen Anhang, zu welchem alle Gegner der Unabhängigkeit Amerika's gehörten. Daß aber auch Fox und deſſen Freunde, die ſo oft und nachdrücklich den Abſchluß des Friedens verlangt hatten, denſelben tadeln würden, ſetzte jeden in Erſtaunen, der nicht wußte, daß die Oppoſition nicht ſelten blos aus leidenſchaftlichem Parteigeiſte widerſprach. So war es damals, und ſo iſt es noch; aber dieſer ſtete Widerſpruch berichtigt und befeſtigt die öffentliche Meinung öfter, als ſie dieſelbe irre leitet.

„Habt ihr denn vergeſſen", warf Pitt den Foxiſten und ihrem Stimmführer vor, „daß ihr ſelbſt vor wenig Monaten im Parlamente behauptetet, wir müßten Frieden machen, auf welche Bedingung es auch nur ſey, Frieden auf ein Jahr, einen Tag, damit das Land nur Ruhe bekäme? Oder haben ſich ſeitdem etwa die Umſtände ſo geändert, daß, was damals euch wünſchenswerth ſchien, jetzt ein Unglück iſt? Doch in der That, vor Kurzem noch hätte Fox den Frieden abſchließen können; er ſaß im Miniſterium; jetzt nicht mehr: dies iſt der neue Zuſtand, der alles verändert!" — Dieſer Meinungskampf führte unerwartet die in den brittiſchen Jahrbüchern ſo denkwürdige **Coalition** herbei, welche das Aufſehn und die Mißbilligung der ganzen Nation erregte, weil ſie bloß durch Ehrgeiz zuſammenhielt, und nicht auf der reinen Anſicht des Gemeinwohls zu beruhen ſchien.

Fox und North vereinigten ſich, Staatsmänner, vorher durch verſchiedene Grundſätze und entgegengeſetzte Leidenſchaften ſtets und bei jedem Anlaß getrennt, und durch gegenſeitigen Widerſtand erbittert! Lord North, den Fox vor Kurzem noch als ein Ungeheuer, des Blutgerüſtes würdig, geſchildert hatte, bildete jetzt auf einmal mit dieſem und dem Herzog von Portland, dem Grafen von Surrey und den angeſehenſten Herzogen und Pairs des Königreichs **eine** Parthei! Der gerade Sinn der Nation, welcher an die Redlichkeit ſeiner erſten Staatsmänner ſo gern glaubt, ward irre an dem Charakter der bisherigen Volksfreunde. Er begriff den ungeheuern Widerſpruch in Fox's Handlungsweiſe nicht, und ſchrieb ihn perſönli=

chem Eigennutze zu. Das Zutrauen der Nation zu ihm wurde erſchüttert; um ſo eher mußte es durch die kühnen Entwürfe, welche Fox in der Folge in ſeiner oſtindiſchen Bill gegen den mächtigen Handelsſtand an den Tag legte, bei einem großen Theile der Altbritten unwiederbringlich vernichtet werden.

Jener unnatürliche Bund läßt ſich nur aus Fox's Ideenſchwunge erklären. Er konnte nicht wirken, ſo lange er nicht im Miniſterium ſaß; er fühlte in ſich die Kraft, das Größte, wie das Edelſte zu vollbringen; ein Ideal ſtand vor ſeinem Willen; Zeitverhältniſſe, — in ſeinen Augen ein Zufall, der höheren Anſichten weichen mußte, — Shelburne und Pitt ſtanden ſeiner Kraft im Wege; er ſchritt über ſie hin, ſobald er ihnen die Stimmenmehrheit entriß, und hierzu ſah er kein anderes Mittel, als die Vereinigung mit North. Blieb er an der Spitze einer dritten Parthei, ſo ſiegte der Miniſter über ihn und North. Alſo wurde Fox von Pitt, ein großer Mann von dem andern, durch feindlichen Kampf geſchieden. Jeder fühlte, ahnete, im Bewußtſeyn der ihm inwohnenden Kraft, das Schickſal ſeines Lebens; jeder ſah es eng verſchlungen mit dem höchſten Anliegen ſeines Vaterlandes. Es galt die Zukunft, die Unſterblichkeit! Fox rang darnach, ohne klar die Bahn ſich vorzuzeichnen. Sein Feuer riß ihn fort. Pitt ſprach, was er dachte und wollte, offener aus: „Auch er habe Ehrgeiz. Macht und Einfluß däuchten den meiſten Menſchen wünſchenswerth, und er ſchäme ſich nicht, darnach zu ſtreben; er verlange ſogar nach ihrem fortdauernden Beſitz, wenn nur Ehre denſelben rechtfertige, Würde ihn behaupte. Doch könne er alles aufgeben in dem Augenblicke, wo die Pflicht gegen das Vaterland, ſeine Denkart und ſeine Freunde von ihm ein ſolches Opfer verlangten. Dann hoffe er ſich zurückzuziehn, nicht widerlegt und beſchämt, ſondern als Sieger; ſieghaft im Gefühl, ernſt, treu und eifrig, was ihm irgend an Kraft verliehen ſey, dem Vaterlande ganz, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, gewidmet zu haben." — Dieß konnte und durfte Pitt in ſeiner Lage als Miniſter ſagen. Auch ſagte er es mit voller Ueberzeugung; allein Fox, deſſen politiſcher Charakter durch den Gegenſatz in Pitt's Rede ſchmerzlich verwundet wurde, durfte und mochte nicht ſo ſprechen. Auch war es ihm natürlich, zu handeln, ohne darüber Betrachtungen

anzuſtellen. Und er kam zum Ziel: die Miniſter verloren die Stimmenmehrheit. Da ſie folglich nicht mehr das Vertrauen des Hauſes beſaßen, ſo ſchien es dem König nothwendig, ein neues Miniſterium zu bilden. Dieſes wurde, nach lebhaften Erklärungen der Oppoſition, die durch ihre Kühnheit dem Könige wohl den Sieg, aber keine Zuneigung abgewinnen konnte, den 2ten April 1783 aus Fox's Freunden zuſammengeſetzt. Der Herzog von Portland erhielt die erſte Stelle, Lord North und Fox wurden zu Staatsſecretären, jener für die innern, dieſer für die auswärtigen Staatsſachen ernannt. Unter den übrigen hohen Staatsbeamten beſanden ſich Lord John Cavendiſh, Viscount Keppel, Viscount Stormont, die Earls Hertford, Carlisle und Dartmouth, der Viscount und Charles Townshend, Burke, Fitzpatrick und Sheridan. Aber dieſer Verwaltungsrath ward ſchon im Decbr. 1783 durch Fox's oſtindiſche Bill geſtürzt.

Die oſtindiſche Compagnie war bisher vom Miniſterium unabhängig, ein Staat im Staate, der aber von den erſten Beamten ſo ſchlecht verwaltet wurde, daß man durchgehends eine Veränderung nöthig fand. North dachte über die Bill, welche Fox vorſchlug, mit ihm übereinſtimmend; daher ging ſie im Unterhauſe mit einer Mehrheit von 106 Stimmen durch. Nach ihr würde die Regierung der oſtindiſchen Beſitzungen faſt ganz in die Hände der Miniſter gekommen ſeyn. Bei der Größe, der Macht und dem Einfluſſe, welche jenem Verein von königlichen Kaufleuten zu Gebote ſtehn, ward es der Compagnie um ſo leichter, die ganze Nation gegen die Bill aufzuregen, weil das Gewaltſame derſelben zugleich den Rechtsſinn der Briten beleidigte, welcher vor der plötzlichen Vernichtung alter Vorrechte, die tief in das Eigenthum eingriffen, mächtig erſchrack. Die Oppoſition, in welcher jetzt Pitt auftrat, ſtellte zugleich vor, die einflußreichſte Gewalt in England würde dadurch in die Hände einer Ariſtokratie fallen. In der That waren durch die Coalition faſt alle mächtige Pairs und Familien mit der Parthei des Miniſters verbunden; unter andern die drei reichſten, die Herzoge von Bedford, von Marlborough und von Devonſhire, ferner die Grafen von Surrey, Fitzwilliam, von Derby, der Herzog von Bridgewater und viele Andere. Da nun dieſen Pairs eine große Zahl von Boroughs gehörten, oder

von ihnen abhingen, ſo konnten ſie auf die Wahlen der Mitglieder des Unterhauſes entſcheidend einwirken. Die Miniſter aber konnten, wenn ſie auch über die Stellen in Indien verfügen durften, durch Vertheilung ſo vieler wichtigen und einträglichen Aemter die Zahl ihrer Anhänger vermehren, und dadurch ihren Einfluß außerordentlich erweitern.

Endlich ward die Bill — ein höchſt merkwürdiges Ereigniß! — vom Oberhauſe verworfen. Dieß bewirkte der König durch ſeinen unmittelbaren Einfluß. Es iſt wahr, er mußte die wahre Beſchaffenheit der East-India-Bill ſchon kennen, ehe ſie in's Unterhaus gebracht wurde; denn das Miniſterium legt nie demſelben einen Geſetzentwurf vor, der nicht im Cabinet zuerſt geprüft und genehmigt worden; man kann alſo nicht annehmen, daß die Miniſter jenes Geſetz wider den Willen des Königs vorgeſchlagen haben ſollten. Es ſcheint vielmehr, man hat anfangs im Cabinet dem Könige die Sache nur aus ihrem höhern politiſchen Geſichtspuncte gezeigt, der König aber hat die andre, die juridiſche Seite derſelben und die öffentliche Meinung darüber erſt aus den Verhandlungen im Unterhauſe und durch die Vorſtellungen ſeiner Vertrauten erfahren, die dem Miniſterium nicht ergeben waren, insbeſondere durch den Lord Temple, der bei dieſer Gelegenheit von dem Vorrechte eines Pairs als berufenen Raths der Krone (hereditary counsellor to the Crown) Gebrauch machte. Genug, er beſchloß die Bill zu unterdrücken, ohne von ſeinem königlichen Vorrechte Gebrauch zu machen, vermöge deſſen er als der dritte Inhaber der geſetzgebenden Gewalt jede Bill verwerfen kann, auch wenn ſie von beiden Häuſern angenommen worden iſt; ein Vorrecht, von dem das Haus Hannover bis dahin niemals Gebrauch gemacht hatte. Er wandte ſich daher an ſeine perſönlichen Freunde im Oberhauſe, beſonders an den Grafen Temple, welcher hierauf daſelbſt öffentlich erklärte: der König würde den für ſeinen Feind halten, der für die Bill wäre. Vergebens ſchrie man im Unterhauſe, ein ſolches Verfahren ſey verfaſſungswidrig; es ſey ein Staatsverbrechen, die eigene Meinung des Königs in Anſehung einer Sache, die eben im Parlamente verhandelt werde, dieſem mitzutheilen, um die Stimmen anders zu lenken. Die Staatskundigen beriefen ſich dagegen auf das alte

Vorrecht der Pairs, dem König zu jeder Zeit ihren Rath mitzutheilen und auf den Staatsgrundſatz: der König von Großbrittannien kann nie unrecht handeln.*) So wurde die Bill mit einer Mehrheit von nur 8 Stimmen verworfen, und — was davon die nothwendige Folge war — das Miniſterium entlaſſen. Eine Menge Städte und Flecken ſandten hierauf an den König Dankſchreiben für die Entlaſſung ſeiner Miniſter.

Fox und Lord North erhielten den Abſchied auf eine ungewöhnliche Art. Der König unterhielt ſich mit ihnen über Staatsgeſchäffte bis Abends halb 11 Uhr, und um Mitternacht ward ihnen ihre Entlaſſung zugeſchickt, mit dem Befehl, ihre Amtsſiegel durch die Unterſecretäre zurückzuſchicken, da ihr perſönliches Erſcheinen dem Könige bei dieſer Gelegenheit unangenehm ſeyn würde.

Die berühmte oſtindiſche Bill, welche für Fox's öffentliches Leben entſcheidende Folgen hatte, war ganz in dem Geiſte und Charakter dieſes Staatsmannes gedacht und entworfen: kühn, neu, umfaſſend, das Ziel voll treffend, alles, was ihr im Wege ſtand, verjährte Mißbräuche, unpolitiſche Anmaaßungen oder Begünſtigungen einer kleinen Zahl brittiſcher Unterthanen, die über das Wohl von dreißig Millionen andrer Unterthanen, in ſo großer Entfernung von dem Brennpuncte der öffentlichen Meinung, nach Willkühr verfügen konnten, mit der Wurzel vernichtend! Aber ſie ſchonte kein Vorrecht; ſie entkräftete kein Vorurtheil; ſie klärte keinen Kurzſichtigen auf; ſie erreichte nichts, weil ſie Alles auf einmal bewirken ſollte! Ein Staat iſt kein Syſtem der Schule; er läßt ſich alſo auch ſo wenig durch Genieblitze erleuchten, als durch Machtgebote nach einem idealen Plane auf einmal umſchaffen. Fox hatte die Geiſter für ſich, aber nicht die Menſchen, wie ſie ſind, noch weniger die Altbritten; am allerwenigſten die Kaufleute. Hierzu kam der Argwohn, den er durch die Coalition gegen die Lauterkeit ſeiner Geſinnung gegen ſich aufgeregt hatte. So verlor er durch die oſtindiſche Bill die Gunſt des Volks. Wer aber dieſe in England einmal verliert, der verliert gewöhnlich auch ſei-

*) „That the king could do no wrong."

nen Einfluß auf die öffentliche Meinung; der kann ſchwer, oder nie dieſelbe wieder erlangen. Und ſtieg auch Fox in der Folge wieder in den Augen der Nation, ſo bewirkte dieß blos ſeine ſeltene Perſönlichkeit, ſeine großartige Freiheit und ſein wohlwollendes Herz, die nirgends ſo ſehr als bei dem brittiſchen Volke gefallen mußten. Eben ſo ſehr trug aber auch dazu bei die ſchroffe, kalte Hoheit, in der Pitt ihm gegenüber ſtand, der die Mehrheit überzeugte, nie aber für ſich einnahm. Alle Gegner Pitts waren die größten Bewunderer von Fox. Dieß lag in dem großen Gegenſatze dieſes politiſchen Doppelgeſtirns.

Darf man von dem, was die Bruſt eines Mannes bewegt, auf das ſchließen, was ſeine Denkkraft begeiſtert, ſo muß man bei Fox, deſſen Herz ſo warm für Menſchenwohl ſchlug, wohl annehmen, daß er, empört und überwältigt von dem Gefühle der Abſcheulichkeiten, die brittiſcher Nabobsſtolz in Indien verübte, ſo ſchnell und kräftig als möglich dem Unweſen ſteuern wollte. Gifford *) ſchildert dieſe Mißbräuche, welche das wildeſte Unterdrückungs- und Ausſaugeſyſtem genannt werden können: Eroberungskriege aus Plünderungsluſt; Treubruch gegen indiſche Fürſten und Völker; ein bis zum Bankrott zerrüttetes Finanzweſen; Betrug gegen Bundesgenoſſen; Beſtechung und Käuflichkeit; Vorkauf und Alleinwucher bis auf die erſten Lebensbedürfniſſe ausgedehnt; Verdrängung der Eingebornen von jeder Theilnahme an dem inländiſchen Markte; Erpreſſungen aller Behörden ohne Zahl und Maaß, von Haſtings, dem Oberſtatthalter, an, bis zu den unterſten Behörden hinab; und von allen dieſen Peſtübeln der Tyrannei die fürchterlichen Folgen: allgemeine Verzweiflung und eine Hungersnoth, welche in Bengalen und Bahar ein Drittel der Einwohner hinwegraffte, während die überlebenden zwei Drittel die volle Steuer der alten Bevölkerung fortdauernd entrichten mußten! So wurde in Indien der Glaube an die Ehre und die Gerechtigkeit der Britten vernichtet!

Dieß alles regte in Fox einen heiligen Zorn auf, und ſein Verſtand, von allgemeinen Staatsanſichten erhoben,

*) Im Leben Pitts I. S. 56 ff.

erſann das Vollkommenſte, was an die Stelle des alten Mißbrauchs treten ſollte. Auch hier war es ihm nicht um Macht an ſich zu thun, ſondern um die freie Macht, das Beſte durchzuſetzen. Er mochte und wollte keine halbe Maaßregel ergreifen. Doch eben dieſe Macht, welche ſeine Bill in die Hände von ſieben Beamten unter dem unmittelbaren Einfluſſe des Miniſters legte, bot ſeinen Gegnern die Waffen dar, ſie mit Erfolg zu bekämpfen. „Um alte Urkunden des Rechts zu vernichten, „ſagte Pitt", wollt ihr eine Tyrannei der andern entgegenſetzen? Kann unumſchränkte Gewalt in Europa, kann ein gewaltſamer Eingriff in brittiſches Eigenthumsrecht — denn dieß führt jene Bill mit ſich — ein Schutz ſeyn für die Hindus, eine Bürgſchaft gegen Unterdrückung und Beraubung in Bengalen? Was die Verfaſſung des altengländiſchen Staats umſtößt, kann am Ganges nicht Heil und Segen bringen. Die Dictatur, welche ein Miniſter von ſolchen Talenten und ſolchem Ehrgeiz, wie Fox, in Indien ausübt, wird bis in den brittiſchen Staatsrath zurückwirken, und die Freiheit des Parlaments zerſtören!" — „Darum alſo", ſchrie Dundas, „habe Fox mit ſeinen älteſten, erbittertſten Gegnern ſich ausgeſöhnt, um mit ihnen und durch ſie die Ausübung der höchſten Gewalt für immer an ſich zu reißen!" —

Pitt griff alſo nicht den Grund, ſondern die Form der Bill an; dennoch ſiegte der Miniſter, wie wir geſehen, im Unterhauſe. Aber ſofort beſtürmten die Eigenthümer und Vorſteher der oſtindiſchen Compagnie das Haus mit Vorſtellungen: „das heiße ſie ungehört verurtheilen; nur überwieſene Verbrecher ſtrafe man mit dem Verluſte ihres Rechts und Eigenthums. Spreche denn für ſie kein Geſetz; höre ſie allein kein Richter an?" — Ein allgemeines Schrecken, auf ähnliche Weiſe ihrer urkundlichen Vorrechte ſich beraubt zu ſehn, ergriff alle übrigen, vom Staate bisher begünſtigten Vereine. Ihr lauter Widerſpruch drang bis zu dem Könige. Zugleich nahm im Oberhauſe Lord Thurlow den Oberſtatthalter von Indien in Schutz. „Haſtings ſey der Mann von Kraft und Einſicht", betheuerte er, „der Bengalen zu regieren verſtehe; jeder Vorwurf der Ungerechtigkeit ſey ungegründet." Doch alles dieß würde keinen Eindruck gemacht haben, wenn nicht, wie ſchon erzählt wurde, Lord Temple die Geſinnung des

Königs im Hauſe der Pairs ſo beſtimmt ausgeſprochen hatte.

Temple übernahm nach der Entlaſſung der Miniſter die Oberſtelle nur auf wenige Tage. In dieſer Zeit fiel des Königs Wahl auf William Pitt, und Europa ſah zum erſten Male einen Jüngling von 24 Jahren als erſten Miniſter an der Spitze des freien, mächtigen und aufgeklärten brittiſchen Volks; einen Jüngling, der Fox und Burke gegenüber als ein Knabe erſchien, der, gegen die Mehrheit der Stimmen des Unterhauſes, das ihn verwarf, unerſchütterlich ankämpfend, auf ſeinem Platze feſt zu ſtehen wagte, und faſt zwanzig Jahre auf demſelben ſich behauptete!

Pitt war mächtig durch die Gunſt des Königs und durch das Vertrauen des Volks auf ſeinen redlichen, offnen und ſtrengen Charakter. Alle großen, mit Vorrechten begünſtigten Geſellſchaften, und alle reichen Leute waren ſeine treuen Freunde; allein im Parlamente war die Mehrheit wider ihn. Fox und ſeine zahlreichen Anhänger, zu denen jetzt im Oberhauſe auch der Prinz von Wales gehörte, ſtanden in der Oppoſition, die ſich jeder Maaßregel des Miniſters widerſetzte. Als ächte Whigs erklarten ſie ſich laut zu Schutzrednern für die Freiheit des Volks und für die Verfaſſung. Dieß machte auf den König, auch als Vater, einen tiefen und ſchmerzlichen Eindruck. Das Volk bemerkte es bald, und, gutmüthig daran Theil nehmend, bewies es dem Könige in dieſer Zeit mehr Zuneigung, als während ſeiner ganzen vorherigen Regierung. Der Prinz von Wales hingegen und Fox wurden im Schauſpielhauſe und allen öffentlichen Orten mit Mißvergnügen, oft mit lautem Unwillen, aufgenommen.

Kaum hatte ſich das Parlament im Januar 1784 wieder verſammelt, ſo ſchlug Fox, als Pitt erklärte, daß er eine königliche Botſchaft überbringe, vor, zur Tagesordnung zu ſchreiten. Die Abſicht der Oppoſition war, Beſchlüſſe zu bewirken, daß der König keine Miniſter ernennen dürfe, die das Vertrauen des Volkes oder des Unterhauſes nicht beſäßen; noch ſolle er künftig mehr durch ſeine Meinung auf die Stimmfreiheit des Hauſes einwirken;

zugleich bemühte ſie ſich, einer Auflöſung des Parlaments entgegen zu arbeiten.

Während ſie dieß vorbereitete, brachte Pitt ſeine oſtindiſche Bill ein, die von der Foxiſchen ſehr unterſchieden war. Fox griff ſie heftig an, und ſie ward mit einer Mehrheit von acht Stimmen im Unterhauſe verworfen. Jetzt geſchah, was man ſeit Norths letzter Zeit kaum wieder zu ſehen geglaubt hatte: der König, d. h. ſein Miniſterium, hatte im Unterhauſe die Minderzahl der Stimmen; da er folglich ohne Einfluß auf das Haus war, ſo mußten alle Schritte der Miniſter mißlingen.

Fox zeigte in dieſem Widerſtande den großen Umfang ſeiner politiſchen Talente. Er hielt ſich überzeugt, Pitt ſey durch verfaſſungswidrige Mittel an die Spitze des Miniſteriums gekommen, ob dieß gleich nicht der Fall war: darum ſchlugen alle Verſuche fehl, die Partheien zu vereinigen. Unwillig erklarte Fox, daß er nimmer mit Pitt gemeinſchaftlich arbeiten könne, ſo lange dieſer nicht auf ſeinen hohen Poſten verzichte. „Durch geheime Ränke“, beſchuldigte er öffentlich den Miniſter, „habe er ſich in das Miniſterium eingeſtohlen, dadurch aber das Vertrauen der Nation verloren: er könne und dürfe alſo länger nicht auf ſeinem Poſten bleiben.“ — Bald darauf ſtellte Fox im Parlamente den Satz auf: das Haus der Gemeinen habe das Recht und müſſe es haben, bei Ernennung der Staatsminiſter Nein zu ſagen; eine Behauptung, die ſich durch das brittiſche Staatsrecht von ſelbſt widerlegte. Die von ihm vorgeſchlagenen Schreiben an den König aber, welche das Recht der Gemeinen geltend machen ſollten, daß es, auch ohne den Miniſtern Thatſachen zur Laſt zu legen, auf ihre Entfernung dringen könne, blieben ohne Erfolg. Der König wies entſchloſſen die Bitten des Unterhauſes zurück, und gab in ſeiner Antwort zu verſtehen, daß er nicht für das Haus der Gemeinen, ſondern für die Nation ein Miniſterium habe. Fox und ſeine Freunde widerſprachen nun mit Heftigkeit: „dieß ſey unerhört, daß der König die Gemeinen nicht als die Stellvertreter der Nation anſehe. Seit die hannöverſche Familie auf dem Throne ſey, wiſſe man kein Beiſpiel, daß ein König die Bitte des Unterhauſes abgewieſen.“

In=

Indeß hatte dennoch der König keine andere Wahl, als entweder die abgedankten Miniſter wieder anzunehmen, und die furchtbare Coalition auf's Neue an die Spitze der Verwaltung zu ſtellen, oder durch irgend ein Mittel dieſen Parteienbund zu trennen, um in dem einen Theile derſelben Miniſter zu finden, die dem andern Theile an Einfluß überlegen wären. Jenes wollte, dieſes konnte er nicht thun: ſo blieb ihm nichts übrig, als Pitt zu behalten und das Parlament aufzuheben, um in einem neuen die Stimmen-Mehrheit zu erlangen. Da der Monarch wußte, daß der größte Theil der Nation für Pitt war, ſo that er das Letzte, und berief ſich in ſeiner Rede ausdrücklich auf das Urtheil und die Geſinnung ſeines Volks.

Aber eben deshalb verſuchten die Oppoſition und For Alles, um die Aufhebung zu verhindern. Sie wollten die Bewilligung der Subſidien und der Gelder für das Heer hinhalten, oder ganz verweigern. Da nun die Subſidien diejenigen Gelder ſind, welche die Nation, d. h. das Unterhaus, jährlich zum Unterhalte der Krone, des Hofſtaates und der Hofämter bewilligt, ſo konnte vor dieſer Bewilligung das Haus nicht auseinander gehn, weil außerdem die Finanzverwaltung mit einem Male ihre Zahlungen hätte einſtellen müſſen. Indeß bewilligte dennoch das Unterhaus die Subſidien. Nun bemühte ſich For, die Mutiny-Bill, d. h. den Vorſchlag wegen der Gelder, die das Unterhaus jährlich für die ſtehende Kriegsmacht ausſetzt, hinzuhalten. Er ſchlug unter andern vor, ſie nur auf einen Monat zu bewilligen. Wenn alſo der König das Parlament aufhob, ſo mußten vierzig Tage vergehn, ehe ein neues zuſammenkommen konnte; folglich hatte er nach dreißig Tagen das Heer abdanken müſſen. Aber auch die Mutiny-Bill ward, wie gewöhnlich, auf ein ganzes Jahr angenommen. Nun erklärte For voll Unmuth im Parlamente, er habe für die Nation Alles gethan, was ein Freund des Volkes thun könne; allein da er ſähe, daß man thöricht gegen ſein eignes Recht handle, ſo wolle er ſich zurückziehn, und die Geſchäffte im Hauſe gehn laſſen, wie ſie möchten. In den übrigen Verhandlungen war die Stimmen-Mehrheit der Oppoſition endlich bis auf eine einzige gefallen; aber vollſtändig konnte der Miniſter doch nicht ſiegen. Es gab nämlich eine Claſſe unabhängiger Parlamentsglieder, deren Grundſatz war,

zu allen Zeiten es mit der Nation, oder mit der Stimmen-Mehrheit im Unterhauſe zu halten. Dieſe mußten daher an Fox's und Norths Parthei ſich anſchließen, obſchon wenige unter ihnen waren, die nicht beide, beſonders genommen, von Herzen gehaßt hätten. Denn jedermann bewunderte unter ſolchen Angriffen des jugendlich zarten Pitt's Standhaftigkeit, und hielt ihn, dem gigantiſchen Fox gegenüber, für eine außerordentliche Erſcheinung; aber das mißfiel den meiſten, daß er ſeine Stelle nicht niederlegte, ſondern Miniſter blieb, ob er ſchon, nach ihrer Anſicht wenigſtens, das Vertrauen der Nation verloren hatte.

So erfolgte endlich die Aufhebung des Parlaments. Jetzt galt es, wer für das neue gewählt werden würde. Alle Mittel des Einfluſſes auf die Wahlen wurden verſucht. Jede Parthei kämpfte mit der andern. Pitt und der König ſiegten. Mehrere von Fox's Freunden verloren ihre Stellen im Hauſe der Gemeinen, und wurden obendrein in Zerrbildern als Fox's Märtyrer gehöhnt. Fox ſelbſt erlangte nur durch ſeine Verbindung mit angeſehenen Häuſern, welche über die Stimmen mehrerer Boroughs oder wahlberechtigten Flecken verfügen konnten, daß er für die Orte Tain und Dingwall wieder in das Unterhaus kam; allein ſeine Ehre forderte, daß er auch auf's Neue für Weſtminſter Parlamentsglied wurde. Dieſe Wahl beſchäfftigte daher beide Partheien, und man betrachtete ſie mit Recht als eine Nationalangelegenheit. Sie dauerte länger als irgend eine im Königreiche. Der Prinz von Wales, eine Menge anderer Großen, vorzüglich die Häuſer Portland und Devonſhire, viele Frauen, unter denen die Herzogin von Devonſhire die thätigſte war, bemühten ſich, für Fox die Wahlſtimmen von Weſtminſter zu erhalten, mit einem Eifer und mit einem Koſtenaufwand, von dem man vorher kein Beiſpiel gehabt hatte. Es geſchah bei dieſer Gelegenheit, daß ein Schmidt, oder ein rußiger Kohlenhändler für einen Kuß auf die Wange der ſchönen Herzogin dem Herrn Fox ſeine Stimme gab. Dieſer ſaß ſchon längſt im Hauſe als Vertreter jener ſchottiſchen Flecken, deren Stimme ihm Lord Dundas (damals Sir Thomas) verſchafft hatte, und führte den Kampf der Oppoſition gegen die Miniſter, als die Wahl von Weſtminſter zwiſchen ihm, Lord Hood und Sir

Cecil Wray noch ſchwankte. Zwar ergab ſich nach ſieben und vierzig Wahltagen voll Lärm und Unruhe, daß eine Mehrheit von 235 Stimmen für ihn entſchieden hatte; allein da ſeine Gegner behaupteten, daß er eine Menge falſcher Stimmen erhalten habe, ſo wurde auf Wray's Verlangen eine Unterſuchung angeſtellt, die der Nation mißfällige Weſtminſter-Scrutiny, welche bis in's J. 1785 dauerte, wo endlich das Haus den Ober-Sheriff nöthigte, die beiden Stellvertreter für Weſtminſter vorzuſtellen, nämlich den Lord Hood und Fox. So ward der lange, koſtſpielige Kampf für beide entſchieden.*)

Fox beſtritt jetzt mit neuer Kraft ſeinen großen Gegner Pitt. Doch ſtimmte er dem Plane des Miniſters zu einer Parlaments-Reform bei, obwohl er in einigen Grundſätzen von demſelben abwich. Bekanntlich wurde aber der Plan von einer großen Mehrheit verworfen. Dagegen nahm Pitt mit Bereitwilligkeit einen Vorſchlag an, den Fox bei Gelegenheit der Errichtung des Tilgungsfonds machte.

Die merkwürdigſte öffentliche Angelegenheit, an welcher Fox thätigen Antheil nahm, war die gerichtliche Verfolgung des geweſenen Oberſtatthalters in Indien, Hn.

*) Es erſchien damals in London eine Carricatur, welche die Art bezeichnet, wie ſich der Volkswitz über dieſe Wahl äuſerte. Fox ſteht bittend vor der Herzogin von Devonſhire, welche eben nicht auf die anſtändigſte Weiſe liegt, und zu dem Wahlbewerber ſagt: My dear Fox, tho' you have lost your Westminster-Election, I have still a borough open for you. Dieſes einzige Blatt möge hier erwähnt ſeyn ſtatt aller übrigen, in welchen Fox's ganzes Leben und ſein Verhältniß zu Mrs. Armſtead, mit der muthwilligſten Spottluſt, den Lachern preis gegeben wurde; ein widriges Mittel, deſſen ſich in England die Anhänger der verſchiedenen Partheien gegen einander als Waffe bedienen. Auch geſchah es bei dieſer Gelegenheit, daß Fox zu einem Krämer kam, und ihn um ſeine Stimme bat. Dieſer Mann war aber ſo gegen ihn eingenommen, daß er einen alten Strick hervorſuchte, und ihn dem Candidaten mit den Worten übergab: ich kann Ihnen weiter mit nichts dienen; worauf Fox ohne alle Verlegenheit ganz treuherzig antwortete: „ich danke für Ihren guten Willen; ich will Sie jedoch nicht berauben, da dieß ein Familienſtück zu ſeyn ſcheint.“

Haſtings. Burke hatte ihn des Hochverraths an der Sache der Gerechtigkeit, der Menſchheit und der brittiſchen Nationalehre angeklagt. Fox trat ihm bei, und beſchuldigte perſönlich den Angeklagten eines ungerechten, tyranniſchen und empörenden Verfahrens gegen den Rajah von Benares. Der Ausgang des Proceſſes iſt bekannt. Fox und Burke ſprachen nachdrücklich für das Recht. Die Sache der Menſchheit ſiegte aber nur in der öffentlichen Meinung, da vor dem hohen Nationalgerichtshofe die Beweiſe im juridiſchen Sinne nicht hinreichten. War doch England immer noch der einzige Staat in Europa, wo gegen die Willkühr kühner und mächtiger Unterregenten eine ſolche Sprache laut werden durfte!

Die übrigen Parlamentsverhandlungen, an denen Fox Theil nahm, bieten nur in ſo fern Stoff für ſeine Biographie dar, als ſie in ihm den Staatsmann zeigen. Darum verdient bemerkt zu werden, daß er dem Handelsvertrage zwiſchen England und Frankreich im J. 1786 ſich mehr aus brittiſchem Nationalvorurtheil, oder, wie aus ſeinen hiſtoriſchen Studien hervorging, mehr aus Abneigung gegen das königl. franzöſiſche Cabinet, ſo wie aus einer falſchen Anſicht der Handelsverhältniſſe beider Nationen, und aus einem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was Pitt that, entgegenſetzte, als aus Staatsgründen. Zwar irrte er ſich nicht in Beurtheilung des franzöſiſchen Nationalgeiſtes und der Staatskunſt des Cabinets von Verſailles, das, wie er geſchichtlich bewies, ſtets nach unumſchränkter Gewalt zum Nachtheile Englands ſtrebe; allein zu feindſelig verwarf er jede nähere Verbindung mit dieſem anmaaßenden und liſtigen Nebenbuhler, in deſſen Einwilligung er nur eine gefährliche Schlinge ſah. Je weniger Fox in der Folge ſolchen Haß gegen Frankreich zu erkennen gab, um ſo mehr muß jenes antigallicaniſche Syſtem*), das freilich ſeine Freunde ächt

*) Antigallican nannten es ſeine Landsleute, und truly british sentiments. Der Widerſpruch in Fox's Geſinnungen iſt aber nur ſcheinbar. Eben darum, weil er die deſpotiſche Regierung der Bourbons und ihre macchiavelliſche Politik ſo haßte, war er in der Folge der erklärteſte Anhänger der Franzoſen, die im Anfange der Revolution ihren Staat vernünftig umzubilden ſo feſt entſchloſſen ſchienen.

brittiſch fanden, hier bemerkt werden. Eben ſo vergeblich ſtimmte Fox für die Aufhebung der Teſt- und Corporationsacte. Als ein Freund des Prinzen von Wales redet' er für dieſen bei mehr als einer Gelegenheit mit großer Lebhaftigkeit; vorzüglich widerſprach er, von dem Prinzen hierzu beauftragt, auf's beſtimmteſte dem Gerücht von einer heimlichen Ehe, die der Prinz mit Mrs. Fitzherbert geſchloſſen haben ſollte.

Ermüdet von einem Wortkampfe ohne große Erfolge, begab ſich Fox im J. 1788 auf das feſte Land, und machte eine Reiſe nach Frankreich, der Schwei und Italien. Ihn begleitete Mrs. Armſtead, mit welcher er ſeit 1780 vermählt geweſen ſeyn ſoll, und die er in der Folge als ſeine Gattin anerkannte. In Lauſanne hielt er ſich einige Tage bei Gibbon auf. Dieſer berühmte Geſchichtſchreiber ſchrieb damals Folgendes über Fox an Lord Sheffield; eine Charakteriſtik des großen Mannes, die nicht einfacher und treffender ſeyn konnte.

Lauſanne den 4. Oct. 1788.

„Der Mann des Volks iſt von dem Tumult, dem *blutigen* Tumult der Weſtminſter-Wahl zu den Seen und Gebirgen der Schweiz entflohn, und ich erfuhr, daß er im goldnen Löwen angekommen ſey. Ich ließ ihm meine Ergebenheit bezeugen. Er antwortete mir in Perſon und blieb den übrigen Theil des Tages bei mir. Ich habe in England mit Fox gegeſſen, getrunken, geſprochen und ganze Nächte durchwacht; allein nie geſchah es, wird vielleicht auch nie wieder geſchehen, daß ich ihn, wie an dieſem Tage, allein, von zehn Uhr früh bis zehn Uhr Abends genießen konnte."

Unſre Unterhaltung ſtockte keinen Augenblick, und er ſchien ſowohl mit dem Orte, als mit ſeiner Geſellſchaft herzlich zufrieden zu ſeyn. Von Politik kam nur wenig vor — doch gab er mir in wenig Worten eine ſolche Charakterſchilderung von Pitt, wie ſie ein großer Mann von dem andern geben ſollte; — mehr ſprach er über Bücher, von meinen eigenen an, über die er mir recht artige Sachen ſagte, bis auf Homer und die Tauſend und Eine Nacht; und viel über die Gegend, über meinen Garten (was er weit beſſer verſteht, als ich); — kurz! ich glaube,

er beneidet mich, und würde es, wenn er auch erſter Miniſter wäre. Den andern Morgen gab ich ihm einen Führer, um ihm Stadt und Gegend zu zeigen, und bat einige Gäſte, um mit ihm zu ſpeiſen. Den folgenden Tag ſetzte er ſeine Reiſe nach Bern und Zürich fort, und ich habe ſeitdem auf verſchiedenen Wegen Nachrichten von ihm."

„Die Leute ſtarren ihn als ein Wunder an. Er zeigt aber wenig Luſt, ſich mit ihnen einzulaſſen."

* * *

Fox konnte nicht lange auf dem claſſiſchen Boden Italiens verweilen. Eine beunruhigende Krankheit des Königs und ſeine Freundſchaft für den Prinzen von Wales riefen ihn zurück. Es ſchien bei der Geiſteszerrüttung, die den König befallen, nothwendig, dem Prinzen die Reichsverwaltung zu übertragen. Dieß war für die Oppoſition ein wichtiges Ereigniß. Fox ſtritt daher mit großem Nachdruck für das Recht des Prinzen auf uneingeſchränkte Regentſchaft. Pitt hingegen ſtützte ſich auf die Grundſätze der Reichsverfaſſung, und drang endlich durch mit ſeinem merkwürdigen Entwurfe, die Gewalt des Regenten zu beſchränken. Da er dabei ganz im Geiſte der Conſtitution handelte, ohne ſeinen perſönlichen Vortheil zu berückſichtigen, ſo gewann er eben ſo viel in der Liebe des Volks, das dem König wohl wollte, als Fox und die Oppoſition in der Volksgunſt verloren. „Es ſey Fox", ſo glaubte man dem Augenſchein, „nur um Gewalt und Einfluß zu thun, darum ſpräche er, der ſtets die königlichen Vorrechte zu beſchränken geſucht, jetzt für den vollen Umfang der Regierungsgewalt des Regenten!" Allein dieſer ſcheinbare Widerſpruch erklärt ſich leicht aus Fox's zwangvoller Stellung gegen Pitt, und aus dem peinlichen Gefühle, daß er ohne den völligen Umſturz des bisherigen Verwaltungsſyſtems nie den großen Anſichten ſeines kühn nach freier Thätigkeit ringenden Genius ungehindert folgen könne.

Dagegen gelang es ihm, im J. 1790, zwei Kriege zu verhindern, in welche ohne ihn Pitts Politik vielleicht die Nation verwickelt haben würde. Der eine Fall betraf

die Erhaltung der türkiſchen Grenze, wo Pitt auf Anregung des Berliner Cabinets Rußland wegen des Beſitzes von Oczakow bekriegen wollte. Katharina ſchrieb damals an ihren Miniſter Bedsborodko eigenhändig: „Schreiben Sie nach London an den Grafen Woronzow, daß er mir eine Büſte von Fox in weißem Marmor verfertigen laſſe, die ihm ähnlich ſieht; ich will ſie zwiſchen den Büſten des Demoſthenes und Cicero aufſtellen.“ — Der andre Fall betraf die Theilnahme an dem Handel mit Fellen von wilden Katzen und Seeottern am Nootka-Sunda, von welchem Spanien die Britten ausſchließen wollte. Pitt hatte in Anſehung der türkiſchen Grenze wohl nicht Unrecht; allein die Angelegenheiten Frankreichs waren der Hauptgrund, welcher den Miniſter abhielt, den Staat in weitführende, entfernte Streitigkeiten hineinzuziehn, und darüber die nähere Gefahr aus dem Auge zu laſſen.

Die franzöſiſche Revolution war ausgebrochen. Fox umfaßte dieſe Erſcheinung mit dem Herzen eines Weltbürgers. Je verdorbener der franzöſiſche Staat als Staat war, deſto mehr begeiſterte ihn die Ausſicht, daß die geſunde Vernunft in dem Gemeinweſen einer ſo geiſtvollen Nation endlich die alten Mißbräuche ausrotten und der Willkühr Schranken ſetzen würde. Fox irrte ſich in der Beurtheilung des franzöſiſchen Nationalcharakters, und vergaß, daß, wo Religion und Sittlichkeit nicht an der Spitze ſtehn, die geſunde Vernunft nimmer obſiegen kann. Seinem Herzen war es aber natürlich, an die Aufrichtigkeit der Pariſer Begeiſterung zu glauben, und an den Ernſt ſo vieler ausgezeichneten und trefflichen Männer, die aus den erſten Wetterwolken jenes großen Volksſturmes wie Sonnenblicke hervordrangen. Darum pries Fox, der nie ein Freund der ſtehenden Heere noch des Krieges überhaupt geweſen war, den Grundſatz der franzöſiſchen Geſetzgeber, daß nur der Bürger Soldat, der Soldat aber ſtets Bürger ſey; doch bewunderte er auch zu gutmüthig jeden ſchimmernden Vorſchlag des kühnen und beredten Mirabeau.

Mit ihm hegte Pitt anfangs gleiche Hoffnung, wenigſtens glaubte er an Ruhe und Frieden für England. Aber von beiden verſchieden ſah Burke die große Begebenheit an. Mit ſcharfem Blicke in die Urſachen und Fol-

gen jener politiſchen Erſchütterung eindringend, erkannte er ihr furchtbares Weſen, und warnte mit Prophetenſtimme England vor gutmüthiger Bewunderung, oder verwegener Nachahmung. Dieß trennte die alten Freunde. Die neuen Whigs erklärten ſich für die Grundſätze der demokratiſchen Parthei in Frankreich, durch welche die alten Whigs ihr bisheriges politiſches Syſtem in ſeiner erſten Grundlage erſchüttert ſahen. Burke verließ mit einer großen Zahl der würdigſten alten Whigs die Oppoſition. Es erſchien ſein berühmtes Werk über die franzöſiſche Revolution, und bald darauf ſeine Berufung von den neuen auf die alten Whigs *). Fox und Sheridan aber beharrten in der lobpreiſenden Anſicht der franzöſiſchen Staatsumwälzung; letzterer nannte ſogar Burke einen Sachwalter des Deſpotismus; Fox ſetzte jedoch hinzu: „er ſey gleich ſehr ein Feind der unumſchränkten Alleinherrſchaft, wie der unumſchränkten Adels- oder Volksregierung; er liebe nur eine gemiſchte Regierungsform, wie die brittiſche ſey; auch bekümmere ihn ſehr das Gewaltſame in dem franzöſiſchen Verfahren. „Als nun aber die franzöſiſche Conſtitution vom J. 1791 befeſtigt zu ſeyn ſchien, war es dem für große und ſchöne Ideen ſo empfänglichen Fox bei ſeinem an Hoffnungen ſo reichen Herzen natürlich, ſich durch jenes Grundgeſetz mit der leichtſinnigen, kecken und geſetzloſen Nation verſöhnen zu laſſen. Er und Sheridan erklärten laut, nun ſey alle Feindſchaft zwiſchen Franzoſen und Britten gänzlich verſchwunden; beide empfahlen den Frieden mit Frankreich. Fox geſtand, ſein ganzes Syſtem auswärtiger Staatskunſt ſey durch dieſes franzöſiſche Grundgeſetz verändert: „er fürchte Frankreichs Ränke nicht mehr; denn es habe ſich eine Regierungsform gegeben, von der kein Nachbar Beleidigung noch Unrecht befürchten dürfe." — „Ich ſehe", rief er von Bewunderung ergriffen aus, „in dem neuen Staatsgrundgeſetze, welches Frankreich aufgeſtellt, das ſtaunenswürdigſte und glorreichſte Denkmal, welches menſchliche Tugend errichtet hat zum Glück der Menſchheit für alle Länder und für alle Zeiten!" — Seine Gegner gaben ihm deshalb nicht

*) S. Works of Burke. III. 577. Die Vorleſung, welche Adam Müller in Wien über Fox und Burke mit großem Beifall gehalten hat, iſt, ſo viel man weiß, noch nicht gedruckt.

ohne Grund Schuld, daß er durch ſolches unbedingtes Lobpreiſen die unruhigen kleinen Köpfe, welche in England ein ſo großes Werk nachahmen und in dieſer Abſicht geheime Clubs ſtiften wollten, nur aufgemuntert, und durch ſein Anſehn ihrer Einbildungskraft und Verwegenheit eine verführeriſche Stütze geliehen habe.

Pitt vermied ſorgfältig Alles, was einen Bruch zwiſchen England und Frankreich herbeiführen konnte. Als aber England, von dem Convente herausgefordert, in ſeinen Grundfeſten bedroht war, da führte er den Kampf mit einem Kraftaufwand, der die Wurzeln des brittiſchen Nationalvermögens angriff. Fox rieth, die gährende Nation ihrem eigenen Schickſale zu überlaſſen; allein ſie hatte ſchon den Krieg nach außen als das Mittel ergriffen, um den Brandſtoff aus ihrem Innern auf das Ausland zu ſchleudern.

Von dieſer Zeit an erhoben Fox und Pitt ſich gegen einander, als die beiden Choragen und Wortführer zweier großen *Partheien*, in welche ſich die öffentliche Meinung *in Großbritannien* und Europa theilte. Fox beklagte das *Schickſal* der Bourbons, beſtand aber feſt darauf: „keine *Nation habe* das Recht, ſich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu miſchen; man ſolle einen Geſandten nach Paris ſchicken, und die Republik anerkennen.“ Als aber der erſte Bundesgenoſſen-Krieg gegen Frankreich ausgebrochen war, warf er die Schuld des Angriffs auf die Verbündeten, „alles Unheil ſey entſprungen aus dem Vertrage zu Pillnitz und aus der Kundmachung des Herzogs von Braunſchweig.“ Er widerſetzte ſich daher jeder Maaßregel, die der Miniſter zur Führung des Krieges vorſchlug, und klagte laut vor Europa ſein Verhalten als völkerrechtwidrig und verderblich für England an. Dagegen bewies Pitt, daß England die ſtrengſte Neutralität gegen Frankreich beobachtet, daß Frankreich den Krieg durch That und Wort zuerſt erklärt, und daß es der brittiſchen Verfaſſung von innen und außen den Untergang geſchworen habe. Großbritannien müſſe alſo den Krieg um ſeiner Selbſterhaltung, um ſeiner Ehre, um der Gerechtigkeit willen führen; es könne nie einen ſichern Frieden mit Anarchiſten ſchließen, die allem Völkerrechte Trotz böten.

Wer vermag es zu entſcheiden, ob, wenn For's Meinung obgeſiegt, Europa zwanzig Jahre des Elends weniger verlebt hätte? Er, der vor kurzem noch, bei den Unruhen in Holland, England als Schiedsrichter der europäiſchen Angelegenheiten den Miniſtern vorgeſtellt und gegen Alles gewarnt hatte, was mit Frankreich eng verbinden konnte, forderte jetzt ſtarre Gleichgültigkeit bei empörenden Verbrechen, welche die franzöſiſche Nation gegen ihren Eid, gegen das Geſetz, das ſie mit voller Freiheit ſich gegeben, mit frevelndem Muthe beging, durch welche ſie den Frieden von Europa höhnte, alte Verträge zerriß, und gegen das öffentliche Recht übermüthige Forderungen als Kaufpreis einer ſchmählichen Ruhe aufſtellte! Die Antwort auf die Frage, ob England von Frankreich, oder dieſes von jenem zum Kriege herausgefordert worden, war ſchon im J. 1793 jedem Kundigen klar, der die Reden der franzöſiſchen Nationalverſammlung und ihre Beſchlüſſe ſeit dem 10ten Aug. 1792 nicht vergeſſen hatte. Daher ſiegte Pitt im Parlamente und in der öffentlichen Meinung ſeines Vaterlandes. Die kleine Minderzahl, welche mit For für den Frieden kämpfte, ſtellte vergebens das Unglück des Krieges dem Miniſter entgegen, welcher allen Gefahren die Stirne bot, weil die Pflicht der Selbſterhaltung den Staat zu einem gerechten Kriege bewaffnete.

Um dieſen Streitpunct bewegten ſich ſeit dem 1. Febr. 1793 alle Verhandlungen, die im brittiſchen Parlamente zwiſchen Pitt und For mit großer Leidenſchaftlichkeit geführt wurden. For gab damals den berühmten Brief an die Wahlmänner von Weſtminſter heraus, der in gewiſſer Rückſicht als ſeine Rechtfertigung bei der Nachwelt dienen kann.*) Uebrigens focht er auch jetzt an der Spitze einer Kampfgeübten Schaar. Im Oberhauſe ſprach Landsdowne, ein Redner von großer Staatskenntniß, für den Frieden und gegen die Gefahr der Beſtechung; Lauderdale aber, ein kühner und freiſinniger Mann, klagte die harten und durchgreifenden Maaßregeln des Miniſters der Willkühr und des Stolzes an. Auf ihrer Seite ſtand der

*) Letter to the worthy and independent Electors of the City and Liberty of Westminster. Lond. 1793., der in wenig Monaten dreizehn Mal aufgelegt wurde.

von allen verehrte Ruſſel. Im Unterhauſe ſchloß ſich eine Phalanx wackrer Kämpfer an Fox an: Francis, deſſen Character in Oſtindien den befleckten Namen Englands eine Zeit lang wieder in Achtung brachte; Townſhend und Fitzpatrick, die Gefährten ſeiner Jugend und die Freunde ſeines Alters; Grey, den große Talente auszeichneten, und Sheridan, der durch den Glanz ſeines öffentlichen Lebens alle Unregelmäßigkeit des Privatmannes in den Schatten ſtellte, und durch eine ſeltene Verbindung von Witz, Schlußſchärfe und Beredtſamkeit die Parthei der Miniſter bald lächerlich machte, bald beſchämte.

Zu dieſem Verein, der ſich wohl auch die thebaniſche Schaar nannte, gehörten noch drei ausgezeichnete Männer, Coke, Plumer und Byng. Sie widerſtanden ſämmtlich allen Lockungen einträglicher Stellen, die ſie auf die Seite der Miniſter gezogen haben würden. Dagegen verbreiteten ſie aber auch die, ſelbſt außerhalb England angenommene, Meinung, welche nicht unbedingt wahr gefunden werden kann, als ob der Miniſter ſeine Stimmenmehrheit nur ſeinem Beſtechungsſyſtem verdanke.

Beide Theile gingen oft in ihren Behauptungen aus gegenſeitigem Haſſe zu weit; indeß gaben die Mißgriffe eines unfähigen Kriegsminiſters*), und die halben Maaßregeln, ſo wie der Zwieſpalt unter den Mächten des feſten Landes, wodurch Pitts große Entwürfe zum Theil verunglückten, der Oppoſition die Waffen gegen die Miniſter in die Hand. „Ihr wollt, ſagte Fox in jenem Briefe an die Wahlmänner von Weſtminſter, Frankreich erobern!!! O, ihr verleumdeten Kreuzfahrer, wie beſonnen und gemäßigt waren eure Entwürfe! O, hart verunglimpfter Ludwig XIV., aus welchen ſeichten Gründen biſt du einer raſtloſen, ungezähmten Ehrſucht beſchuldigt worden! O ſchüchterner, ſchwacher Cervantes, mit welch' einem furcht-

*) Der Verf. der historical Sketches and Public Men for 1812. Lond. 1813. p. 15. ſagt ausdrücklich, daß England während Pitts Miniſterium keinen Kriegsminiſter beſeſſen habe, der dem Lord Wellesley gleich käme, oder nur mit ihm zu vergleichen wäre.

ſamen Pinſel, und mit welchen bleichen Farben haſt du gemahlt das Bild einer zerrütteten Einbildungskraft!" *)

Wenn ſie aber die Feſtigkeit, mit welcher Pitt den Frieden mit Frankreich auf unſichrer Grundlage abzuſchließen ſich weigerte, einen ſtrafbaren Starrſinn und verderblichen Eigenſinn nannten, ſo urtheilt jetzt England, daß Pitts Standhaftigkeit das Ganze gerettet habe. For fürchtete nicht, wie Pitt, daß England durch ſeine Volksclubs in den Wirbel der franzöſiſchen Revolution hinabgezogen, darin untergehen müſſe; er ſah nur auf das Vollkommnere, nach welchem überall der beſſere Menſch mit voller Bruſt ſich ſehnt. Er wollte der Conſtitution ihre alte Würde und Reinheit wieder geben; er wollte den niedrigen Handel bei der Wahl der Stellvertreter des Volks vernichten; er wollte die neueren, nicht im Geiſte der Freiheit abgefaßten Geſetze aus den Parlamentsacten hinwegſtreichen; er wollte endlich den Frieden, damit der brittiſche Handel den Wohlſtand ſeines Vaterlandes wieder herſtelle und erhöhe.

Pitt wünſchte daſſelbe, hielt aber die Zeit und die ganze Lage des Reichs für untauglich dazu; er war überzeugt, daß Stolz und Ehrſucht, daß jeder Frevel der Leidenſchaft das Ideal der Freiheit beſudeln und verunſtalten, und das vorhandene Gute um des vorgeblich Beſſern willen zerſtören würden; eben darum hielt er ſich aber auch für verpflichtet, mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, das vom Sturme hin und her geworfene Staatsſchiff durch alle Klippen hindurch zu ſteuern, und auf die Gefahr ſelbſt, daß es leck würde, den angefangenen Lauf zu vollenden. „Du treibſt", rief die Oppoſition ihm zu, „auf hoher Fluth ohne Maſten und Anker. Suche den Hafen!" Und For nannte den Hafen: Friede und Verbeſſerung des Innern nach freien Ideen; Pitt aber vertraute ſeinem Steuer-

*) Im Originale: „The conqueſt of France!!! O! calumniated cruſaders, how rational and moderate were your projects! O! much-injured Lewis XIV., upon what ſlight grounds have you been accuſed of reſtleſs and inordinate ambition! O! tame and feeble Cervantes, with what a timid pencil and faint colours have you painted the portrait of a diſordered imagination!"

ruder: der alten, erprobten Verfaſſung von Großbritannien!

Fox mußte deshalb harte Verunglimpfungen hören. „Er ſey blind gegen die Gefahr des Vaterlandes, ihn reiße politiſcher Fanatismus hinab in den Pfuhl des Jacobinismus." Die Zahl ſeiner Kampfgenoſſen auf den Bänken der Oppoſition verminderte ſich mit jedem Jahr, und ſein Name wurde vom König, den 11. Mai 1798, aus der Liſte der geheimen Räthe geſtrichen. Er verlor dadurch das Vorrecht, ein beſonderes Gehör beim König fordern zu können, von dem er noch kurz vorher Gebrauch gemacht hatte, um den Frieden anzurathen und die Miniſter als Feinde deſſelben dem König verdächtig zu machen. Fox ertrug dieß mit großartiger Ruhe. Gewohnt, nie den Umſtänden ſeine Grundſätze aufzuopfern, hielt er feſt an dem, was er als allgemein wahr und gut anerkannte, und an der Sache der Freiheit, auch da, wo Frankreich ſie entheiligte. Sein Friedens- und ſein Veredlungsplan gefiel allen kühnen, von der Gegenwart nicht befangenen Köpfen. Aber die Mehrzahl glaubte, vor einem Schiffbruche ſich retten zu müſſen. Nie ſtand, was in der Wirklichkeit Noth thut, mit dem, was einem von äußern Dingen unerſchütterten Gemüthe groß, edel und hoffenswürdig erſcheint, in feindſeligerem Widerſpruch! Fox glaubte das Höchſte erſtreben zu müſſen, weil er auf *ſeinem* Boden feſt ſtand; Pitt glaubte, das nächſte Ziel ergreifen zu müſſen, weil er unter ſich den Boden wanken fühlte. Die Nachwelt wird gegen beide gerecht ſeyn, und wenn ſie jenem den Kranz der Philoſophie reicht, ſo wird ſie dieſem die Bürgerkrone des Verdienſtes nicht verſagen.

Dieſe freie Stellung Fox's auf der Höhe ſeiner Ideen erklärt, warum er fortwährend auf eine Parlamentsreform drang*), die Geſellſchaft der Volksfreunde

---

*) S. deſſen Rede bei Grey's Motion für eine Reform des Parlaments, den 7. Mai 1793; — Rede bei des Königs Botſchaft an das Haus der Gemeinen wegen Ludwigs XVI. Hinrichtung am 31. Jan. 1793; — Rede bei der franz. Kriegserklärung, am 10. Febr. 1793; — Rede über die Lage der Nation, am 24. März 1795, die ſämmtlich, nebſt einigen andern, zum Theil ohne Fox's Willen und ohne ſeine Durchſicht im Druck erſchienen ſind.

und das Recht des Volks, Verſammlungen zu halten, ſo wie die Preßfreiheit in Schutz nahm; warum er für die politiſchen Rechte der Diſſenters, namentlich der Unitarier, ſprach, und keine Gefahr in den franzöſiſchen Grundſätzen für England erblickte; warum er, ungeachtet des von ihm beklagten Königsmordes, wiederholt auf Friedens-Unterhandlungen mit der Republik antrug, die Fremden- oder Alien-Bill und die Bill gegen verrätheriſchen Briefwechſel beſtritt; warum er, wenn die Gegenparthei ſtets die Gräuel des franzöſiſchen Schreckenſyſtems im Munde führte, an die Zwangwillkühr und alte Unbill des Hauſes Bourbon gegen England und Europa erinnerte, die endlich ſolchen Volkskrampf aus tief gewurzelter Erbitterung hervorgerufen; warum er endlich den ſchwerfälligen Gang des Krieges auf Seiten der Bundesgenoſſen ſcharf beurtheilte, der Bewaffnung der franzöſiſchen Ausgewanderten ſich widerſetzte, den Grundſatz der Wiedervergeltung im Völkerrechte nicht anerkannte, eine Vermehrung der brittiſchen Landmacht unnöthig fand, und das Subſidienſyſtem ſtrafbar nannte.

For ging in ſeinem heftigen Widerſpruch ſo weit, daß er den ungerechteſten Frieden dem gerechteſten Kriege vorziehen zu müſſen glaubte. „Es ſey unklug," erklärte er, „dem Geiſte des Jacobinismus entgegen wirken zu wollen." Auch vertheidigt' er mit Nachdruck die der Aufruhrſtiftung beſchuldigten Mitglieder geheimer Verbindungen, einen Muir, Palmer, Arthur O'Connor u. A.; überhaupt nahm er ſich der unruhigen Irländer an und widerſetzte ſich ihrer Verhaftung, ſo wie er den ſchwärmeriſchen Dr. Prieſtley, deſſen Haus der Pöbel im J. 1792 wegen ſeiner antibrittiſchen Geſinnungen zerſtört hatte, in Schutz nahm. Endlich drang er, nebſt Sheridan, auf die Zurücknahme der einſtweiligen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte. Die Libellacte, nach welcher nicht der Richter, ſondern die Jury entſcheidet, ob die Schrift ein Libell ſey oder nicht? hatte er ſchon früher durchgeſetzt.

Bei dieſer leidenſchaftlichen Spannung des Gemüths konnt' es nicht fehlen, daß For zu widerſprechenden und einſeitigen Behauptungen hingeriſſen, oder ähnlichen Vorſchlägen, welche ſeine Freunde machten, beizupflichten verleitet wurde. Er, der den König als den Diener des

Volks bezeichnete, und deſſen Civilliſte von einer jährlichen Bewilligung des Parlaments abhängig zu machen vorſchlug, trug kein Bedenken, gegen ein, wider die Grundſätze der Whigs geſchriebenes, Buch*) für den Antrag Sheridans zu ſtimmen, daß es öffentlich vom Henker verbrannt würde! Der Miniſter trug dagegen auf Verhör und Urtheil an; und der Herausgeber wurde losgeſprochen. Eben ſo vergebens unterſtützte Fox Greys Vorſchlag im J. 1796, die Miniſter wegen Führung des Krieges, durch den ſie die Nation zu Grunde richteten, und wegen ihres Starrſinns, der alle Ausſöhnung unmöglich mache, vor das Gericht der Nation zu ſtellen; umſonſt widerſetzte er ſich jedem ſtarken Mittel, das der Miniſter vorſchlug, um den Staat aus großen Verlegenheiten zu ziehn, wie der Unterbrechung der Zahlungen der Bank in Metall. Der Miniſter ſiegte durch eine große Stimmenmehrheit.

Indeß ſchien Fox um dieſe Zeit ſich wieder in der Gunſt des Volks zu heben, während Pitt darin ſank, ohne daß jedoch darum die öffentliche Meinung von dieſem ab, mehr zu jenem ſich hinneigte. Das Volk war unwillig über die fortdauernd ſteigenden Abgaben. Die neuen Whigs, welche für die franzöſiſchen Revolutionsgrundſätze den niedrigen Haufen gewonnen hatten, wiederholten mit dreiſter Uebertreibung unaufhörlich, daß nur eine Parlamentsreform England vor dem Schickſale von Algier und Tunis bewahren, und daß nur der Friede die Laſt der Nation erleichtern könne. Sie wandten alle nur möglichen Kunſtgriffe, ſelbſt falſche Unterſchriften an, um ihre Wünſche als Bitten des Volks vor das Unterhaus zu bringen. Da nun Fox ſtets für die Parlamentsform ſprach, welcher Pitt, ſo geneigt er ihr auch ehemals geweſen, jetzt ſich widerſetzte, und da jener in allen ſeinen Parlamentsreden immer auf den Satz zurückkam, Friede ſey für einen Handelsſtaat die weiſeſte Politik, der Krieg mit Frankreich aber erſchöpfe, ohne einen beſtimmten Zweck zu haben, des Landes erſte Hülfsquellen, ſo hieß er wiederum der Mann des Volks. Vorzüglich machte es einen tiefen Eindruck auf einen Theil der Nation, als Fox im J. 1796 gegen

*) Mr. Reeve's Thoughts on the english Government.

den mächtigen Pitt mit der Anklage auftrat, daß er während der Vertagung des Parlaments dem Kaiſer und den franzöſiſchen Prinzen Geldſummen als Kriegsmittel vorgeſchoſſen, ohne die Einwilligung der Gemeinen dazu erhalten zu haben. Dieſer Angriff blieb jedoch ohne Folgen, weil die Kürze der Zeit und der Drang der Umſtände die Sache ſelbſt durch ihren allgemeinen Zweck rechtfertigten. Indeß war das Geſchrei der Oppoſition, daß eben jene Ströme von Gold, welche aus der Schatzkammer Englands in alle Theile der Kriegsverwaltung ſich ergöſſen, den Krieg zu einer Fundgrube für eine Menge Leute machten, die den Miniſter aus Eigennutz unterſtützten, nicht ganz ungegründet.

So rang Fox vergeblich mit unglücklichen Verhältniſſen, in denen er ſich nie heimiſch fühlte. Denn tief in ſeiner Bruſt ruhte die alte claſſiſche Welt; ihre Meiſterwerke zogen ihn am meiſten an, und boten ſeinem Geiſte die willkommenſte Beſchäfftigung dar. Das Andenken an ſeine freie, frohe Jugend, wo er ſich mit ihnen ſo innig befreundet hatte, erwachte mit neuer Stärke. Zu ihnen flüchtete er ſich jetzt aus dem Mühſal des öffentlichen Lebens, um ſich nimmer wieder von ihnen zu trennen. Doch auf Zureden ſeiner Freunde erklärte er dieſen Entſchluß nicht öffentlich durch ein Sendſchreiben, das er an die Wahlmänner von Weſtminſter ſchon entworfen hatte, ſondern ſagte bloß im Parlamente, daß er künftig ſeine Zeit eignen Arbeiten zu widmen gedenke.

Nun führte er ſeit 1798, auf ſeinem kleinen Landſitze St. Anne's Hill, bei Chertſey, in philoſophiſcher Ruhe ein den Wiſſenſchaften, der Natur und der Freundſchaft gewidmetes Leben. Wenn er um ſieben Uhr aufgeſtanden war, ritt er noch vor dem Frühſtück nach der Themſe, um ſich zu baden. Dann beſchäfftigte er ſich in den Vormittagsſtunden mit ſeinen Büchern, ritt noch einmal aus, und ſpeiſte um drei Uhr mit einigen Freunden, gut, aber nicht ſchwelgeriſch, oder prächtig. Die Abendſtunden brachte er größtentheils mit ſeinen Freunden zu. Das Leſen der alten Claſſiker und die Kritik waren ſeine liebſten Beſchäfftigungen. Er geſteht ſelbſt in einem ſeiner Briefe

Briefe*), daß er an Nachforſchungen dieſer Art noch mehr Geſchmack finde, als an hiſtoriſchen Unterſuchungen, ob ihm dieſe gleich mehr zuſagten, als der Beſuch des Unterhauſes. Da das öffentliche Leben ihm eine volle Wirkſamkeit nicht gewährte, wollte er die Freiheit ſeines Geiſtes und ſeiner Geſinnung in einem hiſtoriſchen Werke ſeinen Mitbürgern vor Augen ſtellen. Er wählte hierzu denjenigen Zeitpunct in der Geſchichte ſeines Vaterlandes, in welchem die Verfaſſung deſſelben auf Grundſätze gebaut wurde, denen er ſein ganzes Leben hindurch mit warmer Liebe angehangen: den Zeitpunct der großen Staatsumbildung im J. 1688. Dieſe Begebenheit ſchien ihm weder von dem berühmten Hume, noch weniger von Macpherſon und Dalrymple, in ihrem wahren Lichte dargeſtellt zu ſeyn. Letztere hätten die Thatſachen nicht aus den Quellen abgeleitet, noch gehörig berichtigt; Hume aber habe die Könige aus dem Hauſe Stuart zu milde und einſeitig, als ein Freund der Alleinherrſchaft, beurtheilt.

For und Hume ſahen nämlich das Schickſal ihres Vaterlandes mit verſchiedenen Augen an. Jener betrachtete es ganz als Volksfreund, als Whig; die Grundſätze der brittiſchen Freiheit lagen ihm vor allem am Herzen. Sein fruchtloſer Kampf gegen Pitt, der Gang ſeines eigenen Lebens zog ihn auf die Seite der Vertheidiger der Volksrechte. Der erſte und der kräftigſte unter dieſen Vertheidigern zu ſeyn, war der Ruhm ſeines öffentlichen Lebens. Darum erſchien ihm die Darſtellung jener Zeit von einem Manne, welcher die monarchiſche Einheit hervorhob, um ſo mehr verfehlt, je tiefer der Eindruck war, den die auffallendſten Beweiſe von der ſchimpflichen Erniedrigung der letzten Stuarts auf ihn ſelbſt gemacht hatten. Er fühlte, wie jeder edle, lebhafte Menſch, der ſich allem, was ſein volles Gemüth bewegt, gern hingibt, Abneigung gegen alle, welche die Dinge nicht genau, wie er ſelbſt, anſahen. Hume dagegen ſchrieb die Geſchichte wie ein ruhi-

*) Er ſchreibt den 26. Jan. 1801 an Wakefield: „Ich verſuche mich jetzt in einer hiſtoriſchen Darſtellung der Zeit vor und nach der Revolution von 1688; es möge nun etwas daraus werden oder nicht, ſo dauert mich die Zeit, welche ich dadurch der Poeſie und alten Literatur entziehe, Studien, die meinem Geſchmack mehr zuſagen.“

ger Weltweiſer. Seiner Gefühle Meiſter, erkannte er die Natur der Verhältniſſe, ohne die Gründe für die Sache des Königthums mit dem Tadel zu verwechſeln, der die Perſon der Stuarts traf. Es war ihm nicht genug, daß treffliche Männer die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit führten; er ſah auch, wie ſie dieſelbe führten, und ſtellte eben ſo unbefangen und treu ihre Fehler und Irrthümer dar, als das Gute, was er auf der andern Seite wahrnahm.*) Fox hatte als Britte nur Ludwigs XIV. Stolz, und Carls II. und Jacobs II. ſchimpfliche Beſtechung durch franzöſiſches Geld vor Augen; der edle Unwille, den er darüber empfand, veranlaßte ihn zu dem Entwurfe ſeines hiſtoriſchen Werkes, und dieß zu einer Zeit, wo er voll Unmuth aus den parlamentariſchen Kämpfen, die jene Gefühle nur mehr geſchärft und nie befriedigt hatten, ſich zurückzog.

Dieſe Vergleichung von Hume und Fox erklärt, wie letzterer, ſchon in der erſten Grundlegung ſeines Werkes befangen, eine vorgefaßte, trübe Anſicht aus der ihn umgebenden Welt in das Gebiet der Geſchichte mitbrachte; und dieſe Gemüthsſtimmung wurde durch ſeine Theilnahme an dem öffentlichen Leben immer auf's Neue erregt, ſo daß er nie den Gegenſtand an ſich ruhig und klar in's Auge faßte.

Er erſchien nämlich auf's Neue an der Spitze der Oppoſition, als Pitt ſeine Einkommentaxe vorſchlug und durchſetzte. Der Miniſter hatte jetzt den Gipfel ſeiner Macht erreicht, und die Oppoſition nahm immer mehr an Zahl ab. Fox beſuchte daher das Haus nur, wenn wich-

*) „Die große Unpartheilichkeit“, ſagt der einſichtsvolle Beurtheiler der Foxiſchen Schrift in der Allg. Lit. Zeit., „mit welcher Hume den Werth der Abſichten und Handlungen ſtreitender Theile abwägt, macht ihn gerade zu dem großen Geſchichtſchreiber, und ſo ſehr wir die edeln Geſinnungen und die warme Anhänglichkeit Foxens an die Grundſätze der Freiheit verehren und lieben, müſſen wir doch geſtehn, daß nach unſerem Urtheil Hume's Art diejenige ſey, wie Geſchichte geſchrieben werden müſſe, wenn ſie wahrhaft nützlich und belehrend werden ſoll.“

tige Angelegenheiten vorkamen*); vorzüglich glänzte ſeine Beredtſamkeit in allem, was Irland betraf, in der Sache der Katholiken, und in der Frage von der Abſchaffung des Sklavenhandels. In der letztern unterſtützte er auf's eifrigſte den edeln Wilberforce, der nicht zu ſeiner Parthei gehörte. Für die Emancipation der Katholiken und gegen die Union Irlands ſprach er mit ſolchem Nachdruck, daß die Irländer ihn als ihren erſten Schutzredner verehrten.

Ueberhaupt beſaß For die Gunſt des Volks wieder in einem hohen Grade, ohne darum zu buhlen. Dieß zeigte ſich bei den Wahltagen von Weſtminſter. Hier war es, wo mit ihm zugleich der Admiral Gardiner und der Auctionator Graham um die Stimmen ſich bewarben. Der alte Admiral mißfiel dem Volke, weil ihn der Hof unterſtützte. Zwiſchen For und Graham war die Volksparthei getheilt. Jener verſchmähte, ſich mit dem durchaus unwürdigen Graham, gegen Gardiner zu verbinden. Dieß reizte Grahams Anhänger. „For verdiene nicht länger", riefen einige, „das Zutrauen der Nation, da er in der Zeit der Staatsgefahr ſeine Stelle verlaſſen, und dem Ehrgeize des Miniſters freies Spiel verſtattet habe. Auch jetzt zeige es ſich, wes Geiſtes der Mann ſey, da er den redlichen Auctionator gegen den miniſteriellen Candidaten zu unterſtützen verſchmähe". Graham erhielt in fünf Tagen gegen achthundert Stimmen, und die Oppoſition fürchtete, der Auctionator könnte den berühmten For aus dem Beſitze der Wahlſtimmen von Weſtminſter verdrängen. For ſelbſt redete an den Wahltagen wenig zum Volke, und dieſe wenigen Worte begleitete er mit keiner freundlichen Miene, ſondern mit kaltem, würdevollem Ernſt. Aber bald erklärte ſich für ihn die alte Liebe des Volks. So oft For ſich ſehen ließ, ſchallte ihm ein ungemiſcht fröhlicher Jubel von den Gerüſten entgegen. Ein Augenzeuge**) erzählt davon, was zugleich den öffentlichen Geiſt der Britten bezeichnet. „Ich hörte die rührendſten Aeußerungen der Bewunderung für den großen Staatsmann. Ein kleiner Junge fragte ſeinen Vater: „wo iſt

*) Und gewöhnlich that er dieß nur auf Zureden ſeiner Freunde. „I did it more", ſchrieb er im J. 1800 an Wakefield, „in consequence of the opinion of others, than from my own."

**) Prof. Gödе.

denn Fox?“ — „Siehſt du nicht den dicken Mann im blauen Rocke und gelber Weſte, der vorn in der Mitte ſteht? Beſieh dir den Mann genau, mein Sohn, und präge dir ſein Bild ein. Er hat dem Vaterlande große Dienſte gethan.“ „Das iſt recht, ſagte ein Anderer, der Kleine muß auch wiſſen, wer es mit Alt-England redlich meint.“ Mit demſelben Beifall ward Fox bei jeder Parlamentswahl zum Stellvertreter von Weſtminſter ernannt. So oft dieß geſchah, trugen ihn die Wahlmänner gewöhnlich auf einem mit Lorbeern geſchmückten Seſſel im Triumphe nach Hauſe. Aber auch bei jedem andern Anlaß erhielt er Beweiſe der Volksliebe. In den Städten, wo er auf ſeinen Reiſen in England ankam, wurden Feſte angeſtellt, oder man ſpannte ihm die Pferde aus, zog den Wagen und läutete die Glocken. Seinen Geburtstag feierte in London nicht ſelten ein Verein von mehr als zweitauſend angeſehenen Männern. Seine Freunde ſollen ſogar im J. 1793, da Fox's Vermögen ſehr zerrüttet war, funfzigtauſend Pfund zuſammengebracht, und ihm mit einem Theile des Capitals eine Leibrente von tauſend fünfhundert Pfund geſichert, das Uebrige aber baar gegeben haben.

Als Pitt den 14. März 1801 aus dem Miniſterium getreten war, und Addington deſſen Platz eingenommen hatte, konnte die Oppoſition dieß als keinen Sieg betrachten: denn Pitt unterſtützte die Addingtonſche Verwaltung mit ſeinem Anſehn. Er entſchuldigte ſelbſt die von Grenville ſtreng getadelten vorläufigen Friedenspuncte mit der Nothwendigkeit, da man, bei dem lauten Geſchrei des Volks nach Frieden, keine beſſern Bedingungen von Frankreich habe erlangen können. Auch Fox billigte den Frieden, aber bloß aus dem Grunde, „weil der Krieg von Seiten Frankreichs gerecht, heilig und unvermeidlich geweſen, ſo müſſe auch der Friede für Frankreich vortheilhaft ſeyn.“ Seine Freunde nannten es einen Triumph: „der Ausgang rechtfertige Fox's Anſicht; hätte man auf ihn gehört, der ſtets gewarnt und zum Frieden gerathen, ſo würde man ſchon im J. 1796 beſſere Bedingungen, als die jetzigen ſeyen, erhalten haben.“ Fox ſelbſt aber hatte die Kühnheit, in einer Privatverſammlung beſtimmt zu äußern, daß er den Frieden gut heiße, weil er ehrenvoll und glorreich für Frankreich ſey! Dieſes Wort, von einem brittiſchen Staatsmann ausgeſprochen, ward bitter geta-

delt; denn ſchon erklärte ſich laut die öffentliche Meinung in England gegen dieſen Frieden. Fox folgte auch hier ſeiner, von allem Nationalſtolze unabhängigen Weltanſicht. Die Ueberzeugung, für welche er mit ſo viel Leidenſchaft gekämpft, und welche in der Erbitterung des Streits ſich nur um deſto tiefer ihm eingeprägt hatte, daß die Revolution in ihren Grundſätzen für die Sache der Völker heilſam ſey, beſtimmte ſein Urtheil; überdieß leitete ihn bei dieſem ganzen Kampfe eine und dieſelbe Anſicht, welche er in ſeinem hiſtoriſchen Werke ſo ausgedrückt hat: „daß, nach einem Ausſpruche Cicero's, dem gerechteſten Kriege der unbilligſte Friede doch immer vorzuziehen ſey." Ein Ausſpruch, der, in dieſer Allgemeinheit ausgedrückt, keine Regel ſeyn kann. Daß es aber Fox in ſolcher Gemüthsſtimmung an der ruhig prüfenden und kalten Beſonnenheit bei Unterſuchungen, die ſein Gemüth aufregten und ſeine Liebe zur Freiheit beunruhigten, fehlen mußte, geht aus ſeinem öffentlichen Leben hervor, und hat ſich auch in ſeinem Charakter als Schriftſteller gezeigt.

Doch begegnete ihm dieß unwillkührlich. Sein feſter Vorſatz war, jede Thatſache der ſtrengſten hiſtoriſchen Kritik zu unterwerfen. Da er nun fand, daß weder Macpherſon noch Dalrymple die wichtigen Schriften im franzöſiſchen Staatsarchiv gehörig benutzt hatten, ſo unternahm er, während des Friedens mit Frankreich i. J. 1802, eine Reiſe nach Paris, um die daſelbſt vorhandenen, urkundlichen Handſchriften aus der Zeit Jacobs II. zu vergleichen. Ihn begleitete ſeine Gemahlin, Herr St. John und Herr Trotter, ſein Secretär, ein Irländer, welcher in ſeinen Denkwürdigkeiten aus den letzten Jahren Fox's dieſe Reiſe erzählt hat. *)

In Calais beſuchte ihn der Irländer, Hr. Arthur O'Connor, den Fox im Parlament als den Freund der

*) Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox, by John Bernard Trotter, Esq., late private Secretary to Mr. Fox. 3 Ed. Lond. 1811. 8. 552 S. Was in die Biographie von Fox gehört, hat der Verf. aus dieſen Reiſenachrichten gezogen. Das Buch ſelbſt iſt ohne Kritik, eine weitſchweifige Lobrede, und wird von Engländern für mißlungen erklärt. Fox verließ St. Anne's Hill den 29. Juli, und reiſte den 17. Aug. von Brüſſel nach Paris ab.

Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes vertheidigt hatte. Dieſen unglücklichen Verbannten empfing Fox mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit. Er fürchtete nicht, daß man ihn deßhalb ſelbſt für verdächtig halten würde. Denn in politiſchen Kämpfen, war ſein Glaube, bleibt jeder hochherzige Mann als Menſch achtungswerth, auch wenn er aus Irrthum und Eifer zu weit geht, ſobald er nur ehrlich und ohne Eigennutz, allein durch die Liebe zum Gemeinwohl beſtimmt wird. Großmüthig, wie ſein Herz ihm rieth, verachtete er, aus kluger Rückſicht einen Unglücklichen kalt und vornehm von ſich zu weiſen.

Die Reiſe ging zuerſt über Lisle, Gent und Antwerpen nach dem Haag und Amſterdam. Ueberall wurde Fox mit großer Auszeichnung behandelt. Mit dem vollen, friſchen Herzen der Jugend freute er ſich des Lebens und der Natur, als Menſch und Weltbürger. In müßigen Stunden, oder im Wagen wurden Fieldings Romane, die Aeneide und der raſende Roland geleſen. Er unterhielt ſich mit ſeinen Begleitern über die Schönheiten dieſer Schriftſteller, oder über den ſittlichen und bürgerlichen Zuſtand des Landes. Vorzüglich beobachtete er genau den Ackerbau. Auch Botanik beſchäfftigte ihn viel. Alles Maleriſche in der Natur gewährte ihm einen hohen Genuß, ſo wie die Werke der niederländiſchen Kunſt; ſelbſt die kleine Comödie des niedern Lebens beluſtigte ſeinen gutmüthigen Frohſinn. Politik und Kriegsweſen blieben ſeitwärts liegen; doch wurde Fox in Holland von der Phyſiognomie eines republikaniſchen Staates ſehr angezogen. Aber nichts machte einen ſo ſchmerzlichen Eindruck auf ihn, als ein Gemälde von dem unglücklichen Ende der edlen Brüder de Witt.

Als er hörte, daß Lord Holland, ſein Neffe, den er wie ſeinen Bruder und Freund liebte, mit ſeiner Familie in Paris angekommen ſey, eilte er von Brüſſel nach der Hauptſtadt Frankreichs, ohne Chauvelin, noch den Erdirector Barras, die in Brüſſel lebten, zu ſehen.

In Paris bot ſich ihm das Schauſpiel einer neuen Umbildung der Regierung zu einem lebenslänglichen Conſulat dar. „Ihr bemüht euch", ſagte Fox zu la Fayette, „einen Solöcismus, einen Monarchen, an die Spitze der

Republik zu ſtellen." Doch urtheilte er damals noch über Buonaparte, wie ſo viele, die gern an das Beſſere glauben, wo ſo viel Thatkraft und ein ſo außerordentliches Schickſal Bewunderung erwecken. Einſt verglich man den erſten Conſul mit Auguſtus. „Doch gewiß", wandte Fox ein, „iſt er nicht ſo grauſam."

Er ſelbſt wurde in Paris aufgenommen mit der Achtung, die einem großen Manne gebührte, und mit dem Wohlwollen, das man für einen brittiſchen Staatsmann fühlte, der ohne Nationalvorurtheil ſtets dem Frieden und der Verſöhnung das Wort geredet, und jede Einmiſchung in die innere Hausordnung des Nachbarn gemißbilligt hatte. Als er das Tribunal beſuchte, dankte ihm der Wacht habende Capitän Royer in ſeinem und ſeiner ehemaligen Mitgefangenen Namen für die gute Behandlung und Hülfe, die ihnen in England auf Fox's Verwendung widerfahren war. Das Nationalinſtitut ernannte ihn zum Mitglied der hiſtoriſchen Claſſe.

Als Fox im Theater erſchien, wurde er gleich erkannt. Die Zuſchauer in dem Saale ſtanden auf, und begrüßten ihn mit Händeklatſchen, das allgemeiner war, als bei'm Eintritt des erſten Conſuls, der an demſelben Abend in's Schauſpiel kam. Den beſcheidenen Fox ſetzte dieß in ſolche Verlegenheit, daß er den Pariſern unhöflich erſchien, weil er, in der Meinung, daß dieſe perſönliche Bewillkommnung nicht ihm gelte, nicht bewegt werden konnte, vorzutreten und der Verſammlung zu danken. Man gab die Phädra, ein Stück, das er vorzüglich liebte. Den größten Genuß aber fand er in der Gallerie des Louvre. Er ſprach davon als Kenner, und empfand jede Schönheit der Kunſt. Unter allen Gemälden war der heil. Hieronymus von Domenichino ſein Liebling. Dagegen ſah er gleichgültig das prächtige Verſailles. Weit mehr gefiel ihm das einfach-geſchmackvolle Klein-Trianon.

Den vierten Tag nach ſeiner Ankunft ging er an ſeine hiſtoriſche Arbeit. Die Regierung räumte ihm ſehr bereitwillig eine beſondere Stube in dem Archive der Canzlei der auswärtigen Angelegenheiten ein. Hier unterſuchte er ſechs Wochen lang täglich von 11 bis 3 Uhr mit St. John, Adair und Trotter alle Staatsſchriften, welche er

aus jener Zeit nur verlangte, und nahm Abſchriften von den Staatsbriefen und Berichten Barillons, des Geſandten Ludwigs XIV. am Hofe Jacobs II. Die urkundlichen Beweiſe von dem anmaaßenden Stolze und der trügeriſchen Politik des franzöſiſchen Monarchen, wie von dem falſchen Benehmen und der Beſtechung der Stuarts, welche er hier ſammelte, mußten ſein brittiſches Herz mit Unwillen und Geringſchätzung gegen beide Dynaſtien erfüllen; daher zum Theil ſeine große Vorliebe für eine Revolution, welche die Bourbons ſtürzte, und die einſeitige Darſtellung in der Geſchichte der letzten Stuarts, in welcher man den eifrigen Whig erkennt.

Sein anhaltender Fleiß in dem Archive erlaubte ihm nicht, an den Vergnügen ſeiner Familie Theil zu nehmen. Nur die Abende waren der Erholung oder einer belehrenden Unterhaltung gewidmet. In den großen Geſellſchaften zu Paris bewegte er ſich mit der Leichtigkeit eines Weltmanns. Niemand erkannte in ihm den einſiedleriſchen Weiſen von St. Anne's Hill. Er ſpielte Karten, er ſcherzte, ſprach franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, wie es ſich traf, und fand überall Beifall. Bei ſich ſelbſt vereinigte Fox an ſeinem Tiſche gewöhnlich ſechs bis acht ſeiner Freunde, meiſtens Engländer, oder franzöſiſche Künſtler.

Unter den Fremden, die er in Paris ſah, empfing er den edlen Kosciusko mit vorzüglicher Herzlichkeit und Wärme. Er ſah Moreau, fühlte ſich aber weder von ſeinem Geiſte, noch von ſeinem Aeußern angezogen. Auch beſuchte er den Abbé Sieyes, der auf ſeinem Landgute zwölf Stunden von Paris in ländlicher Stille lebte. Fox hatte keine ſehr hohe Meinung von ihm, ſchien ihn aber zu achten. Bei der Frau von Recamier und bei der Frau von Cabarrus unterhielt er ſich am meiſten mit dem alten ehrwürdigen Weltumſegler Bougainville, und mit dem berühmten Verfaſſer der Ruinen, Volney. Auch traf er zweimal zufällig Hrn. O'Connor, den die andern Engländer in ſichtbarer Verlegenheit abſichtlich vermieden, während Fox mit ihm, wie gewöhnlich, offen und gutmüthig ſich unterredete.

Unter den merkwürdigen Staatsmännern, die er damals in Paris fand, war Talleyrand der wichtigſte; es fand aber zwiſchen ihm und Fox keine Annäherung Statt. Unter den fremden Geſandten ſchienen ihm, außer dem großbritanniſchen, Hrn. Merry, welcher aber in dieſem Kreiſe nicht hervorragte, Graf Cobenzl von Oeſterreich, Hr. Livingſton von Nordamerika, der Cardinal Caprara vom päpſtlichen Hofe, der Marquis Luccheſini von Preußen, Graf Markoff von Rußland, der Marquis de Gallo von Neapel, und unter allen der ausgezeichnetſte, mit welchem er vorzüglich gern umging, der ſpaniſche Geſandte, der Ritter Azara, bemerkenswerth.

Als ihn bei einer der gewöhnlichen Hofvorſtellungen der erſte Conſul ſah, äußerte er ſich gegen Fox wortreicher, als es damals ſeine Art war: „Ah, Herr Fox! ich habe mit Vergnügen gehört, daß Sie hier ſind; ich habe gewünſcht, Sie zu ſehen; lange ſchon habe ich in Ihnen den Redner und den Freund ſeines Vaterlandes bewundert, der immer ſeine Stimme für den Frieden erhob, und dabei auf das Beſte ſeines Vaterlandes ſah, auf das Beſte Europa's und des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Die beiden großen Nationen Europa's verlangen nach Frieden; — keine hat etwas zu fürchten; ſie müſſen ſich nur einander verſtehen und achten. In Ihnen, Herr Fox, ſehe ich mit wahrem Vergnügen den großen Staatsmann, der zum Frieden rieth, weil kein gerechter Grund zum Kriege vorhanden war; der Europa zwecklos verwüſten ſah, und ihm zu helfen kämpfte." — Fox antwortete wenig oder nichts, noch drückte er ein Wort der Bewunderung oder Hochſchätzung aus. Mit aller Kunſt einer glatten Freundlichkeit, die Buonaparte beſaß, that er noch einige Fragen an ihn über ſeine Reiſe, und die Unterredung war aus. In der Folge ſpeiſte Fox beim erſten Conſul. Hier ſprach Buonaparte faſt ganz allein, und äußerte, gegen Fox gewandt, viel Empfindlichkeit über einen Theil des Pittſchen Miniſteriums, namentlich über Herrn Windham, als ob es die Verſchwörung gegen ſein Leben begünſtigt habe. Fox widerſprach dieſem auf's Beſtimmteſte und aus voller Ueberzeugung. Darauf ließ ſich der Oberconſul, da er in Fox einen Weltbürger vor ſich zu ſehen glaubte, weitläuftig über den allgemeinen Weltfrieden aus, und über die Möglichkeit, allen Unterſchied zwiſchen

Digitized by Google

den Einwohnern der beiden Erdtheile aufzuheben, und die Schwarzen mit den Weißen zu vermiſchen. — Es überraſchte Fox, in den Tuilerien ſein und Nelſons Bruſtbild zu finden. Die kriegeriſchen Schauübungen aber, welche der erſte Conſul hielt, machten auf ihn keinen angenehmen Eindruck. Ueberhaupt war Hofprunk ihm zuwider. Er wollte ſelbſt nicht anders als unfriſirt und ungepudert bei Napoleon ſpeiſen; ein Umſtand, der den Pariſern bemerkbar ſchien, die ſich bei dieſem Anlaß erinnerten, daß Fox und der Herzog von Norfolk die Urheber des gegenwärtigen bequemen Haarſchnitts waren.

Das größte Vergnügen fand Fox in dem Umgang mit La Fayette. Er hatte ſchon früher in London ſeine Bekanntſchaft gemacht. La Fayette und die ganze Familie des Generals hing mit treuer Dankbarkeit an Fox, weil er vorzüglich zu ſeiner Befreiung aus den Gefängniſſen in Deutſchland beigetragen hatte. Beide ſtimmten in ihren Anſichten von der Freiheit und von den Rechten des Volks ſo ganz überein, daß ihre Unterredung im eigentlichen Sinne eine Herzensmittheilung war. La Fayette lud daher Fox auf ſeinen Landſitz ein, nach la Grange, dreißig Stunden von Paris, wo er, zurückgezogen von aller Politik und Verbindung, von einem kleinen Vermögen lebte, das ſeine Gemahlin aus der Revolution gerettet hatte. Hier wurde Fox von der Familie, als ihr großmüthiger Beſchützer, mit der größten Liebe empfangen. Er verlebte im Umgange mit dieſen edlen Menſchen, mit ihrem gemeinſchaftlichen Freunde, dem General Fitzpatrick und mit Lally Tolendal, eine glückliche Woche.

Als Fox am Ende des Septembers nach Paris zurückkam, hörte er von der Unzufriedenheit des erſten Conſuls über die Ausfälle auf ihn in den engliſchen Tagblättern. Sobald er daher ſeine hiſtoriſche Arbeit im Archive den 6ten October geendigt hatte, kehrt' er nach England zurück.

Hier forderte die allgemeine Stimme im Jahr 1803 Krieg gegen Frankreich. Fox erklarte ſich laut wider die Erneuerung deſſelben. „Die einzige gerechte Urſache zum Kriege, ſagt' er, kann bloß die Erhaltung der Nationalehre ſeyn. Kann man mir beweiſen, daß die Ehre der

Nation beleidigt, oder die Würde der Nation angegriffen iſt, ſo will ich ohne Anſtand die Meinung erklären, daß dieß eine ſchöne, gerechte Urſache zur Erneuerung der Feindſeligkeiten ſey. Doch müßte ein ſehr ernſthafter Fall von der Art erwieſen ſeyn, ehe ich meine Stimme gäbe, über das Land daſſelbe Unglück von Neuem zu bringen, was ihm jener traurige Kampf verurſacht hat, von dem wir erſt vor Kurzem befreit wurden." Allein die Nation entſchied für den Krieg; und allerdings hatte Napoleon nicht nur den Stolz derſelben in dem Geſandten des Königs beleidigt, ſondern auch das brittiſche Staatsſyſtem durch ſeine Dictatur über Holland, die Schweiz und Italien, wie durch den Heereszug gegen St. Domingo, in ſeinen Grundlagen bedroht. Fox's Unwille über die Erneuerung des Krieges mißfiel ſo dem Volke, daß ſelbſt die Zeitungsſchreiber der Oppoſition ihm, deſſen Namen ſie ſonſt nur mit Ehrfurcht ausſprachen, ſeine antibrittiſchen Geſinnungen mit vieler Bitterkeit vorwarfen.

Das Addingtonſche Miniſterium war der Führung des Krieges nicht gewachſen. Der König und die Nation hielten Pitt allein für den Mann, der eine neue kräftige Verwaltung zu bilden im Stande wäre; und viele wünſchten, daß bei dieſer Gelegenheit die ausgezeichnetſten Wortführer der verſchiedenen Partheien, daß Fox und Grenville mit Pitt vereinigt werden möchten. Pitt war ſogleich dazu willig; allein der König weigerte ſich, Fox wieder in das Cabinet aufzunehmen. Zwar verſuchte Pitt einige Gegenvorſtellungen; doch Fox hatte zu warm für die franzöſiſche Revolution geſprochen, und zu beharrlich allen Maaßregeln für den Krieg und für die innere Sicherheit gegen franzöſiſchen Revolutionsſchwindel mit Heftigkeit ſich widerſetzt, als daß der König ihn wieder unter der Zahl ſeiner geheimen Räthe zu ſehen ſich entſchließen konnte. Pitt gab alſo nach, und lud blos den Lord Grenville zum Eintritt in das Miniſterium ein. Dieſer verweigerte ihn aber, weil Fox, ſein Freund, vom König verworfen war.

Fox blieb alſo in der Oppoſition, und mit ihm verband ſich die Grenvill'ſche Parthei. Er näherte ſich jetzt mehr den alten Whigs, und ſein Eifer für Frankreich war ſeit ſeiner Rückkehr von der Reiſe bei weitem nicht der vo=

rige. Denn er hatte ſo manches in der Nähe anders gefunden, als es ihm früher aus der Entfernung geſchienen. Am kräftigſten widerſetzte er ſich dem Miniſter bei Gelegenheit des Krieges mit Spanien, wo mehrere wichtige Fragen aus dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte mit Scharfſinn erörtert wurden. Auch verwandte er ſich auf's Neue lebhaft für die Emancipation der Katholiken, und unterſtützte mit leidenſchaftlicher Heftigkeit Whitbreads Antrag, daß Lord Melville wegen angeſchuldigter Dienſtfehler aus dem königlichen Staatsrathe geſtoßen werden müſſe. Der Lord hatte bereits ſeine Stelle als erſter Lord der Admiralität niedergelegt, und Pitt ſah ſich genöthigt, dem Könige zu rathen, Melville's Namen aus der Liſte der geheimen Räthe zu ſtreichen. Man trug auf ein Impeachment gegen den Lord an; Fox beſtand dagegen, obwohl vergebens, auf einer Criminalunterſuchung. Dieß war der letzte traurige Sieg, den Pitt über ſeinen Gegner davon trug. Er ſtarb den 23. Jan. 1806. Fox hörte dieſe Nachricht im Schauſpiele, und — weinte. Er ſagte darauf im Parlamente: „Pitt war ein großer Mann, und ich ſchätze mir es zur Ehre, daß man mich ſeinen politiſchen Gegner nannte". — Pitts Freunde und Verwandte traten nunmehr mit Fox und andern Mitgliedern der Oppoſition in Verbindung. So ſchien der Haß gegen Pitt wie gegen Fox endlich durch den Tod des Einen verſöhnt.

Nach einer zwei und zwanzigjährigen Oppoſition, nach einem Meinungskampfe, wie man keinen ähnlichen in der brittiſchen Geſchichte kennt, wurde Fox im J. 1806 auf's Neue, was er im J. 1784 geweſen war, Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten. Nach der Lage, in welcher ſich der Staat befand, bedurfte die Nation eines großen Mannes an der Spitze der Verwaltung. Allein die Umſtände machten es nöthig, daß Lord Grenville mit Fox zugleich in das Cabinet trat. Das Miniſterium ward alſo aus zwei verſchiedenen Partheien unter zwei Führern zuſammengeſetzt.

Fox handelte hierin ohne perſönlichen Ehrgeiz. Er hatte ſchon vor Pitts Tode ſein Leben der Geſchichte geweiht. Nur der Wunſch ſeiner Freunde und der Nation konnte ihn dieſer edlen Muße entziehn. Er widerſtand

den Bitten ſeiner Gemahlin, und opferte dem Verlangen der Whigs ſeine Lieblingsneigung auf, indem er ſich unter Lord Grenville einem Miniſterium anſchloß, in welchem noch immer Pitts Grundſätze und Freunde viel vermochten. *) Die Anſichten der verſchiedenen Partheien deſſelben waren ſeit langer Zeit in offenbarem Widerſpruche geweſen. Grenville und Windham billigten den Krieg gegen Frankreich, deſſen lauter Tadler Fox war. Der Palaſt des Kronerben war der Verſammlungsort der Hauptparthei. Hier wurde jede politiſche Maaßregel verabredet, und manches als unreif oder unausführbar verworfen, was ehemals die Männer ſelbſt, welche jetzt das Staatsruder führten, als hochnöthig geprieſen hatten. Fox gerieth dadurch in Widerſpruch mit ſeinen alten Grundſätzen. Ob er ſeine Ueberzeugung geändert, oder ob er aus Mangel an Feſtigkeit von ſeinen frühern Anſichten ſich entfernt habe, um Macht und Einfluß mit Staatsmännern zu theilen, mit denen er nicht eines Sinnes ſeyn konnte, iſt nicht klar. Indeß glaubte man in England, daß die Whigs, um ſich gegen die Jenkinſonſche Parthei, welche aus Tories beſtand, und jene bei dem Thronerben verdächtig zu machen ſuchte, zu behaupten, den Anſichten des Prinzen nachgegeben hätten, damit ſie, wenn der alte König vom Schauplatze abträte, das Ruder behalten möchten. Genug, Fox konnte und wollte unter dieſen Umſtänden das Ganze nicht lenken, ſondern beſchränkte ſich, wie es nicht unwahrſcheinlich iſt, mit Abſicht, auf ſeinen engern Geſchäfftskreis, auf das Miniſterium der auswärtigen Verhältniſſe. Gewiß iſt es, daß einige ſeiner eifrigſten Bewunderer ſein Nachgeben mißbilligten. „Er hätte",

---

*) Dieſes, den 5. Febr. 1806 öffentlich bekannt gemachte Miniſterium beſtand unter Lord Grenville, als erſtem Lord der Schatzkammer, aus Erskine, dem Lordcanzler; Lord Henry Petty, dem Canzler der Schatzkammer; dem Grafen Spencer, dem Miniſter des Innern; dem Kriegsminiſter Windham; dem Feldzeugmeiſter Grafen Moira; dem Präſidenten des kön. Raths, Grafen Fitz William; dem Siegelbewahrer Addington, und aus Fox. Die Foxiſche Parthei beſtand aus Fox, Erskine, Grey, Petty, Windham und Fitz William; die Addingtonſche aus Addington und Ellenborough; die Grenville'ſche aus Grenville und Spencer, und das Hauptorgan der Parthei des Prinzen von Wales war deſſen Günſtling, Lord Moira.

ſagten ſie, „entweder allein an der Spitze ſtehn, und die übrigen Glieder des Miniſteriums nach eigner Anſicht frei wählen, oder ſich ganz zurückziehen und aller Größe hochgeſinnt entſagen ſollen.“ Seine Freundin, die Lady Moira, glaubte nicht, daß ein ſo zuſammengeſetztes Miniſterium lange beſtehen könne; doch empfahl ſie ihm dringend das Schickſal Irlands, wo die große Mehrheit von For die Aufhebung der Union, die Emancipation der Katholiken und ein Syſtem völliger Freiheit und beruhigender Ausſöhnung erwartete. Je mehr die Irländer Pitt haßten, deſto feſter hingen ſie For an, ſelbſt als ihr Zuſtand nach wie vor fortdauerte. Denn ſolche Wünſche zu erfüllen, ſtand nicht in For's Kraft, und hätte er auch alle Gewalten ſammt dem Willen des Königs in ſich vereinigt. Auch begriff er wohl, zumal jetzt, daß Pitts Syſtem nicht umgeſtürzt werden könne, wie ſeine Freunde ſich einbildeten.

Doch ſchon ſein bloßer Eintritt in das Miniſterium erregte vielfache Freude. Der ſtrenge Miniſter war nicht mehr, deſſen gediegene Kraft und ſtarren Willen ein Theil der Nation nur mit Unwillen ertrug. Das fröhliche, leichte Leben und das alle Herzen gewinnende Wohlwollen in For's Seyn und Thun, entfernte jede Beſorgniß von Gewaltmißbrauch. Dieſes Gefühl war ſo lebhaft, daß, wie Trotter von ſich erzählt, er ſogar eine Truppen-Muſterung jetzt mit Vergnügen ſah, die ihn unter Pitts Verwaltung nur mit Furcht vor Unterdrückung der Volksfreiheit erfüllt hatte.*)

---

*) Da dieſe Stelle ſowohl den brittiſchen Volksgeiſt, als die öffentliche Meinung von For und Trotter ſelbſt näher bezeichnet, ſo kann ſie hier angeführt werden. „We paſſed a regiment returning from parade: an excellent miniſter, and benignant man was now at the head of affairs, the military paſſing ſhew was no longer formidable; I felt aſſured, that under Mr. Fox no ſtanding army would be employed againſt the people's liberties; the muſic of the regiment ſounded more ſweetly, the ſoldiers appeared more reſpectable, the idea of military coercion vaniſhed, and, for the firſt time in my life, I looked with complacency upon that part of the ſyſtem of modern governments. — S. 372.

Der König ſelbſt wünſchte den Frieden, und mit Recht hielt er Fox für den Mann, der die Ausſöhnung mit einem ſtolzen und erbitterten Feinde leichter und ehrenvoller als jeder andere bewirken konnte. Das Anſehn, welches dieſer Staatsmann im Auslande beſaß, ſeine ſeltne Gewandtheit, mit welcher er das Schwierigſte leicht behandelte, ſeine milden und gefälligen Formen, welche vorzüglich in Frankreich den größten Beifall gefunden hatten, machten ihn zu dem Friedenswerke vorzüglich geſchickt.

Allein Fox empfand tief die Verwickelung des Ganzen. Je größer die Hoffnung Aller war, deſto kleiner war die ſeinige. Darum ſprach er öffentlich ſeine Beſorgniſſe in ſtarken Worten aus, die eine Anklage der bisherigen Verwaltung zu ſeyn ſchienen, mehr aber ſeine eigne Rechtfertigung in der Zukunft ſeyn ſollten. „Wo wir auch“, ſagte er in ſeiner erſten Rede als Miniſter, „unſere Blicke hinrichten, kaum zeigt ſich irgendwo ein Grund der Beruhigung oder der Aufmunterung. Im Innern Leiden, Entbehrungen, Mangel; von außen wenig Troſt für das Vergangene, *wenig Hoffnung für die Zukunft.*“ —

In ſeinem Verwaltungszweige ſchuf er bald einen *neuen Geiſt.* Pitt hatte den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ganz geleitet, und die meiſten Staatsſchriften ihm vorgezeichnet. Dieß war jetzt nicht mehr der Fall. Fox, der thätig, pünctlich und auf Alles aufmerkſam, gewöhnlich die Zeit von eilf bis drei Uhr ſeinem Poſten widmete, faßte die wichtigeren Staatsbriefe ſelbſt ab, ſo daß nicht nur der König, ſondern auch die fremden Höfe den leichteren und freieren Gang dieſer Geſchäffte wahrnahmen. Fox ſchrieb klar, lichtvoll, verbindlich und beſtimmt, mit feiner Rückſicht auf die Geſinnungen des Hofes, mit welchem er verhandelte; ſeine große Welt- und Menſchenkenntniß ſpiegelte ſich erhaben und frei in der einnehmendſten Form ab, ohne der Würde der Nation und ſeiner Stelle etwas zu vergeben. Indeß beobachtete er in ſeinem erſten Umlaufsſchreiben an die auswärtigen Geſandten ein tiefes Stillſchweigen über Krieg und Frieden.

Auch gegen den König benahm ſich Fox mit ehrfurchtsvoller Beſcheidenheit, und ſo natürlich, daß keine Erinnerung an die frühere Zeit eine Verlegenheit veranlaſſen

konnte. In Fox's Betragen lag durchaus nichts Schroffes oder Geſpanntes, welches den Umgang mit ihm unbequem machen konnte; er war vielmehr ſo gutmüthig einfach, und der Perſon des Königs ſo aufrichtig herzlich ergeben, daß dieſer gern mit ihm von Geſchäfften ſprach, und ſeinen Staatsſchriften, deren Gehalt der König als Kenner zu beurtheilen verſtand, nie ſeinen Beifall verſagte.

In ſeiner Verwaltung war Fox bei aller Offenheit, mit der er allen wohl wollte, nicht freigebig in Verſprechungen. Als die irländiſchen Katholiken im J. 1806 ihr Emancipationsgeſuch ihm empfahlen, ſchmeichelte er ihnen keinesweges mit der Hoffnung auf ſeine unmittelbare Unterſtützung, ſondern rieth ihnen, ruhig eine günſtigere Zeit abzuwarten. Früher ihr eifrigſter Vertheidiger, ahmte er jetzt als Miniſter Pitts kluge Zurückhaltung nach. Alles was er für Irland bewirken konnte, war, daß er im J. 1806 auf dieſer Inſel die Habeas-Corpus-Acte wieder in Kraft ſetzte, und die Ernennung des vom Volke ſehr geliebten Herzogs von Bedford zum Lordlieutenant oder Vicekönig von Irland beförderte. Freigebig gegen die Nothleidenden, verband der eben ſo milde als reiche Herzog Klugheit mit Menſchlichkeit in der Regierung des ſo ſehr gedrückten Volks. Allein ſo wenig dieſer treffliche Staatsmann den Geiſt des Aufruhrs in jenem unglücklichen Lande ganz unterdrücken konnte, ſo wenig gelang es Fox, die Schwierigkeiten zu beſiegen, welche der nähern Verbindung des beſondern Zwecks von Irland und England im Wege ſtanden. Auch waren die Wünſche einzelner Irländer, die ihn mit Bittſchriften beſtürmten, ſo unvereinbar mit der Lage des Ganzen, daß er ſie großentheils unbeachtet laſſen, und ſelbſt ſeines Hausfreundes Trotter eifrige Verwendung für ſeine Landsleute mit Stillſchweigen anhören mußte.

Bei dieſem neutralen Verhalten verlor Fox natürlich viel in der Meinung des Volks. Der Obſerver, ein ſehr geleſenes Volksblatt, klagte ihn nicht nur an wegen ſeiner Unwiſſenheit über die Richtung der ausgelaufenen franzöſiſchen Eskadern, welchen nunmehr die aus Amerika und Oſtindien rückkehrenden engliſchen Handelsflotten Preis gegeben wären, ſondern behauptete auch gerade zu: Fox's

poli-

politiſcher Charakter ſey wie ein Chamäleon verwandelt, und ſeit ſeiner Erhebung zum Miniſter für die alten Freunde ſo unkenntlich geworden, daß die irländiſchen Abgeordneten voll Erſtaunen ausgerufen hätten: „Mein Himmel! wo iſt unſer guter Herr Fox aus dem Whigclub und dem Unterhauſe?"

So trat die Wirklichkeit mit eherner Gewalt dem freien Genius des großen Mannes in den Weg! An der Spitze der Oppoſition ganz an ſeiner Stelle, war er das Gegengewicht einer kühn aufſtrebenden Macht; als Miniſter mußt' er handeln wie ſein großer Gegner, und eine Aufgabe löſen, welche nicht ſein Wille, ſondern die Zeit und ſein Amt ihm vorlegten. Er unterſchied ſich alſo von Pitt nur in der Form, die auf ihrer verſchiedenen Perſönlichkeit beruhte. Fox zeigte in den Parlamentsverhandlungen eben ſo viel Ruhe als freundliche Haltung. Heftiger Widerſpruch konnte ihn nicht reizen; er behauptete ſelbſt in dem Meinungsſtreite mit ſeinen Gegnern in der Oppoſition jene Anmuth, welche ihn als Weltmann ſo liebenswürdig machte.

Das Wichtigſte, was in der kurzen Zeit des Fox'ſchen Miniſteriums geſchah, war die neue Einrichtung des Kriegsweſens nach Windhams Plan, der nebſt Fox die Aufhebung einiger von Pitt getroffenen Vertheidigungsanſtalten durchſetzte. Und was noch wichtiger iſt, er entſchied endlich, worin ſchon Pitt dem edlen Wilberforce beigeſtanden, die Abſchaffung des Sclavenhandels.

Fox erhob ſich am 10. Juni „für die heilige Sache des Menſchengeſchlechts." „Ich werde trauern", fuhr er fort, „daß ich mein politiſches Leben von faſt 40 Jahren ohne Nutzen zugebracht habe, wenn es mir nicht gelingt, dieſe Sache endlich zum Ziel zu führen." — Am Schluſſe ſeiner kraftvollen Rede drang er darauf: „daß das Haus den afrikaniſchen Sclavenhandel für ein gegen Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und wohlverſtandene Politik ſtreitendes Gewerbe erklären, und ſo früh als möglich ernſthafte Maaßregeln zu ſeiner gänzlichen Abſchaffung nehmen ſollte." — Nach langem Wortkampfe gelang es endlich den vereinigten Bemühungen von Fox, Wilberforce, Francis und Windham mit 114 Stimmen gegen 15, nicht

nur den Beſchluß des Unterhauſes zu bewirken, daß der Sclavenhandel abgeſchafft werden ſollte, ſondern auch die Vorſtellung an den König zu erhalten: „daß der Monarch jeden ihm gutdünkenden Weg einſchlagen möchte, um Amerika und die Mächte Europens zu bewegen, ſich mit England in dem Entſchluſſe, den Sklavenhandel gänzlich abzuſchaffen, zu vereinigen.“

Während Fox dieß vollbrachte, entzog er ſich, wenn er konnte, den Geſchäfften in der Hauptſtadt, um freier zu athmen auf ſeinem geliebten Landſitze, St. Anne's Hill. Noch war aber eine große Aufgabe nicht gelöſt, welche ſeine ganze Kraft in Anſpruch nahm, das Werk des Friedens mit Frankreich. Er beſaß das Vertrauen des Gegners, die perſönliche Achtung Napoleons; ihm gegenüber ſtand zwar Talleyrand, der den ganzen Vortheil der Lage Frankreichs geltend machte; doch auch dieſen hatte er ſich durch die Mittheilung eines gegen das Leben des franzöſiſchen Kaiſers gemachten Anſchlags verpflichtet. Bei dieſem Anlaß, den 20. Febr., war er mit edler Offenheit der franzöſiſchen Regierung in ihren Wünſchen entgegen gekommen. So durfte England hoffen, daß Fox eher als jeder andere den alten Haß, der beide Nationen ſo lange getrennt, vermitteln würde. Allein Fox ſelbſt ſah für ſein Vaterland keinen glücklichen Ausgang aus dem Irrſale dieſer Verhandlungen. England konnte auf keinen Bundesgenoſſen mehr rechnen; es ſchien den Staatszweck des feſten Landes aufgeben, und blos den ſeinigen berückſichtigen zu müſſen. Und doch ſollte Fox der europäiſchen Würde Englands nichts vergeben!

Er ging mit edler Freimüthigkeit an das ſchwere Werk. Einer ſeiner erſten Staatsbriefe an Talleyrand ſchloß mit den Worten: „Laſſen Sie uns dahin trachten, zu thun was wir können, für die Ehre und das Wohl unſerer Mitbürger, und für das Glück des menſchlichen Geſchlechts“! Ihm allein ziemte es, im Namen ſeiner Nation die offene Sprache des Wohlwollens zu reden; denn ſeine Weltkunde mußte ihm wohl ſagen, daß ſolche Geſinnung in Frankreich unverſtändlich war und keinen Eingang finden konnte.

Unterdeſſen hatte ſich die Lage des Feſtlandes zum Nachtheil Großbritanniens geändert. Es war Napoleon gelungen, Preußen mit England zu entzweien, indem er jenem Hannover, ſeine Siegesbeute, aufgedrungen, als Entſchädigung und Gewinn für den Verluſt von Anſpach, Cleve und Neufchatel. Preußen wollte Anfangs Hannover nur bis zur Entſcheidung darüber im allgemeinen Frieden beſetzt halten; allein Napoleon nöthigte es, das Kurfürſtenthum des Hauſes Braunſchweig, den 1. April 1806, völlig in Beſitz zu nehmen, und dem engliſchen Handel die Elbe und Weſer zu ſperren. Nun mußte Fox, der die einſtweilige Beſitznahme zugeſtanden, mit Preußen brechen. Nachdem Georg III. als Kurfürſt von Hannover, eine mit leidenſchaftlicher Heftigkeit abgefaßte Erklärung den 20. April gegen das Berliner Cabinet erlaſſen, fing England die Feindſeligkeiten an. Fox rechtfertigte dieß im Parlamente in einer ſtarken Rede, die zwar den König von Preußen ſchonte, aber alle Schuld auf die Unterhandlungen des Grafen von Haugwitz ſchob. „Tauſcht", rief er zürnend aus, „tauſcht ein Feld gegen das andere, Vieh gegen Vieh um; allein vertauſcht nie eure Völker: denn den Grundſtein des Staatsvereins, die gegenſeitige Zuneigung der Unterthanen, vernichtet ihr dadurch gänzlich."

Die öffentliche Meinung billigte den Krieg, der am 11. Juni in London erklärt wurde, nachdem er ſchon früher wirklich begonnen hatte. Unterdeſſen waren von Talleyrand die erſten Vorſchläge wegen der Grundlage des Friedens gemacht worden, worauf Fox am 19. Juni ſeinen Gegenentwurf nach Paris ſandte. In Berlin aber wurde, wahrſcheinlich mit Abſicht, die Nachricht verbreitet — welche ſpäterhin die engliſche Regierung ſelbſt öffentlich beſtätigte — daß Frankreich in den Friedensunterhandlungen mit England die Rückgabe der hannöverſchen Lande an den König Georg III. als Grundlage angeboten habe. *) Nun entſchloß ſich Preußen, das nie den

*) In der Erklärung des engliſchen Hofs über die Abbrechung der Friedens = Unterhandlungen betheuerte man: „die von Frankreich ſelbſt angebotene Grundlage des Friedens ſey die Rückgabe des Hannöverſchen geweſen. Der Feind ſey jedoch gänzlich davon abgewichen, nachdem er mit Rußland einen vortheilhaften Separattractat abzuſchließen gehofft habe."

Krieg mit England und deſſen Bundesgenoſſen gewollt, zur ſchnellſten Ausſöhnung mit Großbritannien. Dieß kündigten die öffentlichen Blätter in London ſchon im Anfang des Monats September an, wo Fox bereits nicht mehr an den Staatsgeſchäfften Theil nahm.

Das Letzte, was er in Bezug auf das Friedensgeſchäfft that, war, daß er ſeinen Freund, Lord Lauderdale, zu den Unterhandlungen in Paris ernennen ließ. Seitdem lenkte Lord Grenville das Friedensgeſchäfft, ein Mann, der nicht geeignet ſchien, der franzöſiſchen Regierung Vertrauen einzuflößen. Doch würde, unter ſolchen Umſtänden, auch Fox ſelbſt ſchwerlich das große Werk, der allgemeinen Erwartung gemäß, glücklich vollendet haben. Denn die Grundbedingung deſſelben: die Erhaltung Deutſchlands in ſeiner alten Form, hatte der Feind während der Unterhandlungen durch den Umſturz der deutſchen Verfaſſung vernichtet.

Sein Tod entriß ihn der Gefahr, in der wichtigſten Unterhandlung, die ſein öffentliches Leben auszeichnete, ſeinen Ruf als Staatsmann zu verlieren. Schon im Junius fühlte er ſich krank. Seine Gemahlin lud Hrn. Trotter ein, ihm vorzuleſen, und Fox wählte in der Aeneide ſein Lieblingsbuch, das vierte. Dido's Charakter und Schwermuth zogen ihn unbeſchreiblich an; er wiederholte oft mit lebhaftem Gefühl die Klagen ihrer unglücklichen Liebe, und verglich damit die gelungene Nachbildung von Metaſtaſio.

Seine Krankheit entwickelte ſich ſchnell als Waſſerſucht; zugleich litt er an der Leber, was man erſt nach ſeinem Tode fand. Das tiefgewurzelte Uebel war unſtreitig eine Folge ſeiner frühern unregelmäßigen Lebensweiſe und ſeiner letzten überſpannten Anſtrengungen. Auch in den anhaltendſten Schmerzen verließ ihn nicht ſein Gleichmuth. Ruhig heiter unterhielt er ſich mit den fremden Geſandten und den Miniſtern, die ihn in ſeinem Gartenhauſe zu Stable Yard beſuchten, und behandelte mit gewohnter Leichtigkeit jedes Geſchäfft, während er ſich auf einem Rollſtuhle in dem Garten herumfahren ließ. Mittags und Abends waren gewöhnlich General Fitzpatrick, Lord Robert Spencer und Lord Fitzwilliam bei ihm. Letz-

ſterer war ihm eben ſo ähnlich, als herzlich ergeben. Auch der Prinz von Wales ſah ihn oft mit der Theilnahme eines Freundes. Hr. Sheridan, mit welchem Fox längſt nicht mehr in enger Verbindung ſtand, beſuchte ihn nur einmal. Der Kranke empfing ihn kalt und ſprach wenig; mit freundlicher Herzlichkeit nahm er dagegen Hrn. Grattan auf, ein irländiſches Parlamentsglied, welcher zuletzt aus Unmuth von Fox ſich entfernt hatte, weil dieſer ſo wenig für Irland thun konnte. Stets um ihn waren ſein Neffe, Lord Holland, und Mrs. Fox, ſeine Schweſter. Alle Glieder der Familie vereinigte um den geliebten Kranken die innigſte Zärtlichkeit.

Nachdem er ſich hatte punctiren laſſen, ſehnte er ſich nach größerer Ruhe in St. Anne's Hill. Deshalb lud ihn der Herzog von Devonſhire ein, auf dem Wege dahin ſo lange auf ſeinem Landſitze Chiswickhouſe zu bleiben, bis er Kraft genug habe, die weitere Reiſe zu unternehmen. Dieſer Wechſel und die claſſiſche Schönheit der herzoglichen Villa, die ein Meiſterwerk der Kunſt Palladio's iſt, machten auf Fox's Befinden einen wohlthätigen Eindruck. Von peinlichen Geſchäfften frei, dem Lärm der Hauptſtadt entrückt, genoß er, wie Cicero zu Tusculum, den Anblick der Natur, umgeben von den ausgewählteſten Werken der Kunſt. Virgil, Dryden, Swift, Johnſon wurden laut geleſen, und von ihm mit Vorliebe beurtheilt; er that dieß, oft heiter darüber ſcherzend, noch in den letzten Tagen ſeines Lebens. Auch ſprach er viel über die ſchönen Gemälde, welche Beliſars Geſchichte darſtellten, über Botanik und Naturgeſchichte; und wehmüthig gedachte man in dieſem Kreiſe von Freunden der verſtorbenen Herzogin von Devonſhire. Von politiſchen Zeitblättern mochte Fox nichts mehr hören. Die letzte Neuigkeit, an welcher er Theil nahm, war die Nachricht, daß Alexander den vom Hrn. von Oubril in Paris unterhandelten Frieden nicht genehmigt habe. Doch äußerte er ſich ſelbſt nicht über Politik, noch über die Maaßregeln der Miniſter; eben ſo wenig gedacht' er ſeines eigenen parlamentariſchen Lebens. Es ſchien, als ob die öffentlichen Händel der Welt nicht angehörten, in welcher er ſich einheimiſch und glücklich fühlte. Dagegen rührten und erfreuten ihn Briefe aus allen Theilen des Königreichs, von Bekannten und Unbekannten, aus hohen und niedern

Ständen, welche mit theilnehmender Unruhe ihm Mittel gegen ſeine Krankheit empfahlen.

Schon traf man Anſtalten zur Reiſe nach St. Anne; da kehrte die Krankheit mit verdoppelter Gewalt zurück, und ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab. In dieſem Zuſtande ließ er ſich das vierte Buch der Aeneide wiederholt vorleſen. Dido's großer Schmerz ſchien den ſeinigen zu beſänftigen. Seine Freunde, und vor Allen ſeine Gattin, verließen den geliebten Kranken jetzt keinen Augenblick, und die Familie des Herzogs bot Alles auf, was Liebe und Gaſtfreundſchaft gewähren konnten, um den großen Mann zu erquicken. Abwechſelnd wachten an ſeinem Bette ſeine Gattin, Trotter und ein vertrauter Diener. Kein Miethling reichte ihm eine bezahlte Hand.

Er wurde ein zweites Mal punctirt. Mit heiterm Tone ſprach er dabei mit den Aerzten über die Möglichkeit, die Diagnoſtik der Krankheit, an welcher er litt, durch Beobachtungen, die während derſelben niedergeſchrieben und mit den Erſcheinungen im Körper nach dem Tode verglichen würden, zu vervollkommnen. Sein Uebel konnte aber kaum auf wenig Tage erleichtert werden. Lord Holland, Mrs. For und General Fitzpatrick verließen jetzt nicht mehr Chiswickhouſe. Der Kranke empfand mit tiefer Rührung die Freundſchaft Aller, die um ihn waren. Gefaßt und heiter äußerte er nie eine Klage; doch glaubte er nicht, daß die Gefahr ſo groß ſey. Mit Wohlgefallen blickt' er, wenn die Sonne aufging, durch das Fenſter nach einem jungen Baume, und freute ſich der reifenden Früchte deſſelben. Dieſes Lächeln war ſein Abſchied von der Natur.

Die Aerzte beſchloſſen, ihm ein ſtarkes Heilmittel (die Digitalis) zu geben. Von dem Augenblick an, wo er es genommen, ward es mit ihm ſchlimmer. Seine Natur war erſchöpft. Man führte jetzt einen jungen Geiſtlichen zu ihm, der ihm Gebete vorlas. For war ruhig, ſprach aber nicht. Spät in der Nacht ließ er Lord Holland rufen, und fragte, ob noch einige Hoffnung ſey? Mit der ruhigſten Faſſung hörte er, daß keine mehr ſey. Kaum konnte er noch athmen. Er fühlte ſein Ende. Da heftete er den Blick voll zärtlicher Liebe auf ſeine Gattin, und

gleichſam Abſchied von ihr nehmend, ſprach er leiſe: ich ſterbe glücklich.

Man verſtand ihn nicht mehr. Sein letzter Athem war entflohn.

For ſtarb an einem ſchönen Herbſtabend, den 13ten September 1806, gegen ſechs Uhr Nachmittags, in ſeinem 59ſten Jahre. *)

Nach ſeiner Freunde Wunſch ward er in Weſtminſter den 10ten Octbr. feierlich beerdigt. Aus Schottland und Irland eilten ſeine Verehrer zu dieſem Tage herbei; es war gerade der Jahrestag, an welchem er vor 26 Jahren zum erſten Male zum Stellvertreter von Weſtminſter gewählt wurde. Unter dem Gefolge befanden ſich 120 Mitglieder des Unterhauſes.

Die Liebe ſeiner Freunde bewahrte jedes Andenken an den großen Mann. Der Bildhauer Nollekens nahm im Tode einen Abdruck von ſeinem Geſichte, und dieſe Büſte ward 22 mal vervielfältigt. Sein Geſicht und ſeine Geſtalt hatten beide etwas Ungewöhnliches. For glich in ſeinem Aeußeren etwas dem Weiſen von Ithaka. **) Er war kurz, von ſtarkem Gliederbau, in ſeiner Jugend ſehr gelenk, im männlichen Alter dick und unbehülflich. Eine hohe Bruſt, breite Schultern, ein dunkles, dichtes Haar, ſchwarze und buſchige Augenbraunen, bei einer etwas gelblichen Geſichtsfarbe, gaben ihm, wenn er mit Heftigkeit ſeine ſtarke, polternde Stimme erhob, ſein blitzendes Auge den Gegner traf, und ſein Arm und jeder Muskel die Kraft ſeiner Rede ausdrückte, dem wohlredenden,

---

*) Trotter, der bei ſeinem Tode zugegen war, und aus deſſen umſtändlicher Erzählung dieſes ausgehoben iſt, beſtätigt nicht, was andre Blätter erzählten: For's letztes Wort ſey geweſen: ich bedaure England.

**) Sir Joſua Reynolds letzte Arbeit war ſein Porträt. Jones's Bruſtbild in Schwarzkunſt, und Smiths und Opie's Kupferſtiche in ganzer Größe von ihm, ſind vorzüglich gerathen. Schon früher hatte Nollekens ſeine Büſte einige dreißig Mal in Marmor verfertigt. Dieſe Büſte koſtete 60 Guineen. Eine andere in terra cotta iſt von Merchant verfertigt worden.

ſchwächlichen und magern Pitt gegenüber, ein drohendes Anſehn.

Als Redner fehlte ihm das Angenehme und Schöne der Kunſt, was aus der Einbildungskraft und der rhythmiſchen Vollkommenheit der Sprache hervorgeht. Auch machte er auf das, was man redneriſche Declamation nennt, gar keinen Anſpruch. Seine Reden waren die Frucht des Verſtandes, und quollen aus vollem Herzen. Eine Kette dicht an einander gereihter Schlüſſe, ohne die Blumen der Kunſt, voll des Feuers der innigſten Ueberzeugung, riß den Zuhörer hin. Mit dem eindringenden Tone der Herzlichkeit, welche zur höchſten Empfindung ſtieg, wenn das Vaterland und die Sache der Menſchheit ſeine Rede begeiſterte, verband er jene verborgene Gewalt des Ausdrucks, welche der Redner, durch ſein Vertrauen zu der geſunden Vernunft ſeiner Zuhörer, über dieſe ausübt.

Ein Augenzeuge*), der als ein guter Beobachter geſchätzt wird, ſagt über For den Redner Folgendes: „Die wenigen Worte, welche ich von ihm ſagen hörte, polterte er mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit heraus, wie ich nichts Aehnliches an einem öffentlichen Redner zuvor bemerkt habe. So oft ich ihn ſprechen hörte, hat mich ſtets die außerordentliche choleriſche Leidenſchaftlichkeit in Erſtaunen geſetzt, mit der er als Redner ſelbſt die unbedeutendſten Dinge ſagte. Seine Stimme iſt nicht angenehm; ſie hat etwas Kreiſchendes. Dieß, verbunden mit der ausnehmenden Schnelligkeit und Beweglichkeit ſeines Gei-

---

*) Prof. Göde in ſeinem trefflichen Werke: England, Wales Irland und Schottland. 2te A. Dresd. 1806. 2r Th. S. 107., aus welchem jeder, der die brittiſche Staatsverfaſſung nicht kennt, das 8te und 9te Kapitel leſen muß, wenn er die öffentliche Lage der beiden großen Männer Pitt und For beurtheilen will. Insbeſondere hat Göde das Unterſcheidende zwiſchen den alten und neuen Whigs gründlich dargeſtellt. „Unambitious", heißt es in den public Characters (1799. S. 97) von For: „of melodious words and studied phrases, that dwell on the ear; the ardour and precision of his reasoning assail the judgment, while the irresistible thunders of his eloquence at once influence and captivate the senses."

ſtes, die den vollen Strom der Rede gewaltſam fortreißt, benimmt ſeinem Ausdrucke jenen edlen Anſtrich, der bei'm Redner daſſelbe, was die Schönheit des Colorits beim Maler iſt."

Man hat For den brittiſchen Demoſthenes genannt, und der Partheigeiſt fand ſogar in Pitt den Philipp, welchen For eben ſo fruchtlos bekämpft habe, wie der Redner von Athen den Macedonier; allein die Lage beider war eben ſo verſchieden, als ihr Schickſal. Pitt war in ſo fern mehr dem Demoſthenes ähnlich, For mehr dem Phocion. Was aber die einfache Größe und die erſchütternde Kraft der Rede betrifft, ſo darf man wohl den brittiſchen „Freund des Volks und des Friedens", wie For in der öffentlichen Meinung hieß, dem Demoſthenes an die Seite ſetzen. For bereitete ſich niemals auf die öffentlichen Verhandlungen vor. Wenn über die wichtigſten Gegenſtände geſtritten wurde, blieb ſeine Lebensordnung ganz dieſelbe; derſelbe Ton im Umgang, dieſelben Spaziergänge, dieſelbe Aufſicht auf ſein kleines Landgut. Er beſchäfftigte ſich, wie gewöhnlich, mit der Dichtkunſt, Geſchichte, Botanik oder Naturwiſſenſchaft, und entzog ſeiner Familie, oder ſeiner gewöhnlichen Geſellſchaft auch nicht einen Augenblick, um ſich auf einen großen Gegenſtand vorzubereiten, ſondern ſchritt unmittelbar von jenen Studien auf den Kampfplatz der Staatsberedtſamkeit. Nie verließ ihn dann die außerordentliche Fülle ſeines Geiſtes. Sie eröffnete neue Anſichten, wo ſchon Alles beleuchtet ſchien; er zeigte ſich jederzeit unvorbereitet am glänzendſten, und vereinigte mit gründlicher, eindringender Tiefe die Leichtigkeit der hohen Genialität. Wenn Andere vor ihm den Gegenſtand erſchöpft zu haben ſchienen, ſprach er oft Stundenlang, faßte die vorgetragenen Meinungen aus einigen großen Geſichtspuncten zuſammen, und verwebte in ſeine Entwickelung der Streitfrage die Hauptzüge eines Gemäldes von der Lage Englands oder Europa's, wie es nur die Meiſterhand eines großen Staatsmanns zeichnen konnte. Nur wenige ſeiner Reden ſind, wahrſcheinlich ohne ſeine Durchſicht, während ſeines Lebens im Druck erſchienen. Man bemerkt unter denſelben die Rede an die Wahlherren von Weſtminſter am 11. Juli 1782; die Rede im Parlament wegen der oſtindiſchen Bill vom Jahr 1783; eine Rede über Irland

vom Jahr 1784; die Antwort an Pitt; zwei Reden für den Widerruf der Teſt- und Corporations-Acten am 2ten März 1790; die Rede über Whitbreads Motion wegen der ruſſiſchen Bewaffnung, am 1ten März 1792; die beiden merkwürdigen Reden im Whig-Club am 4ten Decbr. und bei Eröffnung des Parlaments am 13ten Decbr. 1792. Vorzüglich aber verdient die treffliche Charakterſchilderung des verſtorbenen Herzogs von Bedford, vom 16ten März 1802 darum hier erwähnt zu werden, weil ſie*) nach Fox's eigner Handſchrift abgedruckt iſt. Fox ſagte damals dem Herausgeber, daß er noch nie zuvor einen Verſuch gemacht habe, eine von ihm gehaltene Rede nachher niederzuſchreiben. Der Brief an die Wahlherren von Weſtmünſter und dieſe Rede ſind alſo die beiden einzigen, von ihm ſelbſt der Welt mitgetheilten Beweiſe ſeiner öffentlichen Beredtſamkeit. Nach ſeinem Tode erſchien eine vollſtändige, aus Zeitſchriften entlehnte Sammlung ſeiner Reden in ſechs Bänden. The speeches of the R. H. Ch. J. Fox in the house of Commons.

Als Staatsmann beſaß er nicht die gründlichen Einſichten Pitts. Mit der Laſt der Geſchäfftsführung von Jugend auf weniger vertraut, mußt' er gegen den großen Miniſter zurückſtehn. Er unterwarf daher mehr die Grundſätze ſeiner Prüfung, als deren Anwendung. Irrte er ſich in dem, was Zeit, Ort und Umſtände betraf, ſo war doch jener Edelmuth und jene Erhabenheit der Geſinnung, die den wahrhaft großen Charakter bezeichnen, bei ihm nie zu verkennen. Er war nicht der Freund des Cäſar oder Pompejus, ſondern der Freund des Volks. Sidney, Locke, Chatam waren ſeine Muſter. Er ſtritt für die Rechte des blutenden und unterdrückten Amerika, für das leidende und in ſich zerriſſene Irland, für Glaubens- und bürgerliche Freiheit, für die Rettung der gefeſſelten und verzweifelnden Neger, für die Sache der Menſchheit und die Ehre der Britten am Ganges; er bekämpfte die Willkühr und den geheimen Einfluß der Gewalt, ohne ſelbſt zu zeigen den Stolz, noch die Streitſucht eines trotzigen

*) Im Monthly Magazine April 1802. Dieſe Rede hielt Fox in großer Bewegung. Während das Volk in dem Herzoge von Bedford einen patriotiſchen Bürger verlor, ward Fox einer ſeiner erſten Freunde entriſſen.

Volkstribuns. Er war kein Wilkes, kein Horne Tooke, kein Burdett; er widerſprach der öffentlichen Meinung eben ſo kühn, wie der Anſicht des Hofes. Wäre er von einem minder nachſichtigen Vater ſtrenger erzogen, an Arbeit und Selbſtbeherrſchung früher gewöhnt, ſpäter in das öffentliche Leben eingeführt worden; hätte er endlich das Vertrauen des Königs beſeſſen und in friedlicher Zeit gelebt; ſo würde er in das Ganze tiefer eingewirkt, die einſeitige Handelspolitik des Cabinets von St. James durch den freien Sinn des Weltbürgers veredelt und der brittiſchen Regierung die Liebe des feſten Landes zugewandt haben, wie er ſelbſt das Vertrauen und die Liebe ſeiner Mitbürger beſaß. Und dennoch hat er als Staatsmann nicht vergebens gelebt. In den Zeiten großer Gefahr kann nur ein kraftvoller Arm das Ganze halten und retten. Dieſer Arm war Pitt. Daß aber die Freiheit der öffentlichen Meinung nicht unterging in dieſem Schickſalskampfe der beſonnenen Stärke mit dem wilden Feuer verwegener Freiheitsſchwärmer: das bewirkte Fox. Er ſtand mitten inne zwiſchen beiden gegen einander ſtürmenden Kräften, von keiner erſchüttert, von keiner fortgeriſſen. Und ſo muß Johnſons Ausdruck verſtanden werden, wenn er ſagte: „Fox trennte den König von dem Volke."

Seit Cromwell hat kein Privatmann in England eine ſo ausgezeichnete Stellung behauptet, als Fox. Aber jener ſpielte eine Rolle, und gebot über alle Staatsmittel mit der Gewalt eines Dictators; dieſer erhob ſich allein durch Geſinnung und Talente, durch den Zweck, für den er geboren, der aber nicht für ihn vorhanden war. Der Name Fox glänzt in der Reihe der Hampden, der Ruſſel, der Sidney's, und die Geſchichte wird, über die Schwächen ſeiner Jugend hinwegblickend, gegen den großen Charakter ſeines männlichen Alters gerecht ſeyn.]

Als Miniſter und Diplomatiker verläugnete er nie den Menſchen. Freimüthigkeit und Offenherzigkeit zeichneten ihn ſchon im Privatleben, noch mehr unter den Staatsmännern aus. Die fremden Geſandten verhandelten am liebſten mit ihm. Seine Staatsbriefe, die alle ähnlichen in England weit übertreffen, und nicht weniger muſterhaft als ſeine Reden ſind, ſetzte er im Kopfe in wenig Augenblicken einer ſtillen, flüchtigen Ueberlegung

zuſammen, und ſchrieb oder dictirte ſie hierauf mit großer Leichtigkeit. Im Beſitz eines großen Einfluſſes, zeigte er weder Gunſt noch Haß. Mit einem geraden Rechtsſinne und einem großmüthigen Wohlwollen beförderte er uneigennützig Alle, die es werth waren. Er ſuchte keine Stellen für ſeine Verwandten, keine Sinecuren noch andere Vortheile für ſich, oder jene; am wenigſten dacht' er an die Vergrößerung oder Bereicherung ſeiner Familie. Er that nichts für ſeinen Neffen, den Lord Holland, ſo ausgezeichnet dieſer auch in mehr als einer Hinſicht war. Dadurch erhielt ſich Fox in jedem Verhältniſſe rein von dem Vorwurfe des Eigennutzes und perſönlicher Selbſtſucht. Daß er, wie Trotter behauptet, bei dieſem großen, einfachen und uneigennützigen Charakter, der, frei von Herrſchſucht, nur nach einer edlen Wirkſamkeit ſtrebte, mehr Gutes geſtiftet haben würde, wenn er weniger den Staatshändeln ſich hingegeben und mit größerer Feſtigkeit dem Andringen ſeiner Freunde widerſtanden hätte, kann nach dem Einfluſſe, den ſein Staatsleben auf die Bildung des Charakters der öffentlichen Meinung in England gehabt hat, nicht angenommen werden.

Indeß war Fox weniger für den Staat, als für die Wiſſenſchaften gebildet. Das Alterthum, Dichtkunſt, Philoſophie und Geſchichte hatten ſeinem Geiſte eine claſſiſche Reife gegeben. Sie begleiteten ihn überall im Leben, und er blieb ſtets mit ihnen vertraut. Einſt ſah er einen ſeiner Hausfreunde in St. Anne's Hill die Alceſtis des Euripides leſen. „Wie gefällt ſie Ihnen?" fragte der Miniſter. — Ich fange erſt an. — „Fahren Sie nur fort, Sie werden auf etwas Treffliches ſtoßen. Sagen Sie mir, wenn Sie dahin gekommen ſind." — Als nun jener auf die Stelle kam, wo Alceſtis für ihre Kinder fleht, und er das Buch hinlegte, ſah ihn Fox innig zufrieden an. Alceſtis war ſein Lieblingsſtück, und Euripides ſein dramatiſcher Lieblingsdichter. So kannt' er die vorzüglichſten Stellen in den alten und neuen Dichtern; er verglich ihre Eigenthümlichkeit, z. B. Spencers Fairy Queen mit Taſſo, und wußte Ort, Gleichniß, Bild, ja die Zeilen genau anzugeben; ſo tief hatten ſich ihre Schönheiten ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt. Unter den ältern engliſchen Dichtern liebte er vorzüglich Chaucer. In ſeinen ſpätern, von Trotter mitgetheilten Briefen nennt Fox als die Lieb-

lingsdichter ſeines männlichen Alters den Homer und Arioſt. „Die wundervolle Leichtigkeit", ſind ſeine eigenen Worte, „und die kunſtloſe Darſtellung, in der man auch nicht den Schein von Anſtrengung wahrnimmt, geben ihnen eine eigenthümliche Schönheit. Das zehnte Buch der Iliade hat mich immer ganz vorzüglich angezogen. Ich kenne keine Beſchreibung, die alles ſo anſchaulich mache; und dann iſt die brüderliche Liebe des Agamemnon gegen Menelaus, und die Beſcheidenheit in dem Charakter des liebenswürdigen Menelaus wahrhaft rührend." Noch gefielen ihm vorzüglich das 16., 20., 22. und 24. Buch der Iliade, insbeſondere der Tod des Hektor. Ueberhaupt waren ihm die Iliade und Odyſſee die erſten Bücher der alten Literatur. Daher war es ſein ſteter Wunſch, Conſtantinopel, die Küſten Joniens und die Heimath des Mäoniden zu ſehn. Aehnlich treffende Urtheile enthalten andre Briefe von Fox über die Odyſſee, über Heſiod, Pindar, Aeſchylos, Theokrit, Virgil und Arioſt. Taſſo iſt ihm ein dürftiger Nachahmer Virgils; doch findet er auch viele Schönheiten in ihm. Dem Sophokles geſteht er den erſten Rang zu, ob er gleich den Euripides mehr liebt, weil er ihm natürlicher und leichter dünkt. Aeſchylos furchtbare Größe iſt aber nicht nach ſeinem Sinn. Die Elegie auf Adonis von Bion hält er für vollendet. Im Heſiod findet er die Darſtellung der Pandora, des goldnen Zeitalters und einiges Andre trefflich, vieles aber langweilig. Pindar iſt ihm oft zu dunkel, auch manchmal wortreich, ſtellenweiſe aber findet er ihn göttlich; die zweite Olympika iſt ſeine Lieblingsode; doch geſteht er, ihn nur zur Hälfte geleſen zu haben. Den Apollonius Rhodius hält er für ſehr leſenswerth, und den Anfang von Medea's Liebe für unübertroffen; doch bemerkt er an ihm eine ſichtbare Anſtrengung, die ihn bisweilen langweilig mache. Er ſtellt ihn mit Taſſo in eine Linie. Den Ariſtophanes hat er nicht geleſen. Von Dante, den er als ſeinen Nachahmer vorzüglich ſchätzt, hat er nur Einzelnes lieb gewonnen. Er findet in ihm vieles dunkel, im Ganzen zu wenig Verbindung, und zu vielerlei Anſpielung auf Zeit, Ort und Menſchen.

In dem erſt vor drei Jahren im Druck erſchienenen *Briefwechſel* des berühmten Kenners der alten Literatur, Gilbert *Wakefield*, mit Fox, welcher in dem Zeitraume

von 1796 bis 1801 Statt fand, hat Fox über die alten Claſſiker mit großer Sachkenntniß geurtheilt.*) Dieſe ohne alle Kunſt niedergeſchriebenen kritiſchen Mittheilungen ſind das ſchönſte Denkmal der claſſiſchen Bildung des geiſtreichen Fox. Er konnte ſich nicht überzeugen, daß die Iliade und Odyſſee mehreren blinden Sängern der alten Griechen angehören ſollten. In Miltons verlornem Paradieſe ſey ja auch die Ungleichheit des dichteriſchen Werths ſehr auffallend. Zugleich ſuchte er Schritt vor Schritt, Stelle vor Stelle, Wakefields Gründe zu entkräften; doch fehlte ihm hierzu die Bekanntſchaft mit ältern Hülfsmitteln der Kritik; oft führte er einzelne Stellen bloß aus dem Gedächtniſſe an. Was würde Fox, der im Februar d. J. 1798 Wakefield zu widerlegen ſuchte, zu den Gründen geſagt haben, welche der berühmte deutſche Philolog Wolf für dieſelbe Meinung ſo überzeugend aufgeſtellt hat? Bryants Zweifelſucht in Anſehung des trojaniſchen Kriegs fand er gar nicht beachtungswerth. Die Meinung Wakefields, welcher den Ovid für den erſten Dichter des Alterthums hielt, beſtritt er lebhaft.. „Der großartige Styl der Iliade, die Natur und Einfalt der Odyſſee, die dichteriſche Sprache in den Georgicis, welche die aller Dichter in der Welt weit übertreffe, und die Kraft der Leidenſchaft in der Aeneide, welche vielleicht nur Shakespeare ſo darſtelle, gäben Homer und Virgil den erſten Rang vor allen, aber ihnen zunächſt ſetze er den Ovid.“ — „Ich habe“, ſchreibt er an Wakefield, „die Stelle in den Metamorphoſen über den Pythagoras wohl zum hundertſten Male geleſen, und glaube, Sie können dieſelbe nicht genug loben. Stets hielt ich ſie für die trefflichſte in dem ganzen Gedicht; vielleicht kommt ihr die vom Tode des Hercules am nächſten!“ Auch erklärt er ſich gegen Quintilians Vergleichung des Demoſthenes und Cicero. „Er hätte“, fügt

*) S. Correspondence of the late Gilbert Wakefield with the late R. H. Ch. J. Fox, chiefly on subjects of classical Literature, London 1813. 252 S. 8. Wakefield hatte dieſen Briefwechſel durch die Dedication ſeines Lucretius an Fox veranlaßt. Unter mehrern wichtigen kritiſchen, auch die Metrik der Alten betreffenden Bemerkungen findet man in dieſen Briefen S. 27. eine Skizze von Wakefields Theorie über Homer. Wakefield ſchrieb die meiſten Briefe aus dem Gefängniſſe.

er hinzu, „richtiger von ihnen ſagen ſollen: magis pares quam ſimiles; weniger ähnlich, als gleich groß." Das Urtheil Quintilians über den Apollonius Rhodius (aequalis mediocritas) findet er ungerecht. Doch geſteht er, daß er nicht alles geleſen habe. „Mein Gebrauch", ſind ſeine eigenen Worte, „war ſtets: multum potius quam multos legere." Für die italieniſche Poeſie hatte er eine gewiſſe Vorliebe; daher las er die Feen-Königin von Spencer lieber, als Miltons verlornes Paradies. In der Aeneide las er das 4te und das 8te Buch vorzüglich gern; übrigens glaubte er, daß Ovid mehr vom Apollonius benutzt habe, als Virgil. So und durch mehrere Urtheile bewährt Fox in dieſen Briefen, was er ſelbſt von ſich ſcherzend ſagt: „Sie wiſſen, wir Etonianer trauen uns ſelbſt (ich weiß freilich nicht, ob auch Andre uns dieß einräumen, oder nicht) einiges Gewicht zu, um in Dingen dieſer Art ein Wort mit zu ſprechen." —

Auch liebte Fox Romane, Novellen, die Mährchen des Orients, und, wie ſchon Gibbon andeutet, die Tauſend und Eine *Nacht*. Das franzöſiſche Schauſpiel gefiel ihm, beſonders las er gern Racine. So viel Geiſt und Sinn er übrigens für die bildende Kunſt beſaß, ſo machte ihm die *Muſik*, mit Ausnahme der Harfe und des Piano-Forte in dem Abendzirkel ſeiner Familie, kein großes Vergnügen, weil ihm die Zartheit des Ohres fehlte. Seine Studien, zu denen ihn ſein Durſt nach Erkenntniß fortwährend hinzog, unterſtützte ein außerordentlich kräftiges Gedächtniß, ſo daß er oft ſtatt zu Büchern, nur zu dem reichen Quell der Erinnerung in ſeinem Innern ſich wenden durfte.

Sein Charakter als *Schriftſteller* beruht auf dem ſeines öffentlichen Lebens. *Was* er in der Geſchichte ſuchte, und *wie* er es ſuchte, iſt ſchon klar aus der Gemüthsſtimmung, in welcher er, von der Außenwelt unbefriedigt und getäuſcht, zu den Studien ſich flüchtete. Er hielt Hume für partheiiſch, und war es ſelbſt. Dieß hatte Einfluß auf ſeine Unterſuchung und Darſtellung. Es iſt wahr, Fox widmete der Erforſchung weniger Begebenheiten ganz ungemeinen Fleiß; er wollte keine Thatſache aufnehmen, von deren Wahrheit er ſich nicht ganz überzeugt hatte; dadurch gelang es ihm, manche einzelne Angabe

Hume's, der eine Reihe von 18 Jahrhunderten beſchreibt, zu berichtigen. Doch oft ging er dabei zu ſehr in's Kleinliche, und ſchien, wie ſein Beurtheiler gezeigt hat, Fehler aufzufinden, wo keine ſind.*)

Das Werk, welches Fox's Andenken als Schriftſteller und Geſchichtſchreiber der Nachwelt überliefert, iſt nicht vollendet. Fox wurde zu oft von ſeiner ländlichen Muße abgezogen, und ſtarb zu früh. Sein Neffe, Lord Holland, gab es aus den Papieren ſeines Oheims heraus, und begleitete es mit einigen Nachrichten von ſeinem Leben. Indeß bleibt es für die Geſchichte allezeit wichtig, da Fox ſeine Darſtellung auf die in Paris von den Berichten des unter Jacob II. in London angeſtellten franzöſiſchen Geſandten Barillon genommenen Abſchriften gegründet hat. Die Britten nennen die hiſtoriſche Schreibart Fox's vernachläſſigt (flattering). Dagegen verſichert Lord Holland, daß ſein Oheim auf die Ausarbeitung einen außerordentlichen Fleiß verwandt habe. „Ich glaube faſt", ſagt Fox ſelbſt, „ich nehme es zu genau, ſowohl mit der Sprache, als mit den Thatſachen, obgleich man es ſchwerlich mit den letztern zu genau nehmen kann." — Da nun ein großer Theil ſeines Manuſcripts von ſeiner eignen Hand geſchrieben iſt, und nur wenig Verbeſſerungen enthält, ſo ſtellt dieſes Bruchſtück Fox auch als Schriftſteller in der Vollkommenheit dar, die er erſtrebte. An den Styl des Red-

*) S. die treffliche Beurtheilung in der Allg. Lit. Zeit. 1811. Nro. 90—92. A History of the early part of the reign of James the second; with an introductory chapter. By the R. H. Charles James Fox. To which is added an appendix (der die Staatsbriefe Barillons und Ludwigs XIV. in franzöſiſcher Sprache, und andere wichtige Actenſtücke enthält, die in der Ueberſetzung nicht fehlen ſollten). London 1808. 293 S. u. 151 S. 4. mit einem Bruſtbilde des Verfaſſers nach einer Büſte im Beſitze des Lords Holland. Eine Prachtausgabe, die drittehalb Guineen koſtet. Die ſehr gelungene Ueberſetzung iſt erſchienen unter dem Titel: Geſch. d. frühern Regierungszeit James II., nebſt einem einleitenden Capitel von Ch. J. Fox, überſ. von D. W. Soltau. Hamb. 1810. 262 S. 8. Trotter widerſpricht in ſeinen Memoirs der Behauptung, daß Fox auf ſeinen hiſtoriſchen Styl eine faſt ängſtliche Sorgfalt gewandt habe, allein ohne Gründe dafür anzugeben.

Redners gewöhnt, vermied er deſto ſorgfältiger denſelben in der Geſchichte. „Der Hiſtoriker muß", wie er ſelbſt es ſich zum Geſetz machte, „durchaus nur ſchlicht und ausdrucksvoll die Dinge, die geſchehen ſind, erzählen, ohne alle Abſchweifungen von anderer Natur. Alles, was er zu ſagen hat, muß in einer fortgehenden Erzählung enthalten ſeyn." Er zog daher abſichtlich die geſprächförmigen Ausdrücke den erhabenen vor. Anmerkungen geſtattete er durchaus nicht. So ſehr er Hume und Blackſtone wegen ihres Styls oft lobte, und von Middleton ſtets mit Bewunderung ſprach, ſo war ihm ihr Anſehn doch nicht zureichend, und er verſicherte, daß er kein Wort in ſein Werk aufnehmen würde, für das er nicht einen Dryden zum Gewährsmanne hätte. Allein ſo ſchlicht und treffend Fox's Ausdruck iſt, ſo geben doch die öftern Nebenbeſtimmungen und Einſchränkungen des Geſagten, welche ſeine große Sorgfalt für die Beſtimmtheit der Begriffe und für die genaueſte hiſtoriſche Wahrheit beweiſen, ſeiner Schreibart eine gewiſſe Schwere, und machen ſie verwickelt, ſo daß ihre Einfachheit als Nachläſſigkeit erſcheint.

Das Werk ſelbſt iſt reich an tief eindringenden Urtheilen. Man hat mit Beifall bemerkt, wie Fox dem falſchen Cromwell den redlichen Waſhington gegenüber ſtellt. Wahr und kräftig ſind die Charakter-Schilderungen Carls II. und Jacobs II.; gelungen iſt die Darſtellung des Unternehmens des Grafen Argyle, allein die Fehler des Herzogs von Montmouth, mit deſſen Hinrichtung (den 15ten Juli 1685) das Werk ſchließt, entſchuldigt Fox nicht ohne Einſeitigkeit. In dem Urtheile über Monk weicht Fox gänzlich von Hume ab. Letzterer vertheidigt den Wiederherſteller des Königthums in Großbritannien gegen den ihm gemachten Vorwurf der Habſucht, und findet überhaupt ſein Betragen tadelfrei; nach Fox war der General Monk ein Menſch, der an Niederträchtigkeit ſeines Gleichen nicht unter den gemeinſten Soldaten fand. Ueber die Hinrichtung von Ruſſel und Sidney äußert ſich Fox mit aller der Wärme, die ihm bei ſeinen Grundſätzen ſo natürlich war, tadelt aber Hume ohne hinreichenden Grund, als ob er das Strafbare in Sidney's Hinrichtung nicht bemerkbar gemacht habe. „Wenn einſt", ſagt er von Ruſſel und Sidney, „ihr Andenken aufhört ein Gegenſtand der Verehrung zu ſeyn, ſo kann man vorausſagen, daß

engliſche Freiheit ſich mit ſchnellen Schritten ihrem gänzlichen Untergange nähere.“ Seinen Unwillen über die ungerechten und willkührlichen Abſichten der beiden letzten Stuarts, welche ſich Ludwig XIV. förmlich verkauft hatten, äußert Fox viel lebhafter als Hume. „Ich kann“, ſagt Fox, „das Mißlingen ungerechter Entwürfe nicht ohne Frohlocken und triumphirende Verachtung, ſo wie den Sieg der Bosheit über Gerechtigkeit und Freiheit nicht ohne tiefen Schmerz erzählen.“ — Aber auch die Fehler und die Verblendung der brittiſchen Nation trifft ſein Zorn. Er betrachtete Alles aus einem über irdiſche Anſichten erhabenen Geſichtspuncte. Unter mehrern Bemerkungen bezeichnet folgende ſeinen freien Blick: „Wie eitel, wie vermeſſen iſt die Meinung, daß Geſetze Alles bewirken können, daß man nur auf Maaßregeln, nicht auf Menſchen aufmerkſam ſeyn müſſe!“

Was Fox als Menſch war, drückt ſein ganzes Leben aus. Wer die Natur liebt, wie er, wen das Wahre, Gute und Schöne begeiſtert, wie ihn, wer ſeine nächſten Umgebungen ſo glücklich macht, wie er: muß ein edler, trefflicher Menſch ſeyn. Er beſaß alle die Eigenſchaften in einem hohen Grade, welche dem Britten mehr, als vielen andern Nationen eigenthümlich ſind: freien Sinn, großmuthiges Wohlwollen, herzliche Offenheit, Treue und Männermuth. In der letzten Hälfte ſeines Lebens zeigte er Selbſtbeherrſchung und Feſtigkeit, die ſeiner Jugend fremd waren. Riſſen ihn auch heftige Leidenſchaften hin, ſo haben ſie doch nie ſeinem Charakter einen kleinen, niedrigen Anſtrich gegeben. Nie hat der Verdacht des Eigennutzes ſeinen Ruhm befleckt, noch hat er je ſeinen politiſchen Gegnern in gleichgültigen Verhältniſſen zu ſchaden geſucht. Redlich gegen ſeine Freunde, vergaß er ſie in keiner Lage; niemand hatte aber auch ſo viel Freunde, als er. Ihr Enthuſiasmus nannte ihn den ausgezeichnetſten Mann ſeines Zeitalters! Die Freunde der Freiheit zu Edinburg und mehrere Vereine feierten jährlich ſeinen Geburtstag. Der große Johnſon geſtand, trotz ſeines Jahrgeldes von dem Könige und der Verſchiedenheit ſeiner Grundſätze, ſeine Liebe für Fox ein und bewunderte ſein Genie. Der berühmte Wakefield widmete ihm ſeine ſchöne Ausgabe des Lucretius. Auch Dr. Parr, ein vorzüglicher Schriftſteller, huldigte ſeinem Verdienſte; die Herzogin

von Devonſhire, an Schönheit, Anmuth und Geiſt die erſte Brittin ihrer Zeit, nannte ſich öffentlich die Verehrerin des großen Fox, und ſchmückte ſein Bruſtbild mit einigen Verſen*); der Herzog von Bedford beſtimmte ſeine Büſte für einen Tempel der Freundſchaft, der zu Woburn errichtet werden ſollte.

Was ihn aber unter den Britten auszeichnete, war jene innere Liebenswürdigkeit ſeines Herzens, welche über ſein Aeußeres eine Anmuth verbreitete, die jeden bezauberte, der in ſeiner Nähe lebte. Stets aufmerkſam auf Andere, ohne ſelbſt etwas für ſich zu fordern, oder über Unangenehmes zu klagen, erlangte er, daß man ihm mit der zärtlichſten Sorgfalt entgegen kam. So dacht' er auf ſeiner Reiſe nie an ſich und ſeine Bequemlichkeit, ſondern nur auf ſeine Gefährten, und auf die Wünſche ſeiner Gemahlin. Nichts konnte ihn mürriſch machen. Nie äußerte er ſich im Privatleben mit Bitterkeit über Pitt; kaum nannt' er ihn. Seine Heiterkeit erfreute Alle um ihn her. Zu dieſem ſchönen, ſittlichen Gleichmuth trug vorzüglich ſein häusliches Glück, eine treffliche Gattin bei. Dabei fehlte ihm nichts, was Wohlſtand und Zufriedenheit gewährt. Am liebenswürdigſten vereinigte er Größe mit kindlicher Einfalt, wenn er auf ſeinem Landſitze, mitten unter den Seinigen, und von Freunden, wie General Fitzpatrick und Lord Albemarle, umgeben, der Dichtkunſt und Geſchichte, der Natur und der Freundſchaft lebte. Philoſophiſche Ruhe und freundliche Behaglichkeit machten ihm das kleine Landgut und Holland-Houſe über alles werth. Jedes Plätzchen war ihm theuer, und mit Wohlgefallen zeigte er ſeinen Freunden, was ihn freute, oder was ſeine Mutter angelegt hatte. Auch urtheilte er mit großer Feinheit über Landſchaftsmalerei in der Gartenkunſt. Seine Lieblingsblume war die Roſe, und er zog bei ſeinem Hauſe mehr als dreißig Arten derſelben. Dabei hatte er keinen Wunſch nach größerem Beſitzthum. Was er noch begehrte, war ein kleines Gehölz mit einer Bauerhütte, nicht

---

*) Der Anfang heißt ſo:
Here, midst the friends he lov'd, the man behold,
In Truth unshaken and in virtue bold:
Whose patriot zeal and uncorrupted mind
Dar'd to assert the freedom of mankind, etc.

weit von St. Anne's Hill. Er wünſchte es der Jagd wegen, die er ſehr liebte, und gegen Wakefield, der ihn deshalb tadelte, mit großer Gutmüthigkeit vertheidigte; als jener aber Gründe gegen Gründe ihm entgegen ſtellte, wenigſtens entſchuldigte. Gewöhnlich bracht' er die Jagdzeit bei Herrn Coke in Norfolk zu. Auf ſeinem Landſitz trieb er Landwirthſchaft und Gartnerei, mit vorzüglicher Liebe aber Botanik, die er nach Linné ſtudirt hatte.

Und dieſer edle Menſch ſollte kein religiöſes Gemüth gehabt haben? Unmöglich! Eine öffentliche Schrift hat behauptet, Fox habe nicht an die Geheimniſſe der Religion geglaubt; allein ſeine Freunde, unter denen mehrere, wie Trotter, ihn die letzten acht Jahre ſeines Lebens viel und täglich beobachtet haben, verſichern, daß er über dogmatiſche Sätze nie entſcheidend abgeſprochen. Bei einer Unterredung über die Unſterblichkeit der Seele, im Anfange ſeiner Krankheit, drückte er mit dem größten Ernſt und in der Sprache der Ehrfurcht, die einem ſo erhabenen Gegenſtand gebührt, ſeine Ueberzeugung davon aus. Ueber fremde Meinungen erlaubte er ſich nie den geringſten Scherz. Er ſah jede Art der Gottesverehrung mit Achtung an, und war duldſam im vollen Sinn des Worts. Völliges Vertrauen auf die Vorſehung war ein Hauptzug in Fox's Charakter; über die geheimnißvollen Lehren der Religion erklärte er ſich nicht; alle Menſchen, auch ſeine politiſchen Widerſacher, umfaßte er mit echtchriſtlicher Liebe, aus welcher, was er nur dachte oder that, zuletzt hervorging; und dieſe Geſinnungen bewährte er auch im Tode.

Fox war alſo, wenn wir ſein ganzes Leben zuſammenfaſſen, einer von den ſeltenen Menſchen, in welchen eine ungewöhnliche Geiſteskraft, weniger mit Willensſtärke als mit einem überaus reichen Gemüthe verbunden, ſich in der größten Lebendigkeit darſtellt. Dieſe Lebendigkeit lag in ſeinem vollen, feurigen Herzblute, deſſen raſcher Pulsſchlag den Jüngling zu allen Verirrungen einer bis zum Uebermuth kraftvollen Jugend hinriß, den Mann aber auf den Adlerſchwingen ſeines Geiſtes zu einer glänzenden Höhe erhob. Die Fehler ſeiner früheren Erziehung hatten die Entwickelung eines feſten, auf ſich ruhenden und ſeine Umgebungen beherrſchenden Charakters in ihm ver-

hindert. Er erſchien in den Augen Anderer nur groß und menſchlich, nie durch Macht und Willen gebietend. Bewunderung flößte ſein Verſtand ein, Liebe ſein Herz. Im Thun und Vollenden ſchwach, hat er dennoch nicht umſonſt gelebt. Er war ſeinen Zeitgenoſſen ein Spiegel der edleren Begeiſterung, und der Nachwelt ein erhabener Zeuge, wie die Freiheit der öffentlichen Meinung, auch wo ſie irrt, der Gewalt und dem Willen mächtiger Menſchen für das Ganze wohlthätig entgegentritt. Pitt erhielt ſich auf der Höhe ſeiner großen Beſtimmung vorwurfsfrei, weil Fox ihm gegenüber ſtand.

William Pitt.

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen (Earl of) Chatam, geb. den 28ſten Mai 1759 zu Angers auf einer Reiſe ſeiner Aeltern, ſtarb zu London in ſeinem 47ſten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht den 23ſten Januar 1806.

Pitt ſtand 17 Jahre und 3 Monate ununterbrochen, von 1784 bis 1801, an der Spitze des Staats. Drei Jahre, vom 14. März 1801 bis zum 10. Mai 1804, war er Privatmann; hierauf bis an ſeinen Tod, zwanzig Monate lang, wiederum brittiſcher Staatsminiſter; und fünf und zwanzig Jahre einer der erſten Redner ſeiner Nation im Parlament. Was er war, das war er ganz. In dieſer ſcharf begrenzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt ſein Verdienſt und ſeine Größe. Der öffentliche Dank nannte ihn den Polarſtern Englands. Hieß Fox der Mann des Volks, ſo war Pitt der Mann der Nation; durch Geiſt und Charakter ſtand er an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die ſeine großen Zeitgenoſſen, Burke und Fox, hervorhob, wenn man die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantaſie, oder eines überſtrömenden Gefühls ſo nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verſtandes, mehr als hinreichte, um den „good sense" ſeiner Nation zu überzeugen und zu beſtimmen; tiefe Einſicht in das politiſche Leben, und unverändert, wie auch das Zufällige erſcheinen möchte; ſo viel Gemüth, als ſein altbrittiſches Herz erwärmen und begeiſtern konnte; eine Umſicht, die noch

heller und umfaſſender war, als die Höhe ſeines Stand-orts im Staate ſie einem North, der vor ihm, oder einem Perceval, der nach ihm dem Nationalwillen vorſtand, an ſich ſchon gewährte; eine Erfahrung und Geſchäfftsübung, wie wenig Staatsmänner von gleichen Talenten zu ſeiner Zeit beſaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zuſammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittiſchen Staatswohls und der brittiſchen Staatskunſt, in der Nationalökonomie und im Finanzweſen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderungswürdig folgerecht und genau das Ein-zelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, deſſen Kraft und Feſtigkeit den Grundzug des brittiſchen Natio-nalcharakters, Beharrlichkeit in großen, ſchwierigen Un-ternehmungen, in ihm vollendet darſtellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die ſeine miniſterielle Ge-walt von jedem Vorwurf des Eigennutzes, der Selbſtſucht und der engherzigen Willkühr rein erhielt: dieſer ſeltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunct plan-mäßiger Thätigkeit verſetzt, zu einer großen, gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schickſal Großbritanniens und Eu-ropa's in vollen Anſpruch genommen, und durch unglück-liche Erfolge mit tragiſcher Würde umgeben, dieſe Kraft und dieſe Wirkſamkeit machen Pitt unſterblich. Nach ſei-nem Tode hat er geſiegt; er ſtarb zu früh für ſein Glück und ſeinen Triumph, aber nicht zu früh für ſein Werk. Dieſes hatte er ſo weit geführt, daß ſelbſt Grenville und Fox, auch bei längerem Leben, die Idee deſſelben aufzu-geben nicht vermocht haben würden, und daß ſeine Nach-folger nur in dem folgerechten Fortgehn nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterlie-gen, in jeder Entfernung von denſelben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf und Schmach vor Augen ſahen.

Pitt, ſagen die Franzoſen, hat Napoleons Größe herbeigeführt. Nein, antwortet die Geſchichte. Dadurch, daß Napoleon nur Cabinette zu überliſten und Soldheere zu ſchlagen, keine Nation aber auf dem feſten Lande ge-gen ſich gerüſtet fand, dadurch allein wurde er Herr des Continents. Als Spanien, als Oeſterreich, als Ruß-land, als endlich Preußen und die Deutſchen gegen ihn als Nationen ſich erhoben: da ging ſein Stern unter.

Pitt wollte und that nichts, als was ſeine Nation wollte und that; er gab dem Willen und der That ſeines Volks nur Ueberzeugung und folgerechte Beharrlichkeit. An der Spitze jedes andern Cabinets würde Pitt ſo unglücklich geweſen ſeyn, wie Thugut, Cobenzl und Stadion. Hätte der brittiſche Miniſter die deutſche Nation bewaffnen können, wie das Cabinet von Wien, er würde ſchon 1805 geſiegt haben.

Andere klagen Pitt an, er habe nichts als brittiſchen Staatsvortheil vor Augen gehabt, und dieſen dem Heile Europa's und der Menſchheit ſelbſt vorgezogen; allein liegt nicht das Heil der civiliſirten Welt in der Kraft und Selbſtſtändigkeit gebildeter Nationen? Wo dieſe zu einer bloßen Zahlengröße in der politiſchen Arithmetik ſich herabwürdigen ließen, ſollte da Pitt ſie mit mehr Achtung behandeln, als ſie bei ihren eigenen Regierungen fanden; oder ſollte er das Daſeyn der Nation, die eine Zeit lang die einzige in Europa war, aus Großmuth für andre Völker, die ſich nur als Maſchinen im Cabinet und Feld behandelt ſahen, auf's Spiel ſetzen? Pitt kaufte alſo Soldaten, weil es käufliche Soldaten gab. Nun aber iſt es endlich wohl klar, daß England für Europa's Völkerheil noch immer nicht mächtig genug iſt, denn ſonſt würde Polen kein vierfach geſpaltenes Daſeyn, und Rußland kein ſolches Uebergewicht in Europa's Waagſchale haben.

In England ſelbſt gab die Whigparthei Pitt Schuld, er habe der Freiheit ſeiner Nation Schlingen gelegt, der Parlamentsreform ſich widerſetzt, das Grundgeſetz der perſönlichen Freiheit umgeſtoßen u. ſ. w.; aber für wen hat ſich endlich der Sieg der öffentlichen Meinung in England deutlicher erklärt, für wen iſt die Stimme der Achtung und Bewunderung ſo unverändert geblieben, als für Pitt? Noch beſteht der Pittclub; Pitts Geburtstag iſt noch jetzt ein Bürgerfeſt; und die Freiheit der Britten äußert ſich, wie immer, männlich und ſtark. Pitt hat die Parlamentsreform aufgeſchoben, für die er ſelbſt einſt ſtimmte, weil jeder beſonnene Mann ſchwer ſich entſchließt, etwas Neues an die Stelle des unvollkommen vorhandenen Guten zu ſetzen, und weil man nicht eine richtigere Eintheilung der Zimmer vornimmt, wenn die Grundfeſten des Gebäudes durch äußre Gefahr erſchüttert werden. Iſt aber eine

gleiche Repräſentation an ſich allein ſchon das Palladium der Freiheit? Wir haben in Frankreich und mehrern andern Staaten geſehen, welche Bürgſchaft die Ständeverſammlungen, wenn keine Verantwortlichkeit der Miniſter, keine Preßfreiheit und kein Anſehn der öffentlichen Meinung vorhanden iſt, dem Gemeinwohle gewähren. Daß endlich Pitt die Habeas=Corpus=Acte auf beſtimmte Zeit außer Kraft ſetzen ließ, geſchah geſetzlich; ſahen auch einzelne Schwärmer oder Tadler, die größtentheils im Geiſte der franzöſiſchen Revolutionsmänner an dem Umſturze der engliſchen Verfaſſung arbeiteten, um glänzende Luftbilder an die Stelle der erprobten, obgleich mangelhaften, doch von allen, die Menſchenwerk zu würdigen wiſſen, bewunderten altbrittiſchen Conſtitution zu ſetzen, in jener Verfügung miniſteriellen Despotismus, ſo ſahen dagegen eben ſo viel Tauſende darin die Sicherheit ihres Daſeyns.

Pitt war Miniſter im vollen Sinne dieſes Worts, der Diener des Staats, und als ſolcher der Diener des Königs; er übte im Geiſte der brittiſchen Conſtitution die volle Gewalt ſeiner Stelle aus; denn er war verantwortlich, der König aber in den letzten Jahren ſeiner Verwaltung von einem ſtillen Wahnſinn befallen. Ein Miniſter, der verantwortlich iſt und die öffentliche Meinung über ſich ſieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Geſetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbſtſucht, ſeiner beſten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich iſt, die Achtung der Nation behalten, ſelbſt dann, wenn ſie ſeinem Verwaltungsſyſtem ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, ſich gerettet. Er war nicht Weltbürger, ſo wenig als die großen Staatsmänner des Alterthums in Griechenland und Rom: er war Britte; aber ſchon als ſolcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr praktiſchen Weltbürgerſinn anerkennt, als unter den handeltreibenden Völkern des Feſtlandes einzelne Prediger in der Wüſte verkündigen. Darum war Pitt als Miniſter der Abſchaffung des Sclavenhandels ſeit 1787, wo zuerſt Wilberforce dieſe Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, ſtets förderlich; darum achtete auch er die franzöſiſche Freiheit, ſo lange ſie achtungswerth war. Die Pilnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil eben England in

einen See- und Handelskrieg verwickelt, er ſelbſt aber ein Britte und überdieß brittiſcher *Miniſter* war. Sein Plan, Frankreichs Häfen ſämmtlich zu blokiren, war eine Gegenmaaßregel, nachdem Frankreich, damals ein Heerlager, ein einziger Waffenplatz, durch ähnliche Beſchlüſſe, denen es nur keinen Nachdruck geben konnte, jenes Sperrſyſtem gegen ſich ſelbſt zuerſt herausgefordert hatte. Mehrere militäriſche Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr, und der brittiſche Kriegsminiſter ſeiner Stelle nicht gewachſen war. Pitt führte den Krieg bloß als Staatsmann, und der Staatsmann ſteht der Natur der Sache nach über dem Feldherrn. In Oſtindien endlich fallen große Vergehungen den Britten zur Laſt; aber noch beſtand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als ſie der Aufſicht des Staats unterwerfen, und Männer hinſenden, wie Wellesley und Cornwallis, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittiſchen Namen Ehre machten. Die Katholiken erlangten unter Pitts Verwaltung ſo wenig ihre Emancipation, als nachher: aber dieſe Foderung griff tief in die Verfaſſung ein; der Eid des Königs ſtand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anſpruch nimmt, verpflichtet nicht den *Miniſter*, die Verfaſſung abzuändern, ſondern *die öffentliche Meinung*; und dieſer hat Pitt ſo wenig entgegengewirkt, als ſie ſelbſt im Parlamente obzuſiegen ſtark genug war. Vielmehr erkannt' er jenes Recht als Miniſter an; allein er mußte zurücktreten, weil er dem Gewiſſen des Königs nicht widerſtreben wollte.

Nach dieſer allgemeinen Würdigung ſeines öffentlichen Lebens, wonach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber Alles durch ihn vermochte, läßt ſich das, was Pitt that, und *wie* er es that, lichtvoller ordnen und darſtellen. Die vollſtändigſte Belehrung über ihn und ſein Zeitalter findet der Geſchichtsfreund in *Giffords* Werk: a History of the political Life of the Right Honourable William Pitt etc. London 1809, 6 Bände, 8., welches wir bei unſrer Darſtellung außer dem einſeitigen *Belſham* und andern Schriften verglichen haben. Man kann dagegen nichts Flacheres und Einſeitigeres leſen, als was *Gallet* in ſeiner Galerie Politique II. 109 (Paris 1805) über Pitt ſagt. Auch der Irländer *Trotter* in ſeinen

Memoirs of the latter years of the R. H. Charles James Fox (3. Ed. Lond. 1811.) erhebt den genialen Fox mit auffallender Vorliebe über Pitt, in dem er nichts ſieht als den unglücklichen financial dictator of Downing-street!! Das treueſte Bild ſeines Geiſtes und ſeiner Geſinnung ſind the Speeches of the R. H. Will. Pitt, in the House of Commons. 2 Edit. 3 vol. 8. Lond. 1808. Ueber ſeine Jugendbildung findet man in den Public Characters 1799 eine ausführliche Schilderung.

William Pitt wurde bis in ſein 14tes Jahr im väterlichen Hauſe erzogen. Sein Führer war Dr. Wilſon, nachmals Canon von Windſor; doch leitete der Vater mit wachſamen Aug' und zärtlicher Sorgfalt die Erziehung und den Unterricht, weil er früh ſchon die herrlichen Anlagen ſeines Sohnes und die ſchnelle Entwickelungsfähigkeit deſſelben wahrnahm. Der junge Pitt war 14 Jahr alt, als er zur Univerſität hinreichend vorbereitet, nach Cambridge, unter die Leitung des Dr. Prettyman, nachmals Biſchof von Lincoln, kam. Er ſtudirte mit eben ſo viel Anſtrengung als Erfolg; dabei waren ſeine Sitten untadelhaft, und ſeine Lebensweiſe ſtreng, der ernſten akademiſchen Zucht durchaus entſprechend. Seine Beſtimmung war der Beruf eines Sachwalters oder Richters. Er machte ſich daher mit der Geſchichte und dem bürgerlichen Zuſtand ſeines Vaterlandes genau bekannt, und verband damit eine vollſtändige Kenntniß von dem Urſprung und den Schickſalen der alten, ſo wie von den Geſetzen und Einrichtungen der neuern Staaten. Bei der lebendigen und geiſtigen Theilnahme, die Pitt an allen Gegenſtänden des Staatenlebens zeigte, faßte er eben ſo ſchnell als tief das Weſentliche auf. Zugleich ſtudirte er Philoſophie, beſonders Logik und Beredtſamkeit; ſein Vater war für ihn Lehrer und Beiſpiel in der Kunſt richtiger Vernunftſchlüſſe und einer eben ſo kräftigen als reinen und gefälligen Darſtellung. Auch bereiteten ihn die dialektiſchen Kampfübungen, wo die Studirenden unter ſich über Streitfragen aus dem Stegreif Reden hielten, auf das öffentliche Leben vor.

Nach vollendeten Univerſitätsſtudien weilte Pitt eine kurze Zeit zu Rheims in Champagne, dann trat er mit Beifall als Sachwalter auf, und ward, noch ehe er ſein

22ſtes Jahr vollendet, den 23ſten Januar 1781, vom Flecken Appleby zum Parlamentsgliede erwählt. Mit Aufmerkſamkeit hörte das Haus den jungen Redner an, als er das erſte Mal (his maiden speech) den 26ſten Februar, bei Gelegenheit der von Burke vorgeſchlagenen Erſparniſſe in der Civilliſte, öffentlich ſprach. Die Unbefangenheit, mit der er ſich eben ſo lichtvoll und verſtändig, als ſchön und geiſtreich für die Meinung der Oppoſition aus Gründen erklärte, ohne zu dieſer Parthei zu gehören, erregte allgemeine Bewunderung. Auch ſprach und ſtimmt' er, wie ſein Vater, im Geiſte der Oppoſition, gegen die Grundſätze und die Führung des amerikaniſchen Kriegs. Seitdem nahm er fünf und zwanzig Jahre hindurch, auch dann, wenn er nicht Miniſter war, an allen großen Verhandlungen im Haus der Gemeinen Theil; und von jener erſten Rede an, wo er unvorbereitet manche Aeußerungen, die im Verlauf der Verhandlungen vorkamen, treffend widerlegte, galt er, bei ſeiner reichen und wohlklingenden Stimme, bei ſeiner edeln und gefälligen Haltung, verbunden mit einem ſchönen und würdevollen Ausdruck, für einen vorzüglichen Redner, für den würdigen Sohn des unſterblichen Chatam.

Als im J. 1782 das Miniſterium unter Lord Rockingham aus ſehr widerſprechenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt wurde, ſchlug Pitt die ihm darin angebotene Stelle aus, weil er die kurze Dauer deſſelben vorausſah. Nach vier Monaten ſtarb Rockingham. Das Miniſterium wurde neu gebildet; und jetzt nahm Pitt den 10ten Juli die Stelle eines Canzlers der Schatzkammer an, eine der höhern Stellen, weil er in keiner untern ſeine Kraft und ſeinen Willen durch beſchränkende Verhältniſſe gebunden wiſſen wollte. Lord Shelburne wurde erſter Lord; Fox, Burke, Cavendiſh u. A. traten aus dem Miniſterium. Der 23jährige Pitt benahm ſich in ſeinem Amte mit dem Ernſte eines gereiſten Charakters, ohne andere Rückſicht als auf ſeine Pflicht und auf das Wohl des Ganzen. Die Lage des Reichs und die öffentliche Stimme verlangten damals den Frieden mit Amerika und Frankreich. Auch verſprach dieß der König bei Eröffnung der Sitzungen, und zugleich jede nöthige Finanzverbeſſerung. Gleichwohl widerſetzte ſich ein alter, oft bewunderter Redner, Mr. Burke, in einer meiſterhaften Rede der Dankadreſſe; allein ſeiner Schluß-

folge fehlte Grund und Bündigkeit, und Pitt widerlegte ihn mit männlicher Feſtigkeit und ſiegender Beredtſamkeit. Der ruhige Ton der vollen Ueberzeugung, und der herzliche Ausdruck der Aufrichtigkeit eines redlichen Mannes, welche Pitts Rede auszeichneten, machten auf das Haus einen tiefen Eindruck; und dieſer Eindruck erneuerte ſich, ſo oft auch ſpäterhin Pitt ſich erhob, um die Angriffe der Oppoſition durch die Klarheit, Bündigkeit und Aufrichtigkeit ſeiner Darſtellung zurückzuweiſen. Er ſprach, nach Giffords Ausdruck, wie ein Mann, in deſſen Bruſt ein reines Herz ſchlägt: (mens conscia recti.)

Den 20ſten Januar 1783 ward der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Daß Lord North die Amerika zugeſtandne Unabhängigkeit den Miniſtern zum Vorwurf machte, war zu erwarten; aber nicht, daß Fox dieß thun würde. Pitt machte auf deſſen ſich widerſprechende Anſichten aufmerkſam, und nannte ſeine Verbindung mit North unnatürlich; „eine politiſche Apoſtaſie, welche nicht bloß einen jungen Mann, wie er ſey, in Erſtaunen ſetze, ſondern ſelbſt die älteſten Beobachter des menſchlichen Herzens überraſche.“ Was Pitt außerdem noch über den Charakter politiſcher Freundſchaft ſagte, war vortrefflich, und ganz im Geiſte Cicero's de amicitia. Er ſelbſt erklärte bei dieſen ſtürmiſchen Verhandlungen laut, daß es ihm nicht um die Macht zu thun ſey, er diene der Nation aus reiner Abſicht, und ziehe ſich ohne Reue zurück, wenn das Haus ſeine Grundſätze verwerfe. Pitt ſprach dieß mit ruhiger Feſtigkeit. Doch hatte er damals es noch nicht über ſich gewonnen, das Harte und Beleidigende, was ihm die Oppoſition ſagte, allemal kaltblütig anzuhören. Einſt brach ſeine Empfindlichkeit in offenbare Hitze aus. Man lachte ihn aus, und nannte ihn den hitzigen Knaben, angry boy. Als nun jene Coalition ſiegte, und die Oppoſition eine Mehrheit von 17 Stimmen gewann, ſchien die Bildung eines neuen Miniſteriums nothwendig. Der Herzog von Portland wurde erſter Lord der Schatzkammer. Lord North, Fox, Burke und ihre Freunde traten auf's Neue in das Miniſterium. Pitt war wieder bloßes Parlamentsglied. Er machte jetzt eine Reiſe nach Italien und an einige deutſche Höfe, kehrte aber bald wieder nach England heim. Unabhängig von jeder Parthei als ſolcher, erneuerte er jetzt ſeine Vorſchläge einer beſſern Volksvertre-

tung im Unterhauſe; ſie wurden zwar verworfen, allein ſeine Anſichten waren nichts weniger als unvereinbar mit dem Geiſte der Conſtitution, gegen welche ſpätere Vorſchläge einer Parlamentsreform eben ſo kühn als leichtſinnig unmittelbar gerichtet wurden. So war es z. B. nicht Pitts Meinung, das Wahlrecht der rotten boroughs abzuſchaffen, weil es zu tief in die Fugen des Staatsgebäudes eingriff. Er änderte in der Folge bloß ſeine Anſicht von der Unzulänglichkeit der Zahl der Volksvertreter, und behauptete, was ſich auch Scheinbares für ein nach der Volksmenge ausgedehnteres Repräſentationsſyſtem theoretiſch anführen laſſe, ſo ſey es doch nicht wahrſcheinlich, daß das Parlament eine größere Zahl ausgezeichneter Männer, was Talent, Rechtſchaffenheit und Landeskunde beträfe, in ſich vereinigen würde, als gegenwärtig.

Ein heftiger Meinungskampf fand bald darauf über die indiſchen Angelegenheiten Statt. Pitt widerſetzte ſich der kühnen von Fox vorgeſchlagenen India-Bill, weil ſie der Regierung eine willkührliche Gewalt in den indiſchen Beſitzungen einräume, das Privateigenthum in Gefahr ſetze, und die, der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft rechtlich zugeſtandnen Befugniſſe geradezu aufhebe; übrigens war er mit der Abſtellung der in Oſtindien eingeriſſenen Mißbräuche völlig einverſtanden, und drang vorzüglich darauf, daß man dem verderblichen Einfluſſe, welchen die Directoren der oſtindiſchen Compagnie in beiden Parlamentshäuſern bisher ausgeübt hätten, Einhalt thun müſſe. In der Rede, welche Pitt gegen Fox's Bill hielt, wollten zwar ſeine Gegner die Abſicht entdecken, als ob er dadurch mit Hülfe der Hofgunſt das Miniſterium erſtrebe. Allein Pitts Denkart war über jedes niedrige Mittel erhaben; er ſprach aus der innigen Ueberzeugung, daß man keine zu großen und zu ſchnellen Abänderungen alles bisher Ueblichen machen dürfe; auch deutete er verſtändlich genug an, wie er verfaſſungsmäßig, wenn gleich langſamer, zu demſelben Ziele hinwolle, und allerdings dafür halte, daß die oberſte Aufſicht über die oſtindiſchen Angelegenheiten den, dem Parlamente verantwortlichen Miniſtern anvertraut werden müſſe. Er bewies in der Folge, daß ſeine indiſche Oberaufſicht (Board of Controul) dieſen Zweck erreichte, ohne geſetzlich begründete Verhältniſſe umzuſtoßen. Allerdings waren, der Verfaſſung nach, Fox's berühmte

Geſetzvorſchläge nicht zu billigen; aber als eine durchgreifende Maaßregel waren ſie ſtaatsklug, und in wie fern ſie die vorgefallenen Gräuel durch Entziehung der gemißbrauchten Gewalt beſtrafen, auch gerecht. Darum gingen ſie im Unterhauſe durch; allein im Oberhauſe, wo die öffentliche Stimme, die unterdeſſen ſich immer lauter für die Compagnie erklärt hatte, mehr Eingang fand, und wo der König ſelbſt gegen die Bill, beſonders durch Lord Temple's Einfluß, eingenommen worden war, wurde ſie verworfen, und einige Londoner Kaufleute blieben nach wie vor die ſouveränen Eigenthümer und Regenten von mehr als 30 Millionen Menſchen in Oſtindien. Als die Miniſter dieſen Ausgang vorausſahen, ſuchten ſie das Unterhaus zu einem conſtitutionswidrigen Beſchluſſe zu bewegen, durch welchen das Recht der Pairs, dem Könige in wichtigen Fällen auch ungefragt ihren Rath zu ertheilen, beſchränkt werden ſollte; gegen dieſen Vorſchlag erhob ſich Pitt, und entwickelte die gefährlichen Folgen deſſelben ſo ſcharfſinnig, daß er gänzlich durchfiel. Die Miniſter erhielten hierauf ihre Entlaſſung.

Jetzt wurde Pitt im Decbr. des Jahres 1783, noch nicht volle 25 Jahr alt, erſter Staatsminiſter oder erſter Lord der Schatzkammer und Canzler der Finanzverwaltung. Die Aufgabe, welche er löſen ſollte, war groß; kaum wird die neuere Geſchichte eine ähnliche in einem andern Staate zeigen. Pitt hatte eine kraftvolle Majorität im Unterhauſe gegen ſich; die Oppoſition beſtand aus erfahrnen, talentvollen und kenntnißreichen Männern, aus den erſten Rednern und Staatsmännern der Nation. Vereinigt boten ſie alle Kräfte auf, um das Miniſterium zu ſtürzen. Pitt und Fox führten den Kampf. Aber gegen den Miniſter wandte Burke alle Waffen ſeiner claſſiſchen Beredtſamkeit, Sheridan jeden Stachel ſeines Witzes, und North alle Spitzen des ſchärfſten Tadels. Kein großer Redner ſtand auf Pitts Seite. Fox ſelbſt war durch die erſchütternde Kraft ſeines Worts und die Kühnheit ſeines Ideenſchwunges ein furchtbarer Gegner des Miniſters; doch dieſer nicht weniger geiſtvoll, dabei klar und im Praktiſchen ohne allen Zweifel jenem überlegen, war in ſo fern ein größerer Staatsmann. Nur in diplomatiſchen Geſchäfften beſaß Fox mehr Gewandtheit und eine gefälligere Form. Pitt ſprach nicht franzöſiſch;

auch war er gewöhnlich nicht glücklich in der Wahl der Perſonen, die er zu Staatsſendungen ernannte.

Wichtige Streitfragen ſollten jetzt entſchieden werden, und noch waren die dringend nothwendigen Subſidien nicht bewilligt. Indeß hatte der Miniſter für ſich die Mehrheit des Oberhauſes, das volle Vertrauen des Königs und die Gunſt der Nation. Alle Kaufleute und Capitaliſten waren ſeine Freunde, weil er ihr Eigenthum und ihre urkundlichen Rechte (chartered rights) ſo männlich vertheidigt hatte. Der übrige Theil der Nation aber zweifelte nicht an der Reinheit ſeiner Abſichten und an der Unabhängigkeit, mit welcher er ſeiner beſten Ueberzeugung rückſichtslos folgen würde.

Da das Unterhaus ſeine Auflöſung fürchtete, ſo wandte es ſich mit einer nachdrücklichen, von Erskine vorgeſchlagenen, Vorſtellung an den König. Es galt nichts Geringeres, als einen Sieg der Gemeinen über die Lords, die Miniſter und den König. Aber das Unterhaus griff die Vorrechte der Krone und dadurch die Conſtitution ſelbſt an. Es beſtritt die Befugniß des Königs, ſein Parlament während der Sitzung, wo öffentliche Angelegenheiten noch unentſchieden ſchwebten, aufzuheben. Dieſer Kampf wurde von beiden Theilen mit der größten Heftigkeit, und nicht ohne perſönliche Vorwürfe, geführt; vorzüglich ging die Oppoſition über die Schranken des Anſtandes hinaus, und verlor dadurch in der öffentlichen Meinung, weil man hinter ihren, zum Theil ſehr liberalen Vorſchlägen Leidenſchaftlichkeit und perſönliche Zwecke zu erkennen glaubte.

Pitt trat jetzt ſelbſt mit einer India-Bill auf, welche die Verantwortlichkeit der Compagnie genau beſtimmte, und ſie einer Staatsaufſicht, India Board of controul, unterwarf, ohne ihre Handelsfreiheit anzugreifen, noch ihre Verwaltungsbefugniſſe aufzuheben; allein Fox griff ſie mit ſo großer Heftigkeit an, daß er durch eine Mehrheit von acht Stimmen den Sieg davon trug (23ſten Januar 1784). Nun wandte er ſich drohend gegen den Miniſter: „wie er noch auf ſeiner Stelle zu bleiben den Muth haben könne, da er das Vertrauen des Volks verloren. Durch geheimen Einfluß und Ränke habe er ſich in ſeinen Poſten geſtohlen. Ob er denn hier dem öffentlichen Vertrauen

trauen gegenüber das Banner des geheimen Einfluſſes aufpflanzen, ob er gegen die Stimme des Parlaments eine Puppe der Privatgunſt, ein conſtitutionswidriger Miniſter der Krone ſeyn wolle?" — Mit ruhiger Faſſung antwortete Pitt: „je länger man ihn prüfe, deſto mehr ſehe er das Vertrauen des Hauſes und des Volks zu ſich zunehmen; er wiſſe nicht, worin er von der Conſtitution abgewichen; der König habe ihn zum Miniſter ernannt, weil er das Recht dazu habe; das Bollwerk der Conſtitution ſey Freiheit im Handeln und im Sprechen; das Parlament könne nicht das Recht antaſten, nach freien Anſichten ſich und ſein Verfahren zu beſtimmen; er handle mit reinem vaterländiſchen Sinn; Thatſachen, nicht Beſchuldigungen ſolle man gegen ihn vorbringen; kein Geſchrei werde ihn in ſeinem Entſchluſſe, Miniſter zu bleiben, je wankend machen; gäbe er ſeine Stelle auf, ſo würde er ſie Männern einräumen, die, kürzlich erſt entlaſſen, das Vertrauen des Königs und der Nation verloren hätten; doch ſey er einer Vereinigung der Partheien nicht abgeneigt, nur müſſe ſie feſt ſeyn."

Auf dieſer Vereinigung beſtand ein Theil des Unterhauſes, vorzüglich vom Landadel; aber Pitt weigerte ſich, was man als vorläufige Bedingung jeder Ausgleichung verlangte, ſeine Stelle niederzulegen. Fox ſtellte nun die Behauptung auf, das Unterhaus habe die wirkliche Negative bei Ernennung der Miniſter. Zwar erklärte ſich die Stimme des Volks immer lauter für das Miniſterium; allein die Oppoſition behielt die Mehrheit der Stimmen im Unterhauſe für ſich, und ſchob dadurch die Bewilligung der Subſidien auf. Als aber endlich das Oberhaus eintrat, und daß die Gemeinen den Grundſätzen der Conſtitution entgegenhandelten, öffentlich ausſprach, ſo gab das Unterhaus nach, und entſchloß ſich zu der Bewilligung.

Neue Kämpfe entſtanden hierauf über zwei Vorſtellungen an den König, welchen Pitt vergebens ſich widerſetzte. Das Unterhaus behauptete fortwährend, das Recht zu haben, die Entfernung der Miniſter zu fodern, ohne eine Thatſache ihnen zur Laſt zu legen, indem nach Fox's Meinung die Stimme des Volks allein im Hauſe der Gemeinen ſich hören laſſe. Da der König hierauf nicht ge-

nügend antwortete, ſo ward durch die Mehrheit einer einzigen Stimme eine nachdrückliche Vorſtellung (remonstrance) an den König beſchloſſen, welche jenen Grundſatz geltend machte, und den König warnte, nicht durch eine Günſtlingsregierung die Liebe des Volks zu verſcherzen. Auch dieſer Schritt bewirkte nichts. Vielmehr wurden die wichtigſten Angelegenheiten abgethan, und der König vertagte ſein Parlament den 24ſten März, wobei er in der Rede vom Throne erklärte, daß er der Conſtitution und dem Lande es ſchuldig ſey, ſobald als möglich die Geſinnung ſeines Volks zu vernehmen, weshalb er ein neues Parlament zuſammenberufe, damit die Trennung ein Ende nähme und die Staatsgeſchäffte glücklicher betrieben würden.

So ward nach dem merkwürdigſten Kampfe, der je über die erſten und wichtigſten Puncte des brittiſchen Staatsrechts im Unterhauſe Statt gefunden hatte, das Parlament (den 25ſten März) aufgelöſt, weil Pitt auf keine andre Weiſe die Mehrheit der Stimmen in demſelben erlangen, noch die mächtige Whigparthei beſiegen konnte. Das monarchiſche Princip der Verfaſſung hatte über das demokratiſche den Sieg davon getragen, Pitt aber perſönlich eine Seelenſtärke und eine Feſtigkeit gezeigt, welche gerade unter den Britten die höchſte Bewunderung für dieſen jungen Helden hervorbringen mußten. Zwar wußte man, daß er aus Grundſatz ein Freund der Volksrechte war; das Widerſprechende ſeiner Vertheidigung der Vorrechte der Krone warf aber dennoch kein falſches Licht auf ſeinen Charakter, weil er als Miniſter verpflichtet war, ſtreng in dem Gleiſe der Conſtitution zu bleiben; man fand ſogar dies achtungswerth in ſeinem öffentlichen Charakter, den ihm ſein Staatsamt zur Pflicht machte; „verläßt mein Bruder", ſagte Graf Chatam, „in dieſer hochwichtigen Sache den König, ſo könnte ich nimmer ihn als Staatsbeamten achten. (I should never more respect him as a public character.") — Dabei zeigte es ſich immer klarer, daß er aus Ueberzeugung die Pflichten ſeines hohen Poſtens erfüllte, und ſein Vaterland über Alles liebte; ſeine Gegner hingegen ſchienen nur um den Miniſterpoſten zu kämpfen, indem ſie die Vorrechte des Volks auszudehnen verſuchten.

Als nun der König ein neues Parlament berief, ſo überließ er im eigentlichen Sinne dem Volke die letzte Entſcheidung jenes ſtaatsrechtlichen Kampfes; und dieſes entſchied durch die Wahl der Gemeinen für den Miniſter. Faſt ein Drittel der alten Parlamentsglieder, das zur Oppoſition gehört hatte, ward nicht wieder erwählt. Das neue Parlament verſammelte ſich den 18ten Mai. Burke erneuerte den alten Kampf; allein der Miniſter hatte die Mehrheit in Allem, was er vorſchlug, für ſich; ſelbſt neue Steuern wurden ihm bewilligt. Sein Vorſchlag einer verbeſſerten Volksrepräſentation aber ging nicht durch. Die auswärtigen Verhältniſſe beſchäfftigten damals die brittiſche Regierung nur wenig. Joſephs II. Aufhebung des Barriere-Tractats ward in England laut gemißbilligt; man legte indeß dem Tractate von Fontainebleau, welchen Oeſterreich und Holland unter Frankreichs Vermittelung ſchloſſen, kein Hinderniß in den Weg. Dagegen wandte Pitt ſeine ganze Thätigkeit auf das Innere. Die Vermehrung des brittiſchen Nationalreichthums und die Sicherſtellung der Finanzen waren die Hauptgegenſtände derſelben. Er beſaß in beiden Fächern mehr Kenntniß als irgend einer ſeiner Gegner; und die Oppoſition mußte endlich ſelbſt ſeine Verdienſte anerkennen. Der Wohlſtand nahm mit jedem Jahre zu, indem der Ertrag der gewöhnlichen Taxen ſtieg, wie das Budget vom Jahr 1787 und die folgenden bewieſen. Im J. 1783 betrug nämlich das gewöhnliche Staatseinkommen 10—11 Millionen Pf. St., im J. 1793 war es auf 16 Mill., im J. 1800 auf 26 Mill., und ſo iſt es jährlich bis auf 62 Millionen im J. 1810 geſtiegen. Aber auch die Kriegstaxen beliefen ſich ſchon am Ende der Pittiſchen Verwaltung auf 20 Millionen.

Pitts Finanzplan iſt die Grundlage des neuern brittiſchen Finanzſyſtems geblieben; und der gegenwärtige Canzler der Schatzkammer, Hr. Vanſittart, ein vortrefflicher Financier aus Pitts Schule, hat die Grundſätze ſeines Meiſters, durch die Erfahrung geleitet, in der Anwendung nur noch mehr vervollkommnet. Man kann Pitt in dieſer Hinſicht mit vollem Rechte, wie Colquhoun gezeigt hat, Englands Retter nennen. Er ſtellte durch trefflich berechnete, geſetzliche Anordnungen den Credit des Staats wieder her, welcher unter Norths Verwaltung

während des amerikaniſchen Kriegs ſehr erſchüttert worden war, und errichtete Fonds zur Verminderung der Nationalſchuld. Seine Maaßregeln wirkten ſo kräftig, daß die conſolidirten Annuitaten von 3 Procent, welche im Auguſt 1784 auf 54 herabgeſunken, bereits im December 1786 auf 76, und im März 1792 auf 96, alſo binnen 8 Jahren um 42 Procent geſtiegen waren. Im J. 1786 den 26ſten Mai gründete er, nach der Berechnung von Price, den in ſich wachſenden Schuldentilgungs-Fonds (sinking Fund) mit einer Million Pf. St. jährlich, und durch die Bill vom 17ten Februar 1792 einen eignen Sinkingsfonds von 1 Procent für jede neue Anleihe. Jener Fonds hat ſich in 28 Jahren, vom 1ſten Auguſt 1786 bis zum 5ten Januar 1814 im Ganzen für Großbritannien und Irland auf mehr als 268 Millionen Pf. St. gehoben, ſo daß durch die Anlegung deſſelben in Stocks die ganze Schuldenlaſt, die ſich ſeit Wilhelm III. bis zu Ende des amerikaniſchen Kriegs auf 257 Millionen angehäuft, und außerdem noch 12 Millionen von der ſeit dem Anfange des Revolutionskriegs entſtandenen Nationalſchuld abgetragen worden ſind.

Zu gleicher Zeit brachte er den wichtigen Handelsvertrag zwiſchen Großbritannien und Frankreich zu Stande; ein ſchwieriges Unternehmen, das bei der natürlichen Feindſchaft beider Staaten, deren Handelszweck ſich gegenſeitig von einander abſtieß, nur ein Mann von Pitts Einſicht und Feſtigkeit ausführen konnte. Nachdem er mit der größten Sorgfalt die genaueſte Kunde der gegenſeitigen Verhältniſſe eingezogen, wobei ihn Lord Hawkesbury (jetzt Graf von Liverpool) und Hr. Eden (nachher Lord Auckland) unterſtützten, ließ er durch letzteren den Handels- und Schiffahrtsvertrag den 29ſten September 1786 zu Verſailles mit dem franzöſiſchen Miniſter abſchließen. Dagegen erklärte Fox, ſeit ſeinem Eintritt in das öffentliche Leben der entſchiedenſte Gegner Frankreichs, „daß die Feindſchaft beider Staaten etwas Unvermeidliches ſey, dem man durch keine politiſche Maaßregel entgegenwirken könne; ſelbſt wenn dieß möglich wäre, ſo ſey es in keinem Falle dem Beſten Englands zuträglich. Uebrigens werde jeder, auch der weiſeſte Verſuch dieſer Art mißlingen. So veränderlich das franzöſiſche Volk an ſich ſey, ſo gleichförmig bleibe die Politik des franzöſiſchen

Cabinets, ſeit Jahrhunderten ſchon ſtets eine und dieſelbe. Sie ſtrebe unverrückt nach gränzenloſer Macht. Sich mit Frankreich verbinden, heiße: die geſunkene Größe Englands noch tiefer herabſetzen." — Pitt beſtritt dieſe leidenſchaftliche Anſicht als Weltbürger: „Krieg ſey das größte Uebel, Handel der größte Segen eines Landes. Werde jener unvermeidlich, ſo bereite letzterer die Mittel vor, ihn mit Nachdruck zu führen. Nur zu lange ſchon habe der Haß dieſer beiden großen und achtungswerthen Nationen die Ruhe der Welt geſtört!"

Unſtreitig beurtheilte Fox als Staatsmann und Hiſtoriker das Verhältniß Frankreichs zu England richtiger; Pitt änderte daher in der Folge ſeine Anſicht, dann aber folgte er derſelben um ſo ſtandhafter. Der Handelsvertrag mißfiel den Franzoſen zum Theil eben ſo ſehr als den Britten; aber jeder urtheilte einſeitig. Denn er begünſtigte das Naturverhältniß beider Staaten, nach welchem Frankreich ſeinen Ueberfluß an Naturproducten gegen brittiſche Kunſterzeugniſſe umſetzte. Und Pitt nannte mit Recht in ſeiner Rede, welche drei Stunden dauerte, den Nationalhaß lächerlich, welcher ſich ſelbſt die Vortheile eines Vertrags entziehen wolle, weil auch Frankreich daraus Vortheile zöge. Englands Vortheil aber ſey der größere; denn der Vertrag eröffne für Frankreich einen Marktplatz von 8 (?) Millionen Menſchen; für England hingegen ein Land von 24 Millionen u. ſ. f. Uebrigens war der Tractat ganz zum Vortheil der brittiſchen Fabriken, und in ſo fern dem franzöſiſchen Kunſtfleiße nicht günſtig. Die Verhandlungen ſelbſt ſind noch jetzt für jeden, der die Staatswiſſenſchaft ſtudirt, höchſt lehrreich; wir verweiſen daher auf Giffords Werk (l. c. 8. p. 337 folg.) und auf Flaſſans Hist. de la diplomatie franc. (2. Edit. VII., 421), welcher den Vertrag in Hinſicht Frankreichs für überwiegend vortheilhaft hält. Nur die Oppoſition rief Pitt entgegen: „er ſolle der Grundſätze ſeines Vaters, Lord Chatam, gedenken; der erhabenſte Zug in dem politiſchen Charakter dieſes erlauchten Staatsmannes ſey „antigallican" und ſein größter Ruhm: der vereinigten Macht des Hauſes Bourbon widerſtanden zu haben!" — Zu der antigallicaniſchen Whigparthei, an deren Spitze Fox ſtand, gehörte damals auch Grey, welcher bei dieſer Gelegenheit ſeine erſte Rede hielt. Wir erwähnen dieß,

weil in der Folge dieſe Redner unter weit auffallendern Umſtänden zu den entgegengeſetzten Grundſätzen ſich bekannten.

Pitt legte hierauf einen großen Plan vor, die Erhebung der Zoll- und Acciſegefälle zu vereinfachen. Er fand allgemeinen Beifall, und Burke dankte dem Miniſter dafür im Namen des Vaterlandes. Dieſer Plan hatte einen ſo großen Umfang, daß dreitauſend Beſchlüſſe erforderlich waren, um ihn in Ausübung zu bringen.

Unter den wichtigern Gegenſtänden, welche außerdem noch vor dem franz. Revolutionskriege das Parlament beſchäfftigten, und Pitts Grundſätze als Staatsmann in ihr wahres Licht ſtellten, muß hier des Vorſchlags im J. 1787 gedacht werden, die Corporations- und Teſtacte aufzuheben, welchen Fox unterſtützte, Pitt aber ſiegreich beſtritt, indem er zeigte, daß die Diſſenters einer ſo vollkommnen Duldung ſich erfreuten, als die Sicherheit der Staatsverfaſſung es zulaſſe. Beide Geſetze wurden auch von Lord North vertheidigt, der vor Kurzem ſein Geſicht verloren hatte, und jetzt ausdrücklich ins Parlament kam, um ſeine Anſichten dem Hauſe über einen ſo wichtigen Gegenſtand mitzutheilen. Seine Rede iſt wichtig zur Beurtheilung der brittiſchen Staatsverfaſſung, und die beſte Rechtfertigung Pitts. Lord North nannte die Teſtacte (vom J. 1672) den Eckſtein (the corner stone) der Conſtitution. Pitt aber unterſchied zwiſchen Gewiſſensfreiheit und der Zulaſſung zu Staatsämtern. Letztere könne der Staat auf die Mitglieder der Staatskirche beſchränken, weil jeder proteſtantiſche Staat das Recht habe, die äußre Form, mithin auch den politiſchen Einfluß jeder kirchlichen Geſellſchaft feſtzuſtellen, ſobald er nur nicht den Cultus andrer Religionspartheien verbiete. Dieſe Frage, oder die ſogenannte Emancipation der Katholiken, wurde noch lebhafter angeregt, ſeit Irland mit Großbritannien zu einem Parlamente verbunden war. Pitt blieb auch hier, obgleich den Katholiken perſönlich nicht entgegen, als Miniſter ſeiner höchſten Verpflichtung treu, nichts gegen die Conſtitution zu unternehmen, dieſe vielmehr gegen Angriffe zu vertheidigen. Nur ſo konnte ihn keine Verantwortlichkeit treffen.

In dem Proceſſe des Hrn. Haſtings trat er aus Ueberzeugung auf die Seite derer, welche dieſen allgewaltigen Statthalter in Indien ſchuldig fanden, um ein Impeachment gegen ihn zu verlangen. Pitt durfte als Minister die groſze Strafbarkeit in dem Verhalten dieſes Staatsbeamten nicht leicht nehmen; gleichwohl ward er von der andern Parthei deswegen hart angegriffen: „er habe ſeinen Charakter als Miniſter verleugnet, und ſein Benehmen in dieſer Sache ſey ſo auffallend, daß man in Verſailles lange nicht habe daran glauben können.“ — Haſtings wurde zwar freigeſprochen; wir glauben aber dennoch, daß der Tadel, den Pitt in Verſailles fand, gerade ſeine Rechtfertigung iſt. Das ihm natürliche Gefühl für Recht und Menſchlichkeit bewährte er auch hier; er konnte in der Sache fehlen, aber nie in ſeinen Grundſätzen.

Schon dämmerte jetzt am Horizonte die franzöſiſche Revolution auf, als Hollands Angelegenheit die Mächte des feſten Landes beſchäfftigte. Da Frankreich die antioraniſche Parthei zu unterſtützen ſchien, ſo nahmen die brittiſchen Miniſter Maaßregeln, um es daran zu hindern. Beide Häuſer billigten ihr Verfahren, und Fox erklärte bei dieſer Gelegenheit, daß Englands Staatswohl mit den Angelegenheiten des feſten Landes im engſten Zuſammenhange ſtehe; „es müſſe, nöthigen Falls, thätig und kräftig mitwirken, um das Gleichgewicht der Macht in Europa aufrecht zu erhalten.“ Auch im Oberhauſe galt die Anſicht: „wenn Frankreich ſich Hollands bemächtige, ſo ſey es um England geſchehn.“ Nach dieſem Syſtem, zu dem ſich Fox im J. 1787 bekannte, handelte Pitt ſtets mit folgerechter Strenge; und doch wurde er eben deßhalb in der Folge von der Oppoſition am heftigſten angegriffen. Fox warnte übrigens ſchon damals das Haus vor der Treuloſigkeit und Argliſt des franzöſiſchen Cabinets. Auch billigte er die Subſidienverträge mit den Mächten des feſten Landes bei Gelegenheit eines ſolchen mit Heſſen-Caſſel abgeſchloſſenen Tractats. Nur ſetzte er ſich kräftig gegen die Einführung fremder Truppen in das Königreich, wogegen Pitt bewies, daß ſie zur Verſtärkung der Beſatzung in den Colonien nöthig wären. Die Schutzbündniſſe, welche Großbritannien in derſelben Abſicht, um das brittiſche und zugleich das Continentalintereſſe ſicher zu ſtellen, den 25ſten April 1788 im Haag mit Holland,

und den 13ten Auguſt zu Berlin mit Preußen ſchloß, unter gegenſeitiger Gewährleiſtung des gegenwärtigen Beſitzſtandes, erhielten den Beifall beider Häuſer.

Während jetzt in Frankreich Alles eine tiefe Erſchütterung des Staats ankündigte, kam auch England in Gefahr, ein Schauplatz des Partheienkampfes zu werden. Der König ward im November 1788 von einer Krankheit des Gehirns befallen, die ihn zur Regierung unfähig machte. Pitt zeigte dieß dem Parlamente an. Nun trat Fox mit der Behauptung auf, daß dem Thronerben die volle Ausübung der königlichen Gewalt zu übertragen ſey; allein Pitt widerſprach, und entwickelte aus der Reichsverfaſſung, daß der Prinz von Wales kein Recht auf die Regentſchaft habe, ſondern daß das Parlament darüber beſtimmen müſſe. Dieſer Streit regte alle Partheiwünſche auf; ſah man aber zu irgend einer Zeit, daß die brittiſchen Staatsmänner in politiſchen Verhandlungen nicht ſo leicht von der Leidenſchaft zu raſchen und unüberlegten Beſchlüſſen hingeriſſen werden, ſondern daß reife, umſichtige Prüfung den Vorſitz bei ihren Parlamentskämpfen führe, ſo war es bei dieſer Gelegenheit der Fall. Vergebens warf Burke zürnend dem Staatsminiſter vor, er ſtrebe ſelbſt nach der Regentſchaft; Pitt entwickelte darum nicht minder klar und ruhig die Gründe, warum das Parlament das Recht habe, den Regenten zu ernennen und ſeine Macht zu begränzen. Sein Regentſchaftsplan, welcher die Gewalt des Regenten einſchränkte, ward von beiden Häuſern angenommen, und von ihm dem Prinzen vorgelegt; doch blieb er ohne Folgen, weil des Königs Zuſtand ſich beſſerte.

Pitts Charakter als brittiſcher Miniſter zeigte ſich bei dieſer wichtigen Verhandlung in ſeinem vollen Lichte. So feſt und beharrlich er einſt für die geſetzlichen Vorrechte der Krone gekämpft hatte, ſo entſchieden behauptete er jetzt die Rechte des Volks, während Fox im entgegengeſetzten Sinne handelte. Doch iſt dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar. Fox verlangte gleichſam einen neuen Herrſcher, während der rechtmäßige König noch lebte. In ſo fern hatte Fox Unrecht. Dagegen hatte Pitt die richtige Anſicht, dem Könige ſein Anſehn, auf den Fall ſeiner Wiederherſtellung, zu ſichern, und darauf zu den-

ken, daß durch die Unterbrechung ſeines Regierungsſyſtems der Gang der Staatsverwaltung ſo wenig als möglich geſtört würde. Er ließ ſich durch keine Anſchuldigung eigennütziger oder ehrſüchtiger Abſichten in ſeinem geraden Verfahren irre machen, ſo wenig als das Volk, welches ſeine Grundſätze billigte, auf die Sophismen der Oppoſition achtete. Pitt handelte um ſo männlicher und edler, da er ſeine Entlaſſung vom Regenten erwarten konnte, zu einer Zeit, wo er ſelbſt dem öffentlichen Berufe ganz hingegeben, ſeine eignen Angelegenheiten vernachläſſigt hatte, und ſein Vermögen zerrüttet ſah. Der König ward zwar nicht vollkommen wiederhergeſtellt, doch blieb ſein Zuſtand mehrere Jahre (bis 1810) ſo erträglich, daß der Gang der Regierung unter Pitts Leitung ungeſtört fortdauerte.

Jetzt beſchäfftigten den brittiſchen Senat die Ereigniſſe in Frankreich. Abweichend in ſeiner Beurtheilung derſelben von Sheridan und Fox, hielt Burke ſeine berühmte Rede über den Geiſt und die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution. Pitt äußerte ſich mit ſchicklichem Ernſt zurückhaltend, würdevoll und klug, wie es dem brittiſchen Miniſter ziemte; doch drückte er gegen Burke ſeinen wärmſten Dank aus für die Kraft, mit welcher er den Geiſt und die Vortrefflichkeit der brittiſchen Conſtitution in ſeiner Rede dargeſtellt habe; und im J. 1790 erklärte er bei Gelegenheit der Canada Bill, welche Fox nicht rein republikaniſch genug fand, daß jene republikaniſchen Grundſätze, welche nach Fox's Meinung das Reſultat höherer Aufklärung wären und den Verfaſſungen in Frankreich und Amerika ſolchen Glanz verliehen, die brittiſche Staatsform auf keine Weiſe beſſer machen würden. Ein ariſtokratiſches Princip ſey in einer gemiſchten Staatsform nothwendig. Von dieſer Zeit an bis zu ſeinem Tode hatte Pitt einen doppelten Kampf zu beſtehn: den mit der franzöſiſchen revolutionären Politik, und den mit dem Neuerungsſtolze der brittiſchen Republikaner. Denn in England, wie in Europa überhaupt, war ein großer Theil der Menſchen, aus Wohlwollen, aus Mangel an Einſicht, aus kleinlichem Ehrgeize, der ſich gedrückt fühlte, aus ſtolzem Selbſtvertrauen, Alles leicht beſſer machen zu können, der neuen Freiheits- und Gleichheitslehre ergeben. Im Kampfe mit Frankreich war Pitt nicht glücklich, weil

er nicht als Feldherr und Staatsmann zugleich handelte, das Intereſſe Englands oft einſeitig berückſichtigte, und in diplomatiſcher Gewandtheit oder Liſt dem Franzoſen Talleyrand nachſtand; doch der Hauptgrund lag in den politiſchen und militäriſchen Fehlern der Mächte des Continents, welche nach dem treffenden Urtheile des Hrn. de la Maiſonfort der Macht der Idee, welche Frankreichs Gewalthaber anfangs für ſich erſchlichen, nichts als die kalten Berechnungen der Cabinetsklugheit entgegenſtellten. In dem Kampfe mit den brittiſchen Republikanern aber verlor Pitt ſeine Popularität, wozu natürlich auch die Vermehrung der öffentlichen Taxen und die theilweiſe Störung des Handels viel beitrug. Seine Gegner legten ihm allein jene unglücklichen Erfolge zur Laſt; er ſetzte ihnen nichts entgegen, als ein reines Bewußtſeyn, dem er ſtolz und kalt mit eiſernem Willen folgte. Indeß würde keiner, der ſolche Zwecke ernſtlich wollte, ſich ſo wie er behauptet haben. Ihm blieb daher in jedem Falle das unleugbar große Verdienſt, in dem gefährlichſten Zeitpuncte ſein Volk vor den Gräueln der Anarchie bewahrt zu haben. Freilich bediente er ſich dazu nicht allemal der ſanfteſten Mittel. Würde er aber mit dieſen viel erreicht haben? Auch er mußte, da ihm gegenüber alle Macht immer mehr in einen Brennpunct zuſammenſchmolz, die brittiſche Staatsgewalt mit immer ſtrafferem Zügel leiten. Selbſt ſeine Gegner erkannten in den Zeiten der Gefahr, daß nur er den erforderlichen Muth mit der Kraft verband, um ſolchen Stürmen, wie die Revolutionspolitik über England brachte, dreiſt entgegenzutreten. Er war (the pilot, who weathered the storm), der dem Orkane gebietende Steuermann. Da dünkte es ihn, wie jeder Unbefangene einſah, nicht Zeit und Stunde, die Parlamentsreform zu bewirken, wie er einſt ſelbſt gewollt; und er bekannte (im J. 1792) ohne Scheu, „daß er jetzt für das Sicherſte halte, Volk und Unterhaus gingen einmüthig und eng verbunden in dem ſichern Gleiſe der beſtehenden erprobten Verfaſſung fort, um abzuwehren jede Gefahr von außen.“ Vorſichtsmaaßregeln ſchienen ihm unerläßlich; daher ſetzte er dem Einfluſſe franzöſiſcher Jacobiner die Alien Bill entgegen. Trotz alles Widerſpruchs der Oppoſition ging ſie durch im December 1792. Zwar nannte ſie der franzöſiſche Miniſter völkerrechtswidrig, allein er vergaß, daß ſchon im Mai deſſelben Jahrs

die Nationalverſammlung ein noch ſtrengeres Geſetz gegen die Fremden erlaſſen hatte.

Englands Politik gegen Frankreich blieb ſeit der Pilnitzer Zuſammenkunft bis zur Kriegserklärung des Convents gegen Georg III. in den Schranken einer ſtrengen Neutralität; und wenn man in dieſer Hinſicht Pitts diplomatiſche Rechtfertigung von Herbert Marſh (Leipzig 1799) nicht genügend fände, ſo geſtand dies ein heftiger Feind der Britten, der franzöſiſche Deputirte Kerſaint ſelbſt zu, als er den 18ten September in der Nationalverſammlung über die feindſelige Behandlung der Britten in Frankreich klagte, da „England die einzige Nation in Europa ſey, welche in Anſehung der franzöſiſchen Angelegenheit eine entſchiedne Neutralität beobachtet habe.“ Auch Maret, der mit Pitt in London im J. 1792 eine Unterredung gehabt, und Talleyrand ſchrieben dem franzöſiſchen Miniſter: „Pitt ſey durchaus friedlich gegen Frankreich geſinnt; er fürchte den Krieg mehr als den Sieg der Oppoſition, und werde die ſtrengſte Neutralität beobachten.“ Erſt nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. ſprach Pitt öffentlich im Parlamente, indem er ſeinen ganzen Abſcheu vor dieſem Mord ausdrückte, über das von Seiten Frankreichs verletzte Syſtem der Neutralität gegen England. Er legte dem Hauſe die Beweiſe davon vor, und rechtfertigte dadurch, warum der Geſandte des unglücklichen Ludwigs nach einem ſolchen Ereigniß von der brittiſchen Regierung aufgefodert worden, binnen acht Tagen das Königreich zu verlaſſen. „Wir wollen keinen Krieg mit Frankreich, aber Frankreich trete zurück in die Schranken der Mäßigung, die es ſich ſelbſt durch die von ihm gegebnen Erklärungen geſetzt; beharrt es aber bei ſeinen Vergrößerungsentwürfen und bei ſeinem Meinungskriege mit allen monarchiſchen Verfaſſungen, ſo laßt uns gegen ſolche Angriffe auf unſre Sicherheit denken!“ Nunmehr erklärte Frankreich den 1ſten Febr. 1793 den Krieg an den Erbſtatthalter und den König von Großbritannien. Der Miniſter konnte ſich dagegen (den 12ten Februar) leicht rechtfertigen, daß die brittiſche Regierung dieſe Herausforderung nicht verſchuldet. Als hierauf Fox den 17ten Juni im Parlamente vorſchlug, mit Frankreich Frieden zu ſchließen, ſo widerſetzten ſich Windham, Burke und Pitt, unterſtützt von einer großen Stimmenmehrheit. Seit-

dem beharrte der Miniſter feſt auf dem Satze: mit den jacobiniſchen Machthabern Frankreichs ſey an keinen Frieden zu denken." Dieß erbitterte jene, und der franzöſiſche Convent erklärte feierlich, nach Garniers Vörſchlag, Pitt ſey der Feind des menſchlichen Geſchlechts.

Dagegen wurde im brittiſchen Senate mit großem Scharfſinn die Frage erörtert: in wie weit eine Regierung ſich in die innern Angelegenheiten eines Nachbarſtaates miſchen dürfe. Pitt ſtellte den früher ſchon bei Hollands innern Spaltungen von Fox anerkannten Satz auf: wenn ein feindlicher Staat nach einem Syſtem regiert wird, das die Fortdauer des Kriegs unvermeidlich macht, ſo iſt es Recht, dieſes Regierungsſyſtem zu vernichten; und iſt der feindliche Staat in zwei Partheien getheilt, ſo iſt es erlaubt, durch Mittel, die das Völkerrecht nicht verwirft, dieſe Spaltung zu unterhalten, um durch beide über beide obzuſiegen. Alle ſeine Anſtrengungen waren jedoch nur auf die Zerſtörung des Jacobinismus gerichtet. Er erwartete von einer monarchiſchen Regierung allein in Frankreich das Heil des Friedens; daher er auch nach Robespierre's Sturz an keine Ausſöhnung Englands mit Frankreich glauben wollte, ſondern ſich des furchtſamen Wilberforce's u. A. Friedensvorſchlägen widerſetzte. Frankreich beſchuldigt ihn, daß er ſich gegen die franzöſiſche Regierung völkerrechtswidriger Mittel bedient habe; allein Pitt that nichts, als daß er Kundſchafter bezahlte, und Mißvergnügte oder die Royaliſten unterſtützte, ohne um ihre Intriguen zu wiſſen, noch als Theilnehmer Plane dazu mit ihnen zu verabreden. Nur militäriſche Maaßregeln wurden von ihm gemeinſchaftlich mit ihnen entworfen oder unmittelbar und wiſſendlich befördert. Seine ganze Thätigkeit war auf den entſchloſſenſten Kampf berechnet. Darum ſchloß er mit allen Mächten des feſten Landes, welche dazu geneigt waren, Subſidienverträge; darum bewaffnete er in England Schaaren von Freiwilligen; darum vermehrte er die Land- und Seemacht; darum erweiterte er zugleich die brittiſchen Hülfsquellen durch ſeine Handels- und Colonialpolitik; darum endlich vermehrte er mit den Kriegstaxen zugleich die Nationalſchuld bis zu der ungeheuern Größe von 500 Millionen Pf. St. (im J. 1806).

Ein Triumph ſeiner Miniſtergewalt war die Einführung der Einkommentare; allein der ſteigende Wohlſtand im Innern und der ſtets wachſende Umfang des Handels und der Macht in Indien rechtfertigten nicht nur ſeine Verwaltungsgrundſatze im Innern, ſondern unterſtützten auch ſeine kuhnſte Steigerung der brittiſchen Streitkraft. Er mußte dabei Schritt vor Schritt die Oppoſition bekämpfen, in welcher jezt auch Whitbread, im J. 1794 gegen ihn auftrat. Grey trug ſogar auf ein Impeachment gegen die Miniſter an, und Fox verlangte förmlich die Verurtheilung derſelben als Feinde des Friedens. Indeß erklärte Pitt öffentlich, daß er die Wiederherſtellung der alten Monarchie in Frankreich mit ihren Mißbräuchen auf keine Art beabſichtige, noch begünſtige. Am ſchwerſten war ſein Stand, wenn man ihn mit Vorwürfen wegen mißlungener koſtbarer und unglücklicher Unternehmungen, wie die Landung der franzöſiſchen Emigranten bei Quiberon war, überſchüttete; in dem genannten Falle wenigſtens konnte nur franzöſiſche Lüge ihn anſchwärzen. Niemand widerſtand länger den kühnen Behauptungen der Ausgewanderten, die alles für leicht und den Sieg für gewiß hielten, als Pitt. „Wartet", rief er dem Grafen Puyſaye entgegen, „ihr ſeyd zu ſchwach. Ihr ſtürzt euch in's Verderben." Auch lag es nicht an den Britten, daß dieſer Zug mißlang. Die Franzoſen wurden durch Verräther aus ihrer Mitte um die Frucht ihrer Kühnheit betrogen.

Dieſe und ähnliche Vorwürfe beantwortete Pitt mit Verachtung. Ueber jeden Angriff der Leidenſchaft ſiegte ſein unerſchütterlich feſter Gleichmuth, zumal nachdem ihm gelungen war, die revolutionären Clubs, welche ſich in London und im Reiche gebildet hatten, durch ſtrenge Geſetze zu zerſtören. Er bewirkte die Suspenſion der Habeas-Corpus-Acte, obgleich die, welche dieſe Maaßregel traf, laut ſchrieen: „ein ſolcher Beſchluß, der den Miniſter mit lettres de cachet bewaffne, werde das Zeichen des allgemeinen Aufſtandes ſeyn." Pitts Triumphe über ſeine Gegner, ungeachtet er um die Volksgunſt auf keine Weiſe buhlte, laſſen ſich nur aus der beſonnenen Urtheils- und Handelsweiſe des größern Theils der Nation erklären, aus der Mehrzahl bedachtſamer und rechtlicher Männer, welche die geſellſchaftliche Ordnung in ihrem Vaterlande

höher ſchätzten, als das gefährliche Spiel mit neuen und glänzenden Theorien bei ungewiſſem Laufe des in hoher Fluth ſteuernden Staatsſchiffs.

Pitt wurde daher in ſeinen Planen auf das Kräftigſte von der öffentlichen Meinung unterſtützt, ſo wenig er übrigens popular war. Ueberhaupt hat wohl kein brittiſcher Miniſter um die Liebe des großen Haufens weniger ſich beworben, aber dagegen den Gang der öffentlichen Meinung verſtändiger beachtet, als Pitt. Es gelang ſeinen Feinden, ihn verhaßt zu machen; aber vergeblich ſuchten ſie ihm die Gewalt zu entreißen, mit der er das öffentliche Urtheil für ſich behauptete. Bei keiner Gelegenheit zeigte ſich dieß auffallender, als bei der Bill gegen aufrühreriſche Zuſammenkünfte, einem Geſetze, das nur auf drei Jahre gegeben wurde, und hierauf von ſelbſt wiederum erloſch. Die Oppoſition beſtritt es mit der größten Heftigkeit, weil es die Freiheit der Engländer bedrohe. Sie ſetzte in allen Theilen des Königreichs ihre Anhänger, ſelbſt durch niedrige Kunſtgriffe, in Bewegung, um eine laute Mißbilligung jener miniſteriellen Maaßregel zu bewirken. Erskine hatte die Dreiſtigkeit, dem Parlament eine Bittſchrift gegen die Bill im Namen des Londoner Handelsſtandes zu übergeben, in der ſich falſche Unterſchriften befanden, und gegen welche der geſammte Verein der Londoner Banquiers feierlichſt ſich verwahrte. Es wurde bewieſen, daß mehrere ähnliche Vorſtellungen entweder erſchlichene Unterſchriften enthielten, oder oft nur vom Pöbel, von Kindern von zehn und zwölf Jahren unterſchrieben worden waren. Trotz aller von Fox, Sheridan, Bedfort, Lauderdale, Grey und andern Mitgliedern der Oppoſition, welche zu dem Volke in London auf öffentlichen Plätzen Reden hielten, angewandten Bemühungen, konnten des Miniſters Gegner nicht mehr als 131,284 Unterſchriften aus 62 Orten des Königreichs zu Bittſchriften gegen die Bill zuſammenbringen. Unter dieſen aber verwahrte ſich nachher die Hälfte, wegen der dabei verübten Betrügereien, gegen die übergebenen Vorſtellungen, und alle in der geſetzlichen Form berufene Verſammlungen der Wahlmänner in den Grafſchaften bezeugten in ihren Zuſchriften an den König ihre ausdrückliche Billigung des vorgeſchlagenen Geſetzes. Doch nichts zeigte die herrſchende Stimmung der Nation auffallender, als daß die

Bürgervereine von 236 Orten, unter denen ſich alle engliſche und ſchottiſche Städte vom erſten, zweiten und dritten Range befanden, die Bill für eine den Zeitumſtänden angemeſſene Maaßregel anerkannten.*) Hier war an keine Beſtechung zu denken, und ſelbſt die erfindſamſte Verleumdung mußte zugeben, daß die öffentliche Meinung ſich frei und überwiegend für den Miniſter erklärt habe. Beſchämt und widerlegt griff nun der Haß ſeinen Charakter an. Man ſchilderte ihn mit den ſchwärzeſten Farben, und entſtellte die unſchuldigſten Handlungen. Aber nie antwortete Pitt ſolchen Feinden; doch übernahmen ſeine Freunde, ihn zu vertheidigen. Als aber ein erbitterter Zeitungsſchreiber den Miniſter des geheimen Spiels in den Stocks beſchuldigte, lehnte er die Verleumdung durch eine Injurienklage von ſich ab.

Es blieb alſo der Oppoſition nichts übrig, als die Schuld des Kriegs auf Pitts Hartnäckigkeit zu wälzen. Denn ſo ſehr es in die Augen fiel, daß der große Kampf, ohne die ſchwerſten Laſten dem Volke aufzulegen, nimmer mit Glück *geführt* werden konnte, ſo behaupteten dennoch viele Schreier, alles dieß dem Volke abgepreßte Geld werde nur zur Befeſtigung der eigenen Sklaverei verwandt. Ueberdieß ſchien der Krieg kein Ende nehmen zu wollen, und der innere Zuſtand des Reichs war nichts weniger als beruhigend. Der Staatscredit wankte, die Stocks ſanken zu einer unerhörten Tiefe herab, die Schuldenmaſſe nahm ins Unermeßliche zu, in Irland brach das Feuer der Empörung aus, und das Volk erlag faſt unter dem Drucke der Abgaben: deſſen ungeachtet war in der Hauptſache nichts gewonnen; vielmehr breitete ſich die Herrſchaft der Franken immer weiter über Europa aus.

---

*) Die Actenſtücke, welche dieſe Thatſache ins Licht ſetzen, befinden ſich in einer Schrift, welche ganz im Geiſte der Oppoſition geſchrieben, dennoch den ſcharfſichtigen Leſer die Schwäche dieſer Parthei erblicken laſſen. The history of two acts entitled, an act for the safety and preservation of his majesty's person and government against treasonable seditious practices and attempts, and an act for the more effectually preventing seditious meetings and assemblees; including the proceedings of the british parliament. London 1796. 8.

Selbſt das Ausland betrachtete die großen Opfer Englands als Anſtrengungen, die nur ſcheinbar gegen die neuen Weltenſtürmer gerichtet wären, in Wahrheit aber die eigene Tyrannei auf dem Meere um ſo feſter gründen ſollten. Ein Paar dem Feinde abgenommene Zucker- oder Gewürzinſeln, die Entthronung eines Barbaren, wie Tippoo Saheb, die Beſchränkungen der freien Schiffahrt der Neutralen, — in gewöhnlicher Zeit nicht zu vertheidigen, gegen Frankreich, das dieſe Gewaltmittel zuerſt gegen ſich herausgefodert, ein Nothrecht! — dieß alles galt in den Augen vieler Continentalen, welche franzöſiſche Wortkunſt täuſchte, für eben ſo viel Schritte, welche England thue, um die Welt zu unterjochen. Schien es doch, als ob die brittiſchen Volksredner und die galliſchen Diplomatiker ſich verbunden hätten, den brittiſchen Miniſter als einen Raubherrſcher darzuſtellen, damit der Geiſt einer ſublimen Staatskunſt, welcher ſich in Napoleon Buonaparte immer mehr verkörperte, über das Feſtland, wie über die Meere ungehindert ſich verbreitete! — Dennoch war Pitt ſelbſt, ſeit dem J. 1796, einem Frieden mit Frankreich nicht abgeneigt; allein ſeine deshalb durch den däniſchen Miniſter in Paris gemachten Anträge wurden zurückgewieſen.

Unterdeſſen hatte der Ausfluß des baaren Geldes ins Ausland die Bank von England außer Stand geſetzt, ihre Schuldzettel baar einzulöſen. Ein königl. Rathsbeſchluß (Order of Council) vom 26ſten Februar 1797 ſetzte daher ihre Zahlungsverbindlichkeit in Metall aus. Ein geheimer Ausſchuß unterſuchte den Zuſtand der Bank, und man fand, daß die von ihr in Umlauf geſetzten Noten ſeit 1783, wo ſie 6 Millionen betrugen, bis 1797 den Betrag von 9-10 Millionen erreicht hatten. Bei dieſem Anlaß wurde die Wichtigkeit dieſes Circulationsmittels für den Handel und den Credit von England genau geprüft und allgemein anerkannt. Bald darauf erregte im J. 1797 ein ernſthafter Aufſtand der Seeleute auf den Flotten von Portsmouth, Plymouth und in der Nore viel Unruhe. Man ſtillte ihn jedoch durch Solderhöhung und Beſtrafung der Schuldigen, namentlich durch des Anſtifters Parker Hinrichtung. Pitt klagte bei dieſem Anlaß laut, daß man abſichtlich und planmäßig allgemeine Unzufriedenheit aufrege, wodurch nichts gebeſſert, der Stand der auswärtigen

gen Angelegenheiten aber verſchlimmert würde. Aber auch hier ſollte er an Allem Schuld ſeyn; ja Fox beſchuldigte ihn, daß er Sinecureſtellen für ſich nehme, wovon Pitt das Gegentheil leicht darthun konnte. Denn nie hatte wohl ein Miniſter ſo wie er verſchmäht, ſelbſt erlaubter und üblicher Mittel zu ſeiner Bereicherung ſich zu bedienen.

Die bald darauf erneuerten Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu Lisle waren ebenfalls fruchtlos, da die franzöſiſchen Bevollmächtigten eben ſo ſtolz als anmaaßend übertriebene Foderungen machten, und zu gleicher Zeit mit den Rebellen in Irland in geheime Verbindung traten. Der Krieg mußte alſo fortgeſetzt werden; die Nation fühlte die Nothwendigkeit; daher ward nicht nur die harte Einkommentaxe, eine der kühnſten und glücklichſten Finanzunternehmungen Pitts, mit einer Mehrheit von 196 Stimmen gegen 71, im J. 1798 genehmigt, ſondern auch Alles gebilligt, was er veranſtaltete, um der vom Feinde gedrohten Landung in England den kräftigſten Widerſtand entgegenzuſetzen. Zugleich mußten gegen innere Feinde, die aus falſchem Freiheitseifer den Staat in Gefahr ſetzten, gegen Arthur und Roger O'Connor, Theobald Tone, Horne Tooke, M'Nevin, Lewins u. A., die an der Spitze der vereinigten Irländer mit dem franzöſiſchen Directorium in einen Bund traten, der Hoche's Landung in Irland und einen Krieg mit den irländiſchen Rebellen zur Folge hatte, kräftige Maaßregeln genommen werden. Sie hatten Verbindungen und Freunde in London. War doch ſelbſt Tierney im Parlamente Arthur O'Connors Lobredner! Derſelbe Redner widerſetzte ſich der von Pitt zur ſtärkern Bemannung der Kriegsſchiffe vorgeſchlagenen ſtrengen Matroſenwerbung, nach welcher, wie ſchon im J. 1779 geſchehen war, mehrere perſönliche Befreiungen wegfallen ſollten. In der Hitze des Streits fragte Pitt ſeinen Gegner: wenn jene Maaßregel an ſich nothwendig ſey, die verlangte Mittheilung oder Bekanntmachung ihrer Ausführung aber dem Erfolge derſelben im Wege ſtehe, ob dann ſein Widerſpruch einen andern Beweggrund haben könne, als die Abſicht, die Vertheidigung des Vaterlandes zu hindern? Hr. Tierney widerſprach den Vorderſätzen nicht, beſchwerte ſich aber über den perſönlichen Angriff, der in dem Schlußſatze lag, und verlangte, daß der Sprecher Pitt zur Ordnung verweiſen ſollte. Allein dieſer wich der Erklärung, ob Pitts Ausdruck dem im Par-

lamente zu beobachtenden Anſtand entgegen ſey oder nicht, dadurch aus, daß er das Haus erſuchte, erſt Pitts Erläuterung über den Sinn ſeines Wortes zu hören. Der Miniſter wiederholte hierauf, was er geſagt, und geſtand ein, daß es parlamentswidrig ſey, die Beweggründe der Meinung eines Mitgliedes aufzuſtellen; allein er könne, was er behauptet, weder zurücknehmen, noch mildern. Hierin fehlte Pitt, wie ſchon der Sprecher aus Unentſchloſſenheit gefehlt hatte. Die Folge war eine Ausforderung, die Tierney an Pitt ſandte, und ein Zweikampf. Ganz London bemerkte mit Mißfallen, daß vier Glieder des Hauſes der Gemeinen, welche ganz vorzüglich das Beiſpiel einer ſtrengen Beobachtung der Geſetze geben ſollten, am nächſtfolgenden 27ſten Mai 1798, an einem Sonntage, den Tag des Herrn auf die gröbſte Weiſe verletzten, indem ſie um 3 Uhr (during the time of divine service) während des Gottesdienſtes eine Handlung vornahmen, die eben ſo ſehr gegen das göttliche als gegen das Landesgeſetz war. Pitt von ſeinem Secundanten Dudley Rider, und Tierney vom General Walpole begleitet, ſchoſſen ſich auf einer Wieſe bei Wimbledon auf Piſtolen; Tierney zuerſt. Er fehlte ſeinen Gegner, worauf dieſer ſein Piſtol in die Luft abſchoß. Die Secundanten erklärten die gegebne Genugthuung für hinreichend. Pitts Freunde und W. Wilberforce bedauerten mit Recht, daß der große Mann nicht mit mehr Standhaftigkeit dem Vorurtheile ſich widerſetzt und ein ſeiner würdiges Beiſpiel von Seelenſtärke gegeben habe; man tadelte aber auch das Unterhaus, wo die Oppoſition ſchon ſeit längerer Zeit ſich nicht geſcheut, die hämiſchſten und bitterſten perſönlichen Angriffe auf die Geſinnungen der Miniſter ſich zu erlauben. Wie konnte alſo einer von ihnen im ähnlichen Falle ſich für beleidigt halten? —

Pitt, der durch ſeine Siege ſelbſt ſeine Feinde immer mehr gegen ſich erbitterte, ſchlug jetzt im Januar 1799, damit die Quelle des Bürgerkriegs in Irland und deſſen gefährliche Plane, ſich unter Frankreichs Schutz von England zu trennen, auf immer zerſtört würden, dem Parlamente vor, Irland mit Großbritannien zu Einem Staate zu verbinden. Sheridan widerſprach dem Unionsentwurfe am nachdrücklichſten; allein Pitt ſetzte ihn durch mit einer Stimmenmehrheit von 140 gegen 15. In Irland war Grattan der heftigſte Gegner deſſelben. Mit wilder Beredtſamkeit donnerte er gegen den Urheber: „er

weihe den brittiſchen Miniſter der Unſterblichkeit ewiger Schande", und ſprach dieſen ſonderbaren Fluch auch über das irländiſche Parlament aus, im Fall es nachgäbe. Als nun daſſelbe die Union annahm, jedoch gewiſſe Bedingungen in Anſehung des Handels hinzufügte, ſo vertheidigte Pitt dieſe Puncte gegen Grey und andre Mitglieder der brittiſchen Oppoſition, „weil ſie auf den liberalen Grundſätzen gegenſeitiger Annäherung und Vortheile beruhten." Die erſte Verſammlung des imperial Parliament of the United Kingdom of Great-Britain and Ireland (wie der Staat nunmehr hieß) wurde aber erſt mit dem neuen Jahrhundert, im J. 1801 den 2ten Februar, eröffnet. So ward das große Werk der Union durch Pitts Klugheit, Beharrlichkeit und Mäßigung den 2ten Juli 1799 vollendet, und Lord Bacons Wort erfüllt: „England, Schottland und Irland zu einem Staate verbunden, würden ein Kleeblatt ſeyn, wie es kein König in ſeiner Krone trage."

Jetzt erwartete den Miniſter ein neuer Angriff im Parlamente. Bonaparte hatte am Ende des J. 1799 und 1800 friedliche Eröffnungen an England gemacht, die von des Königs Miniſtern zurückgewieſen worden waren. Die Oppoſition, beſonders Erskine, klagte ſie daher an als die Urheber und Beförderer des Kriegs. Nun erfolgte eine wichtige ſtaatsrechtliche Unterſuchung über die Gründe des Kriegs, in wie fern England oder Frankreich ihn verſchuldet, und warum erſteres die Vorſchläge der letztern Macht verwerfen müſſe. Die ſtrengſte Neutralität Englands vor dem Kriege ward als erwieſen anerkannt; Frankreich trage allein die Schuld deſſelben, und dennoch wolle es Alles, was die Republik im Kriege erobert, als unzertrennlich anſehn, ſo daß davon bei den Unterhandlungen gar nicht die Rede ſeyn ſolle! Pitt ſetzte mit aller Kraft, die ihm zu Gebote ſtand, und mit der größten Klarheit die Grundſätze der franzöſiſchen Revolutionspolitik auseinander. „Die Unſicherheit der franzöſiſchen Regierung ſey eine Urſache mehr geweſen, warum das brittiſche Cabinet die Anträge des erſten Conſuls abgewieſen." Er bezog ſich dabei auf Boulay de la Meurthe's merkwürdige Rede, der ſelbſt die Verbrechen und die Treuloſigkeit der bisherigen Gewalthaber in Frankreich geſchildert, wie ſie keinen Vertrag erfüllt, und wie das Directorium eigenmächtig, ohne den geſetzgebenden Rath, Alles entſchieden und Alles verwirrt habe; und deſſen ungeachtet behaupte derſelbe Redner: „die Revolution vom 18ten Brumaire

ſey durch moraliſche und conſtitutionelle Mittel längſt vor- bereitet worden!" — Ueberhaupt konnte die geſchminkte Logik der franzöſiſchen Staatsredner wohl nirgends mehr in ihrer frechen Blöße erkannt und verachtet werden, als in England, wo gründliches Denken Charakterzug der Na- tion iſt. Pitt entwarf damals in treuen Zügen den innern Zuſtand der franzöſiſchen Republik; auch zergliederte er die Diplomatik des erſten Conſuls. „Wie wenig es ihm Ernſt ſeyn könne um einen allgemeinen Frieden, den England zugleich mit ſeinen Verbündeten abzuſchließen ſich geneigt erklärt, da er nun ein zweites Mal auf einen Se- paratfrieden mit Großbritannien angetragen. Wiſſe das Haus nicht, daß Napoleon Bonaparte nur darum den Separatvertrag mit Oeſterreich zu Campo Formio abzu- ſchließen geeilt, um ſich an die Spitze der Armee von Eng- land zu ſtellen, und an den Ufern der Themſe das Geſetz des Friedens vorzuſchreiben; und doch habe man ſich nicht entblödet, jenen Tractat dem Hauſe als einen Beweis der friedlichen Geſinnungen des feindlichen Generals vorzuſtel- len! Ob ſie denn Berthiers und Monges Wort, das ſie vor dem Directorium ausgeſprochen, vergeſſen hätten? jenes Wort: „das Königreich Großbritannien und die franzöſiſche Republik können nicht neben einander beſtehn!" Pitt ging hierauf das politiſche Betragen des erſten Con- ſuls ſeit ſeinem Erſcheinen auf der Bühne der Politik und des Kriegs bis jetzt durch. „Habe er nicht der Conſtitu- tion vom dritten Jahre, welche er unter Barras durch ſein Schwert gegründet, zwei Mal wenigſtens Treue geſchwo- ren, und ſie dennoch jetzt ſelbſt umgeſtoßen?" Der Mini- ſter ſchloß endlich, daß der Mann, der ſo als Bürger ge- gen ſein Vaterland, ſo als Feldherr und Staatsmann in Italien, Deutſchland, Holland und in der Schweiz ge- handelt, keine Sicherheit für die Beobachtung der Tracta- ten darbiete.

Allein auch Englands Zuſtand wurde immer beunru- higender. Die Getreidetheurung veranlaßte tumultuari- ſche Auftritte; für den Miniſter, der anfangs Frankreich hatte aushungern wollen, wahrlich ein bittrer Vorwurf! Doch Pitt ſchlug Prämien auf die Korneinfuhr vor, und dieſes Uebel wurde bald entfernt. Er ſuchte hierauf die Emancipation der irländiſchen Katholiken, ob er gleich dieſe gewöhnliche Bezeichnung der großen Streitfrage nicht billigte, durch Aufhebung der alten Teſtacte und die Einführung eines neuen Teſtgeſetzes zu befördern, ſo eif-

rig er übrigens ſelbſt der anglicaniſchen Kirche aufrichtig ergeben war; allein der König beharrte dabei, daß ſein Gewiſſen ihm nicht erlaube, von der beſchwornen Verfaſſung der engliſchen Kirche abzuweichen, und verwarf die Vorſchläge ſeiner Miniſter. Dieſe glaubten, unter dieſen Umſtänden ihren Stellen ſchicklich entſagen zu müſſen; doch erklärte ſich Pitt, bis zur Zuſammenſetzung des neuen Miniſteriums auf ſeinem Poſten zu bleiben, und für die Wege und Mittel zu den Ausgaben des laufenden Jahrs Sorge zu tragen. Auch hatte er damals gegen die Abſicht der nordiſchen bewaffneten Neutralität erklärt, daß England ſeinen Seerechten um ſo weniger entſagen könne, da jener Bund der nordiſchen Mächte ihren mit England beſtehenden Verträgen nicht angemeſſen wäre. Bei der Stellung Frankreichs gegen England war es natürlich, daß letzteres ſein Gegengewicht auf dem Meere nicht aufgeben wollte. Hierauf legte Pitt am Schluſſe ſeines faſt achtzehnjährigen Miniſteriums das Budget vom J. 1801 vor. Er geſtand, daß der Ertrag der Einkommentare ſeiner Erwartung nicht entſprochen, indem ſie ſtatt auf 10 Millionen nur zu 6 Millionen zu berechnen ſey; doch ſchlug er ihre Beibehaltung vor. Sie iſt ſeitdem jährlich im Ertrage geſtiegen, und wurde ein Jahr nach Pitts Tode auf mehr als 11 Mill. Pf. St. berechnet. So ward auch hierin Pitts Plan gerechtfertigt. Uebrigens ergab ſich aus den Angaben der Staatseinkünfte, daß die Hülfsquellen des Staats ſich vermehrt hatten, und daß die gewöhnlichen Einkünfte geſtiegen wären.

Nach dieſen Verhandlungen, in welchen er die Stimmenmehrheit des Hauſes bis zum letzten Augenblicke ſeiner Verwaltung behauptet hatte, legte Pitt ſein Miniſterium den 14ten März 1801 nieder, worauf Addington als erſter Lord und Canzler der Schatzkammer an ſeine Stelle trat. Das neue Miniſterium war, zum großen Verdruſſe der Oppoſition, von Freunden des Pittiſchen Syſtems und zum Theil von Männern, die ſich in Pitts Schule gebildet hatten, zuſammengeſetzt. Pitt ſelbſt verſprach Addingtons Verwaltung zu unterſtützen. Grey trat indeß, um die Volksgunſt deſſelben zu erſchüttern, mit dem ſchon mehrmals von ihm vergebens gemachten Antrage auf, daß man den Zuſtand der Nation unterſuchen ſolle. Er fand in Pitts bisheriger Verwaltung Alles verdammungswürdig, und klagte Pitt und ſeine Collegen als die Urſache des Unglücks von Europa an. Ihn unterſtützte Whit-

bread. Dundas ſtellte ihren Beſchuldigungen die Siege der brittiſchen Waffen entgegen, von der Eroberung Tabago's im J. 1793 an bis zur Einnahme von Malta im J. 1800; „483 Kriegsſchiffe ſeyen von den Britten in dieſem Zeitraume genommen worden, darunter 78 von der Linie und 181 Fregatten, ohne 743 franzöſiſche Kauffahrtei- und Caperſchiffe; überhaupt 834, alſo mehr, als in jedem frühern Kriege, ſelbſt unter der berühmten, aber mit weniger Schwierigkeit und Gefahr verbundenen Adminiſtration des Grafen Chatam." — Pitt hingegen rechtfertigte ſeinen freiwilligen Austritt aus dem Miniſterium durch die unüberſteiglichen Hinderniſſe, welche ſeiner Ueberzeugung in Anſehung der Entſcheidung der Streitfrage wegen der Katholiken im Wege geſtanden hätten. Indeß darf man wohl annehmen, daß ein Hauptgrund ſeines Entſchluſſes die Verſchiedenheit ſeiner Anſicht von den Friedensbedingungen mit Frankreich war, worüber ſeine Collegen anders als er dachten. In jedem Falle that er jenen Schritt nur deßhalb, weil er ſeine Ueberzeugung in mehrern zu faſſenden wichtigen Staatsbeſchlüſſen weder aufgeben, noch geltend machen konnte. Stets unabhängig von jeder Parthei, auch im Privatſtande, vertheidigte er jetzt den Präliminarfrieden mit Frankreich vom 1ſten October 1801, in ſeiner Rede am 8ten November: „ob er wohl geglaubt, daß auf beſſere Bedingungen hätte beſtanden werden ſollen, ſo ziehe er doch dieſelben der Fortſetzung eines ſo verhängnißvollen Kriegs vor, weil die franzöſiſche Regierung Feſtigkeit, England aber ſeinen Zweck, Sicherheit gegen Revolutionsgeiſt und Jacobinismus, erlangt habe." — Zugleich bekannte er, wie ſehr es ihn ſchmerze, die alte Monarchie in Frankreich nicht wieder hergeſtellt zu ſehn, weil die Anſtrengungen der übrigen Mächte Europa's den brittiſchen nicht gleich gekommen wären. Fox billigte den Frieden aus ganz andern Gründen. Er hielt den Krieg auf Frankreichs Seite für gerecht, heilig und unvermeidlich; daher ſcheute er ſich auch nicht in einer Verſammlung ſeiner Freunde unumwunden zu erklären: „er billige den Frieden, weil er für Frankreich ehrenvoll und glorreich ſey." Pitts Freund, Windham, nannte ihn dagegen einen drohenden Waffenſtillſtand, der ohne Noth eingegangen und unweiſe abgeſchloſſen, dem Vaterlande nur Verderben bringe. —

So behauptete Pitt im Parlamente ſtets den Charakter des freien Mannes, welcher allein ſeinem Gewiſſen

und ſeiner beſten Ueberzeugung folgt. Er ſtand weder auf der Seite der Miniſter, noch auf der Seite der Oppoſition. Ueberall galt ihm Alles nur die Sache, das Beſte des Vaterlandes, nicht der Vortheil, noch das Anſehn der Perſonen. Er fragte nicht, wer einen Vorſchlag mache, ſondern was er bezwecke. Deſſen ungeachtet dauerten die Angriffe der Oppoſition auf ſein Syſtem mit gleicher Heftigkeit fort. Im April 1802 klagte Whitbread Pitts Finanzverwaltung der Untauglichkeit an, und Sir Francis Burdett ſchlug in einer langen Philippica, welche alle bisher ſo oft vergebens wiederholten Vorwürfe, die man ſeit zwölf Jahren Pitt gemacht, erneuerte, einen Unterſuchungsausſchuß gegen den geweſenen Miniſter vor. Lord Temple und Mr. Archdal übernahmen ſeine Vertheidigung, ohne daß Pitt ſelbſt für ſich ſprechen durfte, und der Antrag wurde von 246 Stimmen gegen 39 verworfen. Gleichwohl wagte Mr. John Nicholls einen ähnlichen Verſuch den 7ten Mai. Er foderte das Haus auf, dem Könige zu danken, daß er Pitt aus ſeinem Staatsrathe entfernt habe. Dieſe Behauptung war nicht einmal richtig, da Pitt freiwillig zurückgetreten war; der ganze Vorſchlag bewirkte alſo nur das Gegentheil. Das Haus beſchloß nämlich auf Lord Belgrave's Antrag, ſo heftig auch Grey, Erskine und Fox in langen Reden widerſprachen, Sr. Maj. zu bezeugen, daß das Haus dafürhalte: „durch die Weisheit, Kraft und Feſtigkeit, welche Sr. Maj. Staatsrath in dem letzten gefahrvollen Kampfe bewieſen, unterſtützt durch die außerordentliche Tapferkeit der Flotten und Heere, wie durch den hochherzigen, kraftvollen Geiſt der Nation, ſey die Ehre des Vaterlandes aufrecht erhalten, ſeine Macht enger verbunden und befeſtigt, ſein Credit und Handel behauptet und erweitert, und die unſchätzbare Verfaſſung deſſelben gerettet worden, gegen alle Angriffe von äußern und innern Feinden.“

Nichts kann für das Urtheil der Nachwelt lehrreicher ſeyn, als ſolch ein Kampf der öffentlichen Meinung in einem freien Volke, ob das Verdienſt eines vom Schauplatze ſeiner Macht abgetretenen großen Mannes die Bürgerkrone verdiene oder nicht? Die Annalen der brittiſchen Nation erhalten dadurch eine hiſtoriſche Würde und eine große Bedeutung für jeden, der die ſittlich erhabenen Züge des bürgerlichen Lebens aus einem höhern Standpuncte zu betrachten in der Geſchichte der alten Welt gelernt hat. Wir mußten dieſe Züge ausheben aus dem für gewöhnliche

Zuhörer ſo langweiligen Wortkampfe der brittiſchen Staatsredner, um den Geiſt, der jenen Inſular-Staat belebt, kenntlich zu machen, und die wahre Phyſiognomie der Parlamentsverhandlungen zu bezeichnen, in denen mancher Continentale, der im Staate nur ein todtes Uhrwerk ſieht, nichts als Partheienzank zu vernehmen glaubt. Unter den Rednern, die für des jungen Belgrave's Vorſchlag ſprachen, waren Mildmay, Wilberforce, Thornthon und Sir Robert Peel als Männer bekannt, denen die Wahrheit über Alles ging. Der letztere insbeſondre, ein einſichtsvoller reicher und unabhängiger Kaufmann, legte ein lautes Zeugniß ab für die — unrivalled — überlegene Kenntniß, welche Pitt in den Handelsangelegenheiten des Landes gezeigt habe. „Seine Uneigennützigkeit", ſetzte er hinzu, „iſt eben ſo offenkundig, als ſeine Einſicht; er iſt der Wohlthäter unſeres Vaterlandes geweſen, er hat keines Mitbürgers Intereſſe vernachläſſigt, außer ſein eigenes." „Man ſagt zwar, wenn er ſich nicht ſelbſt bereicherte, ſo habe er doch ſeinen Einfluß durch Vertheilung von Jahrgeldern und Aemtern an Andere ſich geſichert; allein er bedurfte ſolcher Künſte nicht; rechtliche Mittel ſtanden ihm zu Gebote; drei Theile dieſes Hauſes, unfähig der Beſtechung, waren ſeine Freunde." Der Redner hielt dafür: „das Haus ſolle Herrn Pitt ein vollgültigeres Zeichen ſeiner Dankbarkeit beſtimmen; und es würde der Nation ein bleibender Vorwurf ſeyn, wenn ſie zugäbe, daß ein ſolcher Mann in drückende Armuth ſich zurückzöge. Er, ſeines Theils, ſchätze ſich glücklich, wenn er dazu mitwirken könne, nicht aus perſönlichen Beweggründen, denn er habe nicht die Ehre mit dem hochgeehrten Manne bekannt zu ſeyn, ſondern um der großen Dienſte willen, die er dem Vaterlande erzeigt." — Lord Belgrave's Vorſchlag ward alſo von drei Viertheilen des Hauſes angenommen; und Mildmay's Antrag, dem Herrn Pitt ausdrücklich und beſonders den Dank des Hauſes zu bezeugen, von 211 Stimmen gegen 52 genehmigt. Die Angriffe ſeiner Feinde wurden für ihn jetzt eben ſo viel Triumphe. Eine zahlreiche Verſammlung ſeiner Freunde und vieler ausgezeichneten Männer feierte Pitts Geburtstag den 28ſten Mai in Merchant-Taylors Hall mit ächt brittiſcher Volksfreude.

Dieſe Vorliebe altengländiſcher Herzen für Pitt, und die Vergleichung, welche man zwiſchen ihm und Addington anzuſtellen oft Veranlaſſung fand, beſtimmten ihm

auf's Neue die Leitung des Staats, als ein Jahr nach dem Frieden von Amiens Frankreichs und des erſten Conſuls Anmaaßungen den Ausbruch eines zweiten Kriegs unvermeidlich machten. Pitt ſelbſt ſprach für die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit deſſelben im Parlamente den 20ſten Mai 1803, und ſchlug die kräftigſten Maaßregeln zur Führung deſſelben vor. Um ſeinen Mitbürgern ein Beiſpiel zu geben, warb er eine Schaar von 600 Freiwilligen, die er als Oberſter in den Waffen übte. Seine Rathſchläge wurden von den Miniſtern nicht beachtet; gleichwohl widerſetzte er ſich dem Antrage, den öffentlichen Tadel der Miniſter auszuſprechen, ob er gleich das Verfahren derſelben nicht ganz billigen mochte. Beide Theile waren deshalb mit ihm unzufrieden; allein Pitt folgte ſeiner Ueberzeugung, und widerſprach nur aus Gründen den Miniſtern, ohne darum ihrem Anſehn entgegen zu arbeiten, vielmehr unterſtützte er ſie öffentlich und im Vertrauen mit ſeinem Rathe, aus Eifer für das gemeine Wohl, ohne Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit. Mit gleicher Unbefangenheit ſprach er für Fox's Vorſchläge, wenn ſie ihm zweckdienlich ſchienen; beſonders machte er die Miniſter auf einen zweckmäßigern Gebrauch der freiwilligen Bewaffnung aufmerkſam. Indeß ward eine Veränderung des Miniſteriums immer dringender gefühlt. Pitt ſtimmte für Spencer's, Fox's, Grenville's und Windham's Aufnahme, womit Addington aber nicht einverſtanden war. Nun trug ihm der König auf, das neue Miniſterium zu bilden. Vergebens ſuchte er den König zu bewegen, daß er Fox's Eintritt in daſſelbe genehmige. Dieſer war dem König perſönlich zuwider. Pitt ſetzte daher nach des Königs Verlangen am 12ten Mai 1804 das Miniſterium ſo zuſammen, daß er weder Fox's noch Grenville's Freunde darin aufnahm.

So trat Pitt zum zweiten Male als erſter Lord und Canzler der Schatzkammer an die Spitze der Verwaltung. Die Lage des Ganzen konnte ihm nicht viel Muth einflößen. Die Armee und beſonders die Marine befand ſich nicht in dem Zuſtande von Macht, welchen die Hülfsquellen des Reichs geſtatteten, und die Größe des Kampfes erfoderte. Sein Vorſchlag aber, ein Ergänzungsheer auszuheben, zu welchem jede Gemeinde eine verhältnißmäßige Mannſchaft ſtellen ſollte, ging nur mit einer geringen Stimmenmehrheit durch, da die Addingtonſche wie die Grenvill'ſche Parthei auf der Seite der Oppoſition wa-

ren. Sheridan machte es daher dem Miniſter zur Pflicht, ſeine Gewalt, wie Addington im ähnlichen Falle gethan, niederzulegen, was aber Pitt ſehr beſtimmt von ſich wies. „Fände dieſe Maaßregel zur Vertheidigung des Vaterlandes den Beifall des Hauſes nicht, ſo würde er eine andere, dann eine dritte und ſo fort vorſchlagen, bis er alle verworfen, ſich ſelbſt aber außer Stand ſähe, ſeinem Vaterlande zu dienen.“ — Er gründete hierauf die neue Verbindung mit dem Petersburger Cabinet, und nöthigte Spanien, das durch den Ildefonſer Vertrag von Frankreich ſich abhängig gemacht hatte, zu einer beſtimmten Erklärung, indem er die mit den amerikaniſchen Schätzen beladenen ſpaniſchen Schiffe in Beſchlag zu nehmen befahl; eine Maaßregel, die nur durch die vorhergegangene feindſelige Stellung Spaniens ſich rechtfertigen ließ. Das blutige Gefecht am 5ten October 1804 zog von Seiten Spaniens die Kriegserklärung gegen England nach ſich (den 24ſten Januar 1805). Pitt mußte dieſes entſchloſſene und gewaltſame Verfahren gegen Spanien, das freilich von dem gutmüthig ſchwankenden Verhalten Addingtons ſich ſehr unterſchied, gegen Grey's Angriff im Parlamente vertheidigen; eine in der Geſchichte des praktiſchen Völkerrechts merkwürdige Erörterung. Man darf hinzufügen, daß Frankreichs gewaltſam raſches Vordringen in Europa den brittiſchen Miniſtern nicht Zeit ließ zu langmüthigen Unterhandlungen mit Frankreichs Bundesgenoſſen. Auch hatte Pitt beim Abſtimmen hierüber eine Mehrheit von 313 gegen 106 Stimmen für ſich. Denn jeder Unbefangene ſah ein, daß Pitt ſeinen nächſten Zweck, die brittiſchen Inſeln von einer Landung zu befreien, erreicht hatte. Britannien war Herr auf allen Meeren, ſelbſt im mittelländiſchen.

Eine lebhafte und tief eindringende Parlamentsverhandlung ward jetzt durch eine Bittſchrift der irländiſchen Katholiken herbeigeführt. Bei dem Charakter des Königs war keine günſtige Entſcheidung der Emancipationsfrage zu erwarten; Pitt widerſetzte ſich daher dieſem ganz unzeitigen Geſuche, das nur den Gang der Adminiſtration ſtören und aufhalten konnte. Die Rede, welche er am 13ten Mai 1805 bei dieſer Gelegenheit hielt, iſt auch in Hinſicht ſeines Charakters merkwürdig. Wenn man ſich erinnert, warum er im J. 1801 das Miniſterium niederlegte, ſo muß man ſeine Klugheit bewundern, mit der er den Sieg über ſich ſelbſt, über ſeinen Wunſch, das Heil=

bringende durchzuſetzen, davon trug, um nur nicht Alles, um nicht das Höchſte aufzugeben. Seine Gründe machten um ſo tiefern Eindruck auf das Haus, da er anzeigte, daß die römiſchen Prieſter ihren Einfluß anwendeten, um einen Aufruhr in Irland zu erregen, und daß überhaupt die öffentliche Stimme der Nation den Foderungen der Katholiken entgegen ſey. Sir George Hill nannte die ganze Petition einen bloßen Partheienrank, a mere party trick. Sie ward endlich von 336 Stimmen gegen 124 verworfen. Indeß gelang es der Oppoſition, Pitt auf der empfindlichſten Seite wehe zu thun, indem ſie ſeinen vertrauten Freund, Lord Melville, den erſten Lord der Admiralität, in ein Impeachment verwickelte. Er hatte die Whigparthei gegen ſich aufgebracht, als er die ſtrafbare Unthätigkeit in der Verwaltung des Seeweſens unter des Grafen St. Vincent Leitung nachwies. Graf Darnley verlangte deßhalb im Oberhauſe eine förmliche Unterſuchung jenes Verwaltungszweiges, indem er den Grafen St. Vincent zu rechtfertigen ſuchte, ſein bisher ganz ungewöhnliches, auch von keinem ſeiner Nachfolger nachgeahmtes Verfahren gut hieß, und alle demſelben gemachten Beſchuldigungen auf Lord Melville zurückwälzte. Zugleich machte die aus Freunden des Lords St. Vincent zuſammengeſetzte Commiſſion des Seeweſens in ihrem Berichte über das Schatzamt der Marine eine Anzeige, welche eine Unterſuchung gegen Lord Melville im Unterhauſe, und darauf ein Impeachment, weil er als Schatzmeiſter der Marine Veruntreuungen ſich habe zu Schulden kommen laſſen, gegen ihn zur Folge hatte. Es war auffallend, wie weit die Leidenſchaftlichkeit das Haus der Gemeinen führte. Es fand nämlich auf Whitbreads Antrag nach der Mehrheit einer einzigen Stimme den Lord Melville großer Fehlgriffe in ſeiner Amtsführung ſchuldig, und doch ward dieſer nachher von dem höchſten Gerichtshofe des Staats von jeder Beſchuldigung frei geſprochen! Der Angeklagte ſollte Summen, die er als Marineſchatzmeiſter aus der Bank von England bezog, in derſelben für ſeine Privatrechnung angelegt haben. Eine einzige Stimme entſchied die Begründung dieſer ſchweren Staatsanklage gegen einen Miniſter, und doch war Lord Melville nicht einmal mit ſeiner Vertheidigung im Unterhauſe gehört worden! War dieß hart, und ging das Parlament zu weit, ſo war es wenigſtens ein großer Beweis von der Strenge der Aufſicht, welche in England die öffentliche Meinung

über die höchſten Staatsbeamten ausübt. Man kann hieraus auf das unantaſtbare Betragen Pitts ſchließen, da ſeine Gegner nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn bringen konnten. Pitt betrug ſich auch bei dieſer Gelegenheit männlich und feſt. Hätte das Haus ſeinen Rath befolgt, und einem geheimen Ausſchuß die Unterſuchung jener Anzeige, die den Grund von Melville's Anklage enthielt, übertragen, ſo würde der Beſchuldigte ſich haben vertheidigen können; allein die Abſtimmung über Pitts Antrag war für und wider gleich, und des Sprechers Stimme entſchied in ſolchem Falle, nach einem merkwürdigen Herkommen, gegen den Miniſter*). Pitt achtete die auf ſolche Art erklärte Geſinnung des Hauſes ſo ſehr, daß er ſelbſt dem König rieth, den Lord Melville, welcher bereits ſein Amt als erſter Lord der Admiralität niedergelegt hatte, aus der Liſte ſeiner geheimen Räthe auszuſtreichen. Dieß war ſchicklich und recht; ein des Impeachment von der Nation ſchuldig befundener Staatsmann konnte nicht im geheimen Rathe des Monarchen ſitzen. Pitt ſelbſt beſtand nun auf der Form eines Impeachment, um die Sache zu unterſuchen. Dies war die letzte Streitfrage an der er Theil nahm, (den 25ſten Juni 1805). Leider erlebte er die völlige Freiſprechung ſeines Freundes nicht; ſonſt würde er eben ſo männlich für ſeine ehrenvolle Wiederherſtellung gewirkt haben.

Bei dieſer Gelegenheit ſtimmte die Addingtonſche Parthei gegen Pitt, und das Perſönliche, was dabei im Spiele war, zeigt Pitts Charakter in ſeinem reineren Lichte, ſo daß wir es aufführen müſſen. Addington, oder Viscount Sidmouth war Lord-Präſident des Staatsraths, an des Herzogs von Portland Stelle, geworden. Da nun Lord Melville ſeine Stelle als erſter Lord der Admiralität aufgegeben hatte, ſo empfahl Lord Sidmouth ſeinen Freund Lord Buckinghamſhire dem Miniſter Pitt zu jenem Poſten; allein Pitt antwortete, daß er bereits einen Mann von Erfahrung und Kenntniß (wie ſie der von

*) Gifford macht bei dieſer Gelegenheit die gegründete Bemerkung, daß, ſo achtungswerth dieſes Herkommen ſey, es doch nicht in einer Criminal- oder Juſtizſache auf die Stimme des Sprechers Einfluß haben ſolle. — Wer übrigens noch zweifeln kann, daß in England wahre Freiheit zu finden ſey, der wird ſelbſt in dieſem Acte der Ungerechtigkeit die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit erkennen.

Sidmouth empfohlene Lord nicht im erfoderlichen Grade beſaß) für dieſe Stelle beſtimmt habe. Dies nahm Se. Herrlichkeit, Lord Sidmouth, übel, und ſandte ſogleich ſein und Lord Buckinghamſhire's Entlaſſungsgeſuch ein, mit der Bitte, es Sr. Majeſtät vorzulegen. Doch bald beſann ſich Lord Sidmouth eines Andern, und in ſehr beſcheidenen Ausdrücken bat er den Miniſter um die Bewilligung, daß er die überreichten Geſuche zurücknehmen dürfe, und daß der Miniſter den Vorfall vergeſſen möchte. Pitt war gutmüthig genug, dies ſogleich zuzugeſtehen; denn Feindſchaft oder Rache waren ſeinem Herzen gleich fremd. Er konnte dabei nicht vorausſetzen, daß Lord Sidmouth nach einem ſolchen Vorfalle aufrichtig mit ihm zuſammenwirken werde. Auch ſuchte dieſer nur einen populären Vorwand, um ſeine Entlaſſung ſchicklich zu fodern. Und dieſen Vorwand bot ihm der Melville'ſche Proceß dar, wo er gegen Pitt ſtimmte, und bald darauf, am 10ten Juli, den Miniſtern ſelbſt ganz unerwartet, um ſeine und Buckinghamſhire's Entlaſſung anhielt.

Von dieſer Zeit an konnte Pitt wegen Kränklichkeit an den Parlamentsverhandlungen keinen Theil nehmen. Der Gang der auswärtigen Angelegenheiten bekümmerte ſein ſo vielfach bewegtes Gemüth immer mehr und mehr. Die Triple- und Quadrupleallianz mit Rußland den 11ten April 1805, und hierauf mit Oeſterreich und Schweden war ein Meiſterſtück ſeiner Politik. Es lag nicht an Pitt, daß Mack ſich täuſchen ließ, daß die Ruſſen zu ſpät kamen, und daß Franz II. aus Unmuth den Separatfrieden ſo zeitig abſchloß. Pitt hatte den Plan entworfen, das Gleichgewicht von Europa auf's Neue feſtzuſtellen; und es iſt eben ſo merkwürdig, als wenig bekannt, daß die Hauptbeſchlüſſe des Wiener Congreſſes im J. 1815 nur die Ausführung der Ideen ſind, welche Pitt im J. 1805 in einer Note an den kaiſerlich ruſſiſchen Botſchafter vom 19ten Januar 1805 entwickelte, und auf welche Lord Caſtlereagh im Parlamente am 25ſten Mai 1815 zur Rechtfertigung der Congreßbeſchlüſſe ſich bezog. Pitt wollte nämlich die Franzoſen aus Hannover und dem nördlichen Deutſchland vertreiben, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands wiederherſtellen, den König von Sardinien auf ſeinen Thron und in ſein Land wieder einſetzen, und die Franzoſen aus Neapel und ganz Italien entfernen. In Anſehung Hannovers hatte er jedoch ſchon 1786 den Satz aufgeſtellt, daß die brittiſche Regierung ſo unabhängig als

möglich von der Politik des hannöverſchen Cabinets ſich erhalten müſſe. Fox war indeß der entgegengeſetzten Meinung. Allein der traurige Preßburger Friede ſchlug Pitts letzte Hoffnungen nieder. Kurz zuvor hatte er Lord Harrowby nach Berlin geſandt, um den König von Preußen zum Beitritt zu dem allgemeinen Bunde gegen den franzöſiſchen Kaiſer zu bewegen. Nur zur See gelang es brittiſchen Waffen, überall obzuſiegen. Nelſon beſiegelte den Sieg von Trafalgar mit ſeinem Leben; die ſpaniſche und die franzöſiſche Seemacht waren vernichtet. In Oſtindien hatte Lord Wellesley das brittiſche Reich durch eine kühne und weiſe, mit Siegen gekrönte Politik binnen ſiebenjähriger Verwaltung dauerhaft befeſtigt und erweitert. Doch dieſe Triumphe vermochten nicht Pitt's Lebensflamme anzufachen.

Er hatte von ſeinem Vater einen podagriſchen Körper geerbt. Der Genuß des Portweins, durch den er ſich anſpannte, und anhaltendes Arbeiten, vorzüglich die geiſtige Anſtrengung aller Kräfte in dem hartnäckigen Kampfe mit der Oppoſition, hatten ſeine Geſundheit zerrüttet. Schon ſeit vier Jahren litt er an Magenſchwäche, und an Mangel an Verdauung; hieraus entſtand ein fortwährendes Uebelbefinden und eine Aengſtlichkeit, welche das Uebel nur vermehrte. Man rieth ihm nach Bath zu gehn, deſſen Heilquellen ihm früher ſchon gute Dienſte geleiſtet hatten. Als er aber im December 1805 nach Bath gegangen war, bekam er, bei gänzlichem Mangel an Eßluſt, Anfälle von Gicht. Er kehrte daher nach London zurück. Die Aerzte fanden nur Schwäche in ſeiner Krankheit, und glaubten, er könne durch Ruhe in wenig Wochen wieder hergeſtellt werden. Dieſe ward ihm aber nicht zu Theil. Lord Caſtlereagh und Lord Hawkesbury erhielten von den Aerzten die Erlaubniß, ihn zu ſprechen. Man unterhielt ſich von Staatsſachen, und wahrſcheinlich von der Auflöſung der Allianz in Folge des Friedens von Preßburg. Dieſe Unterredung griff Pitt ſehr an, und von dem Tage an, den 13ten Januar, ſchwanden ſeine Kräfte immer mehr. Der Biſchof von Lincoln, ſein ehemaliger Lehrer zu Cambridge, verließ ihn nicht, und beſorgte alle Geſchäffte. Endlich erklärten die Aerzte den 20ſten Januar ſeine Umſtände für bedenklich, nachdem ſie bis dahin ſchlechterdings verboten hatten, gegen Pitt von Gefahr zu ſprechen. Nun wandte ſich der Biſchof zu Pitt, ſagte ihm die Meinung der Aerzte, und fragte ihn, ob er mit ihm beten

und die Sacramente empfangen wolle? Pitt ſah ihn einige Augenblicke ſehr ernſthaft an, wandte ſich darauf, vollkommen gefaßt, zum Arzte und ſprach langſam: wie lange glauben Sie, daß ich noch leben kann? Der Arzt äußerte einige Hoffnung; aber ein faſt unmerkliches Lächeln in Pitts Geſichtszügen verrieth, wie wenig er ſelbſt daran glaube. Er wandte ſich darauf zum Biſchof: „ich fürchte, daß ich, wie nur zu viel andre Menſchen, das Gebet zu ſehr vernachläſſigt habe, als daß ich hoffen dürfte, daß es auf dem Sterbebette von Wirkung ſeyn ſollte; doch — und mit dieſen Worten erhob er ſich, ſeine Hände mit großer Inbrunſt faltend: „ich begebe mich ganz — das letztere Wort ſprach er mit großem Nachdruck aus — in die Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienſt Chriſti!“ Der Biſchof las ihm hierauf Gebete vor, an welchen Pitt mit frommer Demuth Theil nahm. Er wiederholte ausdrücklich, daß er fühle, wie unwürdig er ſey, vor Gott zu erſcheinen; er lehnte jedes Verdienſt von ſich ab, doch ſprach er mit einem ruhigen, vorwurfsfreien Bewußtſeyn. Er bezeugte vor dem Biſchof die Feſtigkeit ſeiner religiöſen Grundſätze, und bekannte: „daß es ſtets ſein Wunſch und ſein Beſtreben geweſen, rechtlich zu handeln, und ſeine Pflicht gegen Gott und die Welt zu erfüllen; doch fühle er wohl ſeine Irrthümer und Gebrechen; er erkläre ſeine Ergebung in den Willen Gottes, und ſterbe in Frieden mit allen Menſchen!“ — Dies alles ſprach er in Gegenwart ſeiner Bedienten. In Anſehung ſeiner Familienangelegenheiten wünſchte er, daß ſeinen Nichten ein Jahrgeld von 1000 bis 1500 Pfund Sterlinge gegeben werde, wenn die Nation glaube, daß man ſeiner langen Dienſtzeit dieß bewilligen könne. Auch für Lady Heſter und Mrs. Stanhope zeigte er viel Sorgfalt; doch beruhigte ihn die Vorſtellung, daß ſie einen Vater hätten. Da er nicht ſelbſt leſerlich ſchreiben konnte, ſo dictirte er dem Biſchof, wie er es mit ſeinen Papieren gehalten wiſſen wollte, und unterzeichnete die Schrift. Dieß alles erſchöpfte ihn ſehr; er litt den folgenden Tag an Bruſtbeklemmung; behielt jedoch ſein Bewußtſeyn bis an ſeinen Tod, der am 23ſten Januar des Morgens nach 4 Uhr, an demſelben Tage, wo er vor 25 Jahren Mitglied des brittiſchen Senats geworden war, ohne Schmerz und Kampf erfolgte. Daß ſein letztes Wort: o mein Vaterland, mein Vaterland! geweſen, wird von Gifford nicht beſtätigt.

Am 27ſten Januar beſchloß das Haus der Gemeinen, den König zu erſuchen, die Veranſtaltung zu treffen, daß William Pitt auf öffentliche Koſten beerdigt und daß dieſem vortrefflichen Staatsmann auf Koſten des Hauſes ein Denkmal in der Weſtminſterabtei errichtet werde, mit einer Inſchrift, welche das Gefühl der Nation bei einem ſo großen und unerſetzlichen Verluſt bezeuge. Dieſes feierliche Begräbniß erfolgte am 22ſten Februar. Es war ein Trauerfeſt der Nation über einen Mann, welchen ſelbſt For beweinte. Die ausgezeichnetſten Männer aus allen Ständen folgten dem Zuge: die Herzoge von York, Cumberland, Kent und Cambridge, die mehrſten in London anweſenden Glieder des Ober- und Unterhauſes, und eine ungeheure Zahl der Verehrer des Verſtorbenen. Die Achtung der Zeitgenoſſen, unter welchen faſt nur der einzige Windham von dem Todten unwürdig zu ſprechen ſich erlaubte, ehrte ſein Andenken durch eine Denkmünze, mit der aus Shakspeare entlehnten Inſchrift: „Er war ein Mann, deſſen Gleichen wir, Alles in Allem genommen, nicht wieder ſehen werden." — Pitt liegt in der Weſtminſterabtei begraben. Auch beſchloß das Haus am folgenden 3ten Februar, den König zu bitten, die Summe von 40,000 Pf. St. auf Rechnung des Hauſes vorzuſchießen, um davon die Schulden, welche William Pitt hinterlaſſen, und für welche ſein Eigenthum nicht zureiche, zu bezahlen, indem das Haus wünſche, jeden Beweis von Achtung und Ehrfurcht dem Andenken William Pitts zu weihen.

Pitt hatte ein Vermögen von 13,000 Pf. St. gehabt. Ehe er in das öffentliche Leben eintrat, überſtiegen ſeine Ausgaben ſeine Einnahme nicht. Aber die unverhältnißmäßig geringe Beſoldung bei den großen mit ſeiner Lage verbundenen Ausgaben, und der Mangel an Aufmerkſamkeit auf ſeine Privatangelegenheiten, was bei der Verwaltung eines großen Reichs ſehr natürlich war, hatte ihn immer tiefer in Schulden geſtürzt. Daher mußte er am Ende ſeiner langen Amtsverwaltung ſein Landgut verkaufen. Das Amt eines Oberaufſehers der fünf Häfen, welches er um dieſe Zeit annahm, konnte nicht als eine Vergütung ſeiner Aufopferungen betrachtet werden. Er lebte nie verſchwenderiſch. Die einzige außerordentliche Ausgabe in ſeinem Haushalte betraf die Einrichtungen zu Walmer und Holwood, wo er allein Erholung fand, wenn er auf Stunden von ſeinen Amts-

Amtsarbeiten ausruhen wollte. Dieſes Vergnügen war eben ſo ſchicklich als edel für einen großen und tugendhaften Mann, der nie zerſtreuenden Gewohnheiten ſich hingab, noch in unerlaubten Genüſſen ausſchweifte. Sein Umgang beſchränkte ſich auf wenige Freunde, in deren Mitte er ſehr liebenswürdig war. Oeffentlich erſchien er kalt und feierlich. Stets gleichmüthig, gab er ſich weder der Freude, noch dem Schmerze hin. Er wußte ſich zu beherrſchen; aber ſein feuriges Auge ſprach aus, was ſein Inneres bewegte.

So lebte Pitt, höchſt einfach in ſeinem Hauſe, wo der Biograph wenig über ihn ſagen kann, ganz ſeinem Berufe und dem Staate treu. Bewieſe auch nichts anderes ſeine Größe als Staatsmann, ſo wäre ſchon dieß ein gültiger Beweis, daß die Bewunderung ſeiner Nation, ſo lange er wirkte, zwiſchen ihm und Fox ſich theilte, und daß ſein großer Nebenbuhler, dem er auch ſeiner Seits Gerechtigkeit widerfahren ließ, zuletzt Pitts außerordentliche Eigenſchaften und Verdienſte ſelbſt anerkannte. Klarheit und ſtrenges Denken, ein feſter und gerader Wille, eine nie wankende Treue gegen ſein Vaterland, und die unabhängige Richtung einer raſtloſen Thätigkeit auf ein großes, umfaſſendes, heilbringendes Ziel bezeichnen Pitts öffentlichen Charakter. „Begeiſterte Liebe für ſein Vaterland", urtheilt Bredow, „machte gewiſſermaaßen ſein Genie. Sie gab ihm Plane ein, deren Umfang und Kühnheit wir nicht ohne Bewunderung betrachten können". — Sein Verdienſt iſt um ſo größer, je mehr ſich ihm innere und äußere Feinde entgegenſtellten, und je furchtbarer, größer und zahlreicher dieſe Feinde waren. In ſolch einer Lage war es natürlich, daß, wenn Pitt nicht unterliegen ſollte, die Krone ein ſtets ſteigendes Uebergewicht im Parlamente behaupten mußte. Pitt war nach Walpole (von 1721 bis 1742) der zweite Miniſter, der ſich ſo lange, faſt 20 Jahre, auf ſeinem Poſten durch Behauptung der Majoritat erhielt. Unvergeßlich bleibt, was er bewirkte, und was er vorbereitete. Daß er in den Zeiten der Gefahr einer Parlamentsreform ſich widerſetzte, war weiſe. Geſetzt, ſie gelang ohne Umſturz des Ganzen; war man ſicher, daß die Wahl auf Würdige fiel? In der Geſchichte des brittiſchen Handels und der brittiſchen Seemacht iſt ſein Leben der wichtigſte Zeitabſchnitt. Er erſetzte den Verluſt der amerikaniſchen Colonien durch vielfache Erweiterung aller Handelswege. Er knüpfte die

Verfaſſung immer feſter an den National= und Staats=credit. Das Anleiheſyſtem ward durch ihn der Cement der Staatsform, und zugleich der nothwendige Grund des Fortſchreitens des Nationalwohlſtandes. Nichts iſt einfacher, als ſeine Finanzverwaltung, ſo einſeitig auch Hamilton und Say ſie bekritteln mögen; er brachte zuerſt Klarheit in das Budget, ſo daß jeder das Ganze überſehen und beurtheilen konnte, wodurch er eben ſo viel Zutrauen erweckte, und den Credit des Staats auf eine ungewöhnliche Höhe erhob. Darum gelangen ſeine Entwürfe mit den Handels=Schatzkammerſcheinen, mit dem Tilgungsfonds, mit der Unterbrechung der Geldzahlungen bei der Bank, und mit dem Syſtem der Kriegstaxen. Selbſt ſeine Feinde, wie Grey, Sheridan, die ihm jedes andre Talent abſprachen, geſtanden ihm den Ruhm zu, Englands größter Finanzminiſter zu ſeyn; zugleich erkannten ſie mit Hochachtung die uneigennützige Redlichkeit an, und die unwandelbare Unbeſtechlichkeit, mit der er das Vermögen des Staats verwaltet habe. Sein Grundſatz, nie Beſchlag auf fremdes Eigenthum in öffentlichen Fonds zu legen, oder Einkünfte=Steuern von dieſen Renten zu erheben, hat den Credit der Londoner Bank erhalten, die baaren Geldzuflüſſe aus dem Auslande, ſelbſt zuletzt noch aus Frankreich im J. 1815, vermehrt, und dadurch den Wechſelcurs verbeſſert. Die Leichtigkeit, mit welcher Pitt die verwickelten Staatsgeſchäffte des Innern verwaltete, ſetzte ſelbſt die geübteſten Geſchäfftsmänner in Erſtaunen. Sein Kopf umfaßte jeden Zweig des Ganzen in allem Einzelnen mit ſolcher Sicherheit der Erfahrung, daß jeder, welcher ihm in irgend einem Theile folgen und die eindringende Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe beurtheilen konnte, ihn bewundern mußte. Hr. Taylor von Mancheſter, bekannt als der größte Kenner des engliſchen Manufacturweſens, um welches Pitt ſich die ausgezeichnetſten Verdienſte erworben hatte, kam in wichtigen Angelegenheiten als Bevollmächtigter der Manufacturiſten zu ihm, und erſtaunte nicht wenig, als er ihn mit dieſem Zweige der Nationalinduſtrie in einem Grade vertraut fand, den ſich nur ſelten diejenigen erwerben, die daraus das Hauptgeſchäfft ihres Lebens machen. — Die Schuldenlaſt, welche der Krieg auf die Nation wälzte, kann ihm kein Vorwurf ſeyn; denn er hatte durch weiſe Beförderung der Nationalökonomie den allgemeinen Wohlſtand ſo ſehr gehoben, daß die Nation die größten Laſten zu er=

tragen vermögend war, indem er alle Anleihen von dem Handelsüberfluſſe ſeiner Mitbürger verlangte. Nicht weniger groß war ſein Verdienſt um den Staat durch die von ihm eingeleitete Controle für die oſtindiſchen Angelegenheiten und durch die Union Irlands mit Großbritannien. Aber mehr als Alles beurkundet ſeine Größe und ſeinen Anſpruch auf Unſterblichkeit die Kraft, mit welcher er in das Rad der franzöſiſchen Revolution eingriff. „Niemand wird", ſagt der einſichtsvolle Beurtheiler ſeiner Reden in einer gelehrten Zeitſchrift*), „dieſe Sammlung ohne die feſteſte Ueberzeugung aus der Hand legen, daß außer Pitt ſchwerlich Jemand den Britten dieſe Beharrlichkeit im Kampfe würde haben mittheilen können. Man wird auf's lebendigſte davon überzeugt, daß nur ein ſo außerordentlicher Menſch, wie Pitt, es wagen, und daß nur ihm es gelingen konnte, in dem Hauſe, bei dem brittiſchen Volke und in Europa den Feinden aller bürgerlichen Ordnung ſich zu widerſetzen. Nur er hat mit ſehr Wenigen vom Anfang an die große Gefahr überſehen und gehörig gewürdigt." — Als Miniſter war er nichts weniger als ein Feind beſſerer Einrichtungen. Nur, wo er keinen Nachtheil ſah, wollt' er immer nur an das Beſtehende und Herkömmliche das Neue und Zweckmäßigere anknüpfen; drohte aber der Verfaſſung, dem Ganzen Gefahr, da faßte er raſch die wirkſamſten Entſchlüſſe; da wußt' er die kühnſten Abänderungen kräftig durchzuſetzen. Als Menſch im Leben gut und mild, war er kalt und hart, wenn es große Maaßregeln galt. Darum wurde das aufrühreriſche, mit dem Feinde in Verbindung getretene Irland im J. 1798 mit ſolcher Strenge behandelt und unterworfen. — Den erſten aller politiſchen Grundſätze, das Neue, und ſey es in der Idee auch noch ſo wahr, nicht plötzlich noch gewaltſam dem widerſtrebenden, durch ſein Privatintereſſe gereizten Volksgeiſte aufzudringen, hatte Pitt durch ſeinen praktiſchen Verſtand, Burke durch ſeinen Tiefſinn erkannt; beide ſahen aber auch die Fälle, wenn davon, aus höheren Rückſichten, abzuweichen ſey. Darum erzwang er nicht die Abſchaffung des Negerhandels und die Reform des Parlaments; dieß würde vielleicht die noch nicht hinreichend aufgeklärte öffentliche Meinung verwirrt, und ihn außer Stand geſetzt haben, zu

*) Gött. Gel. Anz. 1815, 4. Nov. St. 176.

den dringendſten Rettungsmitteln, wie die Einkommentare, die Unterbrechung der Metallzahlung, die Vertagung der Habeas-Corpus-Acte und zu ähnlichen ſtrengen Maaßregeln die öffentliche Zuſtimmung zu gewinnen. Denn in allen Staatseinrichtungen iſt es nicht die Sache allein, ſondern auch die Zeit, worauf es ankommt. Man muß daher den Verſtand bewundern, mit dem er die Vorſchläge Anderer prüfte und die ſeinigen begründete, ſo wie die Klugheit und die Kraft des Charakters, mit welcher er handelte. Dieß nur erklärt, wie er allmählig von der erſten Erhöhung der üblichen Verbrauchsſteuern bis zur Abgabe von 10 Procent vom Einkommen, und wie er von der erſten Aufhebung der Acte der perſönlichen Freiheit bis zur Beſchränkung geſelliger Freuden fortſchritt: furchtbare Mittel, ohne welche aber England und Europa nicht zu retten waren! Bei ſolchem Verfahren in ſolchen Zeiten konnte Pitt die Volksgunſt nie ſo gewinnen, wie ſein großer Vater. Er betrug ſich gegen die Menge, welcher er die Verblendung nachſah, ſehr ſchonend. Man erzählt, daß er einſt vom Pöbel verfolgt und mißhandelt, in ſeiner Hausthüre ſich gegen denſelben umwandte und ſich verbeugte. „Es iſt wahr", ſagte er beim Eintritt in das Haus, „das Volk muß ungeheure Laſten tragen." Auch war er von dem Hochmuthe frei, womit nicht ſelten mächtige Miniſter auf verdiente Männer und ihre Ideen herabſehen. In der Rede am 17. Febr. 1792 über die öffentlichen Ausgaben und Einkünfte ſprach er mit der größten Achtung von Adam Smith. Hatte er doch, trotz ſeines gerechten Haſſes gegen die metaphyſiſchen Politiker ſeiner Zeit, die Idee zum Tilgungsfonds von einem der wildeſten aus ihrer Mitte entlehnt! Doch iſt es wahr, daß er gegen die Mitglieder der Oppoſition, beſonders gegen Fox, gewöhnlich mit Spott und Bitterkeit ſprach, ſo daß er oft zur Ordnung in der Verſammlung zurückgerufen werden mußte; auch iſt ein hochfahrendes, eigenſinniges Weſen, wodurch er ſich am meiſten ſchadete, nicht zu verkennen. Er war unduldſam ſtreng, ſelbſt gegen ſeine Freunde, wenn ſie milder, als Er, verfahren wollten. Aber mit dieſen Fehlern des Willens und der Form hing ſeine Feſtigkeit zuſammen, wodurch er Alles rettete. Er hätte nicht die Stimmen-Mehrheit ſo lange behauptet, wenn nicht die Glieder des Parlaments begriffen hätten, er ſey bei aller Schroffheit und Härte der Einzige, welcher den Untergang abwehren konnte. Allerdings unterſtützte ſein

Anſehn der Einfluß, welchen die Krone durch Aemter-Verleihung auf Einzelne ausübte: allein Beſtechungen, die Unkunde oder Leidenſchaft ihm vorwarfen, konnten nicht vorkommen, wo die Glieder jedes Hauſes ein von der Regierung unabhängiges Einkommen von jährlich 6—8 Mill. Pf. St. beſaßen. Ihn erhob ſein Bewußtſeyn über jeden Angriff auf ſeinen Charakter: „daß er ſich ſelbſt nicht treu bleibe, und daß er, einſt der Verehrer der Freiheit des Volks, auf ſeinem Miniſterpoſten, nur aus kalter, wilder Herrſchſucht, der Verbeſſerung der Parlamentswahlen ſich widerſetze, und die altgewohnte Freiheit des Britten beſchränke!“ Auf die Gefahr ſelbſt, von der Nachwelt verkannt zu werden, auf die Gefahr des Mißlingens ſeiner Entwürfe, ſetzte Pitt ſolchen Vorwürfen, und einem ſo ſchnöden, unter den Menſchen aber nur zu gewöhnlichen Undank, bei einer ſo falſchen Beurtheilung der öffentlichen Lage, nichts entgegen, als ſeine feſte Ueberzeugung, den rechtlichen Sinn des Königs, die Treue ſeiner Freunde, und ein reines Gewiſſen. Er ſtand unerſchüttert. Endlich, als der dritte Bund des feſten Landes, auf den er die größten Hoffnungen mit ſichrem Vertrauen geſetzt, durch unerhörte Niederlagen zerſtäubte, da unterlag ſolchem Sturme nicht ſein Geiſt, ſondern ſein Körper. Andre ſind mit geringern Talenten in ſeine Fußtapfen getreten, und haben, da ſie mehr vom Glück und den Fehlern des Feindes begünſtigt waren, die Frucht ſeines Lebens geärntet. Möge dieſe, im politiſchen Leben oft wiederkehrende Erſcheinung, ruft ein der Geſchichte wohl kundiger Mann aus, möge Pitts Beiſpiel in ähnlicher Lage Niemanden abſchrecken, unerſchüttert feſt zu ſtehn! Möge es vielmehr Jeden antreiben, den Undank der größeren Menge nicht zu achten, ſondern nur um den Beifall einer beſſern Nachwelt und der kleinen Schaar der Lebenden, die ſolche Tugend begreifen, zu werben! *)

*) Man findet dieſe Bemerkungen in der oben angeführten Recenſion in den Gött. gel. Anz. Ueber Flugſchriften, welche, von der Gegenparthei geſchrieben, Pitts Verwaltung und öffentliches Leben mit dem Vorwurfe, daß er das allgemeine Elend verſchuldet, angriffen, hat bereits die Zeit gerichtet. Der Argus iſt vergeſſen, ſo wie die in der Minerva 1806, Nr. 9—12 aus dem Engl. überſ. Schrift: Zuſtand der brittiſchen Nation in Hinſicht ihrer auswärtigen Verhältniſſe zu Anfange der Grenvill'-Fox'ſchen Adminiſtration.

Als Redner wurde er allgemein bewundert. Es war ein anziehendes Schauſpiel, den jungen Pitt kalt und ruhig an ſeinem Platze ſtehn zu ſehn, während Fox ihm gegenüber mit der Stimme eines Stentors und der Kraft eines Herkules das Haus erſchütterte. Pitt ſprach leicht, gut und ſo gewählt, daß jedes andere Wort die Harmonie oder die Kraft des Ganzen geſchwächt haben würde; klar und gedrängt, doch erſchöpfend, wenn er etwas beweiſen wollte; heftig und raſch, mit glühendem Feuer, wenn er zürnend ſich erhob, um Unrecht zu bekämpfen. Er ſprach dann gewöhnlich aus dem Stegreiſe, und hier wirkte er durch den Glanz ſeiner Rede eben ſo ſehr auf die Einbildungskraft, als er das Urtheil feſſelte durch die Kraft und Stärke ſeiner Beweiſe. Wie ein Strom riß ſeine Rede die Ueberzeugung mit ſich fort. Einige ſeiner Parlamentsreden ſind von ſeinen Freunden herausgegeben worden, und davon einige unter ſeiner eignen Aufſicht; dieſe letztern haben aber ſämmtlich durch die von ihm gemachten Verbeſſerungen an Kraft und Geiſt verloren, was ſie an Genauigkeit und Schärfe gewannen.

Die (oben angeführte) Sammlung ſeiner ſämmtlichen Reden, welche der Herausgeber Hathaway einem Freunde des Verſtorbenen William Wyndham, Lord Grenville gewidmet hat, iſt unvollſtändig. Der Herausgeber ſtand mit Pitt in keiner Verbindung, und entlehnte die Reden aus Debrets, Woodfalls u. a. Zeitſchriften. Doch fehlen von den bedeutenderen nur wenige, wie die über die Rüſtungen gegen Katharina II. wegen Oczakow, und die über die Einſtellung der baaren Zahlungen der Bank von England.

Als Menſch ſtand Pitt, ungeachtet der ſteilen Höhe, zu der er wie ein Fels mitten in der wilden Brandung ſich erhob, doch nicht ſo einſam da, als man nach ſeiner Kälte und der unbiegſamen, oft eigenſinnigen Strenge ſeines Charakters wohl glauben möchte. Seine Feinde, wie ſeine Verehrer, konnten die Stärke ihres Haſſes oder ihrer Bewunderung nicht lebhaft genug ausdrücken. Jene hätten gern ihn auf das Blutgerüſt geführt, dieſe ihm bei ſeinem Leben ſchon Ehrenſäulen errichtet. Sein Geburtstag wurde in allen Theilen von England, ſelbſt in Dublin, mit einem Hochgefühl gefeiert, das in Geſängen der Vaterlandsliebe noch fortlebt.*) Ihn ſelbſt erfüllte ganz der

*) Vorzüglich in dem Liede: If hush'd the loud whirlwind, that ruffled the deep etc.

Gedanke, daß er ein Britte ſey. Seine Leidenſchaft war der Ehrgeiz für das Wohl des Staats. Dieſer hatte ſchon in einem Alter, wo ſich das Gemüth des Menſchen nur den zarten innigen Empfindungen zu öffnen pflegt, ſein Herz erhoben, alle Kräfte ſeines Geiſtes angeſpannt, und die Gewalt jedes andern Triebes zurückgedrängt. Er liebte die Geſellſchaft nicht, und vernachläſſigte daher ſein Aeußeres, was bei ſeiner langen, hagern Geſtalt beſonders auffiel. Arbeiten war ihm leben; oft ſaß er bei den Geſchäften bis tief in die Nacht; nur die ſeltenen Stunden ſeiner Muße verlebte er mit wenigen Vertrauten, oder er verwandte ſie auf das Leſen alter Schriftſteller. Er beſaß eine gründliche Kenntniß der griechiſchen und römiſchen Literatur. Einſt war in einem kleinen Cirkel gelehrter Männer, den Pitt, als er in den Privatſtand ſich zurückgezogen, bei ſich verſammelt hatte, vom Wharton'ſchen Theokrit die Rede. Man ſprach über mehrere vorgeſchlagene Verbeſſerungen des Textes. Bei der einen, die wegen ihres Witzes allgemeinen Beifall fand, beſchämte der Exminiſter die gelehrten Sprachkenner durch die gegründete Bemerkung, daß ſie gegen die Regeln der Metrik verſtoße. Dabei war der große Mann im Umgang mit Andern beſcheiden und einnehmend; er hörte Jedes Meinung aufmerkſam an. Wer ihn im kleinen Kreiſe ſeiner Freunde zu beobachten Gelegenheit hatte, ſprach von ihm mit Entzücken. Hier überließ er ſich gern, als ein geübter „Punster", dem Vergnügen, Wortſpiele zu machen. Seine Vertrauten rühmten ſeine Herzlichkeit, ſeine heitre Laune, ſeinen überſtrömenden Witz, und behaupteten, daß der größte Mann ihres Landes auch der liebenswürdigſte ſey.*) Treu gegen ſeine Freunde, wovon ſein Verhalten gegen Lord Melville zeigt, und doch nicht ſchwach oder kurzſichtig gegen ihre Fehler, ward Niemand von ihnen mehr geliebt, als Er. Vergeblich ſuchten ſeine Feinde eine lächerliche Seite an ihm zu entdecken; der Beſchuldigung aber, daß er im Genuſſe des Weins ausgeſchweift habe, wird von glaubwürdigen Männern widerſprochen, welche verſichern, daß Wenige ſo mäßig geweſen, wie er. Nach dem Urtheile der Unterrichteten war ſein Leben ſtreng ſittlich; und ſo wie er größere Tugenden beſaß, ſo waren auch ſeine

*) Man höre hierüber einen unbefangenen Beobachter des öffentlichen Urtheils der Britten, den verſt. Prof. Göde in ſeiner Reiſebeſchreibung: England, Wales, Irland und Schottland. 2te A. Dresden 1806. 2r Th. S. 123.

Fehler kleiner, als es das gewöhnliche Loos der Menſchheit iſt. Die Nachwelt hat ſeinen Namen empfangen von den dankbaren Zeitgenoſſen. Er hat ſich ſelbſt ein bleibendes Denkmal geſtiftet in Europa, wo er ſein Vaterland vor revolutionärer Zerrüttung bewahrte, und größerem Wohlſtand entgegenführte; und an den entlegenen Küſten Auſtraliens, wo er durch die Gründung einer Ackerbau-Colonie zu Sidney Cove in Neuſüd-Wales (im Jan. 1788) Verbrechern und Barbaren die Mittel bereitete, Menſchen und Bürger zu werden. Das Denkmal aber, welches die Nation dem großen Sohne des großen Chatams in der Weſtminſterabtei errichtet hat, ward aufgedeckt im Auguſt 1815. Wenn die Gemeinde aus dem Chor zurückkommt, ſo hat ſie den vollen Anblick deſſelben. Die Statue iſt von weißem Marmor, und bekleidet mit dem Gewande des Canzlers der Schatzkammer; ſein rechter Arm iſt ausgeſtreckt, als wenn Pitt im Hauſe der Gemeinen redete. Zur Rechten ſteht die Geſchichte, mit einem Buche in der Hand, in welches ſie ſeine Verdienſte aufzeichnet, und zugleich auf Pitt hinſieht. An dem Fußgeſtelle findet man folgende Inſchrift: „Dieſes Monument iſt errichtet vom Parlament zu Ehren William Pitts, Sohnes von William, Grafen von Chatam, zum Zeugniſſe der Dankbarkeit für die großen Dienſte, die er dem Staate geleiſtet, und des Schmerzes über den unerſetzlichen Verluſt dieſes großen Miniſters. Er ſtarb 1806 im 47ſten Jahre ſeines Alters."

Rudolſtadt 1816,

gedruckt in Dr. Carl Poppo Fröbels Hofbuchdruckerei.

Zeitgenoſſen.

Erſten Bandes

Zweite Abtheilung.

Carl Theodor Körner

von

Amadeus Wendt,
Profeſſor in Leipzig.

Mit
einer Einleitung des Herausgebers

Digitized by Google

Carl Theodor Körner.

Nicht der Reichthum ungewöhnlicher Ereigniſſe iſt es nur, was, in der Geſchichte hervortretend, das Gemüth anzieht, und den Geiſt beſchäfftigt. Auch die Wirkſamkeit mannigfacher Kräfte, das innere Leben, das in den Erſcheinungen der Zeit ſich verkündet, erweckt die lebhafteſte Theilnahme aller tiefern Beobachter. Die bunte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten ſelbſt gewinnt Einheit und Klarheit und ihre rechte Beziehung erſt dann, wenn die in ihr wirkenden Kräfte in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und gewürdigt, und ſie ſelbſt wieder auf die höchſte Alles ſchaffende Kraft bezogen werden. Zeiten, die durch außerordentliche Thaten und Ereigniſſe beſonders ausgezeichnet ſind, leuchten auch vorzüglich durch größere Fülle ungemeiner, über das gewöhnliche Maaß des Lebensganges geſteigerter Kräfte hervor, und es gewährt eine höchſt anziehende Betrachtung, wie ein gewaltigeres oder edleres Streben, das ein Volk oder ein ganzes Zeitalter ergreift, manches ſchlummernde Leben erweckt, dem ſchon wachen eine folgereichere und entſchiednere Richtung giebt, es zu erhöhter Thätigkeit begeiſtigt.

Von ſolchen Zeiten iſt nicht blos in den Büchern alter Geſchichte geſchrieben; wir ſelbſt durchlebten eine, die nicht blos an Begebenheiten, den Wirkungen des uner-

forſchlichen Verhängniſſes, ſondern auch an Thaten, den Wirkungen freier, als Werkzeug in die höhere Ordnung der Dinge eingreifender Menſchenkraft, reich iſt, wie irgend eine der vergangenen. Erſt die Nachwelt wird das Leben dieſer Zeit vollſtändiger, als ein Ganzes, überſchauen; wir haben ihr die treuen Berichte von den offenbar gewordenen Triebwerken deſſelben, wie die Thatſachen ſelbſt zu überliefern.

Zwar keine der größern, keine der beſonders in die Augen fallend und weithin wirkenden, aber doch eine der erfreulichern, lebendig hervortretenden Kräfte wird in dem Leben Carl Theodor Körners abgebildet. Der Jüngling gewann die Aufmerkſamkeit, die Theilnahme und die Liebe vieler Zeitgenoſſen, die Achtung ſeiner Mitbürger. Noch im Frühling ſeines Lebens ſtarb er den Tod für Vaterland und Freiheit, für die heiligen Ideen, die ſein treues Gemüth erfüllten, und vollendete ſchon in dem Alter, da die Meiſten das öffentliche Leben erſt beginnen. Ausgezeichnet als Dichter, ſchon vor den Jahren der Reiſe männlicher Kraft, trat er, mit Leier und Schwerdt, in den großen und heiligen Kampf für des Lebens höchſte Güter ein, ſang die Begeiſterung, die ſeine Seele bewegte, und nun, da ſie eine beſtimmtere und höhere Richtung gewonnen, in kräftigerer Klarheit ſich ausſprach, den freudigen Muth, das feurige Streben, das fromme Gottvertrauen, die ihn in den Kampf geführt, auch in die Herzen ſeiner Mitſtreiter und Landesgenoſſen, und vollbrachte, für das Höchſte, das in ihm lebte, den Tod nicht ſcheuend, den Kreislauf ſeines Lebens, das weniger nach den Jahren ſeiner Dauer, als nach den Stunden ſeiner edelſten und ſelbſtaufopfernden Thätigkeit zu würdigen iſt. Sein von ihm hochgeliebtes, und ſein dankbares Vaterland, das, wie die höhere Gerechtigkeit, Verdienſte nicht nach Jahren, nicht nach den Erfolgen nur anſchlägt, ſondern nach der Reinheit des Willens und der Tüchtigkeit des Strebens, geſellt ſein jugendliches Daſeyn zu der Reihe der Beſten, die, ob ſie länger oder kürzer hier wandelten, genug gelebt haben, wenn ſie für das Edelſte und Höchſte nur lebten.

Das Werk, welches ſich das Ziel geſetzt hat, das Leben ausgezeichneter Zeitgenoſſen zu beſchreiben, ſtellt

auch Körners Bild mit Wohlgefallen auf. Den Preis hat der Jüngling errungen, daß er auch neben den Ausgezeichnetſten genannt werden darf, als der Trefflichen Einer, und viele werden mit freundlicherer Theilnahme, gewiß mit ungetrübterem Wohlwollen, ſeine einfache Geſchichte aufnehmen, als die thatenreichere Anderer. Denn was hier zu ſchildern iſt, kann zwar weder ein durch Verwickelungen und ungewöhnliche Schickſale, noch durch außerordentliche Thaten ausgezeichneter Lebenslauf, ſondern nur eine ſich ſchön entfaltende Menſchlichkeit, in ihren liebenswürdigen Selbſtäußerungen ſeyn; aber bei dieſer verweilt ja der ſinnige Beobachter vorzüglich gern.

Körners Leben, das an ſich ſchon der Betrachtung werth iſt, wird aber hier beſonders auch als ein Zeugniß aus jener Zeit mitgetheilt, da Deutſchland zu einem neuen Leben erwachte, ein Zeugniß von dem Geiſt, der damals die deutſchen Jünglinge ſo kräftig erhob, daß das Gedächtniß der Schmach und Unterdrückung, in der das Vaterland allzulange darniedergelegen, faſt vernichtet wurde. Eins der Denkmale aus dem glorreichen Jahr Achtzehnhundert und dreizehn wird hier aufgeſtellt, zur Erinnerung, wie Deutſchland ſich verjüngte in ſeinen Jünglingen, und wie der Geiſt der Väter, den wir lange halb erſtorben wähnten, von neuem aufwachte in ungebrochner Kraft und in der alten Tiefe. Es ſchien plötzlich ein neues Geſchlecht emporgereift zu ſeyn; Jünglinge thaten es ſelbſt kräftigen Männern zuvor, ſtrömten ihre Begeiſterung auch in kältere Herzen, und Ein Feldgeſchrei, Eine große Hoffnung, Ein herrlicher Entſchluß drang, wie in der magnetiſchen Kette, plötzlich durch viele tauſend Glieder. Viele ſind gefallen, nicht ruhmlos, ſondern des Heldenpreiſes würdig, aber außer ihren nächſten Kreiſen unbekannt; andre kehrten, nach vollbrachtem Werk, zu friedlichem Beruf zurück, befriedigt durch das Bewußtſeyn, daß ſie, ohne als Einzelne gefeierter hervorzutreten, in der Reihe der deutſchen Jünglinge den Ruhm Aller neubegründet und verherrlicht, das Vaterland befreit haben. Einen aus ihnen heben wir heraus, da wir Körners Leben hier anſchließen, daß die ehrende Anerkennung ſeines Strebens und ſeiner Aufopferung auch ein Zeichen der Dankbarkeit ſey, die allen gebührt, welche in den Kampf gezogen wie er, und in demſelben ruhmwür-

dig gefallen ſind, oder zu einem edelfreien Leben ſich das heilige Recht errungen haben. Wie das Gedächtniß jenes wahrhaft einzigen Jahres, mit glänzenden Zügen, in das Buch der Vaterlandsgeſchichte eingeſchrieben iſt, ſo ſoll auch an dem Leben Einzelner, die im höchſten Sinne jenem Jahr angehörten, untrüglich offenbar werden, was damals die jugendlichen Gemüther bewegte. So vergeßlich und ſo undankbar ſind ja Viele, daß es jetzt ſchon Noth iſt, daran zu erinnern, und es unbeſtreitbar zu bewähren, daß es nicht der Rauſch einer neuen Kraftäußerung, ſondern eine tiefe, wahre und umfaſſende Begeiſterung war, nicht ein flüchtiger und unbeſonnener Freiheitsſchwindel, ſondern ein kräftiges Sehnen und Ringen nach jener Freiheit, die allen edleren Gemüthern ein unveräußerliches Kleinod iſt, was im Jahr 1813 die Schaaren deutſcher Streiter, aus allen Ständen, von jeglichem Alter, von der verſchiedenartigſten Bildung, zahlreich für Einen Zweck verband. Dieſe Erinnerung muß den deutſchen Fürſten Vertrauen zu ihren Völkern einflößen, und die größere Geneigtheit, ſo freudige Anſtrengung, ſo herrlichen Eifer, ſo willige Opfer anzuerkennen, und den gerechten Hoffnungen, die in der öffentlichen Meinung ſich klar und unüberhörbar verkündigen, zu entſprechen; muß dieſe Hoffnungen ſelbſt rechtfertigen, und Deutſchlands ſchönere Zukunft verbürgen. Für das Vaterland, für ſeine Unabhängigkeit und Freiheit, ſeine Ehre und Eigenthümlichkeit; für die Fürſten, für die Feſtigkeit ihrer Throne, für die Gültigkeit ihrer Geſetze, für die Erhaltung ihrer Würde; für die Mitbürger, für ihre Befreiung aus unwürdigem Joch und ſchnöden Banden, aus unerträglich laſtendem Druck, für ihre Errettung aus der ſo kränkenden, als den Schwachen gefährlichen Gegenwart der Fremden; — darum ſchärften unſre Jünglinge und Männer, ſelbſt heldenmüthige Greiſe ihre Waffen und zogen in den heiligen Streit; darum unterwarfen auch die Ungeübteſten ſich allem Ungemach, allen Entbehrungen, allen Beſchwerden und Gefahren des Kriegs; darum, nicht irgend einen andern Gewinn oder Kampfpreis ſuchend, ſetzten ſie ſelbſt ihr Leben ein. Ein Volk, das ſo für das Vaterland, für die Fürſten, für die Brüder zu leben und zu ſterben freudig bereit war, das hat ſeine Treue ſo untrüglich erhärtet, daß es des höchſten Vertrauens ſich ſelber würdig gemacht hat. Und wie würdig und herrlich

das Ziel war, nach dem mit unbeſchränkter Hingebung gerungen ward, ſo hat ſich auch die Geſinnung gerechtfertigt, die in dem muthigen Streben waltete. Wiedergefunden ward die faſt verlorene Demuth, die im kühnſten Streben nicht der eignen Kraft nur, ſondern mehr noch der Hülfe aus der Höhe vertraut; der heilige Glaube gewann wieder ſein heiliges Recht und ſeine lebendige Wirkſamkeit; Vertrauen auf Gott, der auch in den Schwachen mächtig iſt, durch den allein das Höchſte vollendet wird, wurzelte von neuem in den Gemüthern, und ſtärkte die Arme, ſtählte die Bruſt der Streiter. Nicht bedeutungslos ſchmückte das Kreuz wieder die Rüſtungen unſerer Kämpfer; mit frommen Sinn rückten ſie dem Feind entgegen, und prieſen nach dem herrlichſten Sieg den, der die fromme Zuverſicht mit den größten Erfolgen krönte.

Darum ſollen ſie fortleben in unſerm Andenken, die frommen Vaterlandsvertheidiger, und die Achtung, mit der hier Einer aus ihnen in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenoſſen dargeſtellt wird, ſoll ihnen eine Bürgſchaft ſeyn, daß das deutſche Vaterland ihr Verdienſt nimmer vergißt.

Noch leben Körners trauernde Eltern; — die Liebe, mit der die Zeitgenoſſen ihres Sohnes gedenken, muß ihnen, wie den Vielen, die in demſelben Kampf einen ihrer Geliebten verloren, als der köſtliche Gewinn erſcheinen, den, auch in einem längeren Leben, nur Wenige erringen.

In dieſem Sinn übergeben wir hier Körners Lebensgeſchichte. Sie würde vollendeter ſeyn, wenn tiefer eindringend gezeigt werden könnte, wie er das ward, was er war. Der Familienkreis, in dem er gebohren und erzogen ward, iſt bei ihm beſonders von einem mächtigen, den Befreundeten wohlerkennbaren, Einfluß geweſen. Gelingt es, ſo ſoll unſer Werk auch dieſen Familienkreis künftig abbilden, um in demſelben zugleich das Bild eines deutſchen Familienlebens aus unſrer Zeit, in möglichſter Treue, mitzutheilen.

Carl Theodor Körner.

Das Dichten und der Glaube wurden That, und der Geſang Gefecht. Der Barde drang in's Schlachtgewühl nicht als Lobſänger, ſondern als Theilhaber der Wunden.

Jean Paul Fr. Richter.

Wenn wir die ſeltene Erſcheinung eines Jünglings, der in ſeinem 22ſten Jahre, von dem größten Theile ſeiner Nation gefeiert, ſein Leben beſchließt, mit betrachtendem Ernſt ins Auge faſſen und uns fragen, was ſo allgemeine Aufmerkſamkeit und Anerkennung, was ſo begeiſterten Antheil erzeugen könne, ſo iſt es bald das Aufblühen eines großen Genius, welcher der Kunſt und Wiſſenſchaft oder dem politiſchen Leben eine neue Geſtalt gibt, und noch Größeres verſpricht, bald der aufopfernde Heldengeiſt, der durch ausgebreitete Thaten ſeinen Ruhm in's Buch der Weltgeſchichte ſchreibt. In Körner finden wir Keines von beiden in dem eben ausgeſprochenen Umfange. Keines ſeiner hinterlaſſenen poetiſchen Werke läßt ſich an Originalität und Größe den Werken eines Göthe oder Schiller an die Seite ſtellen, deren Einfluß vielmehr an jenen leicht wahrzunehmen iſt. Auch ſind es nicht weithinwirkende Thaten, die ihn unſterblich machen; Körner fand nicht einmal Gelegenheit, an einer einzigen Schlacht

Theil zu nehmen, durch welche Deutſchlands Befreiung von dem franzöſiſchen Joche entſchieden ward. Und doch war es von beiden ein großer Antheil, ja was noch ſchöner iſt, als jene, ſo lange ſie getrennt ſind, eine innige, ſeltene Verbindung von hohem poetiſchen Sinn und edelm Heldengeiſt: der Drang des innern Schaffens, durch Aneignung des Herrlichſten geweckt, und rüſtige Thatkraft, die das poetiſche Leben in That und Wandel umſetzt, hat dieſem Jüngling einen ſo gefeierten Namen erworben, und ihm für immer die Unſterblichkeit geſichert. Daher gilt von ihm vorzüglich das obige Wort des geiſtreichen Richters, und die Verbindung von Leier und Schwert, die ſeinen Charakter ſymboliſch ausſpricht, verſetzt ihn in den Kreis der Barden, und ruft die Erinnerung an jene Dichter des Alterthums hervor, welche im muthigen Kampfe für's Vaterland das ausgeſprochene Wort verſiegelten.

Nicht anders konnte auch ein deutſcher Jüngling ſo mächtig auf ſeine Nation, und namentlich auf ſeine Kampfgenoſſen wirken, als durch Vereinigung von hohem Dichterſinn und edelm Heldenmuth. Denn Deutſchland iſt reich an poetiſchen Talenten, die ſich mit Körner meſſen durften, und Viele haben geſungen zu jenem großen Kampf; aber ſie haben entweder den Muth nicht durch die That bewieſen und bewährt, oder ſie ſind, obwohl ſie als würdige Kampfgenoſſen geſtritten, ja vielleicht den Tod erkämpft haben, doch nur bei denen, die an ihrer Seite ſtritten, und bei den Ihrigen, für die ſie lebten, unvergeſſen, da ihnen des Geiſtes Wort gemangelt, oder ein kräftigeres ihre Weiſen übertönt hat. Körner aber hat ſich zum Dichter gekämpft, ſo wie er ſich zum Helden gedichtet hat. Darum ergriff nah und fern ſeine Begeiſterung Aller Herzen, und pflanzte fort die Gluth des heiligen Vaterlandsgefühls; darum wirkte auch ſein Tod, wie ſein Leben, und wenn ſein deutſches Lied erklingt, weckt auch ſein Beiſpiel Heldenmuth in deutſcher Jünglingsbruſt.

Doch geht vor Vielen ſelbſt die herrlichſte Erſcheinung, gleich einem bedeutungsloſen Traum vorüber. Deshalb iſt's der Beſonnenen Pflicht, ſie zu wecken, der Ueberlebenden Pflicht, durch belehrende Hinweiſung auf des Geſchiedenen Werth und Sinn ſein Gedächtniß zu ei-

nem heilſam wirkenden Mittel geiſtiger Stärkung zu erheben, und ihm ein lebendiges Denkmal unſers Dankes in unſern Herzen zu errichten; denn des Vaterlandsvertheidigers köſtliches Lebensblut ward auch für uns verſpritzt. Der Verfaſſer dieſer Schilderung glaubt dieſe Pflicht um ſo unpartheiiſcher erfüllen zu können, da er den Verſtorbenen zwar perſönlich kannte, aber nicht allzu nahe ſtand, und ihn auf ſeiner Laufbahn ſtets mit ernſtem Antheil begleitete; im Uebrigen erlaubt er ſich, die biographiſchen Notizen zu benutzen, die des Verewigten Vater dem Publikum kürzlich mitgetheilt hat.

Carl Theodor Körner ſtammte aus einer angeſehenen und kunſtſinnigen Familie. Er war den 31. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater, der Sohn des ehemaligen Superintendent D. Köner zu Leipzig, damals Churſächſiſcher Appellationsrath, hat ſich als Schriftſteller im Fache der Staatswiſſenſchaften und der Aeſthetik, z. B. durch ſeine äſthetiſchen Anſichten, Leipzig 1808*), als Patriot durch ſeinen thätigen Eifer für die deutſche Sache ausgezeichnet, und iſt im J. 1814 zum preußiſchen Staatsrath ernannt worden. In dem Kreiſe ſeiner Familie kehrten die erſten Künſtler und Dichter Deutſchlands ein; Schiller und Göthe nannte er ſeine Freunde, und ſah ſie oft in ſeinem Hauſe. Körners Mutter, deren Schweſter die kürzlich verſtorbene, als Paſtellmalerin berühmte Fräulein Stock war, welche auch mit ihr im zweiten Theile von Göthes Leben erſcheint, war die Tochter des bekannten Kupferſtechers Stock in Leipzig. Sie und Körners Schweſter, Emma, zeigten und übten in der Tonkunſt und im Zeichnen ein ſchönes Talent. Heitre, geſellige Kunſtliebe war die Seele der Familie, aus welcher Theodor Körner hervorging. Früherhin hinderte Schwächlichkeit die Ausbildung ſeines Geiſtes durch anhaltenden Unterricht; deſto mehr fühlten ſich ſeine Aeltern aufgefordert, ihn der Natur anzuvertrauen und für die Ausbildung ſeines Körpers vor Allem Sorge zu tragen. Und wie nun die Natur heilſam auf ihn einwirkte, und der Körper in angemeſſener Thätigkeit an Kraft gewann,

*) Ihm verdanken wir auch die neueſte Ausgabe von Schillers Werken.

ſo wurde auch ſeine leicht aufzuregende Phantaſie und ſein warmes Gefühl, durch die ſchönſten und edelſten Gegenſtände, die er in ſeiner Umgebung fand, fortdauernd beſchäfftigt und angezogen. Die Gabe der ſchnellen und leichten Auffaſſung erſetzte den Mangel an Aufmerkſamkeit, welcher aus der Lebhaftigkeit des Knaben entſprang. Im Unterricht verrieth ſich ſeine Neigung zu dem Concreten durch Widerwillen gegen Sprachunterricht, und eine große Vorliebe für Geſchichte und Naturkunde. Doch vor Allem liebte er die Kunſt. Seine Verſuche im Zeichnen und in der Erlernung mehrerer muſikaliſcher Inſtrumente, von denen er nur der Guitarre treu blieb, die er auch mit ſeltner Fertigkeit ſpielte, verriethen ein großes Talent dazu. Vor Allem aber zog ihn die Dichtkunſt an, deren deutſche Meiſter und Meiſterwerke ſein Geiſt zuerſt in freundlicher Nähe betrachtete. Vorzüglich wirkten Schillers Balladen auf Körner ein.

Seine erſten Verſuche in der Dichtkunſt beſtanden in ſcherzhaften Verſen, an denen ſich ſein Trieb zu reimen zur Fertigkeit erhob; bald wurden ſie ernſter, und ſeine Eltern wollten dem ſpielenden Triebe, der ſich in ſeinen Productionen mit großer Leichtigkeit offenbarte, keinen Zwang anlegen, weil ſie wünſchten, es möge ſich ſeine Beſtimmung durch eigne Neigung entſcheiden. Unterdeſſen unterließen ſie auch nicht, ſeinem muntern, wißbegierigen Sinn alle diejenigen Kenntniſſe anbieten zu laſſen, welche das Leben des wahrhaft Gebildeten nähren und ausſchmücken. Seinen Unterricht empfing er theils in der Kreuzſchule, theils durch tüchtige Privatlehrer. Zu letzteren gehörte auch der treffliche, in ſeinen beſten Hoffnungen geſtorbene Prof. Dippoldt in Danzig, welcher ihn in das Heiligthum der Geſchichte einführte, aus deren Quelle Körner manchen Stoff für ſeine poetiſchen Verſuche ſchöpfte. Mehr als Unterricht aber wirkte bei ihm der Umgang mit Gebildeten, ſowohl im engen Familienkreiſe, als in jenen berühmten Abendgeſellſchaften des väterlichen Hauſes, welche von vielen angeſehenen Fremden häufig beſucht waren, und an welchen er bald den lebhafteſten Antheil nahm. In jenem entwickelten ſich die natürliche Offenheit, die zwangloſe Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, die ihm immer eigen blieb, und die treue Anhänglichkeit des Knaben an ſeine Geliebten; in dieſen bildete ſich durch

die Regel eines feinen Umgangs ſein Geſchmack ſo vielſeitig, und zu einem ſo leichten Tact für das Rechte in den Künſten aus, daß Körner ſpäterhin nicht leicht in die Verſchrobenheit mancher manierirten Künſtler, oder in die Rohheit vieler ſonſt origineller Köpfe verfallen konnte. Auch war er, zwar feſt in dem, was er einmal als Muſter anerkannt und gewählt hatte, doch gegen das Urtheil Anderer nicht unempfindlich, — und dieſes trieb ihn zu größern Fortſchritten in ſeinen dichteriſchen Verſuchen an. Vorzüglich aber wirkten auf den Knaben, nach dem Berichte ſeines Vaters, der jetzt ruſſiſche Oberſt von Pfuel, und der genialiſche Däne Oelenſchläger, welcher im J. 1804 einige Zeit in Dresden verweilte. Schillern ſah der Knabe in ſeinem zehnten Jahre, als dieſer zum letzten Male in Dresden war.

Indeſſen ward es nöthig, für den zum Jüngling aufblühenden Knaben zugleich eine Bahn zu wählen, durch welche ihm ſeine künftige ſorgenfreie Lage geſichert werden konnte. Am meiſten empfahl ſich dazu ſeinen Aeltern das Studium des Bergbaues, weil dieſes ein freies poetiſches Leben zu begünſtigen, ja zu verſprechen ſchien, und mit der angegebenen Vorliebe für die Naturwiſſenſchaften am meiſten in Verbindung ſtand. Zudem befand ſich die in ganz Europa berühmte Akademie des Bergbaues in der Nähe, deren Director, Werner, des Vaters Freund war. Körner wurde alſo bis in ſein 17tes Jahr zu dieſem Ziele in dem älterlichen Hauſe vorbereitet. Im J. 1808 betrat er dieſe, ſeiner Neigung am meiſten angemeſſene Bahn, und bezog die Bergakademie zu Freiberg. Die Empfehlungen ſeines würdigen Vaters und ſeine geiſtvolle Munterkeit verſchafften ihm in den angeſehenſten Häuſern, ſo wie bei ſeinen Lehrern die freundlichſte Aufnahme. Mit poetiſchem Eifer ergriff er das bergmänniſche Studium; doch auch hier zog ihn das Praktiſche und Concrete mehr, als die Theorie an. Hier ſcheute er kein Hinderniß und keine Beſchwerde, bis er in dem Bergmannsleben ſo einheimiſch war, daß ihn die einförmige und dürftige Wirklichkeit weiter trieb. Indeſſen ging er auch ſpäterhin noch gern auf kleinen Reiſen als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinſtrumente bei ſich, und viele ſeiner Gedichte zeigen, wie die Anſchauung und Erfahrung jenes Lebens ihm vielfache Bilder und Symbole des Höhern darbot,

und von ihm poetiſch geſtaltet wurde. Nun zog ihn Chemie und Mineralogie näher an. Das Studium der letztern konnte er durch kleine Streifereien in Gebirgsgegenden fortſetzen und befördern, auf welchen er in Geſellſchaft eines oder mehrerer Freunde ſich vorzüglich wohl befand, und mit kühner Gewandtheit über ſteile Felſen kletterte, um merkwürdige Steine zu ſammeln.

Hier lernte er auch die Freundſchaft zum erſten Male kennen; unter den vielen Jünglingen, welche ſeine gutmüthige Luſtigkeit an ſich zog, ſchloß er ſich vorzüglich einem edeln und gebildeten Jünglinge, Namens Schneider, an, deſſen frühen Tod er in einem ſeiner Gedichte mit ergreifender Rührung feierte. So ſehr ihm aber auch der freiere Umgang mit ſeinen Jugendgenoſſen gefiel, ſo gern kehrte er doch in die nahgelegene Heimath zu jedem häuslichen Feſt zurück, genoß in vollen Zügen den erquickenden Anblick der ſeltnen Kunſtſchätze, welche jene in ſich ſchließt, und labte ſein Ohr an den meiſterhaften Aufführungen der Kapelle, und der italieniſchen Oper. Von hier aus machte er auch einige größere Wanderungen und Reiſen, z. B. zu dem reizenden Landſitze ſeiner Pathin, der Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg, welche ſeinen Aeltern große Aufmerkſamkeit erzeigt hatte, und ihn ſehr gütig aufnahm und entließ; im Sommer 1809 eine Fußreiſe in die Oberlauſitz und in das ſchleſiſche Gebirge, auf welcher Reiſe ſein poetiſcher Sinn die mächtigen Eindrücke einer erhabnen Natur empfing, die ihn für das Leben hoch begeiſterten. Wahrſcheinlich iſt er in dieſer Zeit auch durch Lectüre zur Poeſie mannigfaltig angeregt worden. Gewiß iſt es, daß ſein poetiſches Talent von dieſer Zeit an immer fruchtbarer ward, und daß es ſich damals vorzüglich auf Gegenſtände der Religion richtete, wie man es aus ſeinen geiſtlichen Sonetten ſehen kann.

Nach geendigtem Curſus in Freiberg wünſchte er Tübingen, und dann Berlin beſuchen zu können. Sein Vater hegte dagegen den Wunſch, daß er in Leipzig, wo ihn die freundliche Aufnahme mehrerer Verwandten erwartete, wenigſtens für kurze Zeit ſich aufhalten möchte, welchem Wunſch Körner auch nachgab. So verließ er Freiberg nach einem faſt zweijährigen Aufenthalte und ging

nach Leipzig im J. 1810. Vorher machte er noch eine kleine Reiſe nach Carlsbad, und hielt ſich dann wiederum einige Wochen in Löbigau auf, wo er in Verbindung mit mehrern geiſtreichen Perſonen, welche die liebenswürdige Herzogin von Curland umgaben, eine Art poetiſcher Zeitſchrift, unter dem Namen Theeblätter ſchrieb, welche aber blos in der Handſchrift cirkulirten und für die dortige Geſellſchaft beſtimmt waren.

In den angenehmſten und angeſehenſten Cirkeln Leipzigs war Körner ſchon durch ſeine Familie empfohlen; noch größere Empfehlung aber verſchaffte ihm ſein muſikaliſches und poetiſches*) Talent, welches er gern zur Erhöhung des geſelligen Vergnügens und zur Erheiterung und Unterhaltung freundſchaftlicher Kreiſe anwendete und übte. Mit Vergnügen erinnert ſich ſeiner geiſtvollen Lebhaftigkeit eine Verbindung junger Männer in Leipzig, die unter dem Namen Makaria den Zweck hat, die Uebung und Ausbildung edler geiſtiger Fähigkeit auf heitere, geſellige, unterhaltende Weiſe zu befördern, und mehrere poetiſche Jugend-Scherze Körners werden in dem Archive derſelben aufbewahrt.

Was die Fortſetzung ſeiner angefangenen Studien anlangt, ſo glauben wir kaum, daß es ihm damit wahrhafter Ernſt geweſen. Körner wählte ſich zwar mehrere Collegien und Privatſtunden aus, welche die Philoſophie, Geſchichte, Natur- und Sprachwiſſenſchaften betrafen, beſuchte ſie auch anfangs mit Eifer; aber ſey es nun, daß er für ſeinen Geiſt nicht hinlängliche Nahrung in denſelben zu finden glaubte, oder dieſer, dem Concreten zugeneigt, für abſtracte Unterſuchungen zu wenig Sinn haben konnte, und überhaupt zu bewegt und unruhig war, um den gemeſſenen Gang der Wiſſenſchaft geduldig zu ertragen, oder daß endlich die Unterbrechung ſeiner Studien durch äußere Zerſtreuungen, welche vorzüglich ſeine Familienverbindungen herbeiführten, ſo wie auch durch den öftern Drang, poetiſche Pläne und Entwürfe auszuführen, ihm

*) Um dieſelbe Zeit erſchien die erſte Sammlung ſeiner Gedichte unter dem Titel Knoſpen (Leipzig, bei Göſchen. 1810. 8.)

ihm die Luſt benahm, jene fortzuſetzen; — kurz es iſt gewiß, daß ſich Körner, wenigſtens am Ende ſeines Aufenthalts in Leipzig, von dem eigentlichen Zwecke deſſelben ganz entfernt hatte, wenn er auch, wie wir bezweifeln, in Hinſicht auf ſeinen eigentlichen innern Beruf etwas gewonnen haben ſollte.

Der Verfaſſer dieſer Schilderung will den Eindruck, welchen Körner als Studirender auf ihn machte, wie er ihn an einem andern Orte kurz nach des Dichters Tode unbefangen geſchildert hat, unverändert mittheilen. Körners Aeußeres war nicht gerade einnehmend. Ein ſchnell aufgewachſener, ſchmächtiger Körper, aber friſch und beweglich, langbeinige Statur, kleinliche Verhältniſſe des ſonſt muntern Geſichts empfahlen ihn auf den erſten Anblick nicht vorzüglich; aber ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Naturſohne hin. In ſeinem Umgang zeigte ſich ein deutſcher gerader Sinn, ungemeſſen, oft ſarkaſtiſch im Ausdrucken, aber herzlich gegen jeden Hochgeſinnten. Kleinliche Pedanterie und Verſtellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang; um ſo mehr mußt' ihm der Umgang jugendlich-kräftiger Menſchen gefallen, die ihn liebten, und welchen er ſich ſo feſt anſchloß, daß er ſelbſt ihre Rohheiten annahm und ſich in den bizarreſten Aeußerungen akademiſcher Freiheit ſehr wohl gefiel. Deſſen ungeachtet unterſchied er ſich von den meiſten ſeines Umgangs durch eine früher erlangte Cultur und gleichſam angeerbte Kunſtliebe und Begeiſterung, welche ſich in der gebildeteren Geſellſchaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meiſtens zu ſtark ausgedrückte Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetiſcher Improviſation und Verſification mitzutheilen liebte. Dabei widerſprach die durch Uebung ſchon erworbene Politur und äußere Harmonie ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe ſeinem eignen Aeußern auf ſeltſame Art; ſey es nun, daß er auch hier jugendlich renommirte, und in ſeinem Betragen für nachläſſiger gelten wollte, als er eigentlich war, ſey es, daß er die Beiſpiele großer Künſtler und Virtuoſen, die er im väterlichen Hauſe zu ſehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinſicht der äußern Seiten und ihrer vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienſte oft

auf gleiche Weiſe zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen ſtrebte.

So anmaaßend und vernichtend oft ſeine Ausſprüche über Literatur und Kunſtproducte klangen, ſo empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung: ja wo er nur einem Kunſtfreund begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da ſchloß ſich auch ſein Herz in großer, erwärmender Begeiſterung auf.

Der Verfaſſer hatte früher einige ſeiner poetiſchen Verſuche in der Jen. Lit. Zeit. beurtheilt, und ihm den Vorwurf gemacht, daß ſein poetiſcher Ausdruck noch zu ſehr „ſchillere“; er fand nicht nur das Wahre hierin, ſondern bat den Verf. auch um die fernere Beurtheilung ſeiner poetiſchen Arbeiten. Dieſer erkannte ihm die Fertigkeit einer leichten, wohlgefälligen Compoſition an, konnte aber doch nicht unterlaſſen, ihm zu bemerken, daß er in der Ballade und Romanze, welcher er ſich damals vorzüglich widmete, auf romanhafte Situationen und Effecte ausgehe, mit faſt kindiſcher Wohlgefälligkeit Romanzenſtoffe (im Geiſt der vor Kurzem überall geſungenen und geleierten fantaſtiſch dunkeln, unmotivirten und nothwendig ſchauerhaft endenden Romanze) aller Orten zuſammentrage, und mit einem von dem Innern oft ſehr abſtechenden melodiſchen Gewande überkleide, für poetiſche Idee und Charakteriſtik aber dabei weniger beſorgt ſey. Der Verfaſſer ſuchte dieß insbeſondere auf eine Ballade anzuwenden, die ihm Körner im erſten Entwurfe vorlas, und die er in dem poetiſchen Nachlaß Körners unter dem Titel Wallhaide wiedergefunden hat. Sie erinnert lebhaft an Bürgers Leonore.*)

*) Eben als der Verf. dieſe Schilderung vollendet, kommt ihm das Stück der Allg. Lit. Zeit. (Nro. 104. der Ergänzungsblätter z. J. 1815) in die Hände, in welchem ein einſichtsvoller Recenſent den zweiten Theil von Körners poetiſchem Nachlaß beurtheilt. Der Verf. ſieht hier nicht nur ſein Urtheil beſtätigt (Treuröschen und Wallhaide, heißt es, ſind verunglückte Bürgeriſche Leonoren, geſpenſtiſche Nachahmungen, in welchen kein höherer Sinn liegt und die poetiſche Gerechtigkeit mangelt), ſondern freut ſich überhaupt, nach ſo vielerlei Lobreden, endlich auch ein Urtheil über Körners dichteri-

Ueberhaupt zeigte ſich in den meiſten ſeiner mir damals bekannt gewordenen Verſuche nur das Talent, einzelne poetiſche Momente mit Gefühl und Wärme ſchnell und leicht in gebildeten, wohlklingenden Verſen zuſammenzuſtellen; aber meiſtens ergriff er nur romantiſche Schatten und Klänge ſtatt des poetiſchen Geiſtes. Auch dieſes ſtrenge und unbefangen ausgeſprochene Urtheil nahm er auf die gleiche Weiſe auf; doch konnte damals eine Erinnerung dieſer Art keine tiefe Wirkung auf ihn machen, da er in jenes poetiſche Scheinleben voll glänzender, doch unſtäter Jünglingsträume und Schattenbilder noch ſelbſt zu ſehr verſunken war, und, dem ungebunden fröhlichen Umgange ſeiner Jugendgenoſſen nun faſt ganz gewidmet, ſchon die Meinung zu hegen ſchien, man müſſe, um genial zu ſeyn, ſich des tiefern Studiums ſeiner Kunſt entſchlagen, und ſeinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Die Vernachläſſigung wiſſenſchaftlicher Studien konnte man ihm leichter vergeben, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunſche der für ihn beſorgten Seinigen zufolge die Univerſität beſuchte, um ſich, gleichſam von den Wiſſenſchaften umgeben, für ein beſtimmtes Fach zu entſcheiden, und dadurch ſein bürgerliches Leben zu begründen. Aber zu ſehr hatte ihn der Zauber der Poeſie gefeſſelt.

ſchen Charakter zu finden, welches mit ſeiner in dieſer Darſtellung herrſchenden Anſicht von demſelben ſo zuſammenſtimmt, daß er daſſelbe vollkommen unterſchreiben mag, und den Leſern mitzutheilen ſich nicht enthalten kann: „ein gefühlvolles Herz, eine regſame Phantaſie, eine innere wache Neigung, auszuſingen die Regungen des einen, und zu malen die Gebilde der andern: das iſt die Ausſtattung, die Körner von den Muſen empfangen hatte. Keine neue, tiefe Einſicht in die Räthſel der Natur und des menſchlichen Lebens und Seyns; kein üppiger Reichthum der Erfindung in Stoff und Form; kein rauſchender Aufflug aus der Sinnlichkeit drückenden Feſſeln in das freie Reich der Ideen, wie bei Schiller; wohl aber an den meiſten Orten ein ungekünſteltes Wiedergeben der Eindrücke, die das edle Gemüth empfing; ein leichtes Aneignen von mancherlei fremden Formen zur Ausprägung eignen, müßigen Vorraths von Gedanken, und bisweilen ein zartes, ungemein anſprechendes Tonſpiel, welches in ſich ſelbſt die Bürgſchaft einer überſinnlichen Heimath trägt."

Inzwiſchen ſuchte er die vorräthige Zeit nach augenblicklicher Neigung auszufüllen. Seine akademiſchen Verbindungen aber riſſen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre ſchwerer entgeht, und welche ihn nöthigten, die Univerſität zu verlaſſen. Ein Glück für ihn: denn er ſchwebte in Gefahr, in ſeinem Streben nach dem Höhern durch wüſtes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte ſich bei längerm Aufenthalte in dieſem plan- und zielloſen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poeſie, welcher er anhing, hatte für ihn noch nicht die Geſtalt der Wahrheit angenommen.

Oeffentliche, die geſetzliche Ordnung und Ruhe ſtörende Streitigkeiten und Kämpfe der Studirenden unter einander, zu denen ſich Körner als Parteiführer geſellte, veranlaßten eine ſtrenge Unterſuchung, welche auf die Entdeckung von ſogenannten Ordens-Verbindungen führte, die ſich über mehrere deutſche Univerſitäten verbreitet hatten. Einige Hauptperſonen, Körner mit ihnen, wurden aus Leipzig verwieſen.

In Berlin, wo er nun (Oſtern 1811) die naturwiſſenſchaftlichen und andern Studien fortſetzen ſollte, ſchienen ſich dieſe Scenen wiederholen zu wollen. Allein ein Fieberanfall ſchwächte ſeinen Körper ſo, daß die Reiſe zu ſeinen Aeltern nach Karlsbad für heilſam gehalten wurde. Körner verließ daher ſchon im Sommer dieſes Jahres Berlin wieder, und hielt ſich einen Monat in jenem Bade mit ſeinen Aeltern auf.

Hierauf wünſchte Körner nach Heidelberg zu gehen, um zugleich von da aus die Rheingegenden kennen zu lernen. Allein es lag dem Vater daran, den Sohn in eine Lage zu verſetzen, wodurch auf einmal alle jene Verbindungen abgebrochen würden, die bei ſeinem feurigen Temperament einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten. *)

---

*) Wir wollen jene Verirrungen, wie viele, beſonders vornehme Gegner der Univerſitäten gethan haben, nicht als Grundfehler jeder Univerſität anſehen, da die beſſere Seite durch

So gährend aber in dieſer Periode Körners Leben war, ſo gefiel er ſich doch ſtets in den zarten Feſſeln der Frauenzucht, und wie ſein jugendlich friſcher und kräftiger Geiſt ihn vor aller kränklichen Sentimentalität und bitterſüßer Schwermuth im Leben, wie in der Kunſt bewahrte, und die Freude ſein Element war, in dem er ſich voll Kraftgefühl bewegte: ſo ſchützte ihn die Verehrung edler Frauen, ſein natürlicher Schönheitsſinn und eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit des Willens, welche Dichtern nicht immer eigen iſt, vor allen andern Ausſchweifungen, welche die Unſchuld des Jünglings rauben, und an denen Körner niemals Theil nahm.

Um den Jüngling nun in eine Lage zu verſetzen, in welcher er frei von jenen gefährlichen Verbindungen ſich der höhern Ausbildung ſeines Geiſtes und ſeines vorzüglichen Talentes widmen könnte, beſchloß der Vater, ihn in die glänzende Kaiſerſtadt Wien einzuführen, wo eine neue Welt ſich ihm eröffnete. Sehr verſtändig erklärt ſich letzterer über dieſen Entſchluß alſo. „Es trat hier ein beſonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht ausreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling ſollte auf einen höhern Standpunct geſtellt, ſein Geſichtskreis erweitert, und der Trieb zu neuen Fortſchritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dieß alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien, vorzüglich auch wegen mehrerer

---

den Mißbrauch edler Freiheit niemals aufgehoben werden kann. Jener unbeſchränkte Blick über die Welt, welcher dem wahren Weiſen und Gelehrten ziemt, jene Liebe zur Natur, und die durch keine Gewalt und Tyrannei gebeugte Liebe freier Sitten und der öffentlichen Gerechtigkeit, die dem Volkslehrer, dem Arzte und dem Rechtsgelehrten eignet, gründet und bildet ſich nur in jugendlicher Freiheit am erfreulichſten: und darum eben zeigen ſich unſere Univerſitäten als ein wahres Eigenthum und fortgepflanztes Vermächtniß des deutſchen Volks, des freiheitliebendſten unter den Völkern. Nur der rohen Verletzung fremder Freiheit, der Störung nothwendiger Ordnung wirke der Staat mit Ernſt und Weisheit entgegen. — Von Körner aber galt des Dichters Wort:

Gönne dem Jüngling zu ſpielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die geſättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.

angenehmer Verbindungen, in welchen er mit bedeutenden und intereſſanten Männern daſelbſt ſtand. Mit dem Auguſt 1811, als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entſcheidende Periode. Er fand ſich in einer neuen Welt voll friſchen jugendlichen Lebens, fühlte ſich in der glücklichſten Stimmung, verlor aber dabei die Beſonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geiſtreichem Umgang zu verſäumen, oder ſich die edleren Genüſſe zu verſagen, die ſich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tages ernſten Studien, und war beſonders fruchtbar an dichteriſchen Productionen. Ungeſtört und mit Einverſtändniß ſeines Vaters konnte er ſich nunmehr dem innern Triebe zur Poeſie überlaſſen, da ihm äußerſten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntniſſe eine unabhängige Exiſtenz für die Zukunft ſicherten. Was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem beſondern Geſchäfft, ſondern die vollſtändige Ausbildung eines veredelten Menſchen. Denn nur einen ſolchen hielt er für berechtigt, ſein Inneres als Dichter laut werden zu laſſen. Auch erkannte der Sohn beſonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntniſſe in der Geſchichte, ſo wie in alten und neueren Sprachen. Bei dem hiſtoriſchen Studium war indeſſen oft eine poetiſche Nebenabſicht, indem zu irgend einem dramatiſchen Werke Materialien aufgeſucht wurden."

So viel Schönes und Väterliches ſich in dieſer Denkweiſe offenbart, ſo wenig mochte Körner ſelbſt bei ſeinem Leben in Wien noch einen andern Zweck verfolgen, als ſein poetiſches Talent in volle Thätigkeit zu ſetzen, und dieſes um ſo mehr, da die mißlungenen Verſuche, ſich die ernſtern Wiſſenſchaften anzueignen, ſeinen Ehrgeiz, und dieſer wiederum ſeine entſchiedne Neigung für die Poeſie kräftig anregen mußten.

Die Bühne verſprach ihm jetzt den ausgebreitetſten Ruf. Von Wien aus hörte man bald mit rauſchendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatiſche Producte, welche er dort ſchnell hintereinander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfahlen ſich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern geſehene **grüne Domino** und die **Braut**, welche auch in Hin=

ſicht auf die Beſchränkung des Perſonals als Seitenſtücke angeſehen werden können. Sie, und eine kleine Poſſe, der Nachtwächter, kamen im Januar 1812 auf die Bühne. Nachher dichtete er noch drei kleine komiſche Stücke, nämlich den Vetter aus Bremen, den Wachtmeiſter und die Gouvernante, von welchen das erſtere, als das unterhaltendſte, den meiſten Beifall verdient. Indeſſen zeigt ſich in allen dieſen Luſtſpielen bei weitem mehr Laune als Witz, und bei der ernſten lyriſchen Wendung, welche ſein Gemüth in der Poeſie vielleicht ſchon früher durch Schillers Einwirkung genommen hatte, fällt auch ſein komiſcher Dialog oft etwas breit und gedehnt aus; ſeine Intriguen haben nicht die Feinheit und Nettigkeit der dramatiſchen Spiele von Stoll und Conteßa, die Charaktere ſind etwas flach, und ſeine Scherze tragen noch den Stempel eintöniger Luſtigkeit.

Mehr aber ſtrebte ſein Sinn zu dem heroiſchen Trauerſpiel hin, da er der lyriſchen Kraftſprache mächtiger war, und ſein Gemüth im Leben nach Heldengröße ſuchte und dürſtete. Einen früheren Plan zu einem Trauerſpiele, Conradin, gab er, wie uns ſein Vater erzählte, ſelbſt wieder auf. Manches, ſetzt dieſer hinzu, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Cenſur Anſtoß geben, und ihm war gleichwohl darum zu thun, ſeine Werke auf das Theater zu bringen. Nicht undeutlich leuchtet daraus hervor, wie Körners Streben damals auf äußern Effect gerichtet war, und ſich bei ſeinen Hervorbringungen durch Rückſichten beſtimmen ließ, von welchen die geniale Begeiſterung nichts weiß. Nach dieſen gab ihm eine originelle Erzählung Heinrichs von Kleiſt, die Verlobung in Domingo, zu ſeinem Drama Toni (in 3 Acten) Veranlaſſung. — Es iſt zu bezweifeln, daß jener Stoff durch eine ſolche Bearbeitung gewinnen konnte; auch iſt der hinzugefügte Schluß dem Geiſt jener Erzählung ganz widerſprechend. Dieſem Drama, welches, wie die meiſten dramatiſchen Werke Körners, erſt nach deſſen Tode bekannter geworden iſt, folgte die Sühne (in einem Acte), durch Werners furchtbaren 24ſten Februar veranlaßt. Was ihm aber hauptſächlich einen theatraliſchen Ruf erwarb, war die Bearbeitung eines vielgeprieſenen ungariſchen Nationalſtoffs, der die bewundernswürdigen Thaten des Patriotismus in der alten Welt in die Erin-

nerung zurückruft, ja faſt verdunkelt; wir meinen die Geſchichte des ſogenannten ungariſchen Leonidas, Zriny, der im ſechszehnten Jahrhundert ſich und die Seinen ſamt der ihm von ſeinem Kaiſer anvertrauten Feſtung in die Luft ſprengte. Es war dieſer Stoff, ſelbſt in Hinſicht ſeines Publikums, eben ſo glücklich gewählt, und an ſeltenen und auffallenden Situationen reich, als er ihn, vorzüglich im Einzelnen, kräftig auszuführen wußte. Beſonderes Lob verdienen die Partien, in denen Heldenſinn und Liebe im Kampfe erſcheinen; beiden hat der Dichter eine kräftige Stimme verliehen. Gewiß iſt es auch, daß er in der poetiſchen Bearbeitung dieſes Stoffs ſeine Vorgänger*) weit übertroffen. Die Aufnahme dieſes Stücks, welches auf dem Wiener Theater mit allem möglichen Glanz gegeben wurde, und durch das Aufſprengen der Feſtung ein auf der Bühne noch nie geſehenes Schauſpiel darbot, war ungewöhnlich. Der Dichter ſelbſt wurde bei der erſten Darſtellung deſſelben hervorgerufen, in größere Cirkel zugezogen, und verdankte dieſem Beifall die Stelle eines Hofdichters**) in Wien.

Zu dieſen Aufmunterungen ſeines Talents kam noch die edle Gluth des Jünglings für ein liebenswürdiges

*) Man vergleiche nur Pyerkers Zriny in deſſen hiſtoriſchen Schauſpielen. Wien 1810. Wir möchten wiſſen, ob Körner dieſen Vorgänger gekannt hat.

**) Körners Vater äußert ſich hierüber alſo: In Deutſchland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung ſeiner Kunſt eine unabhängige Exiſtenz verſchafft, und dieſe wurde dem jungen Körner zu Theil. Durch die mit dieſer Anſtellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlängliches Einkommen geſichert. Körner galt unter ſeinen Bekannten damals für einen Günſtling des Glücks, und gleichwohl hatte er nie über Neid und Kabale in ſeinen theatraliſchen Verhältniſſen zu klagen. Durch anſpruchsloſen Frohſinn und kleine Gefälligkeiten ſtand er faſt mit allen Kunſtgenoſſen (hierunter ſind wahrſcheinlich die übrigen in Wien angeſtellten Hoftheaterdichter gemeint) im beſten Vernehmen. Bei der Aufführung ſeiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichſten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darſtellung aufboten.

weibliches Weſen,*) Dieſe Liebe, der reiche Genuß der Kunſt und des höhern geſelligen Lebens in jener Kaiſerſtadt, endlich auch die Reize ihrer Naturumgebungen, die er durch einen Sommeraufenthalt in Döblingen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, ſo wie durch eine Reiſe nach Regensburg, wohin er einen Freund begleitet hatte, näher kennen lernte: alles dieſes berauſchte ſein Gemüth mit hohen Gefühlen, und brachte manches poetiſche Erzeugniß an das Licht.

Außer den ſchon oben angeführten theatraliſchen Stücken ſchrieb er noch das ernſte Drama, Hedwig, welches zwar ebenfalls nicht ohne kräftige Situationen iſt, aber bei weitem weniger ein dramatiſch zuſammenhängendes Ganzes bildet, als das eben genannte, und durch das zu ſehr hervorſtechende Streben zu erſchüttern und zu überraſchen mehr abſtößt, als es gefallen hat, ferner das Trauerſpiel Roſamunde, deſſen Stoff aus der engliſchen Geſchichte des 12ten Jahrhunderts genommen iſt. Das letztere Stück hat ohnſtreitig mehr poetiſchen Werth, und zieht durch die Mannigfaltigkeit pathetiſcher Situationen, ſo wie durch die ſanft hervorſtechenden Charaktere Roſamundens und Richards an. Ferner vollendete er eine früher angefangene Oper, die Bergknappen, ſchrieb noch zwei Opern, das Fiſchermädchen oder Haß und Liebe und den vierjährigen Poſten, und begann eine andre, die Rückkehr des Ulyſſes, welche er für Beethoven beſtimmte. Sein letztes theatraliſches Werk von der ernſtern Gattung war, wie wir von ſeinem Vater erfahren, Joſeph Heidrich, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven öſterreichiſchen Unterofficiers für ſeinen Lieutenant — zum Grunde lag.

*) Daß die ungeſchwächte Jugendkraft, fährt Körners Vater fort, mitten unter den Gefahren einer verführeriſchen Hauptſtadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Weſen, gleichſam vom Himmel zu ſeinem Schutzengel beſtimmt, feſſelte ihn durch die Reize der Geſtalt und der Seele. Körners Eltern kamen nach Wien, prüften und ſegneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten ſich an den Wirkungen eines begeiſterten Gefühls, und ſahen einer ſchönen Zukunft entgegen, als jenes glückliche Ereigniß den Zeitpunct zu beſchleunigen ſchien, der das liebende Paar vereinigen ſollte.

Alle dieſe Erzeugniſſe*) und viele lyriſche Gedichte wurden in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts in Wien hervorgebracht. „Er würde dieß, wie jener Berichterſtatter bemerkt, nicht haben leiſten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Verſification zu ſtatten gekommen wäre, die er ſich durch die häufigen frühern Uebungen erworben hatte. Die Aufſuchung hiſtoriſcher Materialien und die Entwerfung des Planes zu theatraliſchen Werken koſtete ihm allemal die meiſte Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anſtrengung, wobei ihm jener Sommeraufenthalt auf dem Lande vorzüglich günſtig war.“

Im Ganzen aber glauben wir zu bemerken, daß es Körners theatraliſchen Stücken gerade an dem fehlt, was man die dramatiſche Entwickelung nennt, und ohne welche poetiſche Situationen, ſo auffallend und anziehend ſie ſeyn mögen, und die kräftigſten lyriſchen Ergießungen nur einzeln ſtehen, und nimmermehr ein die Aufmerkſamkeit lange feſſelndes Ganzes bilden. Auch war Körner gewiß zu leidenſchaftlich, und das lyriſche Beſtreben in ihm zu vorherrſchend, als daß er wenigſtens damals dieſelbe hätte gewinnen können, da ſie nicht ohne Ruhe und Selbſtbeherrſchung möglich iſt. Nicht minder mangelt ſeinen Charakteren Originalität und Tiefe. Was aber alle ſeine Dramen vor den ſeiner jüngern Zeitgenoſſen vortheilhaft auszeichnet, iſt eine kräftige Diction ohne Verkünſtelung und Manier, melodiſcher Wohllaut ſeiner Verſe ohne leeres Reimgeklingel, Sentenzenfülle und Energie des Ausdrucks ohne Schwulſt und andere Verſchrobenheit.

Indeſſen glaubten manche Kritiker ſeiner ernſten Dramen, er ſuche Schillers hohes Pathos mit Kotzebue's

*) Von ſeinen dramatiſchen Werken erſchienen zuerſt die von ihm ſelbſt im Anfange des J. 1813 (Wien, bei Wallishauſſer) herausgegebenen dramatiſchen Beiträge, erſter Band, in welchem Toni, die Braut, der grüne Domino und der Nachtwächter enthalten iſt. Ein zweiter iſt dem Verf. dieſer Schilderung nicht zu Geſicht gekommen. Ein dritter, Zriny und Roſamunde enthaltend (Wien 1815), ſcheint dem erſten Theile des poetiſchen Nachlaſſes nachgedruckt zu ſeyn.

beliebter Theaterpraxis zu verbinden. Vielen ſeiner Freunde bangte für den Dichter und vor der Richtung, welche ſein Talent hier ſo leicht nehmen konnte. Aufgefordert von einem großen, nach materiellem Theatereffect ſo ſehr begierigen Publicum, thätig zu ſeyn, und von Zeit zu Zeit etwas Neues für deſſen Bühne zu liefern, — da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyriſchen einheimiſch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt, reiche Erfahrung, ohne den ſcharfbeobachtenden Blick in die verſchiedenen Kreiſe der Menſchen und in den weiten Umkreis der Geſchichte war, in welche der dramatiſche Dichter ſeine magiſche Beleuchtung ſo gern fallen läßt, wenn er die Geiſter mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere ſchafft — Alles ſchien für einen wahren Ruhm mehr als bedenklich zu ſeyn. Gefährlicher noch ſchienen die ſtarken Räucherungen, welche dem aus Dunkelheit hervorbrechenden Talent von niedrigen Schmeichlern gewöhnlich geſpendet zu werden pflegen; um ſo mehr, je jugendlicher Körners Gemüth, und je freier es von aller Verſtellungskunſt war. Beſtätigt wurden dieſe Beſorgniſſe durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem, das meiſte Aufſehen erregenden Werke Körners nur ſein lyriſches Talent, bekleidet mit dem äußern Schmucke des theatraliſchen Cothurns, in dem brillanten Feuer der Wiener Theaterkunſt auffliegen ſahen.*) Allein die Scheinbilder poetiſchen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein ſtetes Herumſchweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußte den kräftigern Geiſt zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung ſeiner ritterli-

*) Eben ſo urtheilte ſpäter der oben angeführte Kunſtrichter: „In Wien kann man eigentlich ſehen, was Theatereffect iſt; ein empfänglicheres, von den Bretern herab ergötzbareres und rührbareres Publikum gibt es nicht. Körner mußte ſich bei ſeinem Talent für die Poeſie, das mit Leichtigkeit in allen Richtungen auslief, bald verſucht fühlen, dergleichen Effect hervorzubringen. — Der Weg, auf welchem wir Körnern hier antreffen, führt offenbar zur Vielſchreiberei für die Bühne, die ewig Neuigkeiten verlangt. Das rührende Drama iſt ihre fruchtbarſte Quelle, wie wir an den bekannten Vielſchreibern ſehen. Ob die literariſche Kritik ihm dieſen Weg verleidet haben würde, iſt ungewiß; die Erfahrung lehrt, daß ſie wenig über die vermag, denen der Hauſe zuklatſcht."

chen Ideale aufregen. Ob alſo gleich dieſe Periode die glänzendſte in Körners äußerm Leben zu ſeyn ſchien, ſo konnte doch der in ſich ſelbſt noch ſchwankende, nach außen vielfach getriebene Geiſt in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den feſten Zielpunct ſeines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darſtellen, in welchem er ſelbſt noch nicht einheimiſch geworden? Wie leicht wäre der hochaufſtrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publicums herabgeſunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Zudem war Körners Geiſt nicht für ein müßig beſchauendes Leben, ſondern für eine männlich rüſtige Thätigkeit geboren, in welcher er ein hohes Ideal verwirklichen ſollte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten.

Ein neues Morgenroth brach von Oſten über Deutſchland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die ſich für Freiheit und Vaterlandsruhm dem Tode weihten. Mächtig drang auch in Körners Bruſt der Ruf, und der hochgeſinnte Jüngling, der ſchon längſt die Schmach ſeines Vaterlands mit bitterm Weh empfunden, ſäumte keinen Augenblick, die deutſche Leier mit dem deutſchen Schwerte zu vertauſchen. Wie dieß ſein freiheitathmender Sinn für ſeine ernſte Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jüngling und Mann verabſcheute, das ſprechen mehrere ſeiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen ſeiner Brüder und Kampfgenoſſen hoch beſeelte (z. B. das kräftige Lied: Männer und Buben). Vorzüglich rührend drückt dieſe Geſinnung auch die Stelle eines Briefs an ſeinen Vater aus, welcher zugleich unſere früheren Aeußerungen beſtätigt: „Deutſchland ſteht auf; der Preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen, durch ſeine kühnen Flügelſchläge, die große Hoffnung einer deutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger ſeyn. — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in dieſem Leben reifen kann; jetzt, da alle Sterne meines Glücks in ſchöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt iſt es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt iſt es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß ſey für das höchſte menſchliche Gut, für ſeines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen, und

fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe ſeyn zu können in dieſer Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogenſturm die muthige Bruſt entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeiſterung meinen ſiegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiß, Du wirſt manche Unruhe erleiden müſſen, die Mutter wird weinen, — Gott tröſte ſie! Ich kann's Euch nicht erſparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dieß Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundſchaft und der Freude geſchmückt iſt, und daß ich es *doch* wage, daß ich die ſüße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angſt zu bereiten, das iſt ein Opfer, dem nur ein ſolcher Preis entgegengeſtellt werden darf." Wem ſollten nicht bei dieſen Aeußerungen des Heldenjünglings, der ohne äußere Aufforderung, und lediglich dem innern Triebe folgend, dieſen ernſten Entſchluß faßte, die Worte ſeines Juranitſch (in Zriny) einfallen, die er ſo ſchön verwirklichte:

Ich möchte untergehen wie ein Held
im friſchen Kranze meiner kühnſten Liebe!"

Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe ſeine ſo glücklichen Verhältniſſe, ſo manches ihm geliebte Herz, und zog den Rüſtungen in Schleſien entgegen.

Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poeſie ſich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurſtigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd ſich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernſte Beſchäfftigung, hier den Stoff lebendiger Geſänge, den wahren Sinn der Poeſie, welche die ernſte Zeit verlangte: und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauſte, tönte kräftig zu dem männlichen Liede. Die beſten, kräftigſten und wahreſten ſeiner Lieder hat er in dieſer Periode hervorgebracht.

Als er im März 1813, mit guten Empfehlungen verſehen, in Breslau ankam, ſah er mit Wonne, wie von allen Seiten und von den verſchiedenſten Provinzen her ſo viele gebildete, für Deutſchlands Freiheit glühende Jünglinge der deutſchen Freiſchaar zueilten, die der Ma-

jor von Lützow unter preußiſchem Schutze errichtete; und da er für den Dienſt zu Fuß ſowohl durch ſeine frühern mineralogiſchen Wanderungen, als durch öftere Uebungen im Schießen vorbereitet ſchien, ſo entſchloß er ſich am 19. März 1813 in das Corps der Lützowſchen Büchſenjäger einzutreten, und wurde mit denſelben einige Tage darauf in der Kirche von Rochau, einem Dorfe nicht weit von Zobten, feierlich eingeſegnet. Hier fand er mehrere ſeiner früheren Freunde wieder, und erwarb ſich durch ſeinen glühenden Eifer für die deutſche Sache, der keine Anſtrengung ſcheute, und allen Gefahren mit jugendlich fröhlichem Muth entgegen ſah, durch die Würde ſeines Betragens, durch die treue Anhänglichkeit an ſeine Freunde, die Achtung und Liebe ſeiner Waffenbrüder. Am meiſten aber wirkte er auf ſie, und von hier aus auf alle deutſche Kämpfer durch die kriegeriſchen Geſänge, welche ſeiner Bruſt entſtrömten. Durch ſie ward jener patriotiſche Enthuſiasmus befördert und weit verbreitet, der ſelbſt die Söhne der Muſen in Söhne des Mars verwandelte, und durch welchen der deutſchen Nation Vieles und Großes gelang. Gewiß hat Körner durch dieſelben, namentlich auf die höhern Claſſen, welche ſich zu dieſem Kriege ermannten, eben ſo ſehr gewirkt, als im ſiebenjährigen Kriege der preußiſche Grenadier. Was ſie vorzüglich empfahl, und aus der Menge der in und durch dieſen Krieg erzeugten Gedichte hervorhob*), war nicht allein die natürliche Kraft der Gedanken und das glühende patriotiſche Gefühl, ſondern auch die damit verbundene und in dieſer Verbindung noch tiefer eindringende muſikaliſche Kraft ſeiner Kriegslieder, vermöge deren ſie gleichſam die Melodie ſchon in ſich enthalten, oder ſich doch den ſchönſten und reichſten Melodieen glücklich und leicht anſchließen.

Nicht lange nach jener feierlichen Einſegnung, zu welcher Körner ſelbſt, wenn wir nicht irren, ein geiſtli-

*) Daß wir von dieſer Menge namentlich die originell kräftigen Gedichte eines Freimund Raimar, Max von Schenkendorf ꝛc. ausſchließen, verſteht ſich von ſelbſt. Auch gehören dieſelben ganz verſchiedenen Gattungen an, und ſind größtentheils für den Geſang nicht beſtimmt.

liches Lied, nach der Melodie: eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. gedichtet hatte, rückte das Corps in Sachſen ein, (Anfang des April 1813). Körner, welcher kurz vorher die Stelle eines Oberjägers erhielt, begleitete den Major von Petersdorf, der die Infanterie des Lützowiſchen Corps kommandirte, auf einer Geſchäfftsreiſe, und kam noch früher als das Corps in Dresden an, wo er ſeinen Aufruf an die Sachſen ſchrieb. Hier erhielt er die Segnungen ſeiner Familie, die ihn nicht wiederſah.

Von hier zog er mit ſeinem Corps nach Leipzig, ob ſich ihm gleich eine vortheilhafte Gelegenheit anbot, unter andern militäriſchen Verhältniſſen an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Allein die Freunde, die er unter jenem gefunden, die Aufmerkſamkeit, mit welcher Vorgeſetzte und Niedere einmüthig ihn beachteten, und ſelbſt die Idee, welche bei Errichtung dieſes Corps waltete, waren ſeinem Herzen zu theuer, als daß er daſſelbe hätte verlaſſen ſollen, wenn auch ſchon manches geſchah, was ſich mit jener Idee nicht wohl vereinigen ließ. Seine treue Anhänglichkeit für dieſen Verein, die ſich faſt in allen ſeinen Liedern aus dieſer Zeit zu Tage legt, wurde ihm dadurch belohnt, daß er noch in Leipzig durch die einſtimmige Wahl ſeiner Kameraden zum Lieutenant erwählt wurde.

Hier ſah ihn auch der Verfaſſer wieder. Ein männlicher Ernſt gab ſeinem Weſen eine feſtere Haltung; er war noch immer jugendlich lebhaft, aber concentrirter ſein Auge, klarer ſein Blick. Vor ihm ſchien ſtets das hohe Gebild der deutſchen Freiheit zu ſchweben, den er unverrückt ins himmelsvolle Auge ſah; hinter ſich warf er einen tröſtend milden Blick auf die verlaſſenen Lieben, deren Bild er lebendig im Herzen trug, und ſein ganzes Weſen ſchloß ſich auf, wo ihm auf ſeiner Bahn Freundſchaft, Kunſtſinn und Freiheitsbegeiſterung ſich nahte. Die Leier diente ſeinem vollen Herzen, und tiefergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegeriſcher Wolluſt den Lieblingsgeſang anſtimmte. *) Aber eben ſo

*) Wir meinen das kräftige Kriegslied von Fr. Lange, in welchem es heißt: Es brauſt der Sturm, es wogt das Meer ꝛc. und welcher mit einer eben ſo erhebenden Melodie begleitet iſt.

eifrig lernte er die Signale der Hörner, und beſorgte mit pünctlichem Eifer den Kriegsdienſt.

Die Beſtimmung des Lützowſchen Corps, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, und das Volk in Thüringen, Heſſen und Weſtphalen in Aufſtand zu bringen, wurde durch Schuld und Unglück vereitelt. Früher wurde vergebens ein anderes fliegendes Corps erwartet, welches mit dem Lützowiſchen vereint vordringen ſollte. Als man deſſen ungeachtet vordringen wollte, rückte ſchon die feindliche Uebermacht heran, welche die leichten Truppen der Verbündeten zurückdrängte. Späterhin war das Corps beſtändig getrennt, indem beim Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Großgörſchen ein Theil der Fußjäger, welche vorher in Leipzig geſtanden hatte, nach Schleſien zurückging, Lützow aber ſich hierauf dem Wallmodenſchen Corps zu nähern ſuchte, und mit dieſem bei Lenzen über die Elbe ging, die Franzoſen in einem kühnen Gefechte bei der Göhrde (12. Mai) zurückdrängte, aber ſchon am 13. Mai wieder über die Elbe zurückgehen mußte. Indeſſen ſo die Cavallerie allerhand Streifzüge machte, blieb ein Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenloſigkeit an der Elbe ſtehen, und erhielt, während der Landſturm im nördlichen Deutſchland organiſirt wurde, aus den Hülfsmitteln des linken Elbufers Verſtärkung.

Dieſe quälende Unruhe ergriff auch den begeiſterten Körner. Und da er als Mitglied einer Commiſſion, welche von dem Major von Petersdorf beauftragt war, die weſtphäliſchen Civilbehörden zur thätigen Mitwirkung für eine raſchere militäriſche Organiſation anzuhalten, der Cavallerie nach Stendal folgte, und dort erfuhr, daß Lützow mit ſeiner Cavallerie und einigen Coſaken einen Streifzug nach Thüringen zu machen beſchloſſen, ſo ergriff er die Gelegenheit, ſich der drückenden Ungeduld zu entziehen, welche bei ſeinem Thatendurſt ihm täglich peinigender wurde, und erbot ſich, den Major, der ihn ſehr gern in ſeiner Nähe ſah, auf dieſem Zuge zu begleiten.

Als Lützows Adjutant nahm er an jenen kühnen Unternehmungen Theil, durch welche ſich die tapfre Schaar dem

dem Feinde im Rücken ſo gefürchtet machte, daß er mit innerm Grimm ihren Untergang beſchloß.

Der Waffenſtillſtand rettete das Corps des Herzogs von Padua, welches von einem ruſſiſchen unter dem General Woronzow, und einem Theile der Lützowiſchen Infanterie in Leipzig eingeſchloſſen war; aber den kühnen Begleitern Lützows, der ſich auf die erhaltene Nachricht von demſelben mit ſeinen Reitern aus dem ſächſiſchen Voigtlande zurückzog, um ſich wieder mit ſeiner Infanterie zu vereinigen, brachte er, trotz der Verſicherungen, die man ihnen gab, verrätheriſcher Weiſe das Verderben. Die Würtembergiſchen Truppen unter Normann wurden zu dieſem Unternehmen benutzt. Bei Kitzen, einem Leipzig nahe gelegenen Dorfe, ſtellte ſich der Feind mit Uebermacht entgegen.

Hier laſſen wir den Vater Körners ſeines Sohnes Unfall ſelbſt erzählen. Theodor Körner wurde als Parlamentär abgeſchickt, um eine Erklärung darüber zu verlangen; aber ſtatt aller Antwort hieb der feindliche Anführer (?) auf ihn ein, und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützowſchen Reiter, ehe dieſe noch den Säbel gezogen.*) Ein

*) Zur Ergänzung des Obigen theilen wir die von einem Augenzeugen und zuverläſſigen Berichterſtatter uns freundlichſt mitgetheilte einfache Nachricht von dem Ueberfall bei Kitzen mit. —

„Die erſte Nachricht vom Waffenſtillſtand erfuhr der Major v. Lützow bei dem Angriff auf Hoff durch den Oberſtlieutenant v. Vincenti, der die baieriſche Beſatzung befehligte. —

Der vom König von Preußen abgeſchickte Officier, der dem Major die officielle Anzeige von dem Waffenſtillſtand machen, und ihm den Befehl zum Rückzug über die Elbe bringen ſollte, wurde auf Befehl Napoleons durch Berthier mehrere Tage in Dresden aufgehalten, und nicht eher entlaſſen — als bis das Bubenſtück ausgeführt war.

Um nicht im Geringſten etwas zu verſehen, und vielleicht durch kleine Handlungen der großen Sache zu ſchaden, zog

Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerſtreut; Lützow ſelbſt rettete ſich mit dem Vortrab. Unſern Körner hatte der erſte Hieb in den Kopf verwundet, ein zweiter leicht verletzt. Er ſank zurück, raffte ſich aber ſogleich wieder auf, und ſein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächſten Wald. Hier war er eben beſchäfftigt, mit Hülfe eines Cameraden ſich ſeine Wunden für den erſten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf ſich zureiten ſah. Seine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht, und in den Wald hinein rief er mit lau-

---

ſich demohnerachtet der Major Lützow, auch ohne vorläufige Anzeige des Waffenſtillſtandes, nach den vom Major v. Bincenti ihm mitgetheilten und durch ſein Ehrenwort bekräftigten Bedingungen zurück. Und zum Beweis, daß die kleinen Neckereien alle blos geſchehen, weil man nichts vom Waffenſtillſtand gewußt, ſchlug er den Weg wieder ein, den er gekommen war, ſonſt hätte er leicht durch Böhmen ſich ſicher zurückziehen können. Von Sachſen aus ward ein Marſchcommiſſär mitgegeben, der das Corps führen ſollte; — um ſeiner Ehre willen wollen wir glauben, daß er nichts von dem Bubenplan wußte. —

Als ſich franzöſiſche und würtembergiſche Cavallerie, unter Fournier und Normann, mit Infanterie näherte, das Ganze von (Ferret oder Ferrier) commandirt, gab letzterer General ſein Ehrenwort, daß ſie in keiner feindſeligen Abſicht kämen, ſondern ihr Marſch führe ſie an uns vorbei, um nach Leipzig zu marſchiren. — Hierauf ward bei Todesſtrafe befohlen, weder eine Waffe zu ziehen, noch ein böſes Wort gegen den Feind auszuſtoßen, der ohngefähr ſieben mal ſtärker war. Dieſerhalb ward auch zu zweien abgebrochen, und ſingend zog die kleine Anzahl ihren Weg. — Als die Truppen dennoch in Kitzen aufmarſchirten, und ſich durch das hohe Getraide in die Ebene zogen, und uns ſo in ein Defilee einzuſchließen gedachten, ward Körner vorgeſchickt, um zu fragen, was dieſe Bewegung bedeute. Als er ſich dem erſten Zuge näherte, hieb der Officier, der ihn commandirte, Körnern über den Kopf; — eine ehrenvolle That, da letzterer ohne Waffen war, und gleich durch den erſten Hieb (er trug eine Mütze) beſinnungslos ward."

So weit unſer Gewährsmann. Das Uebrige iſt durch die Erzählung des Vaters Körners hinlänglich beglaubigt.

Anm. des Herausg.

ter Stimme; „die vierte Escadron ſoll vorrücken!“ Die Feinde ſtutzten, zogen ſich zurück, und ließen ihm Zeit, ſich im Dunkel tiefer in das Gehölz zu verbergen. Der Schmerz der tiefern Wunde war heftig, die Kräfte ſchwanden, und die letzte Hoffnung erloſch. Für dieſe Situation dichtete er ſein bekanntes Sterbe-Sonett.

In den erſten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit die verfolgenden Feinde, die in ſeiner Nähe den Wald durchſuchten; aber nachher ſchlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen ſah er zwei Bauern vor ſich ſtehen, die ihm Beiſtand anboten. Sie waren durch einige ſeiner treuen Cameraden aufgefordert worden, ihn im Walde aufzuſuchen, fanden ihn durch ſtarken Blutverluſt ſehr entkraftet, verſchafften ihm ſtärkende Lebensmittel, und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Leipzig näher liegenden Dorfe Großzſchocher, ohngeachtet ſich ein feindliches Commando daſelbſt aufhielt. — Hier wurde er, wiewohl die feindlichen Reiter ihm ſcharf nachſpürten, (beſonders da er eine nicht unbedeutende Caſſe ſeines Corps bei ſich hatte), glücklich verborgen, und ein geſchickter Landwundarzt verband ihm ſeine Wunden. Von da ſchrieb er an einen Freund in Leipzig, welcher, trotz des ſtrengen Verbots gegen alle Verheimlichung feindlicher Perſonen und Effecten, ihn verkleidet in die Vorſtadt brachte.

Und wie damals in der hülfreichen Stadt Alles ſich beeiferte, das Entkommen der gefangenen und verſteckten Jünglinge dieſes unglücklichen und durch ſchändlichen Verrath zerſtreuten Corps zu befördern, (was den Bewohnern derſelben nicht hoch genug angerechnet werden kann, aber auch nicht immer nach Verdienſt vergolten worden iſt;) — ſo fand ſich auch Körner, dem das Wohl ſeiner Retter und Freunde in dieſer Stadt ſehr am Herzen lag, nach einer fünftägigen Pflege und Anwendung chirurgiſcher Hülfe, ſchon wieder auf dem Wege nach Carlsbad, welchen Zufluchtsort er am ſchnellſten und ſicherſten zu erreichen hoffte, obgleich dieſe Reiſe nicht ohne Gefahr, von den Feinden entdeckt zu werden und ſeine Wunde wieder

zu verſchlimmern, gemacht werden konnte. Indeſſen genoß er auf derſelben mehrere Ruhepuncte und freundſchaftliche Unterſtützung; in Carlsbad, wo er ſeine edle Gönnerin, die Frau von der Reck, fand, die wohlthätigſte Pflege und Heilung.

Nach ohngefähr vierzehn Tagen konnte er letztern Ort wieder verlaſſen. Er wählte den Weg über Schleſien nach Berlin, um zu ſeinem wieder geſammelten Corps zurückzugehen, und genoß auf dieſer Reiſe noch manche glückliche Stunde, durch das Gefühl der Sicherheit und der wiedergegebenen Körperkraft, ſo wie durch ſchätzbare Beweiſe der Aufmerkſamkeit und des Wohlwollens edler und würdiger Perſonen erhöht.

Vom 17ten Auguſt an erneuerten ſich die Feindſeligkeiten. Das Lützowſche Corps, jetzt faſt ſtärker als vorher, ſtand unter General Wallmoden dem Marſchall Davouſt gegenüber, welcher mit Uebermacht ins nördliche Deutſchland einzufallen drohte, und war faſt täglich im Gefecht, wobei ſich Körner ſtets durch ſeine Kühnheit auszeichnete. Ja einige ſeiner Freunde warnten ihn oft, da er ſich zu wenig auf kunſtfertige Behandlung ſeines Roſſes verſtand, nicht zu viel zu wagen, und ſein hoffnungsvolles Leben fruchtlos auszuſetzen. Körner aber konnte ihnen nur hierin nicht folgen. Unaufhörlich feuerte er ſeine Gefährten durch Wort und That an; auch dichtete er damals, wie uns ſein Vater berichtet, in der Biwachthütte bei Büchen, an der Steckenitz, das erwähnte Kriegslied: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los" ꝛc.

Am 25. Auguſt 1813 ordnete der Major von Lützow einen Streifzug im Rücken des Feindes an. Man kam noch denſelben Tag bis zu einem Gehölz ohnweit Roſenberg, wo man im Verſteck auf den Kundſchafter lauerte. In dieſem Gehölz dichtete er voll Todesahnung das bekannte Schwertlied, welches zuerſt im Anhange zu den von einigen ſeiner Freunde herausgegebenen 12 freien deut-

ſchen Gedichten (1813. 8.) erſchien.*) Am dämmernden Morgen des 26. Aug. ſchrieb er es in ſein Taſchenbuch nieder; er las es eben einigen Freunden vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Um 7 Uhr nämlich bemerkten die Coſaken, welche die Vorpoſten hatten, in der Ferne einen Transport feindlicher Wagen unter ſtarker Infanteriebedeckung. Dieſen aufzuheben ward ſogleich beſchloſſen, und es gelang vollſtändig. Der Major von Lützow befehligte die Coſaken, (100 Pferde) den Angriff an der Spitze zu machen, und nahm eine halbe Schwadron, um dem Feind in die Flanke zu fallen; die andre ließ er den Rücken decken. Auf der Straße von Gadebuſch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde weſtlich von Roſenberg liegt, kam es zum Gefecht. Körner griff an Lützows Seite in der Flanke an. Der Feind, welcher zahlreicher war, als man geglaubt hatte, floh nach einem kurzen Widerſtande, durch die Coſaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine ſchmale Ebene, und warf ſich in das nahe vorliegende Gebüſch von Unterholz.

Körner war einer der Erſten unter den Verfolgenden. Mit kühnem, nur allzuſtürmiſchen Muthe ſetzte er dem Feinde nach, der aus ſeinem Hinterhalte ein heftiges Feuer auf die Verfolgenden gab. Von wenigſtens ſechzig Schüſſen trafen nur drei. Körner ſank zuerſt, — nicht weit von ihm der Graf Hardenberg, ein liebenswürdiger junger Mann, der als Freiwilliger unter der ruſſiſchen Armee diente und eine Abtheilung Coſaken führte, und noch ein Lützowſcher Jäger.

Die Flintenkugel, welche Körners jugendliches Leben und ſeine ſchöne Begeiſterung endete, war durch den Hals

*) Er übergab dieſelben im April 1813 einigen Freunden in Leipzig, mit der Bitte, ſie, wenn es Zeit ſey, herauszugeben und zu verbreiten, was auch, — leider nach ſeinem Tode, geſchah. Die beigefügte Nachricht von demſelben rührt von einem ſeiner Freunde und Kampfgenoſſen, dem Grafen von Dohna, her. Wir haben ſie hier benutzt.

ſeines Schimmels ihm in den Unterleib gedrungen, und hatte ihm Leber und Rückgrad verletzt. Die dadurch entſtandene Nervenerſchütterung benahm ihm ſogleich die Sprache, und — wahrſcheinlich auch das Bewußtſeyn. Seine Geſichtszüge blieben unverändert, und zeigten keine Spur einer ſchmerzhaften Empfindung. Nach wenigen Minuten hörte er auf zu athmen. Einer der Erſten, welche, während des fortdauernden Feuerns auf dieſen Punct, ihm zu Hülfe eilten, war der herrliche Frieſen, der ein halbes Jahr darauf bei Bercül von franzöſiſchen Bauern getödtet wurde. Sanft wurde Körner von dem Felde, wo er gefallen, aufgehoben, in den nahen Hochwald getragen, und den Händen eines geſchickten Wundarztes übergeben, der zwar ſogleich die Wunde verband, aber das ſchon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte. Das ſchnell verbreitete Gefühl dieſes großen Verluſtes trug gewiß zur raſcheren Beendigung des Gefechtes bei. „Wie gereizte Löwen“, erzählt uns des Verblichenen Vater, „drangen die Lützowſchen Reiter in das niedrige Gebüſch auf die Feinde ein, und was nicht entrann, ward erſchoſſen, niedergehauen oder gefangen. Mit allgemeiner Rührung wurde dann den drei Gefallenen von ihren Waffenbrüdern die letzte traurige Pflicht erwieſen. Ihre Hüllen wurden auf Wagen gelegt und mit den Gefangenen und der genommenen Transportcolonne fortgeführt.“

Die Beerdigung war ganz im Sinn des Vollendeten und ſeines trauernden Vaters. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, in einen Sarg gelegt, von ſeinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, und unter einer alten, aber kräftigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, einige Stunden von Ludwigsluſt, auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug, mit allen kriegeriſchen Ehrenbezeugungen, und allen Zeichen tiefgefühlter Achtung und Bruderliebe eingeſenkt. Sein Name wurde dem Stamm derſelben eingeſchnitten.

Einer der innigſten Freunde, die ſeinen Grabhügel mit Raſen bedeckten, ein edler, vielſeitig gebildeter Jüngling, von Bärenhorſt, ſoll ſich wenige Tage darauf in

dem Gefecht an der Göhrde mit den Worten: „Körner, ich folge dir!“ den Feinden entgegengeſtürzt haben, von deren Kugeln er bald durchbohrt zur Erde ſank.

Wie allgemein die deutſche Dichtkunſt Körners Tod gefeiert habe, iſt uns durch viele Zeitſchriften bekannt; geſammelt leſen wir mehrere dieſer Gedichte in dem von ſeinem Vater herausgegebenen, aber wahrſcheinlich nicht ins größere Publikum gekommenen Werkchen: Für Theodor Körners Freunde (Dresden, gedruckt bei Gärtner. 4.)

Eben daſelbſt erfahren wir über ſeine Grabſtätte Folgendes. Für die künftige Sicherheit der Grabſtätte blieb eine Beſorgniß übrig; dieß vermochte einen edelmüthigen Fürſten, den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, dafür eine ehrenvolle Stelle auf dem Kirchhofe zu Ludwigsluſt anzubieten; aber der Vater bat um die Eiche, die von den tapfern Freunden ſeines Sohnes geweiht war, und um einen kleinen, ſie zunächſt umgebenden Raum. Seine Bitte wurde auf eine Art gewährt, die das fürſtliche Wohlwollen deutlich zu erkennen gab. Das Grundſtück nämlich gehörte zu einem herzoglichen Kammergute, und ein Theil der Benutzung war der Gemeinde zu Wöbbelin überlaſſen worden. Von dem regierenden Herzog zu Mecklenburg-Schwerin wurden jetzt die Eiche und ein Flächenraum von 48 Quadrat-Ruthen dem Vater Theod. Körners geſchenkt, und ihm zur Aufführung einer Mauer um die Grabſtätte die Materialien unentgeltlich überlaſſen, auch der Einwohner von Wöbbelin entſchädigt, der einen zeither benutzten Platz durch dieſe Veräußerung einbüßte.

Der Vater wünſchte nun dem Sohn ein feſtes Denkmal errichten zu laſſen, und ließ daher ein ſolches nach einer Zeichnung des Hofbaumeiſters Thormeyer in Dresden, in der berühmten königl. Eiſengießerei in Berlin, ganz aus Eiſen arbeiten. Es war mehrere Wochen in Berlin zur Schau ausgeſtellt, und iſt von Hunderten beſchaut und gebilligt worden. Leier und Schwert, die bezeichnendſten Symbole für des Sängers Tod, ſind, von

einem Eichenkranz umwunden, auf einen vierſeitigen Altar geſtellt. Die Inſchrift der Vorderſeite des Altars iſt:

Hier wurde
Carl Theodor Körner
von ſeinen Waffenbrüdern
mit Achtung und Liebe
zur Erde beſtattet.

Auf der Rückſeite ſtehen folgende Worte:

Carl Theodor Körner
geboren zu Dresden am 23. September 1791
widmete ſich zuerſt dem Bergbau,
dann der Dichtkunſt
zuletzt dem Kampfe für Deutſchlands Rettung.
Dieſem Beruf
weihte er Schwert und Leier
und opferte ihm
die ſchönſten Freuden und Hoffnungen
einer glücklichen Jugend.
Als Lieutenant und Adjutant
in der Lützowiſchen Freiſchaar
wurde er bei einem Gefecht
zwiſchen Schwerin und Gadebuſch
am 26. Auguſt 1813
ſchnell durch eine feindliche Kugel
getödtet.

Die Inſchriften der beiden übrigen Seiten ſind Stellen aus den Gedichten des Verſtorbenen. Für die eine Seite:

Dem Sänger Heil, erkämpft er mit dem Schwerte
Sich nur ein Grab in einer freien Erde!

Und für die entgegengeſetzte Seite:

Vaterland! dir woll'n wir ſterben,
Wie dein großes Wort gebeut.
Unſ're Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachſe, du Freiheit der deutſchen Eichen,
Wachſe empor über unſere Leichen.

Dieß ſchöne Denkmal ſteht vor dem Grabe in der Mitte eines länglichten Vierecks, das von einer Mauer umgeben, und theils von der Eiche beſchattet wird, theils mit Geſträuchen und Blumen bepflanzt iſt. Durch eine eiſerne Gatterthüre, zu welcher von der Straße eine Pappelallee führt, kann es geſehen, und die Schrift der Vorderſeite geleſen werden.

Rührend war die Feierlichkeit, welche bei Errichtung dieſes Denkmals unter den Augen der Aeltern und Körners liebender Schweſter, welche dazu von Dresden aus eine Reiſe nach Mecklenburg machten, und in dieſem Lande überall den herzlichſten Antheil fanden, auf der Grabſtätte ſelbſt veranſtaltet wurde. Vor einer zahlreichen Verſammlung aus allen Ständen wurde daſelbſt von der herzogl. Capelle eine ausdrucksvolle Trauermuſik aufgeführt, auf welche eine herzerhebende Rede des Oberhofpredigers Studemund folgte. Den Beſchluß dieſer Feier machte ein frommer Geſang aus Körners Gedichten. Die Eiche war mit friſchen Kränzen geſchmückt. Jetzt ſind an ihr mehrere Gedichte auf Körner zu leſen. Auch wurde der erſte Jahrestag ſeines Todes durch eine ernſte, dramatiſche Phantaſie des beliebten und ſeinen Aeltern befreundeten Dichters Friedrich Kind gefeiert, welche unter dem Namen Körnerseiche, durch Schnorrs Griffel ſchön verziert, aus Göſchens geſchmackvoller Druckerei hervorging.

Ein anderes Denkmal ſtiftete der Vater dem geliebten und gefeierten Sohne durch die Herausgabe der poetiſchen Sammlung, welche dieſer ſelbſt nicht lange vor

ſeinem Heldentode veranſtaltet hatte. Sie führt den Titel: Leier und Schwert*), und enthält 32 ſeiner ausgewählteſten Geſänge, durch welche er ſeine feurige Begeiſterung für die Freiheit des deutſchen Vaterlandes nicht blos mit hoher Kraft ausgeſprochen, ſondern auch unzähligen Gemüthern mitgetheilt hatte. Dieſer Sammlung folgte Körners poetiſcher Nachlaß, deſſen erſter Theil (Leipzig, b. Hartknoch 1814. 8., in der zweiten Auflage 1815) die zwei größern dramatiſchen Werke Körners Zriny und Roſamunde, deſſen zweiter aber vermiſchte Gedichte **) und Erzählungen, nebſt einer Charakteriſtik des Dichters von C. A. Tiedge, und die oben erwähnten biographiſchen Notizen über ihn von dem Vater des Verewigten enthält. Der letzte Reſt ſeines Nachlaſſes, aus einigen epiſchen Fragmenten, einigen Charaden, Räthſeln und vermiſchten Gedichten beſtehend, iſt in dem vorhin angeführten Werkchen für Körners Freunde befindlich.

Nicht lange überlebte Körners einzige Schweſter den geliebten Bruder. Ein ſtiller Gram über ſeinen Verluſt, genährt und immer neu erweckt dadurch, daß ſie ſein

*) Sie iſt ſchon 1814 in der dritten Auflage (Berlin, in der Nicolaiſchen Buchhandlung. 8.) mit einer Vignette von Gubitz geziert, erſchienen.

**) Außer den meiſten und vorzüglichſten Stücken der oben angeführten Knoſpen werden hier noch eine große Anzahl ungedruckter Gedichte mitgetheilt.

Bildniß *) durch Griffel und Farben für ſeine Freunde vervielfachte, verzehrte ihre Lebenskraft. Nach einer kurzen Krankheit, deren Anfang unbedeutend ſchien, ſtarb ſie in ihrer Aeltern Armen am 15. März 1815 im 27ſten Jahre ihres Alters. Ihre entſeelte Hülle wurde von Dresden nach Wöbbelin abgeführt, wo ſie nun ſanft an ihres Bruders Seite ruht. Sie ſelbſt hatte von der Grabſtätte, die nun auch ſie umſchließt, eine geiſtreiche, von Dennſtädt in Dresden in Kupfer geſtochene Zeichnung entworfen, als ſie mit den von ihr zärtlich verehrten Aeltern nicht ohne Ahnungen ſchneller Wiedervereinigung, dahin wallfahrtete. „Zarte Weiblichkeit", ſagt uns ein Mann, der oft in ihrer Nähe war, „mit häuslich ſchaffender Thätigkeit im harmoniſchen Verein, vollendete die Hochachtung, die ihren ungemeinen Talenten jeder zollte, der ſie in engern, häuslichen Kreiſen genauer kennen zu lernen Gelegenheit fand. Denn ſie war als Künſtlerin bei Saitenſpiel und Geſang, am Stickrahmen und an der Staffelei, was der geliebte Bruder als Heerſänger, Lieder- und Schauſpieldichter auch war, Schöpferin lieblicher Töne und belebter Geſtalten. Ihr ganzes Leben war eine liebliche Erſcheinung, ein Wohllaut, der durch keinen Mißton geſtört wurde. Was, als die Trauerkunde erſcholl, jeder, dem noch ein menſchliches Mitgefühl im Buſen wohnt, mit den Tiefgebeugten empfand, denen in ihr die einzige, das Leben verſchönernde Blüthe welkte, ergriff auch einige Freunde des Schönen und Guten, und veranlaßte am Abend des 17ten März, bei der nächſten Zuſammenkunft eines Vereines für Kunſt, eine abſichtloſe Trauerbezeugung, die von einer gefühlvollen Künſtlerin durch wehmüthige Harfentöne eingeleitet wurde. Die bei dieſer unverabredeten Todtenfeier vorgeleſenen Gedichte hat man mit einigen, in demſelben Kreiſe ſpäter erſchienenen, verwandten Inhalts, in einen Kranz zuſammengewunden. Männer, deren Namen die Muſe kennt, haben ihn aus zarten Blumen geflochten, und mit

*) Nach dieſem Bildniß iſt der Kupferſtich von Buchhorn gearbeitet, welcher dem zweiten Theile von Körners poetiſchem Nachlaß beigelegt iſt. Der Verf. muß unbefangen geſtehen, daß er in letzterem keine Aehnlichkeit findet.

einigen paſſenden Vignetten begleitet, unter der Aufſchrift: Das Geſchwiſtergrab zu Wöbbelin (Leipzig bei Tauchnitz 1815. 8.) den Freunden der Gefeierten zum Geſchenk gemacht.

Schöne und heilige Erinnerungen weihen die Stätte, welche die Hüllen des edeln Geſchwiſterpaars vereint, und dem deutſchen Volke ein theures Denkmal bleiben wird.

Digitized by Google

Carl Wilhelm Ferdinand

und

Friedrich Wilhelm

Herzöge von Braunſchweig.

Dargeſtellt

von * * *

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Digitized by Google

Carl Wilhelm Ferdinand

und

Friedrich Wilhelm

Herzöge von Braunſchweig.

Einleitung.

Unter Deutſchlands Fürſtengeſchlechtern, reich an vielen frommen und weiſen Herrſchern und glorreichen Helden, ragt ſeit Jahrhunderten, nach Verdienſt gefeiert, der erlauchte Stamm der Herzöge von Braunſchweig hervor. Unſrer Zeit gehören deren zwei an, die Achtung und Ruhm bei der Mitwelt errungen haben, und geehrt fortleben werden auch im Andenken der Nachwelt. Ihrer Lebensgeſchichte, die mit Treue und Gerechtigkeit ihre Geſinnung und ihre Thaten würdigt, ſind dieſe Blätter gewidmet. Das irdiſche Tagewerk beider iſt vollbracht; der Gang ihres Geiſtes und ihrer Schickſale liegt ſchon klarer enthüllt, und durch unverdächtige Zeugniſſe bewährt, vor den Augen hellſehender Beobachter und erfahrner Forſcher. Die alte, und in unſern Tagen neubegründete, freier und inniger wiedererſtandene Liebe zu unſern vaterländiſchen Fürſten, vereint mit deutſcher unverwelklicher Treue und unbeſtechlicher Gerechtigkeit, ſtellt nun die hohen Bil-

der der geſchiedenen Fürſten in den mit keinem unächten Glanz verzierten, nur mit dem bedeutungsvollen Eichenlaub geſchmückten Hallen der Vaterlandsgeſchichte auf. Es iſt von Alters her recht deutſcher Art, das Würdige und Löbliche überall, und mit beſonderer Geneigtheit, auch an den heimiſchen Herrſchern anzuerkennen, den Schatten aber, der das Licht nur mildert, nicht verdunkelt, weder grell hervorzuheben, noch durch falſchen Schein zu verwiſchen. So werden auch hier die letzten Herzöge von Braunſchweig abgebildet.

Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Vater und Sohn, in angebohrnem und durch Ehrgefühl erhöhtem Heldenmuth und Fürſtenſinn einander gleich, in Feldherrntalent, Unternehmungsgeiſt, Raſchheit und Gewandtheit ſich ähnlich, gleichwohl in ihrer Bildung, Neigung und Geſinnung, ihrem Geiſt und ihren Schickſalen von einander ſehr verſchieden, haben, jeder auf ſeine Weiſe, beide aber wohl verdient, ihre Namen verewigt. Sie gehören Einer, und doch ſehr verſchiedenartigen Zeiten an, weil die Gegenwart, die nächſte und die entferntere Vergangenheit einander ſo gar unähnlich wurden, daß einige Jahrzehende mehrere Jahrhunderte, von dem ungleichartigſten Geiſt, in ſich zu vereinigen ſcheinen. Ihr Leben iſt ſtreng nach dieſer Verwandlung des Zeitgeiſtes aufzufaſſen, damit Jeder in ſeinem wahren Verhältniß zu demſelben und in ſeiner Eigenthümlichkeit ſowohl, als nach der Einwirkung des Zeitraums ſeiner Entwickelung, Bildung und Wirkſamkeit, recht erkannt werde. Jede in das Beſondere eingehende Vergleichung beider dürfte am wenigſten unerwogen laſſen, wie Jeder von ihnen durch die eigenthümlichen Verhältniſſe, in denen er lebte, auch eine eigene Richtung gewann, und ſelbſt das Verwandte in ihnen verſchieden ſich geſtaltete. Will man ſie als Feldherren neben einander ſtellen, ſo iſt der ungleichartige Geiſt und Zweck der Kriege, in denen ſie hervorleuchten, beſonders ſcharf aufzufaſſen; will man ſie als Fürſten neben einander würdigen, ſo iſt nirgend aus den Augen zu verlieren, daß der Vater zum regierenden Herrn, der Sohn als ein nachgebohrner Prinz, ohne alle frühere Ausſicht auf die Thronfolge, mit Vernachläſſigung aller Vorbereitung auf dieſe, nur für untergeordnete Verhältniſſe erzogen ward;

daß

daß jener in eine feſtbegründete und unangefochtene Herrſchaft ruhig eintrat, und auf gebahnten Wegen, nach ſchon anerkannten Grundſätzen, die Regierung verwalten durfte, für dieſen aber der umgeſtürzte Thron erſt wieder errichtet, die Herrſchaft neu hergeſtellt werden, er ſelbſt auf neuen, unbetretenen Pfaden, nach den Forderungen und gebieteriſchen Nöthigungen einer völlig neuen Zeit, das Steuerruder eines auf wilden Wogen ſchwankenden Staatsſchiffes führen mußte; daß endlich jener den Kreislauf eines langen Daſeyns vollbrachte, und bis in's Greiſenalter fortwirkend, ſein Leben gleichſam naturgemäß abſchloß am fernen Ziel; dieſer, nachdem ſein früheres Leben kaum eine Vorbereitung auf die Beſtimmung ſeiner reifern Jahre geweſen, nicht ſo viele Monate, als jener Jahre, regierte, und in einem frühen Tod endend, ſein Regentenleben eigentlich unvollendet, unabgeſchloſſen ließ. Sollten ſie endlich als Menſchen mit einander verglichen werden, ſo bedürft' es nicht nur der ſorgfältigſten Berückſichtigung aller dieſer Umſtände und Verhältniſſe, ſondern auch eines tiefern Blicks in alle ihre Umgebungen und in ihr eignes inneres Leben, das bei dem Sohne noch offener vor Augen liegt, als bei dem durch höfiſche Sitte und frühe Gewöhnung verſchloſſenern Vater.

Ihre Geſchichte iſt vorzüglich auch eine kräftige Mahnung an eine vernanftmäßigere und weiſere Fürſtenerziehung. Man kann mit Recht ſagen, daß ſie untadelhafter und ausgezeichneter hervortreten würden, wenn ſie eine ächtere, von edleren und feſteren, auch durch alle Erfahrung gerechtfertigten Grundſätzen, ſtreng geleitete Erziehung genoſſen hätten. Schien es doch bei beiden, von früher Kindheit an, mehr darauf angelegt, ihnen eine ſchiefe und verkehrte Richtung zu geben, und das Aechtmenſchliche durch vermeintliche Fürſtlichkeit zu unterdrücken, als eine freie, übereinſtimmende Entwickelung klarer Einſichten und geläuterter Geſinnungen, der edlen Anlagen ihrer Natur, ernſtlich zu befördern. Gerade das Höchſte in aller wahren Erziehung, die religiöſe Bildung des Geiſtes und Gemüths, das, was die einzigfeſte und die reichſte Grundlage eines edlen Characters, eines ächtmenſchlichen Lebens iſt, ſie ward auf eine Weiſe vernachläſſigt, welche die ſchmerzlichſten Folgen gehabt hat. Zwar war der geprieſene und in vieler Hinſicht ehrenwerthe Jeru-

ſalem der Lehrer Carl Wilhelm Ferdinands; aber der Geiſt einer verwegenen und in den höchſten Lebensangelegenheiten durch eine falſche Weisheit bethörten Zeit, riß auch jenen frommen Mann mit fort, und ſein ſchwankendes, unſicher vermittelndes Syſtem mußte, wie der Biograph richtig bemerkt, auf ſeinen fürſtlichen Schüler um ſo mehr den ungünſtigſten Einfluß haben, als deſſen übrige Umgebungen ganz dazu beſtimmt ſchienen, auch die zarten Keime ſittlicher Geſinnung, welche der wohlgeſinnte Lehrer, freilich die religiöſe Wurzel derſelben zu wenig pflegend, zu entwickeln bemüht war. So trat der Prinz ohne einen feſten und heiligen Lebensgrund in die öffentlichen Verhältniſſe ein, und ſein Dienſt im preußiſchen Heer, ſeine nahe Berührung mit dem damaligen Berliner Hofe, die Zeit der Herrſchaft franzöſiſcher Weltweisheit und frechen Witzes, erſchütterte in ihm noch tiefer jeden frommen Sinn, die religiöſe Weihe des Lebens. Je mehr es gleich Anfangs bei ihm nur auf das Scheinen, weniger auf das ächte Seyn angelegt ſchien, deſto unmöglicher ward ihm, die einzig wahre Richtung zu gewinnen, zu der in ſeinem Gemüth die ſchöne Anlage ſich fand. Es iſt darum für ein Glück zu achten, daß unter ſeiner Regierung jene beabſichtigte vermeinte Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes nicht zu Stande kam, weil diejenigen, die er dazu geeignet glaubte und damit beauftragte, großentheils dem wichtigen Unternehmen nicht gewachſen, und ſelbſt von durchaus falſchen Anſichten verblendet waren. Es war nicht, wie der Biograph ausſpricht, der Streit zwiſchen den Verfechtern des ſogenannten alten Schlendrians und den Beförderern der angeblichen wahren Religionsaufklärung, was das unzeitige Unternehmen in ſich ſelbſt vernichtete; ſondern der Sieg einer höhern Gewalt, die das, was aus einſeitigen und verderblichen Zeitanſichten hervorgehend, doch bemüht war, für lange Zeiten ſich feſtzuſtellen, in der Nichtigkeit ſeiner Grundanſichten, zur Auflöſung brachte. Das Beſte war unter dieſen Umſtänden, daß der Herzog weder entſcheiden noch durchgreifen wollte, wie er denn auch fühlen mußte, daß Er zur Schlichtung des tiefbegründeten Streits und zur Entſcheidung der hochwichtigen Angelegenheit keinen Beruf hatte. Der Mangel an ächtreligiöſer Lebensweisheit hat ſich denn auch in ſeinem übrigen Leben, darinnen vorzüglich kund gegeben, daß er nie zu jener Ein-

heit mit ſich ſelbſt, und zu jenem Frieden gelangte, die nur durch frommen Glauben verſichert werden, und daß ſeine vielen, von dem dankbaren Vaterlande anerkannten, glänzenden Eigenſchaften durch manche unleugbare Flecken verdunkelt wurden. Sein Heldentod, das trübe Schickſal ſeiner letzten Tage, hat ihm neue, ehrende Theilnahme gewonnen, und er wird als ein Fürſt genannt, der, in Vielem ausgezeichnet, Gutes wollte, und deſſen mehr vollbracht hätte, wenn er durch ſeine Erzieher anders geleitet worden wäre.

Herzog Friedrich Wilhelm, ausgeſtattet mit reicher Empfänglichkeit für das Wahre, Gute und Schöne, und mit einem wohlwollenden Herzen, ward früh der tyranniſchen und unweiſen Gewalt eines Oberaufſehers untergeben, der völlig unfähig, des warmfühlenden und regſamen Prinzen freundliche Neigung zu gewinnen, durch verhaßte Härte ihn verbitterte, und den zarten Keim der Liebe, aus der im jugendlichen Gemüth ſich alles Schöne entfaltet, ſo gewaltſam knickte, daß das unzerſtörte Wohlwollen, welches auch im reifern Leben Friedrich Wilhelms ſo unverkennbar hervorleuchtete, um ſo gewiſſer ſein wahres Eigenthum zu nennen iſt. Ueberhaupt iſt alles Gute, das wir an ihm preiſen, recht eigentlich Zeugniß einer höhern Naturanlage in ihm, die ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen nicht völlig zerſtört werden konnte. Freilich vermocht' auch er zu einer klaren und tiefern Lebensanſicht, zu einem feſtern und freiern religiöſen Daſeyn ſich nicht durchzubilden; aber, in der Schule großer Leiden allmählig erzogen, hatte er doch eine Richtung auf das Ewige und ein Gottvertrauen gewonnen, die ſeinem Leben eine höhere Weihe ertheilen. Zu eignem Forſchen und beſonnenem Prüfen früher nie angeleitet, im ſpätern Leben vielfältig davon abgezogen, erhielt ſein Gefühl eine religiöſere Stimmung, ohne daß ſein Geiſt zu einer feſten und hellen Ueberzeugung von den heiligen Angelegenheiten gelangen konnte. Darum blieb auch ein Zwieſpalt in ſeiner Seele, der ihn als Menſchen und Fürſten leicht unſtät und ſchwankend erſcheinen ließ, obwohl er ernſtlich und nicht ohne Kraft das Gute wollte. Ein reges Gefühl für Ehre, auch für die wahrſte und ächteſte, und eine innige, würdige Liebe zu ſeinem Vaterland, läuterten mehr und mehr ſeine Geſinnung, und der feſte Wille, mit dem er ſich

ſelbſt und einen böſen Hang überwand, der Ernſt, mit dem er ſein eignes Leben zu betrachten anfing, die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſeinem Fürſtenberuf zu leben ſtrebte, die willige Selbſtaufopferung für einen großen und erhabenen Zweck, rechtfertigen ihn vor dem ſtrengſten Gericht, da ſie bezeugen, was er werden konnte, wenn ſeine Erziehung weiſer, und ein längeres Leben ihm vergönnt geweſen wäre. Das aber iſt unbeſtreitbar gewiß, daß die Kämpfe, die er beſtand, die Siege, die er errang, eben ſo viel höher ſtehen, als die ſeines Vaters, als ihr Ziel ein erhabneres und geſegneteres, ſeine Geſinnung dabei eine geläutertere war. Ein Feind der Deſpotie und Knechtſchaft, ſein edles Haupt nie beugend vor dem fremden Gewalthaber, ſtandhaft und kühn das Aeußerſte wagend, um ſich und ſein Volk zu erretten und die Herrſchaft des Rechts, die Freiheit des Vaterlandes wieder herzuſtellen, hat er ein ehrendes und dankbares Andenken ſeiner Vaterlandsgenoſſen wohl verdient. Darum ſoll daſſelbe auch von den Flecken, die Tadelluſt und Schmähſucht ihm aufgebürdet haben, gereinigt, und ein treues Bild ſeines Lebens hier aufgeſtellt werden.

K.

Carl Wilhelm Ferdinand

Herzog von Braunſchweig.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, älteſter Sohn des regierenden Herzogs Carl von Braunſchweig-Wolfenbüttel und Philippinens Charlottens, Schweſter Friedrichs II., wurde am 9ten Octbr. 1735 zu Wolfenbüttel geboren. Vom ſiebenten Jahre an war der Hofprediger, nachmaliger Abt und Vice-Conſiſtorialpräſident Jeruſalem, ſein Lehrer. Jeruſalem ſtand damals ſelbſt in ſeinem theologiſchen Wiſſen auf dem Scheidewege zwiſchen Licht und Finſterniß. — Das ſchwankende Syſtem des Lehrers ging auf den Zögling über — und der Prinz wußte daher bis in ſein ſpäteſtes Lebensalter in Anſehung der theologiſchen Aufklärung eigentlich nicht, was er wollte. Der Hof ſeines Vaters war in jener Zeit einer der üppigſten und glanzvollſten deutſchen Fürſtenhöfe. Die Souveränitäts-Ideen und das Soldatenſpielen waren an der Tagesordnung, und das Maitreſſenweſen trat allnachgerade ungeſcheuet an's Tageslicht. Troz Jeruſalems Aufmerkſamkeit bekam der Prinz eine ziemlich verkehrte Erziehung. Neben der Unterweiſung in fremden Sprachen, der Geſchichte, der Mathematik, den ſchönen Künſten und der Kriegs-Wiſſenſchaft, erhielt nämlich der achtjährige Knabe auch von einem franzöſiſchen Comödianten Unterricht in der Mimik, wozu eigends ein

ſel, nahm Rüremonde und am 7ten Juli auch Düſſeldorf. Als bald nachher der geſchickte Contades den Herzog Ferdinand ſtark drängte, deckte der Prinz den Rückzug des Hauptheers, jagte die Franzoſen aus Wachtendonk, zog ohne Verluſt die Beſatzung von Rüremonde wieder an ſich, und gab der großen Armee Zeit, am 4ten Auguſt, ohne Verluſt eines Artillerieſtücks, über den Rhein zurückzukehren.

Im Feldzuge von 1759 begann ſchon am Ende März der Prinz die Operationen mit der Avantgarde ſo glücklich, daß die Reichstruppen in mehreren kleinen Gefechten nachdrücklich geſchlagen, in Meiningen und Waſungen ein ganzes Regiment Küraſſiere nebſt 3 Bat. Fußvolk gefangen genommen, und jene Gegenden ſo völlig vom Feinde gereinigt wurden, daß Ferdinand ungehindert mit der Hauptarmee nach Frankfurt vordringen konnte.

Während Ferdinand, um das rückgängig gewordene Kriegsglück gegen Contades und Broglio wieder herzuſtellen, Vorbereitungen zu einer entſcheidenden Hauptſchlacht traf, mußte der Prinz mit einem abgeſonderten Corps die feindlichen Magazine bei Herford bedrohen; und gerade an dem Tage, wo Ferdinand die große Schlacht bei Minden gewann (1. Aug.), erfocht der Prinz mit 10,000 Mann einen entſcheidenden Vortheil bei Gohfeld über den franz. General Briſſac, wodurch der Mindener Sieg vervollſtändigt wurde.

Inzwiſchen war bald nachher auch der Herzog von Wirtemberg mit 12,000 Mann, die er ſelbſt befehligte, auf dem Kampfplatze erſchienen, und Broglio hatte ihm als Probeſtück aufgegeben, Ferdinands Verbindung mit Caſſel abzuſchneiden. Gegen dieſen neuen Feind ward der Prinz mit 8 Bat. und 12 Esq. geſandt. Er überfiel ihn in Fulda, jagte die geſchmückten Herren von dem eben veranſtalteten Balle, hieb einen großen Theil des Fußvolks nieder, und machte 1200 Gefangene. Gleich nach dieſem Meiſterſtreiche mußte der Prinz mit 13 Bat. und 19 Esq. nach Sachſen, zur Unterſtützung ſeines Oheims (des großen Königs), den der Verluſt der Kunersdorfer Schlacht, und die Gefangennehmung des

Finkſchen Corps bei Maxen ſehr geſchwächt hatten, abgehen. — Er entledigte ſich ſeines Auftrags vortrefflich, und kehrte erſt im Februar 1760 nach Weſtphalen zurück.

In dem Feldzuge vom J. 1760, welchen Broglio und St. Germain mit 130,000 Mann eröffneten, erfuhr der Prinz am 10ten Juli den erſten ſchmerzlichen Wechſel des Kriegsglücks. St. Germain hatte ſich nämlich bei Korbach mit Broglio vereinigt, und als der Prinz mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm von Sachſenhauſen her in die Korbacher Ebene vorbrach, wurde er dergeſtalt von der Uebermacht gedrängt, daß die engliſche Infanterie in die größte Unordnung gerieth. Der Prinz, welcher bereits eine Contuſion erhalten hatte, rettete ſich nur durch den mit zwei engliſchen Dragoner-Regimentern entſchloſſen ausgeführten Angriff ſo lange, bis ſein Oheim Ferdinand mit dem Hauptheere zu Hülfe kommen konnte. Es waren zwar bei dieſem jugendlich übereilten Angriffe 15 Kanonen und 800 Mann verloren gegangen, allein der junge Held machte die empfangene Schlappe gar bald wieder wett, indem er am 16. Juli ein franzöſiſches Corps von 5 Bat. und 400 Huſaren, welches unter dem General Glaubitz bei Emsdorf zur Erhaltung der Communication mit Marburg und Gieſſen poſtirt war, ſo geſchickt überfiel, daß das ganze Corps auseinander geſprengt, der Anführer ſelbſt, der Oberſt, Prinz von Anhalt, 170 Officiere, 2482 Soldaten, 8 Kanonen, 7 Fahnen und 400 Pferde gefangen genommen und erbeutet wurden. — Noch in demſelben Monate (31. Jul.) ſtürmte der Prinz an der Spitze ſeiner Truppen die feindliche Poſition auf den Höhen an der Dimel, und brachte mit Hülfe der brittiſchen Reuterei, unter Lord Gramby, dem franzöſiſchen General, Ritter du Muy, eine entſcheidende Niederlage bei. Der franzöſiſche Verluſt belief ſich in dieſem Gefecht auf 5000 Mann, und ſchwächte den Feind dergeſtalt, daß Ferdinand die Stellung bei Warburg an der Dimel behaupten, und Broglio abhalten konnte, in's Innere der hannöverſchen Lande zu dringen.

Während der franzöſiſche Marſchall noch immer ſeinen Plan gegen das Hannöverſche auszuführen trachtete, erfuhr Ferdinand, daß Weſel ſchwach beſetzt ſey. Er

ſandte daher ſeinen Neffen am 22ſten Septbr. von Warburg mit 15,000 Mann zur ſchnellen Eroberung der wichtigen Feſtung ab. Der Prinz zog die Beſatzungen von Lippſtadt und Münſter an ſich, ſetzte am 30. Septbr. über den Rhein, bemächtigte ſich der Stadt Cleve, ließ ſeine leichten Truppen in die Niederlande ſtreifen, und belagerte Weſel. Ihm entgegen rückte mit 30 Bat. und eben ſo vielen Schwadronen der Marſchall von Caſtries, und ſtand bereits am 15. Octbr. hinter dem Canal von Rheinbergen, unweit Kloſter Kampen. Der Prinz legte es darauf an, den Gegner in der Nacht zu überfallen; aber die heldenmüthige Entſchloſſenheit des Ritters d'Aſſas, welcher das im Walde bei Rungenbroeck ſtehende franz. Piquet befehligte, und hier wie ein zweiter Codrus ſich opferte, vereitelte das ganze Unternehmen. Die Franzoſen erhielten Zeit in's Gewehr zu kommen, und ſchlugen den Angriff ab. Um das Unglück zu vergrößern, zerriß des Stromes Gewalt die über den Rhein geſchlagene Brücke, der Prinz ward verwundet, und den Truppen gebrach es an Munition. Dennoch hielt der verwundete Feldherr den überlegenen Feind drei Tage im Zaum, ſtellte die zerſprengte Brücke wieder her, und ging in der Nacht vom 18ten auf den 19ten Octbr. über den Strom, ohne bedeutenden Verluſt, zurück. Er blieb darauf noch eine Zeit lang in Weſtphalen ſtehen, um Caſtries zu beobachten und ihm die Belagerung von Lippſtadt und Münſter zu erſchweren.

Im Feldzuge von 1761 war Ferdinand's erſter Entwurf: die franzöſiſchen Quartiere zu überfallen. Dazu ſetzten ſich um die Mitte Februars vier Kolonnen in Bewegung. Die des Erbprinzen kam am 12ten Februar vor Fritzlar an, konnte den Ort aber wegen Mangel an ſchwerem Geſchütz, erſt am 16. d. M. zur Uebergabe zwingen. Dieſe Verzögerung vereitelte den Hauptanſchlag; Broglio eilte dem Erbprinzen entgegen, und dieſer war nicht ſtark genug eine Schlacht zu wagen. Er ging alſo auf die Hauptarmee zurück, und wurde nach einem unglücklichen Gefecht mit dem Stainvillſchen Corps, am 21ſten März von den Franzoſen jenſeits der Ohm überfallen; — eine Verlegenheit, aus welcher ihn allein Luckner rettete. Die Folgen waren ſchlimm; der Graf von Bückeburg mußte die Belagerung von Kaſſel

aufheben, und die Franzoſen blieben Meiſter von Heſſen. Doch ſtellte die Schlacht bei Wellinghauſen die Sachen zu Gunſten der Alliirten einigermaaßen wieder her, und Broglio's Plan auf Braunſchweig mißlang durch Ferdinands kluge Vorkehrungen, welche von dem Prinzen Friedrich von Braunſchweig und von dem General Luckner trefflich ausgeführt wurden. Der Erbprinz erſchien ſelbſt am 15ten Octbr. in Braunſchweig, und wurde dort mit allgemeinem Jubel empfangen.

Im Feldzuge 1762 war ſeine erſte Kriegsthat: das Bombardement und die Einäſcherung des Schloſſes zu Arensberg im Herzogthum Weſtphalen, wodurch dem Corps des Prinzen Condé die Verbindung mit der Hauptarmee erſchwert, und Ferdinands Marſch an die Diemel erleichtert ward. Während der Frühlings-Monate hatte der Erbprinz ſtets mit dem Condéſchen Corps zu thun. Am Johannisberge lieferte er das letzte unglückliche Treffen am 31. Juli. Luckner nämlich war mit dem Condéſchen und Stainvillſchen Corps handgemein geworden, und der Erbprinz ließ ſeine Truppen den Berg hinauf eilen, um Lucknern zu helfen; allein die weit ſtärkeren Franzoſen fielen mit ſolcher Wuth auf die braunſchweigiſchen Truppen, daß dieſe in völliger Unordnung den Berg hinabſtürzten. An den Ufern des Usbachs ward nun das Fußvolk nur durch die Tapferkeit der Lucknerſchen ſich vorwerfenden Schwadronen gerettet. Der Erbprinz, welcher vom Pferde geſprungen, um die verwirrten Haufen wieder zu ordnen, fühlte ſich in demſelben Augenblicke durch eine Musketenkugel gefährlich im Unterleibe verwundet. Man trug ihn vom Schlachtfeld, und die Flucht, bei welcher 347 Verwundete, 926 Gefangene, 72 Todte, 10 Kanonen und eine Standarte eingebüßt wurden, war allgemein. Ehe der Prinz genas, ward am 14. November der Friede verkündigt. Friedrich II., Ferdinand Heinrich und Carl Wilhelm Ferdinand gelten als die erſten Helden der Zeit.

Zwei Jahre nachher (1764) vermählte ſich Carl Wilhelm Ferdinand mit der Prinzeſſin Auguſte von Großbritannien, Schweſter Georgs III., die ihm einen ſehr beträchtlichen Brautſchatz mitbrachte, aber keineswegs die Eigenſchaften beſaß, den feurigen, abge-

prieſenen Gemahl durch ihre Liebe zu feſſeln. Nie iſt ein deutſcher Prinz im Auslande mehr geehrt worden, als Carl Wilhelm Ferdinand im Jahre 1766 auf ſeiner Reiſe durch Frankreich und Italien von Fürſten, Staatsmännern, Feldherrn und Gelehrten geehrt, bewundert und gefeiert wurde. Er entzückte Jedermann durch ſein Betragen, und kehrte von dieſer Reiſe mit vermehrtem Hang zur Eitelkeit und mit einer neuen (in Bologna oder Venedig erworbenen) Geliebten, der nachmaligen Gräfin Branconi, welcher auch ſein Vater nicht abhold war, zurück. Vorherrſchende Familien-Verhältniſſe beſtimmten ihn im J. 1773, in preußiſche Kriegsdienſte zu treten. Er ward zum General der Infanterie und Inhaber des zu Halberſtadt garniſonirenden Regiments erhoben, und widmete ſich dem neuen Geſchäfftskreiſe mit großer Thätigkeit. Dabei machte er ſich, weil er die traurige Finanz-Verlegenheit ſeines Erblandes kennen gelernt hatte, die größte Sparſamkeit zur Pflicht; doch bewirkten einige Verſuche, den Finanz-Mißbräuchen in Braunſchweig damals ſchon zu ſteuern, eine unnatürliche Spannung zwiſchen Vater und Sohn, die mit den Jahren noch zunahm.

Im kurzen bairiſchen Erbfolge-Kriege ſpielte der Erbprinz nur eine untergeordnete Rolle, und hatte dabei auch keine Gelegenheit, ſeine kriegeriſchen Anlagen auszubilden. Ungleich größer, rühmlicher und wohlthätiger aber war der Wirkungskreis, in den er nach ſeines Vaters Tode, im J. 1780, als Regent ſeiner Erbſtaaten trat. Er fand das Land in traurigen Umſtänden. Die Schuldenlaſt belief ſich über ſechs Millionen Thaler; die Stände konnten und wollten nicht helfen; alle Gläubiger des Staats waren dringende Mahner geworden; den Fürſtl. Caſſen wollte Niemand Geld zu 5 pr. C. leihen, und die engliſchen Subſidien reichten nicht einmal zur Abtragung der Zinſen hin. Dabei herrſchten in den meiſten Caſſen-Verwaltungen Unordnungen, zum Theil auch Unredlichkeiten, — und der Herzog fühlte tief, daß der ſtrengſte Ernſt, die unermüdetſte Thätigkeit und durchgreifendſte Sparſamkeit erfordert würden, um dem nahen Abgrunde auszuweichen. Die erſte Beſchränkung trat ein bei der Fürſtl. Hofhaltung, obgleich dabei Niemand außer Brod geſetzt wurde. Gegen Unordnungen und Unredlichkeiten bei'm Rechnungs- und Caſſen-Weſen wurden die ſtrengſten Verord-

nungen gegeben. Viele, die von der vormaligen Unordnung und von dem luxuriöſen Aufwande große Vortheile gezogen, ſchrieen den Herzog für geizig, wenigſtens ſeine Sparſamkeit als unfürſtlich aus. Aber wirklich war damals der Herzog nicht geizig, obwohl unleugbar die Art ſeines Verfahrens eine kleinliche Plusmacherei in Gang brachte, und manchem engherzigen Menſchen die fixe Idee einprägte: ſie könnten ſich um den Fürſten nicht verdienter machen, als wenn ſie durch allerlei Knauſereien ſeiner Caſſe baaren Gewinn zuſpielten. Dieſe unglückliche Idee griff immer weiter um ſich, rückte oft elende Zahlen-Menſchen an des Staats erſte Stellen, und hat in der That manche widrige Erſcheinung zu Tage gefördert, manchen Finanz-Mißgriff veranlaßt.

Dahin gehörte vorzüglich, daß man, um die Bezahlung der Landesſchulden zu beſchleunigen, die Zinſen der im Lande ſelbſt erborgten Capitalien, von fünf, zuletzt auf zwei und ein halb pro Cent herabdrückte. Hierdurch verminderte ſich die Einnahme der Capitaliſten, der Erwerb der Gewerbe treibenden Stände der Hauptſtadt, und zuletzt die im Lande curſirende Geldmaſſe ſelbſt. Denn die Capitaliſten zogen größtentheils ihre Gelder aus den Landescaſſen, und verborgten ſie nach Mecklenburg, Baden, Darmſtadt u. ſ. f.; überhaupt, wo höhere Zinſen zu erhalten waren. Viele Tauſend Thaler ſind dadurch in der Folge für das Land verloren gegangen.

Zum Erſatz für den geringen Zinsfuß, ſuchte der Herzog reiche Edelleute an den Hof und in ſeine Dienſte zu ziehen, damit ſie ihre Einkünfte in Braunſchweig verzehren ſollten. Allein daraus entſtand zum Theil durch Nachahmungsſucht ein Luxus, der bei vielen minder Begüterten Schulden und Banquerote nach ſich zog. Weit zweckmäßiger waren alſo die Aufmunterungen, welche der Herzog dem Ackerbau, dem bisher ziemlich bedrückten Stande des Landmanns, der Freiheit des Handels und der Anlage neuer Fabriken gewährte, und wobei er ſich keinesweges geizig bezeigte. Zugleich unterſtützte er anſehnliche Baue, führte deren ſelbſt mehrere, die zur wahren Verſchönerung der Hauptſtadt dienten, aus, ſorgte ſogar mit wahrer Freigebigkeit für das öffentliche Vergnügen, indem er unentgeldliche italieniſche Opern, (die wirklich dem

muſicaliſchen Geſchmack veredelten), und alljährlich mehrere Frei-Redouten veranſtaltete.

Außer der allgemeinen Aufſicht auf ſeinen Staat und deſſen Wohl, nahm er Theil an den Arbeiten ſeiner Kammer, und wohnte unausgeſetzt ihren und den Sitzungen des geheimen Rathscollegiums bei, gewährte jedermann freien Zutritt, ließ ſich alle wichtige Verhandlungen genau vortragen und die Acten darüber vorlegen, prüfte und entſchied ſelbſt, und führte dabei noch einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel. Kurz, ſein Leben war das thätigſte, welches nur ein Fürſt führen kann. Bald ſah er auch in dem ſteigenden Wohlſtande ſeiner Unterthanen, wozu jedoch die Zeitumſtände ſehr behülflich waren, den ſchönſten Lohn ſeiner unermüdeten Arbeit. Nicht minder lag ihm die veredelte Geiſtes-Bildung und Erziehung ſeiner Unterthanen am Herzen. Den Plan zur Verlegung und Vervollkommnung der Landes-Univerſität, die von Helmſtädt nach Braunſchweig verſetzt werden ſollte, hatte man mit Eifer debattirt. Die Ausführung gerieth aber in's Stocken, und wurde ſelbſt, als der Plan nach dem franzöſiſchen Feldzuge wieder mit größerm Ernſt, von einer eigends dazu niedergeſetzten Commiſſion vorgenommen worden war, durch den nahenden Kriegsſturm vereitelt. Ein, beſonders vom Schulrath Campe in Anregung gebrachter Entwurf zur Verbeſſerung des Landſchulweſens, ſcheiterte gleichfalls, weil die neuen Pädagogen mehrere ſteifſinnige Mitglieder der Landſtände durch ihr anmaaßendes Weſen indignirt, und ſelbſt die höhere Geiſtlichkeit, als deren Wortführer der Abt Velthuſen auftrat, nicht genug geſchont hatten. So erzeugte die beabſichtigte Vereinfachung und den Zeitbedürfniſſen entſprechendere Einrichtung der kirchlichen Liturgie, einen ärgerlichen Streit zwiſchen den Verfechtern des alten Schlendrians, deren Wortführer der Hofrath Hurlebuſch, — und den Beförderern der wahren Religionsaufklärung, deren Vorſprecher der Abt Henke wurde. Der Herzog wollte weder entſcheiden noch durchgreifen, und es blieb bei'm Alten.

Rein finanzielle Verfügungen gediehen beſſer, wie z. B. der Austauſch der Hüttenwerke auf dem Oberharz, gegen die Harzforſten, und der Subſidientractat mit Holland, über das zur Garniſon von Maſtricht beſtimmte braun-

braunſchweigiſche Truppen-Corps. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Subſidien-Tractat war der damals hochgerühmte Siegeszug nach Holland (im Herbſt 1787). Der Herzog rückte nämlich, nachdem er ſich perſönlicher Lebensgefahr beim Sturm auf Amſtelveen ausgeſetzt, am 10. Octbr. in Amſterdam ein, ſtellte die alte Verfaſſung her, ſetzte den Erbſtatthalter in ſeine Rechte wieder ein, hatte der Schweſter des Königs Friedrich Wilhelm II. hinlängliche Genugthuung verſchafft, und wurde wegen des Krieges ſchneller Beendigung, als Europens erſter Feldherr allgemein geprieſen.

Um dieſe Zeit hatte der Herzog in dem Fräulein von Hartefeld eine edlere Geliebte und eine wahrhaft uneigennützige Freundin gefunden, die ihm ſelbſt als kluge Rathgeberin, wenn der Leidenſchaft wildes Feuer das ruhige Urtheil trübte, zur Seite ſtand. Aber der Geliebten Einfluß vermochte doch nicht, den Herzog vom Verfolgen des vorherrſchenden Phantoms kriegeriſcher Ruhmſucht abzuhalten. Der Sturm der franzöſiſchen Revolution war losgebrochen, und der ſchwache Ludwig XVI. hatte dem Herzog den Oberbefehl über die franzöſiſchen Heere antragen laſſen. Der Herzog wies zwar den Antrag höflich zurück, übernahm aber den Oberbefehl über das Preußiſch-Oeſterreichiſche Heer. Wider ſeinen Willen, vielleicht nur durch unzeitige höfiſche Nachgiebigkeit verleitet, und zugleich durch die lügenhaften Vorſpiegelungen der Emigranten mit bethört, — ließ er es, leider! geſchehen, daß das berüchtigte, am 25ſten Juli 1792 von Coblenz aus erlaſſene Manifeſt gegen Frankreich, mit ſeinem Namen geſtempelt wurde. Ein Machwerk der tollſten Art, welches der verrückteſte geiſtliche franzöſiſche Emigranten-Kopf ausgebrütet hatte! Der Erfolg war — wie alle unbefangene Beurtheiler der Zeitereigniſſe ihn gefürchtet hatten; denn es vereinigte, erbitterte und enthuſiasmirte jenes unſelige Manifeſt die Maſſe des franzöſiſchen Volks zum heldenmüthigſten Widerſtande!

Freilich rückten, dem entworfenen Plane gemäß, ſämmtliche deutſche Heere im Auguſt gegen Lothringen vor, und der Herzog zog mit der Hauptmacht von Trier aus, eroberte am 23ſten Auguſt die berühmte Feſtung Longwy, und nahm am 2ten Septbr. ſogar Verdun.

Allein beim Einmarſch in die, durch ſteile Gebirge, Engpäſſe und Wälder geſchützte unfruchtbare Champagne, veränderte ſich ſogleich die Scene auf die traurigſte Art. Dumouriez ſtand im Lager bei St. Menehould unbeweglich, und vermied die Schlacht, weil er vorausſah, daß die Deutſchen durch Mangel und Krankheiten bald zum Rückzug gezwungen werden würden. Indeſſen ſuchte der Herzog, Dumouriez zu einer Schlacht zu zwingen, indem er am 20ſten September das Kellermannſche Corps bei Valmy angriff. Da aber Dumouriez ſeinem Kollegen zu Hülfe kam, behauptete ſolcher ſeine Stellung. So ſahe zwei Tage nachher der Herzog ſich zu einem Waffenſtillſtand genöthigt, und mußte ſieben Tage nach dieſem den Rückzug aus Champagne antreten. Unterdeſſen war durch Verrath Mainz in Cuſtine's Hände gekommen; hätte Cuſtine ſich nun ſchnell nach Coblenz gewendet, und dort die preußiſchen Magazine genommen, ſtatt daß ſeine Horden planlos in der Wetterau umherſtreiften, ſo würden für das alliirte Heer die Folgen noch ſchrecklicher geworden ſeyn! So aber kamen Preußen und Heſſen ungeneckt bei Coblenz über den Rhein zurück, und der Herzog eröffnete im März des folgenden Jahres, am Oberrheine den Feldzug mit neuer Kraft, doch ohne rechtes Einverſtändniß mit den Oeſterreichern. Sein nächſter Zweck war: die Eroberung der franzöſiſchen Feſtung Landau vorzubereiten, wozu man ſich nur durch Eroberung der Weiſſenburger Linien den Weg bahnen konnte. Die Franzoſen hingegen unternahmen zur Entſetzung von Landau, am 14ten Septbr. einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück auf Wurmſer und den Herzog, welcher letztere darauf gegen Moreau, bei Pirmaſens, jene blutige Schlacht lieferte, deren Reſultat war, daß die Franzoſen aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt und genöthigt wurden, ſich an die Saar zurückzuziehen. Vier Wochen ſpäter (am 13. Oct.) eroberte der Herzog, vereinigt mit Wurmſer, wirklich die berühmten Linien, aber der in der Nacht vom 16. zum 17. Novbr. auf das feſte Bergſchloß Bitſch, (den Schlüſſel des Vogeſiſchen Gebirgs) unternommene Sturm mißlang völlig. Dagegen beſiegte zwar der Herzog die franzöſiſche Moſel-Armee, welche unter Hoche, um Landau zu entſetzen, aus dem Gebirge hervorbrach, am 28. und 30. Novbr. bei Kaiserslautern; allein die unaufhörlichen

chen Angriffe welche Hoche und Pichegru, ohne Rückſicht auf ihren Menſchenverluſt, faſt taglich unternahmen, und wodurch ihnen endlich am 22. Decbr. die Durchbrechung der öſterreichiſchen Linien an der Motter gelang, nöthigte die Oeſterreicher zum Rückzug über den Rhein. Ein Unglück, welches zugleich den Rückzug des Herzogs bewirkte. — Nun ſchien dem gekränkten Helden das Maaß der Intriguen und Kabalen, welche ſeine trefflichſten Plane vereitelten, voll zu ſeyn; er legte die Oberbefehlshaberſtelle nieder, und widmete ſich dem Wohl ſeiner nach ihm ſeufzenden Unterthanen.

Als der geliebte Fürſt am 6ten Febr. 1794 in ſeine Reſidenz zurückkehrte, empfing ihn der erfreuten Unterthanen allgemeiner Jubel, und die Freude äußerte ſich auf die humanſte Art, indem zum Denkmal des frohen Tages, von den wohlhabenden Einwohnern der Reſidenz, durch freiwillige Beiträge ein Capital von 10,000 Thlr. zuſammengebracht wurde, deſſen Zinſen zum Unterhalt verarmter Bürger verwandt werden ſollten. Der Herzog erließ am 1. Mai d. J. jenes treffliche, die künftigen Cammerſchulden betreffende Edict, wodurch er (nach ſeinem eignen Ausdruck) nicht nur ſeinen Nachfolgern, ſondern ſich ſelbſt die Hände binden wollte, um des Landes daurenden Wohlſtand zu ſichern. Wahrlich eine unverwelkliche Blume in dem Kranze ſeines wohlthätigen Regenten-Lebens! Mit wahrhaft fürſtlicher Freigebigkeit unterſtützte er den vom edlen Leiſewitz entworfnen Plan zur zweckmäßigern Einrichtung der braunſchweigiſchen Armen-Anſtalten, und gewiß waren es nicht blos finanzielle, ſondern auch ächt landesväterliche Rückſichten, die ihn beſtimmten, die Zerſtörung der braunſchweigiſchen und wolfenbüttelſchen Feſtungs-Werke mit ſo raſchem Eifer zu betreiben. Die Ereigniſſe der furchtbaren Jahre 1806 und 1813 haben bewieſen, welche Wohlthat dadurch dem ganzen Lande, und beſonders den Bewohnern der beiden Hauptſtädte bereitet wurde.

Indeſſen darf der Dankbarkeit Gefühl die ernſte Wahrheitsliebe der Geſchichte nicht beſtechen. Sie darf nicht verſchweigen, daß C. W. F. in ſeines ruhmwürdigen Lebens letzten Jahren, leider! in jene Charakterſchwäche verfiel, die er ſelbſt oft an ſeinen Vorfahren ge-

rügt hatte. Der edle, unglückliche Greis ward leider das Spiel der verworfenſten franzöſiſchen Intrigue; durch Höllenkünſte drang man ihm eine neue franzöſiſche Geliebte auf; — ſeine edle Freundin tödtete der Gram; ſeine treuſten Diener jammerten, und der treuſte derſelben endete, in Verzweiflung über des geliebten Fürſten Verblendung, durch Selbſtmord ſein Leben. Carl Wilhelm Ferdinand ſtand allein; er hatte keinen wahren Freund mehr. Ohne Vorwurf hätte er im Greiſenalter vom öffentlichen Schauplatz abtreten können; aber man weckte noch einmal das Phantom ſeiner jugendlichen Ruhmſucht, und er übernahm Laſten, die jetzt ſeine Kräfte weit überſtiegen. Schon ſeine Reiſe nach St. Petersburg bewies, daß er, ſeine Kräfte mißkennend, aus dem von der Natur ſelbſt ihm gezeichneten Gleiſe ſchritt. — Noch mehr, da er als Oberbefehlshaber jetzt an die Spitze des entarteten preußiſchen Heeres trat, und damit den Kampf für Deutſchlands Ehre und Selbſtſtändigkeit gegen den furchtbarſten, jedes Mittel benutzenden Gegner zu beſtehen wagte. — Die Schlacht bei Auerſtädt entſchied über ſein und ſeines Landes Schickſal. Verwundet und gleichſam vom ſtolzen Sieger geächtet, mußt' er ſelbſt ſein Vaterland verlaſſen und im Dorfe Ottenſen (bei Altona) am 10ten Novbr. 1806 ſein edles Leben jammervoll beſchließen. Als ruhmvoll für die heilige Sache der Menſchheit gefallenem Helden, als wahrhaftem Vater ſeiner Unterthanen, flicht ihm die Geſchichte den unverwelklichen Kranz des ewigen Nachruhms. Segen, heiliger Segen über ſeine Aſche!

Friedrich Wilhelm

Herzog von Braunſchweig-Oels und Bernſtadt.

Des Menſchen hohe Schule ſind ſeine Schickſale, ſeine Leiden, ſeine individuellen Erfahrungen. Des Gemüths vorherrſchende Meinungen werden dadurch entwickelt, und die Anſichten von des Lebens höchſten Zwecken danach meiſtens gemodelt. Sogar dem Charakter wird oft durch ihre Gewalt ein daurender Stempel aufgedrückt. Dennoch kann niemand in Abrede ſtellen, daß auch die erſte Richtung, welche durch zweckmäßige oder verkehrte Jugend-Erziehung den Keimen der aus dem Innerſten ſich hervordrängenden Begierden gegeben wird, ihre faſt allmächtige Wirkſamkeit durch's ganze Leben beweiſe. Um wahr und gerecht das Bild eines auf der Weltbühne ausgezeichneten Menſchen, den Zeitgenoſſen ſowohl als den Nachkommen, zum vollgultigen Urtheil über Verdienſt und Werth ſeiner Thaten darzuſtellen, — bedarf es alſo gewiß genügender Umriſſe von des vorgeführten Helden eigenthümlichen Jugend-Verhältniſſen, von der Erziehung, die er erhielt, und von den Schickſalen, die ſowohl den Gang ſeiner Charakter-Entwicklung, als ſeiner Lebensanſichten u. ſ. f. beſtimmten. Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels war weder, wie die Voſſiſchen Zeiten ihn ſchildern, ein inconſiſtenter, — noch, wie ſein vormaliger Cabinetsrath ihn zeichnet, ein faſt unbegreiflich launenhafter Menſch.

Wer von Jugend auf ihn zu beobachten Gelegenheit fand, und die eigenthümliche Art der Entwickelung ſeines Charakters zu verfolgen, Unbefangenheit genug bewahrte, wird ſich daher kaum des Unwillens über ſo unwürdige und ſeichte Schilderungen erwehren können. Einer künſtlichen Rechtfertigung des verewigten Fürſten bedarf es auch in der That weniger, als einer getreuen Darſtellung nicht nur deſſen, was er war, ſondern auch deſſen, wodurch er ſo und nicht anders wurde. Der angeregten Leidenſchaft wird zwar eine den Geſetzen der hiſtoriſchen Wahrheit rückſichtslos huldigende Darſtellung keineswegs erfreulich ſeyn; allein es kommt hier nur darauf an, im Tempel der Geſchichte ein treues und wahres Bild des Fürſten aufzuhängen, der ſeiner hohen Ahnherrn würdig, den Heldentod für des Vaterlandes Ehre und Freiheit ſtarb. Dieſer ſchöne Tod ſollte billig — ſo will es das unverdorbene Menſchengefühl — eine verſöhnende, und feindſelige Leidenſchaften beruhigende, Kraft gehabt haben. Auch würde das höchſt wahrſcheinlich der Fall geweſen ſeyn, wenn nicht überſchrobene Apologien und Panegyriken ſo vorſchnell als unüberlegt geliefert worden wären; oder wenn wenigſtens die nagelneue Cenſur, ihrer Pflicht eingedenk, den verewigten Fürſten gegen ſeine unberufenen Freunde im Tode zu ſchützen geſucht hätte, da der Held im Leben immer Manns genug geweſen war, ſich ſelbſt gegen ſeine Feinde zu vertheidigen.

Darum ſteht nun, leider! die Sache alſo, daß die in tauſend Gemüthern brennende Wunde weder durch die gutmüthigen Recepte der Halliſchen Salina, noch durch die Unparteilichkeit des hamburgiſchen Correſpondenten gründlich geheilt werden mag. Nur die Wahrheit darf hier entſcheiden, und obgleich es dabei auf keine Heiligſprechung, nach Art der römiſchen Curie, abgeſehen iſt, ſo wird man doch jezuweilen auf die in den Zeiten erhobene Stimme einige Rückſicht nehmen müſſen.

Friedrich Wilhelm, der vierte und jüngſte Sohn des um ſein Erbland hochverdienten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, ward zu Braunſchweig am 9. Octbr. 1771 geboren. Seine ältern Brüder wurden, der Vorſchrift des D. Wageler zufolge, bald nach ihrer Geburt in kaltem Waſſer gebadet, und überhaupt, der da-

mals vorherrſchenden Mode zu gefallen, ſo unklug behandelt, daß unheilbare körperliche Gebrechen davon die traurigen Folgen waren. Prinz Wilhelm entging durch kräftige Vorſtellungen des Leibarztes Dr. Brückmann jener heilloſen Behandlung — und behielt ſeine Geſundheit. Die drei jüngſten Prinzen: Georg, Auguſt und Wilhelm, im Alter nur durch wenige Jahre unterſchieden, bekamen einen eigenen Hofmeiſter in der Perſon des Hrn. v. Ditfurth. Ihr Vater — welcher ſich mancher Mißgriffe in ſeiner eigenen Erziehung, die wirklich mehr als liberal geweſen — erinnerte, glaubte ſeine Söhne durch pünctliche Ordnung und unnachſichtige Strenge gegen Verirrungen der Jugend ſichern zu können. In alle Staats- und Militärangelegenheiten des preußiſchen Hofes verwickelt, und dazu noch mit der Regierung ſeines eignen Landes unabläſſig beſchäfftigt, blieb ihm durchaus weder Zeit noch Muße übrig, die Erzieher und Lehrer ſeiner Söhne nach eigner Prüfung zu wählen. Ditfurth, ein allerdings gewandter Hofmann, dem es nicht an Kenntniſſen fehlte, ließ gegen die fürſtlichen Knaben ſeinen, an barbariſche Wildheit gränzenden Jähzorn oft durch die empörendſte Behandlung aus. Beſonders mußte der lebhafte Wilhelm die rohen Ausbrüche des pädagogiſchen Jähzorns empfinden. Eine kindiſche Unachtſamkeit an der Tafel zog ihm ſogar einmal einen ſo derben Fauſtſchlag (des Hrn. v. D.) in's Geſicht zu, daß Ströme von Blut dem unglücklichen Knaben aus Naſe und Mund floſſen. Dennoch durfte er (zur ſtrengſten Subordination gegen den Vorgeſetzten gewöhnt) es nie wagen, das von innerm Grimm zerriſſene Herz, der zärtlich gutmüthigen Mutter, oder gar dem ſtrengen Vater zu öffnen. War ſein tyranniſcher Oberaufſeher der Gegenſtand eines tiefen Haſſes, der feſt in dem jungen Herzen wurzelte und alle ſanften Gefühle kindlicher Hingebung ſchon in der Geburt erſtickte, — ſo mußte ſein erſter Lehrer Jokardi, der dem Herzog vom Abt Reſewitz empfohlen worden, gar bald für ihn ein Gegenſtand der Verachtung werden. Denn dieſer ſonſt mit herrlichen Talenten ausgerüſtete Menſch ergab ſich dem Laſter der Trunkenheit und anderen niedrigen Ausſchweifungen in ſolchem Grade, daß oftmals die empörendſten Scenen im Schlafzimmer der Prinzen ſelbſt erfolgten. Endlich erfuhr der Herzog jene Schändlichkeiten; Jokardi mußte bei Nacht und Nebel

fliehen, ließ ſich bei einem nach Oſtindien beſtimmten hannöverſchen Bataillon anwerben, und hat ſeine Laufbahn in fernen Weltgegenden beſchloſſen.

Seine Nachfolger, Pockels und Berkhan, waren Männer von unbeſcholtnem Ruf und untadelhaftem Wandel. Jener wurde von einem berühmten Profeſſor, dieſer durch einflußreiche Verwandten dem Herzoge zum Lehrer ſeiner drei jüngſten Söhne empfohlen. Aber der Ditfurthſchen Deſpotie vermochten dieſe — in ſehr beſchränkten Verhältniſſen lebenden Männer — keinesweges mit Erfolg entgegen zu arbeiten. Der Gang der Erziehung blieb ſich daher in der Hauptſache gleich, — und das periodiſche Eingreifen des Herzogs verdarb viel mehr, als es gut machte. Der Herzog erſchien nämlich immer nur zufällig, oft ſogar in der finſterſten Laune, wenn er von Halberſtadt oder Berlin u. ſ. f. zu Hauſe kam, und etwa noch Licht in der Prinzen Zimmer ſah. Bei'm Unterricht hörte er dann mißmuthig zu, examinirte auch wohl ſelbſt, und ließ nicht ſelten ſeine bittre Stimmung durch harte Worte gegen die ſchüchternen, ſchon durch des ſtrengen Vaters Gegenwart bei ihren Antworten verlegenen Knaben aus. — Der feurige, vom brennendſten Ehrtriebe begeiſterte Wilhelm empfand doppelt tief jedes harte Wort, jede unwürdige Behandlung. Die Auszeichnung, deren er zuweilen vor ſeinen Brüdern genoß, thaute darum auch die harte Rinde, welche ſich um ſein tieffühlendes Herz gezogen hatte, nicht auf; denn dieſes Herz verlangte Liebe, Theilnahme, Hingebung. Das alles fand er ja nur bei den Bedienten, die ihn bedauerten; bei Menſchen geringen Standes, die oft im Stillen ſeine kleinen Wünſche erfüllten; bei einem ſeiner Lehrer, der ihm jezuweilen behülflich war, der barbariſchen Strafe des Obervorgeſetzten zu entrinnen. Sein Innerſtes blutete, wenn er im Hinterhofe des Schloſſes, wo des Vaters erſter Kammerdiener Laun wohnte, deſſen Söhne mit ihren Geſpielen fröhlich umherſpringen ſah, ſich ſelbſt aber im engen Zimmer gefeſſelt fühlte. Erhaſchte er nur einen glücklichen Augenblick, um bei'm Soldatenſpiel der Knaben das Amt des Tambours zu verwalten, o wie ſelig, wie hingebend, wie kindlich froh war er dann! Sein Flug ging in's friſche, freie Leben hinaus; der Zwang, der unnatürliche, deſſen Zweck und Ziel man ihm nicht

einmal zeigte, empörte ſein innerſtes Selbſt. Man nannte das Caprice, — und wenn es einmal ſo heißen ſoll, dann mag's wahr ſeyn, daß er aus Caprice wenig lernte. Aber er würde bei ſeiner raſtloſen, angebornen Thätigkeit und bei ſeinem brennenden Ehrtriebe recht viel und gern gelernt haben, wäre ihm das Warum und Wozu nur einigermaaßen klar geworden. An der Geſchichte ſeiner großen Ahnherrn hätte ſein Geiſt ſich erſtarken, ſein Gemüth ſich fröhlich ergetzen können; aber er wußte und hörte von jenen Geſchichten ſo wenig, daß er ſeinem nachmaligen Cabinetsrathe faſt mit Unwillen die Frage vorlegte: ob es denn wahr ſey, daß die Familie der Herzöge von Braunſchweig eigentlich aus Italien abſtamme?

Man überſchaue noch einmal die traurige Wüſte der erſten Jugendbildung des verewigten Fürſten! Voran ſteht der ſtrenge, gleich einer ſtrafenden Gottheit ſtets gefürchtete Vater, und neben ihm ein verhaßter, mit barbariſcher Rohheit jeden fröhlichen Jugendkeim niederdrückender Erzieher. Dieſem zur Seite erblickt man einen verächtlichen, laſterhaften Lehrer, und im Hintergrunde dienſtfertige Knechte, die den erwachten wilden Gefühlen des Knaben ſchmeicheln, während die beſſern Menſchen (eingeklemmt in enge Hof-Verhältniſſe), weder Kraft noch Muth haben, dem heilloſen Unweſen entgegenzuwirken.

Als der jüngſte Prinz hatte Friedrich Wilhelm, bis in die Jahre des männlichen Alters, durchaus keine Ausſicht, zur Regierung des Herzogthums Braunſchweig-Wolfenbüttel zu gelangen. Sein höchſtes Ziel war die Erringung einer Oberbefehlshaberſtelle im preußiſchen Heer. Wiſſenſchaften, Beobachtungen und Erfahrungen, die dem künftigen Regenten erſprießlich und unentbehrlich ſind, lagen daher ganz außerhalb des Unterrichts-Kreiſes, worin er geiſtlos genug herumgetummelt wurde. Fechten, Tanzen, Reiten und Exerciren, lernte er vortrefflich, — ſeicht und oberflächlich aber ſelbſt die Wiſſenſchaften, welche den Krieger zieren. Man hatte ihn nie gewöhnt, ſeine Aufmerkſamkeit dauernd und feſt auf einen Punct zu richten. Wäre er nur bei der Mathematik feſtgehalten worden, ſo würde ſich das von ſelbſt gefunden haben. Aber in ſeiner ganzen Erziehung war weder Ein-

heit des Zwecks, noch Einheit der Mittel. Ueberall fühlte er nur die angelegten Feſſeln, und ſeine innre Kraft, die man wohlthätig zu beſchäfftigen faſt ganz vergaß, ſtrebte nun unwillkuhrlich, jene Feſſeln zu ſprengen.

Im funfzehnten oder ſechszehnten Jahre trat der Prinz als Staabs-Capitän in's Riedeſelſche Infanterie-Regiment zu Braunſchweig. Die gewöhnliche Soldaten-Laufbahn ward ihm dadurch eröffnet. Am Hof ſeines Vaters ſpielte er eine sehr eingezwangte, faſt drückende Rolle. Das Bild eines vollkommnen und unübertrefflichen Fürſten hielt man ihm dabei ſtets in der Perſon und in der ganzen Handlungsweiſe des regierenden Herrn vor. Und wirklich war das Benehmen dieſes ſeltenen Fürſten einzig, wenn es darauf ankam, im erſten Ankauf Menſchen für ſich zu gewinnen. Indeſſen verſtand C. W. F. auch die Kunſt, ſeine Diener und ſogar ſeine erſten Geſchäfftsmänner in einer ſo ſchüchternen Unterwürfigkeit zu erhalten, daß energiſcher Widerſpruch gegen ſeine, nur als höfliche Wünſche ausgeſprochnen Befehle bei jenen Menſchen faſt in das Reich der Unmöglichkeiten gehörte. Durch eine lange und für des Landes Wohlſtand ſegensreiche Regierung, war jener Geiſt der Schüchternheit bei dem braunſchweigiſchen Hof- und Geſchäffts-Perſonal einheimiſch geworden. Friedrich Wilhelm fand ihn noch vorherrſchend, als er nach mancherlei ſeltſamen Schickſalen die Regierung des väterlichen Erblandes übernahm; — und auch in ſeiner Erinnerung war das Bild des hochverehrten Vaters noch lebendig geblieben. Er ſuchte es alſo auf ſeine Weiſe zu copiren, und es war leider niemand vorhanden, der Muth und Kraft genug gehabt hätte, ihn auf die Mißgriffe in dieſer Nachahmung aufmerkſam zu machen.

Schon als Jüngling war ihm die ängſtliche Circumſpection am Hofe, wodurch er ſich auf allen Seiten befangen und eingeſchüchtert fühlte, höchſt widrig geweſen. Seine fröhlichſten Stunden hatte er verlebt im Cirkel einiger angeſehenen bürgerlichen Familien, mit welchen ihn ſeine Lehrer bekannt machten. Man darf behaupten: daß damals in ſeinem Gemüthe die reine Flamme der erſten anſpruchloſen Liebe aufloderte, abgefeimte, nichtbürgerliche Coquetterie aber nur zu bald dafür ſorgte, daß jene

heiligen Gefühle ihre beſtimmtere Richtung auf ſinnlichen Genuß erhielten. Friedrich Wilhelm war ein ſchöner Jüngling; — er iſt auch ein ſchöner Mann geblieben. Aus ſeinen Augen ſtrahlte Muth und ungedämpftes Jugendfeuer. Seine Geſichtsbildung und ſeine Miene war ſanft, ſeine Haltung, bei mittlerer Körpergröße, edel. Kraft und Gewandtheit ſprachen aus allen Bewegungen des wohlgebauten Leibes. Zu Pferde erſchien er jedem weiblichen Auge als ein ausgezeichnet herrlicher Mann.

Dieſen feurigen Jüngling, in deſſen Gemüth die volle Lebenskraft gohr, ſandte man unter Aufſicht eines ſehr gelehrten, aber durch die ſeltſamſten Eigenheiten ausgezeichneten Mannes, von dem es in dieſer Hinſicht genug iſt, zu ſagen: daß er nie Gatte und Vater hat werden, nie die Freuden des häuslichen Glücks hat genießen wollen, — auf Reiſen! Was konnte der gelehrte, nachmalige Bibliothekar Langer dem Prinzen ſeyn? Väterlicher Freund doch nimmermehr! Und — wußte der Prinz, daß er in den Berichten ſeines Mentors an den Durchlauchtigſten Vater faſt immer als ein petit ignorant figurirte, woher ſollte dann Vertrauen und kindlichfrohe Hingebung, ohne welche doch durchaus keine wohlthätige Einwirkung des ernſten erfahrnen Mannes auf die Charakter-Entwicklung des ſprudelnden Jünglings gedacht werden mag, entſtehen? Wie ſchien doch Alles gleichſam abſichtlich darauf angelegt, das herrlich kräftige Gemüth des jungen Fürſten zu verſtimmen, und ſeinen erſten Ausbrüchen eine ſo ſchiefe Richtung zu geben, daß nur die angeborne eigene Kraft, in der Schule der bitterſten Leiden und Erfahrungen geübt, nach unzähligen verfehlten Verſuchen und harten Mißgriffen ſich auf den rechten Weg zurück arbeiten konnte! — Wie, hat jene empfangene ſchiefe Richtung der verewigte Held, oder haben ſie Andre zu verantworten?

Als der Prinz, aus dem väterlichen Haus entlaſſen, in preußiſche Kriegsdienſte trat, ſuchte der regierende Herzog ihn fortwährend in dem alten Zwang zu erhalten. Er ward daher in Magdeburg mit ſtrengen Aufſehern und verhaßten Aufpaſſern umgeben. Dieſer unnatürliche Zwang dauerte ſogar fort, als der Prinz in den Feldzügen von 1792 und 1793 ſchon Beweiſe hoher La-

pferkeit und eines brennenden Ehrtriebes gegeben hatte, da er den ſchwarzen Adler=Orden trug, und als Obriſter das in Halle garniſonirende Thaddenſche Infanterie=Regiment befehligte. Er fühlte ſich auch da mehr beſchränkt als der jüngſte Fähnrich. Er durfte ohne beſondere Erlaubniß keine Nacht abweſend ſeyn, und wußte, daß die älteren Officiere faſt ohne Ausnahme den Auftrag hatten, ihn ſcharf zu beobachten und ſeinem Vater fleißig über ſein Betragen Bericht zu erſtatten.

Um ſo lieber hing er ſich an junge, leichtfertige Officiere, von denen er überzeugt zu ſeyn glaubte, daß ſie mit ihm gleiche Gefühle hätten, daß ſie ihn nicht anſchwärzen würden. Ihm ward kein erfahrener, ernſter Freund gegönnt; darum gewannen junge Brausköpfe ſeine Freundſchaft, und ſein Vertrauen ſchenkte er, wie in der Kindheit, Menſchen aus der niedrigen, dienenden Claſſe, weil er nur bei ihnen die Anhänglichkeit, die Treue und Hingebung zu finden vermeinte, welche ſein Herz zur Befriedigung eines mächtig gefühlten Bedürfniſſes erheiſchte. Unter ſolchen Umgebungen konnt' es freilich an mancherlei jugendlichen Ausſchweifungen nicht fehlen. Sie würden aber in jeder anderen Garniſon ungleich weniger zur Publicität gelangt ſeyn, als ſie in Halle, vermöge des Zuſammenſtoßes mit dem Freiheitsgeiſte der dortigen Studenten, dazu gelangten. Wilde Jugendkräfte wirkten dort unmittelbar gegen einander, und rieben ſich bald ſo heftig, daß die ärgerlichſten Scenen daraus erfolgten. Der Prinz mußte, um ſeine fürſtliche militäriſche Ehre zu retten, zu dem in Prenzlau garniſonnirenden Regiment des General Kleiſt verſetzt werden.

Eine wild verlebte Jugend iſt jedoch nicht immer eine ſchlecht verlebte zu nennen. Heinrich V. von England war ein wilder Prinz, und wurde ein großer König. So hatte auch Friedrich Wilhelm die angeborne Kraft eines hochaufſtrebenden Geiſtes im Taumel ſtürmiſcher Jugendfreuden nicht vergeudet. Ein Fürſtenherz, und was faſt mehr noch ſagen will, eines deutſchen Mannes Herz war ihm geblieben. Er fühlte ſich unwürdig behandelt bis zur Reife des männlichen Alters. Dieſes Gefühl, verbunden mit dem des Zwanges in Verhältniſſen, die ihm verſchroben, zwecklos und faſt kleinlich erſchienen,

äußerte ſich zuweilen durch rohe Ausbrüche, welche Verleumder für Hang zur Gemeinheit, wohl gar für Anzeigen eines ſchlechten Charakters ausgaben. Sein kluger Vater hatte während einer langen Reihe von Jahren, unter den mannigfaltigſten Verhältniſſen, in den Cirkeln der großen Welt die ausgebreitetſte Menſchenkunde erworben; aber den wahren Menſchen in ſeinen innerſten Tiefen zu erkennen und richtig zu beurtheilen, das hatte er **nicht** gelernt. Davon zeugten wiederholte Mißgriffe bei der Wahl ſeiner Günſtlinge. Sein freier, gewandter Blick ſchöpfte gewöhnlich nur die Oberfläche ab, — und leider drang er auch bei ſeinem **Wilhelm** nicht in das innere Heiligthum der ſtürmiſchen Gefühle, welche dieſen ſeltenen jungen Mann raſtlos hin und her warfen. So blieb ſtets eine Kluft zwiſchen Vater und Sohn. Die Erfahrungen und die eingelernte Lebensklugheit des Erſteren fanden keine Empfänglichkeit im Gemüth des Letzteren. **Carl Wilhelm Ferdinand** wollte den auflodernden Revolutionsgeiſt der Zeit durch nachgiebige Geſchmeidigkeit dämpfen. **Friedrich Wilhelm** fühlte ſich durch jenen Geiſt ſelbſt exaltirt; aber er fühlte, wie ein ächt **deutſcher Fürſt**, zugleich brennenden Haß gegen das leichtſinnige fremde Volk, deſſen Auswurf am Hofe ſeines Vaters Auszeichnung, Geld und mehr als humane Gaſtfreundſchaft empfing, doch gewöhnlich dafür mit ſchnödem Undank, wohl gar mit ſchändlichem Verrath lohnte. Aus eben dieſem Geſichtspunct betrachtete er die **damalige** Politik des preußiſchen Cabinets. Sein Urtheil war ungeläutert, aber im Grunde richtig, wahr und feſt: auf ſolchem Wege müſſe Preußen, müſſe Deutſchland untergehen und die Beute fremder Raubſucht werden; auch ſey der Zeitpunct nicht fern, wo das gefürchtete allgemeine Nationalunglück eintreten, wo kein deutſcher Fürſt ſeines alten, heiligen Erbes mehr ſicher ſeyn werde. So hat er ſich mehreremal gegen ſeinen alten Lehrer B., ſo gegen Menſchen geäußert, die ſein Vertrauen beſaßen. Ueber den damals vorherrſchenden Geiſt im preußiſchen Heere, wie über deſſen inn're Verfaſſung und Organiſation, konnt' er gegen Vertraute nie ohne Bitterkeit ſprechen. Ein Theil ſolcher Bitterkeit mochte freilich auf Rechnung des Zwanges und der **ſcharfen** Verhältniſſe kommen, wodurch er ſich ſelbſt bei'm preußiſchen Heere befangen fühlte; ſein patriotiſcher Unwille, der ſich dabei gleichfalls

äußerte, entſprang aber gewiß aus edlern Quellen. Wohl fehlte es dem Prinzen an hinlänglicher Geiſtesbildung, um die großen drohenden Erſcheinungen der Zeit völlig zu begreifen, und ihren furchtbaren Gang nach Urſache, Folge und Zuſammenhang richtig zu erfaſſen; allein ſein geſunder Verſtand ſah dennoch in manchen Stücken ungleich richtiger die Zukunft voraus, als viele überfeine Politiker, welche ſich unendlich über ihn erhaben dünkten.

In dieſer Stimmung und bei dieſen Anſichten, erfuhr er die Abſicht ſeines Vaters, ihn zu verheirathen, weil die Ehe des Erbprinzen kinderlos blieb, auch ein proviſoriſches Experiment andrer Art im fürſtlichen Hauſe nicht die gewünſchten Erfolge gehabt hatte. Wenn der Prinz jenes Experiment, wie wohl nicht zu bezweifeln ſteht, kannte, ſo muß jeder redliche Mann, ſo muß vor Allem die erwieſener Wahrheit rückſichtslos huldigende Geſchichte Fr. Wilhelms Charakter und Selbſtgefühl darum edel und achtungswürdig finden, daß er ſich weigerte, eine Verbindung einzugehen, bei welcher hauptſächlich nur ſeine Procreations-Fähigkeit in Anſpruch genommen zu werden ſchien. Hier kam es nicht an auf romanhafte Begriffe von Liebe und Ehe, nicht an auf rohe oder feine Meinungen über das weibliche Geſchlecht, ſondern auf das ewig heilige Bewußtſeyn von der Würde des Menſchen, der nicht, wie ein Thier, Mittel zu fremden Zwecken ſeyn will. Ein Bewußtſeyn, welches doch wohl mehr werth iſt, als die mechaniſche Fähigkeit, ſeinen Stamm fortzupflanzen.

Ueberdem mußte der Prinz fürchten, unter den Augen ſeines Vaters als Ehemann noch viel ärgerlicher beſchränkt und beobachtet zu werden, als es in ſeinen bisherigen Verhältniſſen der Fall geweſen war. Er kannte ja die ſchimpflichen Scenen, welche in Braunſchweig die ſeynſollende Verſchwendung des Erbprinzen herbeigeführt hatte. Ihm konnte ja nicht unbekannt ſeyn, wie die kleinlichſte Plusmacherei damals zur Tagesordnung gehörte, und wie viele geſchäfftige Aufpaſſer und Angeber auf der Lauer ſtehen würden, um ſelbſt ſeine häuslichen Verhältniſſe zu belauſchen, und ihren Bericht darüber zu erſtatten. Dazu kam noch die beängſtigende und wohlgegründete Furcht vor dem Ausbruche eines Orkans in der

politiſchen Welt, der alle Berechnungen über Erbfolge im väterlichen Lande u. ſ. f. plötzlich zu Schanden machen konnte.

Nur ſeiner ſanften, guten Mutter liebevolles Zureden bewog ihn alſo zur Nachgiebigkeit, und er vermählte ſich am 1ſten November 1802 mit der Prinzeſſin Maria Eliſabeth Wilhelmine von Baden. Es würde lächerlich ſeyn, eine unter ſo widerwärtigen Auſpicien und mit ſo widerſtrebenden Empfindungen geſchloſſene Verbindung als Muſter glücklicher Ehen darzuſtellen. Wer zu viel beweiſen will, beweiſt am Ende gar nichts. So mag denn auch nicht geleugnet werden, daß dieſe Ehe, ſo lange ſie kinderlos blieb, zuweilen durch ſtürmiſche Scenen getrübt wurde. Die Geburt des älteſten Prinzen, (des jetzt unter brittiſcher Vormundſchaft regierenden Herzogs) Carl Friedrich Auguſt Wilhelm, war jedoch für die Braunſchweiger ein wahres Volksfeſt. Die neuen Freuden und das heilige Vatergefühl entwickelten erſt die ſchönen Empfindungen ehelicher Zärtlichkeit und Liebe in Friedrich Wilhelms Herzen. Er ſelbſt trug den Erſtgebornen den glückwünſchenden Abgeordneten mit ſichtbarem Entzücken entgegen. Er verkannte den glücklichen Eindruck nicht, welchen dieſe ungekünſtelten Aeußerungen heiliger Naturempfindungen auf Braunſchweigs Bewohner machten. Er konnte darauf rechnen, daß dadurch die widrigen Erinnerungen ſeines frühern Jugendlebens bei einem Volke, das mit ſo ausgezeichneter Vorliebe an dem hochverehrten Fürſtenſtamme hing, völlig ausgelöſcht werden würden. Er gelobte ſich's alſo ſelbſt, ein ſanfter Gatte, ein guter Vater zu ſeyn, und von nun an gewann die anſpruchloſe Tugend, erhielt die ſanfte Herzensgüte einer liebenswürdigen Gattin den wohlthätigſten Einfluß auf ſeinen Charakter. Es gab Rückfälle, aber nie Scenen von ſo ſtürmiſcher Art, als früherhin vorgefallen waren. Zu Prenzlau und Braunſchweig lebte vielmehr Friedrich Wilhelm von nun an in ſelten getrübtem häuslichen Frieden. Die Verleumdung ſchwieg, und doch gab es der Beobachter noch immer genug. Wer die Verhältniſſe an Carl Wilhelm Ferdinands Hofe durchſchaute, konnte jenes Schweigen nicht für ein gebotenes halten. Dem braunſchweigiſchen Publicum ließ ſich ſo etwas gar nicht gebie-

ten. Darum darf man aus jenem Verſtummen wirklich mit gutem Recht den Schluß ziehen: Friedrich Wilhelm führte damals mit ſeiner Marie, der er äußerlich die zarteſte Aufmerkſamkeit widmete, eine zufriedne, ſein reiferes Mannsalter ſanft beglückende Ehe. Da der Prinz durch den Tod ſeines Oheims, des Herzogs Friedrich August, am 8ten October 1805 zum Beſitz des Herzogthums Oels und Bernſtadt gelangte, wurden auch ſeine finanziellen Verhältniſſe bedeutend verbeſſert, und er konnte unabhängiger von dem Zwange verhaßter Aufpaſſerei fortan zu leben hoffen. Daß er ſelbſt zur Regierung der väterlichen Staaten gelangen würde, dazu war auch damals noch ſehr geringe Ausſicht vorhanden. Der Erbprinz, von Anſehn ein rüſtiger Mann ohne heftige Leidenſchaften, hatte kaum das 40ſte Jahr erreicht. Noch war kein entſcheidender Schritt gethan, um die beiden Prinzen Georg und Auguſt auf das Recht der Erbfolge oder Primogenitur (eines Grundgeſetzes im fürſtlichen Hauſe) Verzicht leiſten zu laſſen. Noch traf der regierende Herzog durchaus keine Vorkehrungen, ſeinen jüngſten Sohn in die Cammer, in das Geheimeraths-Collegium u. ſ. f. einzuführen, um ihm zur praktiſchen Kenntniß der Regierungs-Geſchäffte Anleitung zu geben, wie es doch mit dem Erbprinzen ſchon vor Jahren geſchehen war. Vielleicht würde man es dem jüngſten Prinzen ſehr übel ausgelegt haben, wenn er ſich dazu gedrängt, oder durch eigene Beobachtungen und Nachfragen genaue Einſicht in den Geſchäfftsgang u. ſ. f. zu erlangen geſtrebt hätte. Der Reiz von außen her zu dergleichen Beſchäfftigungen fehlte ihm gänzlich, und da er ſelbſt nicht hoffen mochte, jemals den Fürſtenſtuhl ſeines Vaters zu beſteigen, ſo fehlte bei einer vernachläſſigten und beinabe verkehrten Erziehung auch der Reiz von innen. Eben ſo beſchränkt waren ſeine Verhältniſſe in dem faſt abſichtlich mit Schulden überhäuften Fürſtenthum Oels, wo es einzig auf cameraliſtiſche Sparſamkeit ankam, um dem Nachfolger des Herzogs Friedrich Auguſt ein jährliches Einkommen von etwa 10,000 Thlr. zu ſichern. Unter ſolchen Umſtänden hätt' es alſo wohl eines Wunders, einer Art von Inſpiration bedurft, um ſelbſt im gewöhnlichen Gang der Dinge den Herzog Friedrich Wilhelm urplötzlich zu einem geſchickten Regenten zu bilden. Nur der gewaltige Andrang des furchtbaren Orkans, wel-

cher bereits im Jahre 1805 Norddeutſchland zu verheeren drohte, kann als zureichender Rechtfertigungs-Grund für den ſtaatsklugen Carl Wilhelm Ferdinand angeführt werden, warum er es vernachläſſigte, ſeinen jüngſten Sohn auf den Stand- und Geſichtspunct zu heben, von welchem aus der junge Mann mit freiem Blick den Umfang ſeiner künftigen Regenten-Pflichten überſchauen, und zugleich ſeine Schultern allmählig an die Laſt gewöhnen konnte, welche ſie dereinſt tragen ſollten.

In eben dem Jahre, welches unſern Friedrich Wilhelm zum zweiten Male (durch die Geburt des Prinzen Auguſt Ludwig Wilhelm Maximilian Friedrich) mit Vaterfreuden beſeligte, brach jener furchtbare Orkan los. Wie mit einem Gewaltſchlage wurden plötzlich alle bisherigen Verhältniſſe nicht nur verändert, ſondern völlig über den Haufen geworfen. Ein ſchneller, höchſt unerwarteter Tod endigte das Leben des Erbprinzen. Die Acte, vermöge welcher die Prinzen Georg und Auguſt auf des väterlichen Erblandes Regierung verzichteten, war noch nicht einmal nach herkömmlichen Formen ausgefertigt, als der unglückliche 14te October die jammervollſte aller Kataſtrophen herbeiführte. Friedrich Wilhelm, deſſen Regiment bei dem Corps des Herzogs von Weimar (welches an der Schlacht keinen Theil genommen) ſtand, ſah auf der Flucht durch Braunſchweig ſeinen unglücklichen, tödtlich verwundeten, von den bitterſten Seelen-Schmerzen gefolterten Vater, — unſern ewig unvergeßlichen Carl Wilhelm Ferdinand!

Bei dieſer traurigen Zuſammenkunft muß die Urkunde unterzeichnet worden ſeyn, wodurch Friedrich Wilhelm (vermöge der Verzichtleiſtung ſeiner Brüder Georg und Auguſt) zum Nachfolger in der Landes-Regierung feierlich erklärt wurde; wenn es anders mit der Angabe des 21ſten Octbrs. 1806, an welchem Tage ſie ausgeſtellt ſeyn ſoll, ſeine Richtigkeit hat. Irren wir nicht, ſo kam erſt am folgenden Tage (es war ein Mittwoch) der tödtlich verwundete Herzog C. W. F. nach Braunſchweig, und verließ die Stadt, begleitet von den Thränen und Seufzern ihrer Bewohner, wieder am Sonnabend, den 25ſten October!?

Gibt es noch ein herberes Schmerzens-Gefühl, als flüchtig ſein rechtmäßiges väterliches Erbe verlaſſen, es Räuber-Händen preis geben und ſogar das Auffangen der letzten Seufzer eines verehrten Vaters der kalten Pflicht bezahlter Diener anheim ſtellen zu müſſen, ſo kann es nur das brennende Gefühl gekränkter Ehre, jenes höchſten Kleinods eines Militärs von ausgezeichnetem Rang, ſeyn. Und auch dieſes grauſame Gefühl ſollte der unglückliche Fürſt kennen lernen, da ſein Herz ſchon gebrochen, ſeine innerſte Empfindung ſchon auf die entſetzlichſte Folter geſpannt war!

General Blücher, zu deſſen Truppen das Armeecorps des Herzogs von Weimar (nachdem derſelbe das Commando niedergelegt) geſtoßen war, zog ſich unter beſtändigen Gefechten mit einer dreimal überlegenen Macht nach Lübeck, und ſuchte ſich daſelbſt zu befeſtigen. Die nacheilenden Franzoſen ließen dazu keine Zeit. Am 5ten November war Blücher nach Lübeck gekommen, am 6ten November Vormittags erſchien bereits die Avantgarde des Marſchalls Bernadotte. Die Brigaden der Generale Frere, Drouet, Leopold Berthier und Pactod drangen, unterſtützt durch das Feuer von 16 Kanonen, gegen das Burgthor, deſſen Vertheidigung mit drei Bataillonen dem Herzog Friedrich Wilhelm anvertraut war. Fürchterlich wüthete das preußiſche Kartätſchenfeuer unter den andringenden Franzoſen. Allein ihre dicht zuſammengeſchobenen Schlachthaufen, immer vorwärts durch der Führer Zuruf und Strafe getrieben, ließen ſich dennoch nicht aufhalten. Viele franzöſiſche Sappeurs ſetzten mit wilder Wuth über den Graben, ſtürzten auf die vorderſten preußiſchen Kanonen, und ſtreckten mehrere Artilleriſten zu Boden. Verwirrung entſtand, und der Herzog glaubte nun die Kanonen einige Schritte zurückziehen zu müſſen, um für ihr Feuer wieder freien Strich zu erhalten. Aber die raſenden Franzoſen ſtürzten wie ein Strom nach, und zu gleicher Zeit drangen unter Legrand die korſiſchen Schützen durch das Mühlenthor. — Lübeck wurde alſo unter fürchterlichem Gemetzel mit Sturm erobert, und Blücher mußte jene berühmte Capitulation abſchließen, wodurch er ſelbſt mit 11 Generalen, 518 Officiers und 9500 Gemeinen in franzöſiſche Gefangenſchaft gerieth. Sein Bericht an den König gab als

Grund

Grund der Erſtürmung Lübecks und der daraus erfolgten Capitulation die Nichtbefolgung ſeiner Befehle bei Vertheidigung des Burgthors an. Tauſend und aber tauſend Zungen nannten daher den Herzog von Braunſchweig-Oels als den Unglücksſtifter. Vertheidigung, klare Darſtellung des Hergangs der Sache und daraus geſchöpfte vollſtändige Rechtfertigung, ließ die unglücksvolle Zeit nicht zu. Friedrich Wilhelm trug die brennende Wunde gekränkter Ehre im Herzen, und verſtärkte Abneigung gegen Preußen war davon die Folge. — Bittre Empfindungen eines leidenſchaftlich bewegten Gemüths, beſtimmen gewöhnlich auch die Anſichten des nicht vorurtheilfreien Geiſtes. Daraus mag man es ſich erklären, wie in Friedrich Wilhelms Seele der Gedanke: die eigenthümliche Verbindung ſeines Hauſes mit der preußiſchen Monarchie habe größtentheils über ſeinen Stamm und deſſen Erblande das Unglück gebracht, immer feſter wurzelte.

Der Herzog ging von Altona, von dem Grabe ſeines unvergeßlichen Vaters in Ottenſen, nach Karlsruhe, bald darauf nach Schweden, wohin vorerſt ein großer Theil des väterlichen baaren Vermögens in Sicherheit gebracht worden war. Bei'm Frieden von Tilſit ſchwand für ihn die letzte Hoffnung, durch Protektion des Kaiſers von Rußland, oder durch Verwendung des ehrwürdigen Großherzogs von Baden, das väterliche Erbe wieder zu erhalten. Sein deutſcher Fürſtenſtolz verſchmähte es, demüthig von dem großen Räuber zu erbetteln, was nur heiliges Recht forderte. Förmliche Verzichtleiſtung verlangte man von ihm nicht. Auch hat er, eine ſolche auszuſtellen, nie den Willen gehabt.

Im Friedens-Tractat geſchah weder ſeiner, noch des Kurfürſten von Heſſen Erwähnung. So ſchien denn ſein gutes Recht durch nichts, als durch die zermalmende Gewalt Napoleons gefährdet zu ſeyn. Niemanden hatte er Vollmacht gegeben, für ihn zu entſagen dem vollgültigſten Anſpruch auf die braunſchweigiſchen Lande. Er blieb im Kriegsſtande gegen Napoleon und deſſen raubſüchtige Rotte.

Der Tod einer theuren Gemahlin (am 21ſten April 1808) traf faſt zerſchmetternd ſein Gemüth. Alles war nun dahin, was ſein Leben verſüßen, die im Innerſten kochende Rache dämpfen, Hoffnung zur friedlichen Ausgleichung ſeiner jetzt unausſtehlich drückenden Verhältniſſe gewähren konnte. Kein Troſt, keine Ruhe mehr für ihn, als in der Ausführung des großen, kühnen Gedankens, der ſeine Seele ſchon damals ſtürmiſch bewegte. Oeſterreich rüſtete ſich, und ſeine Entwürfe: die ſchimpflichen Ketten fremder Gewalt zu ſprengen, lagen klar am Tage. In Preußen glühete ein kaum verdecktes Feuer in tauſend und aber tauſend Gemüthern. Der Tugendbund regte die Geiſter auf. In Heſſen war die Flamme der Inſurrection dem Ausbruche nahe. In Tyrol gohr der wüthendſte Ingrimm. Brandſtoffe waren in allen Gegenden Deutſchlands verbreitet. Hannover hatte ſeine geheimen Werbungen für England. In Braunſchweig war der heilige Glaube an baldige Erlöſung aus den Banden der Knechtſchaft, war die Sehnſucht nach der Erſcheinung des rechtmäßigen Fürſten, wenigſtens in den unverdorbenen Gemüthern der Volksmaſſe unzerſtörbar. In gefährlicher Verkleidung hatte Friedrich Wilhelm dieſe und andere Gegenden des nördlichen Deutſchlands durchſtrichen. Biedere Männer hatten ihn aufgenommen, verborgen, und mit Gefahr für die eigene Freiheit weiter geſchafft. Ein ſtets fortgeſetzter, nicht minder gefährlicher Briefwechſel mit einigen altbraunſchweigiſchen Offizieren und Geſchäfftsleuten nährte die Hoffnung allgemeiner Gährung und kraftvollen Aufſtandes, ſobald nur die Erlöſung nahe. Der mächtige Reiz von außen her wurde verſtärkt durch die noch ungleich mächtigere Stimme von innen. Nun galt es, die kühne Rolle eines zweiten Chriſtian von Braunſchweig zu übernehmen. — Aber es galt für mehr als das Gelübde: die Rechte einer ſchönen Frau *) bis in den Tod zu verfechten. Ehre, Rache, Vaterland, Freiheit erklangen jetzt als hochbegeiſternde Loſungs-Worte.

Friedrich Wilhelm, mit ſeinem Entſchluſſe im Klaren, ſandte unter Aufſicht des Major Fleiſcher ſeine

*) Der verjagten Kurfürſtin von der Pfalz im Anfange des 30jährigen Krieges.

Söhne nach Schweden und von da nach England in Sicherheit, damit die Krallen des Tigers ſie nicht als Geißeln für den kühnen Vater zu packen vermöchten. Er ſelbſt begab ſich, auf die preußiſchen Kriegsdienſte Verzicht leiſtend, im Anfange des Jahres 1809 nach Oels; dann nach Nachad in Böhmen. Von dort aus erſcholl der Freiheit und des neuen Krieges Ruf. Bernewitz, Korfes, Pott, die Girſewalds und andere altbraunſchweigiſche Offiziere, die es verſchmäht hatten, unter des Lüſtlings Hieronymus Fahnen zu fechten; Dörenberg, Katt, Herzberg, Männer von ausgezeichnetem Muthe und deutſcher Kraft; viele vormalige preußiſche Offiziere, die mit der neuen Ordnung der Dinge und mit Preußens vorſichtiger Entwickelung ſeiner innern Staatskraft, deren Tendenz ſie nicht zu erfaſſen vermochten, unzufrieden waren; begeiſterte Jünglinge aus Göttingens Hörſälen, wie z. B. der kühne, in Cataloniens Bergen zu frühen Heltentod findende Alers; ja ſogar aus dem Staube geiſtloſer Zahlen- und Tarif-Calcüls, wie der bei Oelzer ſchwer verwundete, kaum den Spähern der geheimen Polizei entronnene Grottemann, und noch ſo manche andere, deren Namen im treuen Andenken des deutſchen Vaterlandes unſterblich ſind, fanden ſich ein bei dem Herzog. Den edlen Trieb dieſer braven Männer und Jünglinge muß man wohl unterſcheiden von dem wilden Kitzel der Rauf- und Raubſucht, welcher nicht minder wirkſam ſeyn mochte, manchen rohen Krieger oder brodloſen Abenteurer dem Paniere Friedrich Wilhelms zuzuführen. Scharfe Sichtung des Waizens von der Spreu erlaubte die eiſerne Zeit, erlaubten die beſchränkten Verhältniſſe des vom Grunde aus neu zu bildenden Corps keineswegs.

Preußens Politik, damals in ihrem Innerſten erſchüttert, hätte gern beide Augen zugedrückt, um nicht zu ſehen, was auf Schleſiens Gränze, was ſelbſt im Bezirk eines der preußiſchen Hoheit unterworfenen Vaſallen-Ländchens vorging. Aber die Argus-Augen der franzöſiſchen wohlbeſoldeten Spione waren nicht zu blenden. Drohende Mahnungen erſchollen von Paris her, und Winke erfolgten ſogar, daß franzöſiſche Truppen von Glogau aus das Fürſtenthum Oels beſetzen würden, wenn der preußiſche Monarch dem dort getriebenen Unweſen noch

länger ruhig zuſchaue. Nun mußten, wie ungern ſie auch befohlen wurden, ſchärfere Maaßregeln gegen die Werbungen auf der Gränze Schleſiens genommen werden. Unter ſo kritiſchen Verhältniſſen fand ein Mann, der als Sachwalter dem Herzog ſchon zu Prenzlau nützliche Dienſte geleiſtet, und den er deswegen zu einem bedeutenden Poſten in Oels befördert hatte, Gelegenheit, ſich bei ihm nicht nur im Lichte des treuſten Dieners, ſondern auch als ein Genie erſter Größe geltend zu machen. Bei dem in der That außerordentlichen Unternehmen mochte der Herzog zu ſeiner Unterſtützung ſolche Geiſter für unentbehrlich halten. Er konnte damals noch nicht nach Wunſch belohnen; aber er verſprach thätige und ausgezeichnete Dankbarkeit für Aufopferungen, die vielleicht zum Theil mehr in großen Worten, als in weſentlichen, auch der ruhig prüfenden Vernunft ausgezeichneter Belohnung würdig erſcheinenden, Dienſten beſtanden. Die Hinderniſſe, welche man von Seiten der preußiſchen Regierung dem Unternehmen des Herzogs in den Weg legen mußte, vermehrten, unter mancherlei Zuhetzungen kleinlicher, gegen das preußiſche Gouvernement erbitterter Leidenſchaften, ſeinen alten Groll. Oeſterreich, das hohe Kaiſerhaus, anerkannte ja Friedrich Wilhelm als ſelbſtſtändigen ſouveränen Reichsfürſten, trat mit ihm gewiſſermaaßen in Allianz, und verhieß ſogar, daß er mit ſeinen, auf eigene Koſten geworbenen und ausgerüſteten Schaaren, keinem öſterreichiſchen Feldherrn untergeordnet ſeyn ſolle! Man muß alle dieſe ſeltſamen Umſtände wohl beherzigen, um die auffallende Animoſität des Herzogs, als er nachmals zur braunſchweigiſchen Landesregierung gelangte, nach ihren wahren Quellen zu beurtheilen und zu würdigen.

Das Corps, welches aus Huſaren, Uhlanen, Jägern und leichter Infanterie beſtand, wuchs ſchnell an. Die Reiterei war gut beritten. Zur Uniform wurde die Farbe der Nacht, zum Erinnerungs-Zeichen: es gelte Sieg oder Tod, der am Tſchako befeſtigte Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Todtenbeinen gewählt. Und in der That, das Urim Thumim der ſchwarzen Schaar blitzte ſchreckensvoll ihren Feinden entgegen. Verachtung des Todes, ausharrender Muth, unbegrenztes Vertrauen auf des heldenmüthigen Führers Leitung, charak-

teriſirten dieſe Schaar. Aber es lag auch in ihrer Organiſation, daß ſtrenge Disciplin und milde Schonung feindlicher Länder bei ihr nicht zu den hervorſtechenden Tugenden gehörten.

Die Vortrupps, von Katt und Dörenberg geführt, rückten am 14. Mai über Böhmens Grenze in die Lauſitz. Die erſten Scharmützel mit den Sachſen, unter Oberſt Thielemann, fielen vor bei Petерswalde und bei Rollendorf. Friedrich Wilhelm erließ aus ſeinem Hauptquartier Zittau begeiſternde Proclamationen. Mehrere Exemplare derſelben kamen ſogar auf der Poſt nach Braunſchweig und in deſſen Umgebungen, — denn auf treu ergebene Freunde rechnete man dort. Einigen brach jedoch der Angſtſchweiß aus, als ſie in dem unverdächtigen Couvert die gefährlichen Briefſchaften entdeckten! Die Kraft, der Muth, das Vertrauen zur guten Sache, waren nur in der Maſſe des Volks noch wirkſam, weil da der Glaube an einen gerechten Gott und an ein ſtrafendes Weltgericht noch lebendig glühte. Und, laßt es uns demüthig bekennen: dieſer Glaube, nicht der klugen Verſtand, nicht der ſchlauen Politik künſtliche Berechnung, hat uns errettet aus der ſchmählichſten Sklaverei. Ein Held, ein Feuergeiſt, ein glaubensvoller Menſch, wie der verewigte Herzog Friedrich Wilhelm wahrhaftig war, mußte und konnte auf dieſen Talisman rechnen; ſonſt wäre freilich ſein kühner Heldenzug nur Tollkühnheit geweſen, wofür ihn ſo Viele damals hielten.

„Denn was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein gläubig Gemüth!“

Der Uebermacht, womit Thielemann die ſchwarze, kaum 1200 Mann ſtarke Schaar am 30. Mai bei Zittau anfiel, mußte ſie freilich weichen und ſich auf ihren Rückhalt nach Krottau zurückziehen. Aber das Blatt wandte ſich geſchwind. Der Held kehrte zurück, und Zittau mußte aus Gründen, die das Kriegsrecht allerdings zuließ, eine Contribution von 6000 Thlr. erlegen. Nun erhoben die Sachſen in dem böhmiſchen Grenzſtädtchen Rumburg eine gleich ſtarke Summe, und dadurch hauptſächlich ward das

Signal zur öſterreichiſchen Invaſion, worauf der Herzog lange geharrt hatte, gegeben.

Dem öſterreichiſchen Corps, welches unter General Am Ende vordrang, vermochte Thielemann nicht zu widerſtehen. Die ſchwarze Schaar erſchien am 11ten Junius vor Dresdens Thoren, und rückte ohne Widerſtand ein. Am Ende folgte mit 10,000 Mann und 13 Stücken Geſchütz. Der Herzog ließ ſich verleiten, während eines achttägigen Aufenthalts in Sachſens Hauptſtadt ſein Corps durch etwa 300 Mann, die ihm aus der roheſten Pöbelmaſſe zuſtrömten, zu verſtärken. Solche Menſchen, deren Hauptabſicht Raub und Plünderung war, die in Wilsdruf beträchtliche Summen erpreßten, und ſich mehrerer Exceſſe ſchuldig machten, befleckten den Heldenruhm der ſchwarzen Schaar. Der wilden Banden erſtes Aufbrauſen vermochte ſelbſt der Herzog nicht gleich zu zügeln. Wie ſchmerzlich mußt' es ihm ſeyn, aus Deutſch-Wagram, dem Hauptquartiere des öſterreichiſchen Oberfeldherrn, folgendes Schreiben zu erhalten: „Mit Leidweſen, welches Ew. Liebden gewiß mit mir theilen werden, habe ich erfahren, daß die Truppen Ew. Liebden im Königreich Sachſen ſich Ausſchweifungen, Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten erlaubt haben, welche den Ruf der Armee entehren, die Plackereien des Feindes vergeſſen machen, und der guten Sache, durch die Erbitterung des Volks, höchſtgefährlich werden. Ich habe dem Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayr, dem ich das Commando der Kaiſerl. Königl. Truppen in Sachſen übertragen, befohlen, kund zu machen, daß er jeden Exceß, gleichviel ob er von Kaiſerl. Königl., oder heſſiſchen, oder braunſchweigiſchen Truppen begangen würde, nach der ganzen Strenge militäriſcher Geſetze ahnden ſoll. Dieſes Mittel iſt, ſo lange die Truppen Ew. Liebden einen Theil des Armee-Corps in Sachſen ausmachen, unerläßlich. Eine Schaar von Leuten, die vor der Hand noch kein Vaterland haben, kann nur durch die Furcht vor dem gemeinſchaftlichen Commando im Zaum gehalten werden. Ich muß Ew. Liebden erſuchen, dieſe Maaßregel in Ihrer Truppe gleichfalls bekannt zu machen."

Carl, Erzherzog.

Dieſes zur öffentlichen Kunde gelangte Document, gab den Zeitungsſchreibern und Journaliſten, unter Oberaufſicht der hohen weſtphäliſchen Polizei, erwünſchte Veranlaſſung, die ſchwarze Schaar und ihren heldenmüthigen Anführer mit den ſchimpflichſten Namen zu belegen. Schüchtern verſchwiegen auch nachher die Meiſten, wie bald jener Exceſſe Fortſetzung durch die ſtrengſten Verfügungen des Herzogs abgeſchnitten wurde, und wie das Corps, bei dem nachmaligen Durchbruche zur Nordſee hin ſich in Feindes Lande mit einer Mäßigung betrug, wogegen die losgelaſſene Wuth der holländiſchen Diviſion Gratien, und leider auch das zügelloſe Betragen der weſtphäliſchen Truppen unter Reubels Befehlen, gewaltig abſtach.

Als der Herzog nach Leipzig vorrückte, erließ er von Hubertsburg aus (25ſten Junius) einen Aufruf an die ihm entgegen getriebenen weſtphäliſchen Krieger. Ihnen rief er zu: „Ihr, Deutſche! wollt gegen Deutſche fechten! Ihr, deren Eltern, Schweſtern und Brüder von den Franzoſen gemißhandelt wurden, wollt eben dieſe Fremdlinge mit eurem Blute ſchützen! — Heſſen, Preußen, Braunſchweiger, Hannoveraner und ihr alle, die ihr den hohen Namen Deutſche führt, eilt herbei, um mit uns Deutſchlands Schmach an ſeinen Unterdrückern zu rächen, und unſer unglückliches Vaterland von dem ſchnöden Joche zu befreien, unter dem es ſchon lange ſeufzt. Der Augenblick der Befreiung iſt gekommen; kein günſtigerer erſcheint wieder ꝛc.

Obgleich Dörenberg dieſen Aufruf mit einem ähnlichen begleitete, ſo blieb doch die Wirkung beider ſehr gering, und nur zufällig kamen aus der weſtphäliſchen Armee, deren Avantgarde damals der berüchtigte d'Albignac führte, einige Jünglinge zum Corps des Herzogs von Braunſchweig. Die Vorkehrungen des öſterreichiſchen Befehlshabers aber waren ſo getroffen, daß Dresden am 29ſten Junius wieder verlaſſen werden mußte, alſo auch der Herzog gezwungen wurde, mit ſeinem faſt zu 2000 Mann angewachſenen Corps bis Chemnitz zurückzuweichen, wohin ihn der bald nachher als Obervorſteher der geheimen Polizei gebrandmarkte General Bongars mit zwei Reiter-Regimentern und einem Ba-

taillon Fußvolk verfolgte, ohne den geringſten Vortheil über die Schwarzen erringen zu können.

Die im weſtphäliſchen Moniteur mit den pomphafteſten Worten verkündigte Befreiung Sachſens durch Hieronymus Heer war jedoch von ſehr kurzer Dauer; denn ſchon am 14ten Julius wurde Dresden zum zweitenmal von den Oeſterreichern beſetzt. Allein nun machte auch der unerwartete Waffenſtillſtand von Znaim der ganzen Episode des öſterreichiſchen Krieges in Sachſen ein plötzliches Ende. Feldmarſchall-Lieutenant Kienmayr ſetzte den Herzog Friedrich Wilhelm von jenem Waffenſtillſtande in Kunde, und fügte die Verſicherung hinzu: der Herzog ſolle mit in die ferneren Unterhandlungen aufgenommen werden, ſobald er Verzicht darauf leiſte, als ſelbſtſtändiger deutſcher Reichsfürſt behandelt zu ſeyn.

Friedrich Wilhelms innerſtes Gefühl empörte ſich gegen das Anſinnen. Nachdem er mit ſeinen Vertrauten ſich berathen, verſammelte er die Offiziere des Corps, und legte ihnen den gefaßten Entſchluß vor, ſich bis zur Weſer-Mündung durchzuſchlagen, um von da auf bereit liegenden engliſchen Schiffen nach den Küſten des freien Albion zu ſteuern, wo freundliche Aufnahme, Gelegenheit zur fortgeſetzten Rache gegen den verhaßten Feind und reichlicher Lohn der Tapferkeit ihrer harre. Indeſſen ſtellte er Jedem frei, zu bleiben, oder ihm zu folgen. Mehrere vormalige preußiſche Offiziere benutzten (von einem gewiſſen Otte aufgehetzt) dieſe Gelegenheit, den Herzog zu verlaſſen und in ihr Vaterland zurückzukehren. Der bei weitem größere Theil aber, welcher kein anderes Loos, als das damals ſchon bekannt gewordne der mit Schill ausgezognen und in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft gerathnen Offiziere erwarten durfte, verband ſich auf Leben und Tod mit dem Helden, deſſen Begeiſterung auch die Soldaten für das ſeltne Wagſtück eraltirte. Die Umſtände wirkten allerdings günſtig mit, um das heroiſche Unternehmen durch glücklichen Erfolg zu krönen. Oeffentliche Nachrichten erklärten die ſchwarze Schaar für aufgelöſt und faſt verlaufen; Thielemann dachte daher an keinen Angriff. Die holländiſche Diviſion Gratien befand ſich in Franken. Die Garden des Königs von Weſtphalen hatten wieder Kaſſel beſetzt. Reubel zog mit

etwa 6000 Mann zwiſchen Bremen, Zelle und Lüneburg herum, weil die dortige Gegend durch die Landung der Engländer bei Kurhaven in Unruhe verſetzt war. Zwiſchen Leipzig und Braunſchweig gab es gegen Ende des Julius, wenn nur die Nähe Magdeburgs vermieden wurde, kein bedeutendes Truppen-Corps, welches entſcheidend den ſchnellen Marſch der ſchwarzen Schaar aufzuhalten vermochte.

Friedrich Wilhelm war bereits den 25ſten Julius vor Leipzig. Einige hundert ſächſiſche Reiter, die in der Stadt lagen, wagten es, ihm entgegen zu rücken. Die Vortrupps der Schwarzen ſtießen auf ſie bei Konnewitz, und jagten ſie nach kurzem Scharmützel durch die Stadt. Der Herzog ſelbſt erſchien folgenden Tages, und nun mußte die Stadt eine, in Rückſicht ihres Reichthums ſehr unbedeutende Contribution erlegen. Die Rachſucht der Soldaten führte einige Exceſſe herbei. Der Herzog verwarf alle Denunciationen gegen Perſonen, die ihn und ſeine Braven öffentlich verleumdet und mit den gehäſſigſten Schimpfnamen belegt hatten. Verräther, die nicht mit Worten allein, ſondern mit der That zu ſeinem Verderben wirkten, ließ er jedoch nicht ohne Züchtigung entrinnen. Nach franzöſiſcher Sitte würde die Kugel ihr Lohn geweſen ſeyn; der deutſche Held beſchränkte ihre Strafe auf eine tüchtige Tracht Schläge, und man hat ihm dieß als unumſtößlichen Beweis eines böſen Herzens angerechnet! Möge darüber jeder Unbefangne ſein Urtheil fällen!

Nachdem aus den königlichen Caſſen in Leipzig das vorräthige Geld erhoben war, begab ſich aus ſeinem Freilager zwiſchen dem Halliſchen und Grimmaiſchen Thore der Herzog am 26ſten Julius Abends auf den Marſch nach Halle. Dort dachte niemand an Vertheidigung. Auch die Veteranen-Compagnie war von Halle abgezogen. In einem gewöhnlichen Gaſthaus nahm der Herzog Quartier. Seine Schaar zerſtreute ſich durch die Gaſſen, und an den öffentlichen Gebäuden wurde nun der preußiſche Adler wieder aufgehangen. Für die Jäger-Compagnie ließen einige junge Leute ſich anwerben, dann ging Nachmittags (den 27ſten) der Marſch über die hohe Brücke beim Nicolaus-Thore ins Mansfeldſche.

Schon hatten Eilboten die weſtphäliſchen Militär-Behörden in der Nähe und Ferne von dem, was vorgefallen, benachrichtigt. Von Erfurt aus ſetzte ſich Gratien in Bewegung. Von Bremen her zog Reubel mit ſeiner, durch ein Bergſches Regiment verſtärkten Diviſion heran. Von Magdeburg aus rückte das fünfte weſtphäliſche Linien-Infanterie-Regiment unter Meyronnet nach Halberſtadt, um die nach Braunſchweig führende Straße zu ſperren. Unter ſo drohenden Umſtänden bedurfte es wirklich keiner gemeinen ſtrategiſchen Klugheit, um den Feind über des Herzogs wahre Abſicht und über die eigentliche Richtung des Marſches zu täuſchen. Alſo wurden ſtarke Trupps in die Gegend von Magdeburg geſandt, um dort den Anmarſch der ſchwarzen Schaar zu verkündigen. Andere Haufen allarmirten die Umgebungen von Merſeburg. Doch ſtießen alle unweit Quedlinburg wieder zum Hauptcorps, und der Herzog erfuhr mit Gewißheit, daß er auf ſeinen Flanken kein bedeutendes feindliches Corps zu fürchten habe. Unterdeſſen war doch das fünfte weſtphäliſche Infanterie-Regiment mit kriegeriſcher Muſik zu Halberſtadt eingezogen, und Obriſt Meyronnet hatte dort der ängſtlichen Municipalität die Verſicherung ertheilt: er erwarte nur noch Geſchütz und Reiterei, dann werde er ausrücken, um die ſchwarze Bande zu vernichten. Dieſe Bande ließ nicht lange auf ſich warten. Schon um 6 Uhr Abends (30. Juli) erſchien ihr Vortrab. Eilig rückten ihm einige Compagnien entgegen; alle übrigen beſetzten die Mauern und innern Stadtthore.

Das blutige Gefecht, welches nun die ſchwarze Schaar zu beſtehen hatte, war keineswegs ein freiwilliges. Ein ganzes Regiment, welches ihm auf den Ferſen gefolgt ſeyn würde, durfte der Herzog durchaus nicht im Rücken laſſen. Sein Angriffsplan war klug und einfach. Der Hauptſturm ging auf das Nasleber Thor; die nach Magdeburg, Blankenburg und Braunſchweig führenden Thore wurden nur beobachtet. Die Weſtphalen fochten mit Erbitterung. In die Stadt wurden ſie zwar ſchnell zurückgeworfen, aber von den Mauerthürmen und aus den hart an der Mauer liegenden Häuſern unterhielten ſie ein mörderiſches Feuer. Die Stadt konnte alſo nicht länger geſchont werden! Das Nasleber Thor wurde geſprengt.

Durch angelegtes Feuer bemächtigte man ſich auch der anderen; dann begann in den Straßen ein wüthendes Gefecht; die Weſtphalen hatten ſich zum Theil in die Häuſer geworfen und ſchoſſen aus den Fenſtern. Wie raſend vertheidigten ſich etwa 400 derſelben beim Magdeburger Thore und in der Nähe des Domplatzes. Man bot ihnen Pardon; ihre Antwort waren immer neue Salven. Da befahl der Herzog, welcher, ſelbſt meuchelmörderiſch angegriffen, ſich genöthigt ſah, einen weſtphäliſchen Gensdarmen nieder zu hauen, mit Kartätſchen unter die Raſenden zu feuern. Dabei rief man ihnen zu: wer ſich jetzt nicht ergebe, werde ohne Gnade niedergeſäbelt! Dieſes Schreckmittel wirkte. Alles ergab ſich. Das ganze Regiment mit ſeinem Obriſten fiel in der Sieger Hände. Auf den Gaſſen lagen über 300 Todte und Verwundete. Mancher brave Schwarze hatte hier ſein Ende gleichfalls gefunden. Sogar einige Bürger Halberſtadts zählte man unter den Todten. In einem ſo wilden Sturme konnte es an rohen Plünderungs-Scenen nicht ganz fehlen. Die Halberſtädter wiſſen noch von der grauſenvollen Nacht zu erzählen! —

Am folgenden Abend war die ſchwarze Schaar bereits in Heſſen, und ohne Verzug rückte ſie von da nach Braunſchweig. Die klugen Leute geriethen dort in eine höchſt ängſtliche Stimmung, — der große Haufe jubelte laut. Die ſeltſamſte Kataſtrophe war eingetreten! Der Druck einer Proclamation, wodurch der Herzog feierlich — mit Bezug auf die Entſagungs-Acte ſeiner Brüder — von den braunſchweigiſchen Landen Beſitz nahm, ward ſcheinbar mit Gewalt in der Viewegſchen Oſſicin erzwungen: dann die Schrift durch ſchimpfende ſchwarze Huſaren an die Straßen-Ecken geheftet, und unter die gaffende Menge ausgetheilt. Wenn der Erfolg die Klugheit und Zweckmäßigkeit der Maaßregeln erweiſet, ſo war das eine ſehr kluge und zweckmäßige Maaßregel. Damals konnte ſie jedoch kein unbefangener Beobachter dafür erkennen, denn es war nur eine halbe Maaßregel, und das Spiel ſtand ſo, daß Alles gewagt werden mußte. Aber glücklicher Weiſe entſchied auch dieſesmal den Gang der Dinge eine höhere Macht.

Der Herzog wußte ſelbſt am Beſten, in welcher verzweifelten Lage er ſich befand. Kaum erkannten ihn ſeine

alten Bekannten wieder. Ein ſtarker brauner Knebelbart und ein noch ſtärkerer Backenbart überſchatteten das von der Sonne verbrannte Geſicht, und ſtanden im grellſten Contraſt mit den weißen Augenbraunen. Die Miene blieb ernſthaft, der Blick finſter; keine Spur mehr von der alten Jovialität, von dem jugendlichen Leichtſinn. Die Kleidung war ein einfacher, ſchwarzer Polrock; den kleinen Stern des ſchwarzen Adler-Ordens ſah man kaum unter dem Bandelier, woran der Säbel hing, hervorſchimmern. Eine ganz unverzierte Mütze bedeckte das von ſchweren Sorgen belaſtete Haupt. Ruhe gab's nicht in der Vaterſtadt; jeder Augenblick war koſtbar, die Gefahr auf allen Seiten dringend. Gratiens Vortrab näherte ſich ſchon Wolfenbüttel; Reubel kam von Zelle in Eilmärſchen heran. Man durft' es nicht wagen, die ermüdeten Truppen bei den Bürgern einzuquartieren. Das Corps, ſeinen heldenmüthigen Führer in der Mitte, blieb alſo im Freilager am Petri-Thore. Ein kleiner, aus Fußjägern beſtehender Nachtrab, beobachtete die Straße nach Wolfenbüttel. Huſaren-Pikets waren über Oelger hinaus auf die Straße nach Zelle geſandt, um von Reubels Annäherung ſchnelle Kunde zu erhalten. Die Blutarbeit für den folgenden Tag war gewiß. Erwartung, und bange Ahnung der Dinge, die da kommen ſollten, beſchäfftigten alle Gemüther. In der beängſtigendſten Spannung befanden ſich beſonders die weſtphäliſchen Stadt- und Departements-Behörden; vormalige braunſchweigiſche Staatsdiener, dem alten Fürſtenhauſe mit herzlicher Zuneigung ergeben, aber doch unwillkührlich empor blickend nach dem Schwerdt, welches, wenn das Spiel ſchlecht endete, am ſeidnen Faden über ihrem Haupte ſchwebte. Die Bürger, für ihr Eigenthum beſorgt, wagten auch keine entſchiedne Parthei zu nehmen. Der Ausgang ſollte erſt lehren, was ferner zu thun ſey. Nur an Speiſe und Trank ließ man es der Schaar nicht fehlen.

Die ſtürmiſche Jugend allein erhob ſich über alle jene ängſtlichen Rückſichten. Lehrjungen entliefen den Meiſtern, Schüler den beklommenen Lehrern; Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um Blut und Leben zu weihen dem Kampfe für Vaterland und Freiheit. Der Herzog mochte mehr erwartet haben in ſeiner Vaterſtadt.

Was er ſah und fand, mußte ihn auf's bündigſte überzeugen, daß Glaube, Kraft und Vertrauen auf höhern Beiſtand nicht in den aufgeklärten, ſondern nur in den niedrigen Ständen noch lebendig wirkten. Man darf dieſes Umſtands nicht vergeſſen, um Friedrich Wilhelms ſeltſame Popularität bei ſeiner nachmaligen Rückkehr gerecht zu würdigen!

Rührend legte er ſelbſt das Gefühl der mächtig drängenden Gefahr, aber auch zugleich ein ächt religiöſes, hoch begeiſterndes Vertrauen auf der Allmacht Beiſtand für die gerechte Sache zu Tage, indem, bevor der Kampf begann, ſeine Getreuen mit ihm das ſchöne Lied anſtimmten: „Dir trau ich Gott und wanke nicht, wenn gleich von meiner Hoffnung Licht, der letzte Funke ſchwindet ꝛc.“*) — Sieg oder Tod war nun die Loſung; doch wurden Vorkehrungen, welche den glücklichen Ausgang des Gefechts ſicherten, mit vieler Umſicht genommen. Es kam nämlich beſonders darauf an, ein Terrain zu wählen, auf welchem der Herzog ſeine kleine, höchſtens 1500 Mann ſtarke Macht, dem Ueberblick des in ungleich größerer Zahl heranrückenden Feindes entziehen, und ſeinem Gegner zugleich die Furcht einflößen könnte: daß der größte Theil der männlichen Bevölkerung Braunſchweigs zur kraftvollſten Reſerve der ſchwarzen Schaar dienen werde.

Die Hauptmacht des Herzogs wurde alſo zwiſchen Braunſchweig und dem kaum eine Viertel-Meile entfernten Dorfe Oelper aufgeſtellt. Gegen die Ausgänge des Dorfs, durch welches die Angriffs-Colonne der Weſtphalen nothwendig vorbrechen mußte, hatte Korfes vier Kanonen gerichtet. Hinter den Hecken des Bielſchen Gartens und in den Gräben waren Jäger verſteckt. Die übrige Infanterie blieb mehr rückwärts in Reſerve. Die Huſaren und Uhlanen deckten die linke Flanke nach dem Pawelſchen Holze hin, und beobachteten zugleich die Straße nach Hannover. Die rechte Flanke lehnte ſich dagegen an die bruchigen Niederungen des Oder-Thals. Die Brücke bei Veltenhof war abgebrochen, und ſo der rechte Flügel gegen Umgehung völlig geſchützt.

*) Braunſchw. Geſangbuch. Nro. 348.

Reubel begann den Angriff gegen fünf Uhr Nachmittags. Korfes, welcher das Geſchütz der Schwarzen befehligte, begrüßte aber die aus Oelger vorbrechenden Haufen mit einem ſo mörderiſchen Kartätſchenfeuer, und die hinter den Hecken vortheilhaft poſtirten Jäger tiraillirten ſo nachdrücklich, daß jeder Verſuch des weſtphäliſchen Heerführers, freies Feld vor dem Dorfe zu gewinnen, um dann in Maſſen formirt über das kleine Häuflein herzuſtürzen, vereitelt wurde. In der Hitze des Gefechts ſchonte ſich der Herzog ſo wenig, daß ihm ſein Pferd unter'm Leibe getödtet ward. Reubel verſuchte nun den linken Flügel des Gegners vom Pawelſchen Holze her mit Erfolg anzugreifen, und ließ deswegen das erſte weſtphäliſche Cüraſſier-Regiment vorſprengen. Allein die ſchwarzen Huſaren ſtürzten den wenig kampfluſtigen Reitern mit lautem Hurrah entgegen, und zu gleicher Zeit gaben zwei neben dem weißen Roſſe aufgeführte Kanonen einige ſo nachdrückliche Salven gegen das Holz hin, daß die ganze weſtphäliſche Reiterei Reißaus nahm, und ſich im freien Feld gegen die furchtbaren Schwarzen nicht weiter zu zeigen wagte. — Die einbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht ein Ende; 1500 kühne, hochbegeiſterte Krieger hatten über 5000 weſtphäliſche Knechte den rühmlichſten Sieg erfochten. Es war nicht einmal nöthig, Oelger, wie der Herzog gewollt, durch Ueberfall während der Nacht zu nehmen, denn die ausgeſandten Huſaren brachten ſichere Nachricht von Reubels völligem Rückzuge.

Demohngeachtet war dieſe Nacht (vom 1ſten auf den 2ten Auguſt) eine der ſchrecklichſten für den bekümmerten Helden. Viele Offiziere, beſonders Compagnie-Chefs ſeines Corps, welche das Wunder des Reubelſchen Rückzugs nicht zu begreifen vermochten, vielmehr heimliche Tücke zur gänzlichen Einſchließung und Gefangennehmung der ſchwarzen Schaar dahinter vermutheten, drangen in den Herzog mit Ungeſtüm: er möge jetzt noch eine Capitulation abſchließen, die ihnen Leben und Freiheit ſichere. Strenge von Seiten Friedrich Wilhelms würde in dieſem gefährlichen Augenblick Auflöſung aller Bande der Subordination zur Folge gehabt haben. Er vertröſtete alſo die Unruhigen, und wies ihr Begehren nicht ganz von der Hand. Sechszehn Offiziere forderten nun den

Abſchied, und gegen Morgen lief Nachricht ein, Gratiens Avantgarde habe bereits Wolfenbüttel hinter ſich. Blieb alſo Reubel vor oder in dem Pawelſchen Holze ſtehen, und ſperrte die Straße nach Hannover, ſo war der Herzog, von vorn und hinten zu gleicher Zeit angegriffen, ohne Rettung verloren, oder die Bürger Braunſchweigs hätten den heroiſchen Entſchluß faſſen müſſen, in Maſſe an dem Kampf Theil zu nehmen, und Leben und Eigenthum für ihren rechtmäßigen Fürſten auf's Spiel zu ſetzen.

So wenig zu ſolch einem verzweifelten Unternehmen in Braunſchweig Willen und Kraft vorhanden waren, ſo unleugbar bleibt es doch, daß Reubel dergleichen fürchten mochte, da er mit bewaffneten Augen, vom Oelger Thurme her, eine zahlloſe Menſchenmenge, welche die noch nicht abgetragenen Baſtionen des braunſchweigiſchen Walls beim Petri- und Wenden-Thore bedeckte, gar wohl bemerken konnte; auch unter der ſchwarzen Schaar, ſogar zwiſchen den am weiteſten vorgeſchobenen Jägern ſich mehrere Perſonen in bürgerlicher Kleidung ſehen ließen, die am Gefechte thätigen Antheil nahmen. Die Furcht, mit jener wild begeiſterten Volksmaſſe in einen Kampf zu gerathen, welcher, bei der widrigen Stimmung der weſtphäliſchen Soldaten, ſchlechterdings keinen günſtigen Erfolg verſprach, darf man daher als Haupturſache des ſonſt unbegreiflichen Rückzugs gelten laſſen. Reubel zog ſich bei Schwülger über die Ocker, und kam in weitem Bogen (den 2ten Auguſt) auf der andern Seite gegen Braunſchweig heran, nicht ſowohl um die Schwarzen mit größerm Erfolge vor dem Stein- oder Auguſt-Thore von den muthloſen Weſtphalen angreifen zu laſſen, als vielmehr ſich mit der holländiſchen Diviſion, deren Anmarſch ihm kein Geheimniß ſeyn konnte, in unmittelbare Verbindung zu ſetzen, und ſo verſtärkt die ſchwarze Schaar, ſelbſt wenn ſie von den Bewohnern Braunſchweigs im Kampf unterſtützt würde, zu vernichten. In dieſer Vorausſetzung hatte der ſtrategiſche Mann ſeinen Truppen Braunſchweigs Plünderung verheißen, und, wie es ſich leider nachher zeigte, war dieſe teufliſche Lockſpeiſe nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Welch ein unauslöſchlicher Schandfleck für den deutſchen, für den braunſchweigiſchen Namen, wenn die Entſchloſſenheit des Prä-

feſten **Henneberg** das heilloſe Plünderungs-Verſprechen nicht zu Schanden gemacht hätte! *)

Während **Reubels** und **Gratiens** Truppen ohne den geringſten Widerſtand durch's Auguſt-Thor, denn vor den übrigen hatte der Herzog die Brücken abwerfen laſſen, einzogen, eilten die Schwarzen auf der Straße nach Hannover, wo ihnen nichts entgegen ſtand, fort. Aus Hannover floh der franzöſiſche Gouverneur, der Intendant, die fremden Behörden. Der Herzog hielt den 3ten Auguſt in der London-Schenke offene Tafel, während ſeine Huſaren aus dem Gießhauſe **vier** neue Kanonen abführten, und noch mancherlei Effecten erbeuteten, deren Werth auf 7000 Thlr. geſchätzt wurde. Doch durfte man auch in Hannover nicht lange verweilen. Den 4ten Auguſt marſchirte alſo das Corps über Nienburg nach Hoya, und kaum war dort die Abbrechung der Weſerbrücke zu Stande gebracht, als **Reubels** Vortrab erſchien. Glücklicher Weiſe hatte die engliſche Expedition gegen Holland den Herzog von der Diviſion **Gratien**, welche gerade jetzt zur Vertheidigung der holländiſchen Küſten abgerufen wurde, befreit. **) Den Weſtphalen aber **ſchien** es mit eifriger Verfolgung der Schwarzen kein rechter Ernſt zu ſeyn. Dieſe richteten ihren Marſch am 5ten Auguſt nach Syke, von wo aus **Korfes** mit 40 Huſaren, 150 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen detaſchirt wurde, um die verfolgenden Weſtphalen irre zu leiten, während des Herzogs Hauptcolonne nach Elsfleth ging, und in der Nacht über Delmenhorſt fortzog. Am 6ten Auguſt ſetzte das Corps über die Hude. **Korfes** kam von ſeinem Seitenzuge auch wieder heran, hielt durch einige trefflich gerichtete Kanonenſchüſſe die weſtphäliſchen Vortrupps von ſich ab, paſſirte glücklich den kleinen Fluß Orte, und ſchiffte ſich ein. Bei Helgoland kam er wieder zum Haupt-Corps.

Unter-

*) Es waren viele geborne Braunſchweiger, beſonders unter dem 1ſten Cüraſſier-Regiment; auch unter der Infanterie.

**) Die Engländer waren am 30ſten Julius auf Walchern, Schouwen und Süddeveland zugleich gelandet.

Unterdeſſen hatte der Herzog, den böſen Willen mancher bremiſchen und oldenburgiſchen Behörde mit Gewalt brechend, auf der Weſer alle zur Einſchiffung taugliche Fahrzeuge in Requiſition geſetzt. Die Infanterie wurde bei Elsfleth, die Cavallerie — nachdem die Pferde um jeden Preis verſchleudert waren — bei Brake eingeſchifft. Friedrich Wilhelm war der allerletzte. Erſt um 6 Uhr Abends den 7ten Auguſt begab er ſich an Bord der amerikaniſchen Brigg the Shepherdeſs; 22 Offiziere begleiteten ihn. Inzwiſchen hatte man noch nicht alle Gefahr überwunden. Von Bremerlehe aus geſchahen über 40 Schüſſe auf die Brigg, welche den Helden trug. Am Strande verfolgte däniſches Geſchütz die Fahrzeuge, und zwei derſelben wurden wirklich von den Dänen, in Verbindung mit franzöſiſchen Douaniers, genommen. Endlich erwartete Lord George Stuart mit ſeiner Flotille die Heldenſchaar am Ausfluſſe des Stroms. Alle engliſche Schiffe ſalutirten und flaggten. Friedrich Wilhelm beſtieg mit ſeinem Generalſtabe die königl. Brigg Mosquido, und den 14ten Auguſt traf die Flotille im Hummerfluſſe ein. Das kühnſte, ſeltſamſte, für die Nachwelt, ohne Enthüllung der mitwirkenden Umſtände unbegreiflichſte Abentheuer war glücklich beſtanden. Wenn wir die nackte Thatſache: daß 1500 Krieger von der böhmiſchen Gränze bis zu den Küſten des deutſchen Meeres, durch wenigſtens eben ſo viele tauſend, in allen Kriegskünſten wohlgeübte Feinde auf mehreren Seiten verfolgt, und mit gewaltiger Uebermacht oftmals von ihnen angegriffen, ſich dennoch glücklich Bahn gemacht, und ohne bedeutenden Verluſt ihr Ziel erreicht hätten, in den Geſchichtsbüchern des Livius, Curtius u. ſ. f. läſen, ſo würde freilich die ſtrenge Kritik nicht unterlaſſen, ſolche Erzählung wo nicht für fabelhaft, doch für höchſt übertrieben zu erklären. Und gleichwohl hat eben dieſes Wunder ſich vor unſern Augen zugetragen; und wenn ein Xenophon den Heldenzug der ſchwarzen Schaar, wie den der 10,000 Griechen beſchriebe, ſo würde er ja nach ſeiner einfach erhabenen Darſtellungskunſt durch den Wonneruf: das Meer! das Meer! *) unſer theilnehmendes Gefühl eben ſo gut für jene wie für dieſe in Anſpruch nehmen kön-

*) Θαλαττα! Θαλαττα!

nen. Aber das Unerhörte, das Große und wahrhaft Heroiſche iſt uns eine Thorheit geworden, weil wir's nicht begreifen. Damit wir's alſo begreifen, nehmen wir lieber zu dem Kleinlichen, Elenden, Verächtlichen unſre Zuflucht: Reubel war beſtochen, den Herzog mit ſeiner Schaar entwiſchen zu laſſen! Wie, dieſen Reubel, den Günſtling des Königs von Weſtphalen, den reichen Donatair, den erſten Diviſionsgeneral des weſtphäliſchen Heeres, hätte der arme, von Land und Leuten verjagte, nur durch den Glauben an höhern Schutz des Himmels noch gegen Verzweiflung geſicherte Herzog von Braunſchweig beſtechen, oder ihm für alles, was aufgeopfert werden mußte, hinreichenden Erſatz bieten können? Eine ſolche Erklärung des Wunderbaren iſt lächerlich und hämiſch zugleich, — und dennoch war ſie leider ſehr allgemein. Aber einer langweiligen Widerlegung bedarf ſie für den unbefangenen Beobachter jener Zeit durchaus nicht!

Der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Böhmen bis zur Nordſee bleibt in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte unvergeßlich. Des deutſchen Helden hoher Kriegsruhm iſt dadurch für immer bewährt, und der kleine Flecken von Lübeck rein ausgetilgt. In allen Gemüthern, die des Enthuſiasmus für große Thaten noch fähig waren, ſtand Friedrich Wilhelm nun hoch als kühner Held, und hoch als edler Menſch, dem nicht das Leben das höchſte der Güter, ſondern dem unbefleckte Fürſtenehre ein noch viel köſtlicheres Kleinod dünkte. Selbſt in dem Benehmen der Feinde ſah man Spuren von Ehrfurcht gegen den Mann, welchen früherhin ihre beſoldeten Schreiber ſo niedrig geſchmäht hatten. Die mit Schrecken gemiſchte Achtung der Böſen zeigte ſich durch kleinliche Furcht vor der Anhänglichkeit des Volks an ſeinen Liebling. Sie bewies ſich durch die ängſtliche Geſchäfftigkeit, womit man Doſen und Pfeifenköpfen, die mit dem Bildniſſe Friedrich Wilhelms geziert waren, nachſpürte und ſolche konfiscirte. Sie war endlich unverkennbar in jenen barbariſchen Befehlen: durch Peitſchen-Hiebe und Ruthen-Streiche ſelbſt den Mund der Unmündigen zu verſchließen, damit ihm keine Strophe des beliebten Volksliedes: Hoch lebe Friedrich Wilhelm hoch ꝛc. entſchlüpfe. Nichts iſt jedoch wirkſamer gewe-

ſen, das Andenken Friedrich Wilhelms und zugleich die Sehnſucht nach ſeiner Rückkehr und den Glauben: daß Gottes Macht ihn einſtens wirklich zurückführen werde, im Volke unerſchütterlich zu erhalten, als jene Erbärmlichkeiten der hohen Polizei. Wie wenig kannten feile Tyrannen-Knechte die unbeſiegbare Gewalt eines, dem Menſchen durch Verfolgung theuer und heilig gewordenen Glaubens! Dieſer Glaube ſtand ſelbſt als ein Schreckbild vor der Phantaſie der ſogenannten Aufgeklärten, obgleich ſie ſich ein eigenes Geſchäfft daraus machten, ihn in ihren Cirkeln zu beſpötteln, oder gar für ein Product des Unſinns zu erklären. Ohne dieſes Schreckbild würden wir in den Gerichtshöfen, und beſonders bei den adminiſtrativen Behörden u. ſ. f. noch viel empörendere Erſcheinungen von niedrigem Knechtsſinn erblickt haben. Es iſt aber hier nicht der Ort weiter davon zu reden!

Friedrich Wilhelm und ſeine Helden-Schaar wurden in England mit hoher Achtung aufgenommen. Denn wie einſeitig und verkehrt der nach Landesſitte gebildete Engländer*) auch über fremde, nicht engliſche Verhältniſſe urtheilen mag, ſo hat er, im Beſitze des hohen Guts perſönlicher Freiheit, und bei einer an den großen Vorbildern des claſſiſchen Alterthums für das wahrhaft Erhabene begeiſterten Einbildungskraft, doch unendlich mehr Empfänglichkeit für kühne, ſelbſtſtändige Heldenthaten, als unſere ſeichten Vielwiſſer.

Der Herzog erhielt in der brittiſchen Armee den Grad eines General-Lieutenants, und das Parlament ſicherte ihm eine jährliche Penſion von 10,000 Pf. Sterl. zu. Dort ſah er zum erſten Mal in ſeinem ſtürmiſchen Leben das Treiben und Wirken eines freien Volks, welches für ſeine geliebte Schweſter ſelbſt gegen den mächtigen Staats-Chef Parthei nahm. Dort fand er ein edles, brittiſches Herz, das ihm Liebe gab, nicht weil er ein Fürſt war. Große, mächtige Hebel, die ihn immer wieder emporhoben aus dem Schlamm künſtlicher Betäubung über ſein eignes, ſeiner Familie und ſeines geliebten Volks Unglück. Die heimtückiſch lauernde franzö-

*) Vom engliſchen Pöbel iſt hier die Rede nicht.

ſiſch=weſtphäliſche Politik ermangelte zwar nicht, giftige Verleumdungen von des Herzogs ausſchweifendem Leben in England auf dem feſten Lande, und beſonders unter den Bewohnern der braunſchweigiſchen Erbſtaaten, in Umlauf zu ſetzen. Selbſt unter dem biedern Landvolk ſtreute man Gerüchte von der Neigung des geliebten Fürſten zum Trunk aus. Und wer vermochte damals die Wahrheit der hämiſchen Sagen zu prüfen? Manches, was man von der Lebensweiſe hoher Perſonen in England mit Beſtimmtheit zu wiſſen vorgab, ſchien ja ſogar der Gerüchte Glaubwürdigkeit zu erhärten, weil die Verleumder jene Perſonen als des Herzogs natürlichſte Geſellſchafter charakteriſirten. Aber dennoch war das Vertrauen im Volke mächtiger, als die tückiſche Verleumdung. Die Sehnſucht flog darum doch über's weite Meer nach Albions Küſten zu dem geliebten Helden hin; — und hätte er ſelbſt wie Malcolm zu Macduff bei'm Shakſpeare*) geredet, die Liebe würde gerufen haben: ſey nur du unſer Fürſt, und wir werden glücklich ſeyn!! Da richtete der Herr Heere auf den Eisfeldern Rußlands, und Preußens Heldenvolk erhob ſich, und ein ſtarker Glaube, — kein mit engliſchen Guineen erkaufter — flog durch die Welt, und das Todte ward lebendig, und des Allgerechten Zorn blitzte aus den Feuerflammen Moskaus, und ſeine Donnerſtimme rief in alle vier Winde: Du ſollſt gerettet werden, deutſches Volk, und baar ſeyn der langen Knechtſchaft, ſo du vertraueſt dem Herrn deinem Gott, und Muth haſt zu wagen das elende Knechtsleben für das heilige Kleinod der Freiheit!

Sobald die Elbe frei und Hamburg der Franzoſen quitt war, entſchloß ſich Friedrich Wilhelm, an dem großen Kampfe für Deutſchlands Rettung wieder Theil zu nehmen. Doch konnte er erſt den 17ten Mai, als Hamburg bereits von der Wilhelmsburg her bombardirt wurde, in der beängſtigten Stadt erſcheinen, und ſeine Freude über die ſeltne Begeiſterung der muthigen Bürger wurde nun ſehr durch ihre höchſt mißliche Lage, welche ſeinen geübten Augen nicht entgehen mochte, getrübt. Viele hatten gehofft, der deutſche Held werde ſich den=

*) Macbeth. 4r Aufz. 3r Auftr. Malcolm und Macduff.

noch an die Spitze der Vertheidigung ſtellen, allein er flüſterte vor der Front ſämmtlicher Bürgergarden, die ſich am Bauhofe ihm zu Ehren verſammelt hatten, dem Hrn. v. Heß zu: „es thut mir herzlich leid, die Bekanntſchaft ſo braver Männer im Augenblick der drohendſten Gefahr zu machen; zur Hülfe bin ich hier zu ſchwach.“ Am Abend deſſelben Tages verließ er die Stadt, um im Hauptquartier der verbündeten Monarchen ſeine Dienſte anzubieten und ſeine Rechte in Erinnerung zu bringen.

Mit Rückſicht auf manche in dieſen Blättern mehreremal berührte Verhältniſſe des Herzogs zu einigen der oberſten preußiſchen Behörden läßt ſich allenfalls der Grund errathen, warum der Zweck jener Reiſe nicht erreicht wurde; um ſo mehr, da die brittiſch-hannöverſche Politik eine Exemtion der braunſchweigiſch-wolfenbüttelſchen Staaten von der Central-Verwaltung der Verbündeten ausdrücklich ſtipulirt hatte! Es gibt noch dunkle Partieen in der Geſchichte jener höchſt merkwürdigen Epoche, deren Aufklärung der Folgezeit aufgeſpart bleiben mag; denn obwohl der beobachtende Geſchichtsforſcher den Schleier auch jetzt ſchon zu lüften im Stande wäre, ſo ſcheint es doch gerathner, kleinliche Leidenſchaften verlöſchen, als durch erneuerte Anregung ſie wieder auflodern zu laſſen. Im preußiſchen Heer gab es kein Commando für den Herzog, — auch nicht im ruſſiſchen. Ein engliſches bildete ſich erſt aus den heterogenſten Stoffen unter General Wallmoden im Mecklenburgiſchen; und dabei eine untergeordnete Rolle, etwa in gleicher Reihe mit Tettenborn, Dörenberg, Aventſchild, Vegeſack, Lyon u. ſ. f. zu übernehmen, konnte dem Herzog nicht wohl zugemuthet werden. Er ging alſo wieder nach England, und ließ in Wallmodens General-Stabe den Major Olfermann, einen Mann von erprobter Geiſtes-Gegenwart und nicht gemeinen Fähigkeiten, auf alle Fälle zurück! Ueber die außerordentliche Rolle, welche dieſer Officier zu ſpielen nach kurzer Friſt aufgefordert wurde, mochte er ſich wohl ſelbſt am meiſten wundern.

* * *

Alle Berichte, welche der Herzog von dem Gang der Sachen, von der Stimmung der Staats-Diener und von

den Erwartungen des Volks aus Braunſchweig erhielt, darf man mit gutem Grunde einſeitig nennen, weil ſie ſämmtlich leidenſchaftlich waren. Von dieſer natürlichen Leidenſchaftlichkeit mag ſelbſt der beſte, redlichſte und einſichtsvollſte Bericht-Erſtatter, der nun verewigte D. Volkmar, nicht freigeſprochen werden. Wie aber waren die andern beſchaffen? Woher wäre ihnen der Geiſt gekommen, ruhig zu beobachten, redlich den äußern Schein von der innern Wahrheit zu trennen, den Nothdrang der Zeit bei dem Betragen ſo mancher verſchwärzter Perſonen von deren inneren widerſtrebenden Gefühlen zu unterſcheiden, und richtig abzuwägen, wie vielen Antheil die bleierne Furcht vor der hölliſchen geheimen Polizei, wie vielen die eigne Verderbtheit an ihren öffentlichen Aeußerungen und an ihrer vielleicht nur zum Scheine angenommenen Handlungsweiſe hatte? Menſchen aus dem Pöbel kennen gewöhnlich nur ihre Kaſte, die leider zu oft mit der Geſammtheit des Volks verwechſelt wird. So wenig nun unter ſolchen ſchmutzig-leidenſchaftlichen Umtrieben der wahre Geiſt eines Volks erkannt wird, eben ſo wenig läßt er ſich in abgeſonderten, wenn auch vornehmen, Familien-Cirkeln, oder bei ſchüchterner Zurückgezogenheit nach rhapſodiſch aufgegriffnen Aeußerungen, Stadt-Geſchwätzen u. ſ. f. zwiſchen vier engen Wänden des Studierzimmers erfaſſen. Es iſt alſo während der weſtphäliſchen Uſurpation Niemand da geweſen, der dem Herzog genügende Anleitung zur Kenntniß ſeines Volks geben konnte, und der unglückliche Fürſt hat darum erſt wenige Monate vor ſeinem Tode Volk und Pöbel richtig von einander unterſcheiden gelernt. So hart das klingt, ſo wahrhaftig trägt der Verewigte die kleinſte Schuld der Mißgriffe, welche aus jener unglücklichen Verwechslung hervorgingen!

Die Idee von einer volksthümlichen Regierung ſchwebte früh ſchon ſeiner Seele vor, und durch einen ziemlich langen Aufenthalt in England war ſie ihm ſogar klarer geworden. Fürſt und oberſter Handhaber der Geſetze wollte er ſeyn für alle, ohne Kaſten- und Privilegien-Unterſchied. Raſch und entfeſſelt von einzwängenden Formen und dadurch einfach, ſollte der Geſchäffte Gang werden. Den Freund und den redlichen Rathgeber wollt' er aufſuchen unter den Männern des Volks, wie unter den Vornehmen. Daß ſolche Wünſche und Vor-

ſtellungen dem durch mannigfaltige Schickſale geläuterten, und durch Deutſchlands kühnes Erwachen von Neuem begeiſterten Fürſten lieblich vorſchwebten, wiſſen diejenigen, denen er in Stunden ſanfter Vertraulichkeit ſein Innerſtes enthüllte. Ob ſie in einem Ländchen von 72 Quadrat-Meilen, bewohnt von dem lenkbarſten und gutmüthigſten Menſchenſchlag, nicht einigermaaßen zur Wirklichkeit gebracht werden konnten? mag dahingeſtellt bleiben; daß ſie ſich meiſtens in Dunſt und Nebel auflöſten, iſt leider gewiß! Wie das ſo kommen mußte, wird einzig durch unbefangene Betrachtung der ſeltſamen Ereigniſſe am Schluß des Jahres 1813 und im Laufe des Jahres 1814 zu erklären ſeyn.

Der völlige Umſturz des ephemeren Königreichs Weſtphalen, welches ſeit der Zeit des Gottes-Gerichts an der Bereſina einer umgekehrten Pyramide gleich auf der Spitze ſtand, konnte nach den Schlachten bei Dennewitz und Culm Niemandem, der den Lauf des Krieges mit freiem Geiſt beobachtete, zweifelhaft bleiben. Daß Marwitz mit 500 preußiſchen Landwehr-Reitern Braunſchweig, und Czernitſcheff mit Coſaken, Dragonern und Huſaren, ohne Geſchütz von Bedeutung, auch Caſſel nach eben ſo kurzem als ſchwachem Widerſtand eroberte, bewies klar, wie ſehr das weſtphäliſche Staatsgebäude ſchon vorher aus allen Fugen gewichen ſeyn mußte. Das halb vermoderte Aas warf die Völkerſchlacht bei Leipzig nur in ein längſtens offenes Grab. In Caſſel erſchien der Kurprinz bereits am 30ſten October; ſein Vater folgte ihm am 21ſten November. In Hannover zeigte ſich der Herzog von Cumberland bereits am 4ten November. Auch traf der Herzog von Oldenburg am 27ſten Novbr. in ſeiner Reſidenz ein. Man kann zugeben, daß in dieſen von der franzöſiſchen Gewalt-Herrſchaft befreiten Staaten die alten rechtmäßigen Landſtände und Corporationen, theils nicht Zeit genug hatten ſich zu beſinnen, theils durch die Gegenwart der Fürſten zu ſehr eingeſchüchtert wurden, um ihre alten, durch fremde Uſurpation doch nimmermehr rechtlich aufgehobnen Anſprüche geltend zu machen. Aber in Braunſchweig erſchien der Fall ganz anders. Der Herzog befand ſich, als das Joch abgeworfen war, in England; kein General oder Gouverneur meldete ſich, um die braunſchweigiſchen Lande unter die

Central-Verwaltung der Verbündeten zu zwingen; es verlieſen bis zur Ankunft des Herzogs zwei volle Monate, und ſein Abgeordneter hatte durchaus keine Vollmacht, ſich dem Zuſammentreten der alten Stände zu widerſetzen. Die adlichen Land- und Schatzräthe lebten noch; von der geiſtlichen Curie waren wenigſtens noch der Abt von Riddagshauſen und der Dechant des kleinen Stifts vorhanden; auch die Städte-Deputirten zum engern Ausſchuß ließen ſich leicht zuſammenbringen. Man wußte mit Gewißheit, daß der entfernte, ſehnlichſt zurückgewünſchte Fürſt durchaus keine zureichende Kenntniß von Regierungsgeſchäfften, keine genügende Einſicht von der Lage des Landes, und keine richtigen Vorſtellungen von den Mitteln, um die neuen Kriegslaſten zu tragen, haben konnte. Das wirklich brauchbare Perſonal der Staats-Dienerſchaft kannte er eben ſo wenig. Den gefährlichen Umſchwung kleinlicher Leidenſchaften der Angeberei, Aufhetzerei und Verſchwärzung konnte man ſchon in den erſten Tagen nach des Major Olfermanns Ankunft deutlich bemerken. Und ohne große Klugheit ließ ſich alſo vorherſehen, was erfolgen würde, wenn der Fürſt ſelbſt erſchien, und dann ſeine bisherigen Berichterſtatter, denen er Dankbarkeit und Vertrauen ſchuldig zu ſeyn glauben mußte, ſich an ihn drängten.

Keine größere Wohlthat konnte alſo dem Lande, und wahrhaftig dem Fürſten ſelbſt erwieſen werden, als wenn die verfaſſungsmäßigen, nur durch uſurpirte fremde Gewalt verdrängten Beiſtände und Rathgeber des Regenten in der Zwiſchenzeit — wo man doch wohl zum Beſinnen gelangen konnte — zuſammentraten, wenn dadurch der Herzog bei ſeiner Rückkehr jene Verfaſſung, die ſein verehrter Vater ſtets in Ehren gehalten, und Männer aus dem Volke von Einſicht, Vaterlandsliebe und umfaſſender Kenntniß ſowohl der Kräfte des Staats, als der Mittel dieſe Kräfte zu nutzen, vorfand. Dann wäre doch ein Grund und ein Sparrwerk des Gebäudes vorhanden geweſen, welches freilich den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſener ausgebaut werden mußte! Dann gab es doch ein Gegengewicht gegen blinde Willkühr und Laune aberwitziger Projecten-Macher! Dann fand doch der redliche, patriotiſche Staatsdiener einen Rückhalt in der Verfaſſung ſelbſt gegen böslicher Angeberei und Zuträgerei! Dann

brauchte doch derjenige, der das Beſſere erkannte, wenn er es ſagen wollte, nicht erſt den Heldenmuth zu erkünſteln, Brod und Unterhalt ſeiner Familie, und vielleicht noch mehr dabei auf's Spiel zu ſetzen!

Wer hätte denn wohl ein ſolches Hinſtellen der alten Landes-Verfaſſung als Schema und Anlage einer den Zeitbedürfniſſen angemeſſenern ſtören mögen und können? Wer würde dem alten ehrwürdigen Magiſtrat der Hauptſtadt Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, ſich zum Vorbilde für's ganze Land wieder nach alter Form zu conſtituiren, oder gleichſam nur aufzuwachen aus dem ſiebenjährigen Knechtes-Schlafe? — Sprachen nicht alle Proclamationen der verbündeten Monarchen und ihrer Heerführer von Rückkehr der zerſchlagenen Freiheit, von Wiederherſtellung der alten Rechte, und der durch Jahrhunderte geheiligten deutſchen Verfaſſung? Hatte Tettenborn nicht auf Befehl ſeines erhabnen Kaiſers, jede Unterhandlung mit Hamburg ſo lange zurückweiſen müſſen, bis der Magiſtrat und die Verfaſſung in alter Form hergeſtellt worden? Ward nicht erſt kürzlich, am 4ten November, *unter* ruſſiſchem Schirm Bremen in ſeine vormaligen Rechte zurückgeführt und die alte Ordnung hergeſtellt? Warum denn nicht auch Braunſchweig, deſſen Fürſt durch das ſtürmiſche Meer vom feſten Lande noch geſchieden war? — Oder wollte und konnte der Abgeordnete des Herzogs ſolche rechtmäßige, durch das Wort der hohen Befreier Deutſchlands geheiligte Maaßregel verhindern? Aber der Herzog ſelbſt, wenn er zurückkehrte, würde der nicht die Anmaaßung geahndet, das alte Werk nicht ſchnell über den Haufen geworfen haben? — Der Herzog, der ſo beſcheiden, ja man möchte ſagen ſo demüthig wenige Tage vor ſeinem Einzuge an Braunſchweigs Bürger ſchrieb; — der Herzog, der mit ſo ehrenwerther kindlicher Reſignation erklärte: er verſtehe vom Regieren wenig oder gar nichts, und man möge doch in ihm keinen Carl Wilhelm Ferdinand ſuchen; — der Herzog, dem jetzt alles daran gelegen ſeyn mußte, ſein ganzes Volk in Liebe und Vertrauen ohne Zwieſpalt um ſich zu verſammeln, um alle Kräfte für den großen, noch lange nicht beendigten Kampf dem Fürſten und dem Vaterland zu weihen?

Dem Herzog konnte ſo etwas gar nicht einfallen, und hätten heimtückiſche Rathgeber ihn ja auf ſolche Deſpoten-Ideen geleitet, ſo durft' er es doch nicht wagen, ſie auszuſprechen, wenn das durch Alter und Schwur der Ahnherrn, wie durch lange Gewohnheit geheiligte Staats-Gebäude, gereinigt von fremdem Unrath, wieder da ſtand und ihn unter ſein ſchützendes Dach aufnahm; und wenn Männer voll wahren Patriotismus, voll redlichen Willens und deutſcher Kraft ſich ihm gleich bei'm Eintritte zur Seite ſtellten. Es brauchte dann die heilige Verpflichtung für alte Landesſchulden nicht erſt anerkannt zu werden; — ſie war ſchon anerkannt, oder verſtand ſich unter ſolchen Umgebungen wirklich von ſelbſt. Man brauchte dann die allgemein verhaßten weſtphäliſchen Finanz-Maaßregeln nicht wieder aufzufriſchen, um der außerordentlichen Rüſtungen Koſten zu beſtreiten. Eine Kriegsſteuer, (wie groß ſie auch ſeyn mochte) mit Offenheit, Wahrheit und redlichem Verſprechen: künftighin Rechnung über Einnahme und Ausgabe abzulegen, — von allen Ständen und Volksklaſſen ohne Ausnahme nach billiger Vertheilung gefordert, würde mit Freude und Luſt doppelt ſo viel geliefert haben, als die weſtphäliſchen Steuern unter tauſendfältigen Verwünſchungen und Betrügereien einbrachten. Auch der undeutſche Egoiſt hätte zahlen müſſen, und es dabei nicht einmal wagen dürfen, gegen die gerechte vaterländiſche Maaßregel zur Abhülfe des dringenden Bedürfniſſes ſeine Stimme zu erheben; denn eine ſchnelle Volks-Juſtiz würde ihm bald Schweigen geboten haben. — Ja, hätten der allgemeinverehrte Graf v. d. Schulenburg, und der eiſenfeſt-redliche Reimann, und der biedere Pleſſen in der Verfaſſung nur einen feſten Boden, worauf ſie fußen konnten, gefunden, ſo würden ſie bei der dann wohlgegründeten Hoffnung, das wahrhaft Erſprießliche endlich durchzuſetzen, bei dem Herzog, deſſen guter Wille unverkennbar war, ausgehalten, und weder der weſtphäliſchen Schwänzelei, noch dem luftigen Aberwitz überſchwenglicher Projectenmacherei das Feld geräumt haben. Als dieſe ehrenwerthen Männer keinen Boden unter ſich fühlten, zogen ſie ſich klüglich zurück. Am verlaſſenſten aber war der Herzog ſelbſt; denn man ließ ihn blind hin in ein dunkeles Chaos tappen; und als da nun Mißgriffe über Mißgriffe erfolgten, ſchrieen hundert kluge Leute,

von denen wohl kein einziger es beſſer zu machen gewußt hätte, Ach und Weh!

Die Schuld indeſſen, daß vor des Herzogs Ankunft nicht geſchahe, was geſchehen mußte, um ihn vor leicht vorauszuſehenden Fehltritten zu bewahren, mag man ja keinem Einzelnen aufbürden. Denn ſie lag in der allgemeinen Erſchlaffung jener edleren Kräfte, deren Thätigkeit zur Wiedergeburt eines volksthümlichen Regiments unerläßlich iſt. Dazu kam beſonders in den ſtimmgebenden oder ſogenannt aufgeklärten Ständen eine ſiebenjährige Gewohnheit der Sklaverei, und bei den ehemaligen Staatsdienern die ihnen durch die vorigen Regierungen eingeimpfte Schüchternheit: dem allergnädigſten Herrn, wie herablaſſend und human er ſich auch geberdete, das Wahre und Rechte freimüthig vorzuſtellen. Daß überhaupt Deutſchland zum Theil für die Freiheit, deren Erwerb die hohen Monarchen und ihre Heerführer: Kutuſow, Wittgenſtein, Blücher und Schwarzenberg ſo preißlich verhießen, noch nicht reif war, hat wohl die Geſchichte der beiden letzten Jahre mit ihren verhängnißvollen Reſultaten jedem ruhigen Beobachter unwiderſprechlich bewieſen. Der Verſtand des deutſchen Volks ſcheint mit dem Gemüthe deſſelben noch lange nicht genug in's nothwendige Gleichgewicht und Einverſtändniß gebracht zu ſeyn. Das Gemüth — die Volks=Maſſe — iſt roh, ungelenk und blind zurennend, ſobald man es aufregt; — der Verſtand (man verzeihe, daß ich ihn nicht näher bezeichne) — ſchlaff, kalt, ſelbſtſüchtig, zuweilen kriechend, zuweilen hochfahrend, plump und dabei doch immer noch ein Knecht von Autoritäten und einzwängenden Formen. Bringt durch Ideen und durch des Glaubens heilige Kraft den Verſtand mit dem Gemüth in Eintracht, — und ihr habt das Räthſel der Zeit gelöſt!

Der verewigte Friedrich Wilhelm mochte von dieſem Räthſel eine Art Ahnung haben, und griff es daher bei'm Gemüth an; doch das bekam ihm ſchlecht! Er wurde zwar mit unbeſchreiblichem Jubel empfangen; aber ein großer Theil der Empfänger hatte auch jeder ſeine beſondern Wünſche, Berechnungen u. ſ. f., deren Erfüllungen insgeſamt von dem ſelbſt bedrängten Fürſten erwartet wurden. Eine Art Verblendung ſchien dabei ſogar die Verſtän-

digern zu benebeln, indem ſie ſich (wie durch ein Wunder der Allmacht) den Herzog zu einem vollkommenen Regenten umgebildet vorſtellten, da ſie doch wußten, daß es ihm dazu an den meiſten nothwendigen Vorerkenntniſſen mangelte. Die eiſerne Zeit hatte alle bisher beſtandnen Verhältniſſe über den Haufen geworfen; unzählige Ungerechtigkeiten waren wieder gut zu machen; wohlgegründete und phantaſtiſche Anſprüche drängten ſich um die Wette zum Ohr des Fürſten; der wahre Patriotismus trat ſchüchtern zurück, und nur der erkünſtelte, ſelbſtſüchtige, ſchlau calculirende ſchob ſich keck vor. Ein durch die alte Landes-Verfaſſung ſelbſt geheiligtes, rathgebendes und mit der wahren Lage des Landes bekanntes Collegium fand der Herzog nicht, — und doch war jetzt Rath nöthiger, als jemals unter der geprieſenen Regierung Carl Wilhelm Ferdinands. Wozu nun greifen? Nach welchen Grundſätzen eine zweckmäßige Auswahl unter den vielen Rathgebern, die ſich anboten, treffen? Der eine hatte durch begeiſternde Gedichte auf's Volk gewirkt; ein zweiter ſeinen Patriotismus bewährt, indem er von der uſurpirten Gewalt keine Ehrenſtellen und Gehalte angenommen. Ein dritter, ſchon als Gelehrter berühmt, war durch ſeine Freimüthigkeit, welche ihm ſogar Napoleons Verfolgung, Inquiſition und Gefängniß zugezogen, noch berühmter geworden, und ſchien das Verſtändniß zu haben, wie der Herzog ſich in ſeinen großen Verhältniſſen zu den verbündeten Monarchen benehmen müſſe. Ein vierter, fünfter, ſechſter u. ſ. f. hatte genaue Kunde von dem Betragen der Staatsdiener unter weſtphäliſcher Herrſchaft, und wußte auf's Haar nachzuweiſen, wie weit einem jeden zu trauen ſey. Der Herzog verſuchte es mit allen. Zur ruhigen Prüfung war ſein Gemüth weder geſtimmt, noch gewöhnt; auch in der That dazu jetzt, wo unerhörte, des Landes Kräfte auf die Dauer weit überſteigende Rüſtungen nothwendig zu ſeyn ſchienen, — keine Zeit.

Oft hatte zwar der durch ſo manche Leiden und Schickſale geprüfte Fürſt freimüthig genug erklärt: die Regierungskunſt verſtehe er nicht, und die Verhältniſſe des väterlichen Erblandes kenne er nicht hinlänglich, und auf den guten Willen und die Einſichten ſeiner treuen Diener müſſe er ſich am meiſten verlaſſen. Aber der gute Wille

ging langſam, und die Einſichten reichten nicht zu, um bei einer in's Stocken gerathnen Staats-Maſchine die unverhältnißmäßig großen Summen herbei zu ſchaffen, deren es jetzt bedurfte. Eine patriotiſche allgemeine Kriegsſteuer hätte wahrſcheinlich alle dieſe Bedürfniſſe ſchnell befriedigt; doch dazu hatte man die rechte Anlage verſäumt. Alſo warf ſich mit einer Art von Extaſe der Herzog ſelbſt in den Strudel von Geſchäfften, die er nicht verſtand! Sein raſcher Geiſt wollte vorwärts, und allenthalben ſtieß er auf Hinderniſſe. Jedermann arbeitete ihm zu langſam. Er trieb zu größerem Eifer und ward ungeduldig, wenn auch das nicht half. Der Verſtand wollte nirgends mit dem Gemüth gleichen Schritt halten, denn es war nirgends feſter Boden. Bei drei Schritten vorwärts mußte alſo immer einer wieder rückwärts gethan werden. Die freiwilligen Gaben befriedigten das Bedürfniß nicht halb. Zwang war verhaßt, drohte auch des Volkes Zuneigung zu lähmen; und doch ſollte das Regiment populär und väterlich bleiben. Der unglückliche Mann verfiel nun in einen traurigen Mißmuth, den er wortreich faſt jedem klagte, der ſich ihm nahte. Und um nur die Laſt vom Herzen los zu werden, oder auch zu entſchuldigen die Langſamkeit, wodurch ſo Vieler Wünſche und gerechte Erwartungen unbefriedigt blieben, ließ er ſich oft in harten Worten über Männer aus, die er ſelbſt an die Spitze der Geſchäffte geſtellt hatte. Sein kluger Vater wußte das anders zu machen. Mit innigſter Theilnahme verhieß er gewöhnlich den kräftigſten Beiſtand, und wies die dadurch mit enthuſiaſtiſchen Hoffnungen erfüllten Bittenden an Mahner oder Henneberg, die das Weitere ſchon beſorgen würden. Und wenn dieſe Männer — wohl wiſſend, wie weit ſie gehen ſollten und durften, dann jene Hoffnungen ſehr herabſtimmten, oder gar völlig vereitelten, ſo waren ſie die Sündenböcke, und der Glaube an des Fürſten huldvolle Menſchenfreundlichkeit blieb im Volke feſt. Friedrich Wilhelm hatte aber die Kunſt noch nicht erlernt, phantaſtiſche Anſprüche von ſich abzulehnen. Sein Mißmuth nahm immer mehr überhand. Je zahlloſer das Heer der Supplicanten und die Menge der Stockungen in den Geſchäfften wurde, deſto raſtloſer trieb er. Der Miniſter bat um Entlaſſung. Ihm folgte der erſte geheime Regierungs-Rath. Selbſt einige der Subalternen fanden bei dem ſteten Treiben und

Ueberjagen die bisher geſpielte Rolle ſo läſtig und ihrer unwürdig, daß ſie darauf antrugen, in andre Stellen verſetzt zu werden.

Nun war alſo der rechte Zeitpunct für das Kraftgenie eingetreten, deſſen mächtige Hülfe der Herzog ſchon einmal hinlänglich erprobt zu haben wähnte. Der Geheime-Rath Mens ergriff das Staatsruder, und der Compaß ſeiner Steuermannskunſt war: der Herzog habe als unumſchränkter Souverän die vollkommenſte, ja ſogar rechtmäßigſte Gewalt in Händen, jedes Mittel zur Erreichung ſeines großen Zwecks zu benutzen. Daß der Mann eine ſolche Lehre, die vielleicht noch nie einem Fürſten ganz mißfallen, predigen konnte, daran war eben die traurige Vernachläſſigung Schuld, worauf wir bereits aufmerkſam gemacht haben. Zwar nicht mit klaren Worten ausgeſprochen, doch deutlich genug gedacht, kam ſomit Napoleons Grundſatz: nos besoins sont nos ressources, wieder an die Tagsordnung, und der Talisman zur Mobilmachung von 10,000 Mann, die aus einer Bevölkerung, welche kaum 200,000 Seelen erreichte, kein Staatsvertrag forderte, und zur unendlichen Vervielfältigung des Staats-Einkommens, und zur Einſchüchterung unberufener Remonſtratoren ſchien gefunden zu ſeyn. Noch war aber nöthig, daß ſich zum Vorbilde für alle braunſchweigiſchen Geſchäfftsleute ein Mann von raſtloſer Thätigkeit, wie von ſeltener Arbeitsluſt und Arbeitsgeſchicklichkeit mit an die Spitze ſtellte, um jedem ſein reichliches Theil von dem, was ſchnell und proviſoriſch oberflächlich etwa geſchehen konnte, zuzumeſſen. Ein ſolcher fand ſich in der Perſon des geheimen Regierungsraths v. Schmidt-Phiſeldeck. Er war vielleicht der Einzige, der des Herzogs raſches Vorwärtsſtreben ganz befriedigte. Aber die Natur hat auch ſolche Gaben, und ſolchen leichten Ueberblick der Geſchäffte, und ſolche Stetigkeit am Arbeitstiſche, verbunden mit ſeltener Reſignation auf reichlichen Lohn, nur wenigen Sterblichen verliehen. Wenn ein Schiller oder Göthe den angebornen Dichtergeiſt zum Maaßſtabe deſſen, was jeder leiſten ſolle, der Verſe zu machen ſich erkühne, nehmen wollte, ſo möchte man das billig unnatürlich finden. Wer zu viel fordert, erhält am Ende nichts; und man macht es nicht immer gut, wenn man es gut meint. Das hat ſich in der anderthalbjähri-

gen Regierung des verewigten Friedrich Wilhelm ſo ziemlich klar für alle Augen, die ſehen wollen, bewieſen. Es war gut gemeint, daß der Herzog mit Energie und raſcher Thätigkeit den Gang der Geſchäffte zu vereinfachen ſtrebte; aber nun blieben auch Lücken über Lücken, deren Nachtheil nur gar zu bald fühlbar wurde. Es war gut und edel gemeint, daß er jedem aus dem Volke ſein Ohr lieh, und jede Noth gern mildern, und jede früher begangene Ungerechtigkeit gern gut machen wollte; aber nun drängte ſich die niedrige Verleumdung, die hämiſche Schadenfreude, die ungeſättigte Rachgier gleichfalls zu ihm, und es lag nicht in ſeiner Macht, ſtets das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Es war gut gemeint, daß er im hohen Grade populär zu ſeyn, und ſich dadurch die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben ſtrebte. Aber der gemeine Hauſe verſtand die Abſicht jener Popularität nicht, und mißbrauchte ſie daher ſehr häufig. Darum fand auch Friedrich Wilhelm faſt immer leidenſchaftlich niedrige Selbſtſucht, wenn er Wahrheit im Volke ſuchte. Er ahnete was die Zeit von einem deutſchen Fürſten forderte; aber er hatte ſich den Umfang dieſer Forderung nie deutlich gedacht, und leider trat ihm Niemand zur Seite, der jene Ahnung in klare Vorſtellungen übergehen ließ.

Man darf daher den Grund ſo mancher ſchwankenden Regierungs-Maximen Friedrich Wilhelms weit weniger in der Inconſiſtenz ſeines Characters, als in der ſteten Reibung ſeiner Gefühle gegen die Anforderungen des kalt beſonnenen Verſtandes ſuchen. Aus dieſer Reibung entſprangen bei einem höchſt lebhaften Temperamente zwei bedauernswürdige Anomalien, deren verderblicher Einfluß unbefangnen Beobachtern leicht ſichtbar wurde: 1) daß der Herzog faſt alle Regierungs-Geſchäffte, als wären ſie blos perſönliche Angelegenheiten, mit heftiger Leidenſchaftlichkeit betrieb, — und 2) daß er den ruhigen Gang der Natur nicht nur ſelbſt überjagte, ſondern gewöhnlich auch die Staatsdiener antrieb, ihm in dem unnatürlichen Laufe ſtolpernd zu folgen. Kurz, ſo wie er es nicht über ſich vermochte, ein belehrendes Buch ruhig vom Anfang bis zum Ende durchzuleſen, ſo ſchien es ihm auch unmöglich abzuwarten, daß aus der mühſamen Saat-Zeit ſich allmählig die belohnende Ernte entwickele.

Wird eine ſolche Gemüths-Stimmung des Regenten nicht durch conſtitutionelle Formen in Schranken gehalten, ſo pflegen windige Projectenmacher, beſonders wenn ſie die Larve patriotiſcher Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit vornehmen, ſtets freien Spielraum zu erhalten. Um die bemerkten Anomalien in ihren Wirkungen auf die Landes- und Regierungs-Verhältniſſe anſchaulich zu machen, bedarf es nur der Anführung einiger unleugbaren Thatſachen! Der Herzog brachte — weit über die Kräfte des Landes, und weit über die an ihn ergangene Forderung hinaus — mit raſtloſer Thätigkeit 10,000 Mann trefflich ausgerüſteter Truppen auf die Beine, ließ aber keinen Mann eher marſchiren, als bis faſt die ganze Maſſe zuſammen ausrücken konnte, weil er damit imponiren und ſich gegen Preußen ein Anſehn geben wollte. Jungenhelden prieſen dieſe Handlungsweiſe, deren Grund doch hauptſächlich in des Herzogs perſönlicher Stimmung lag, als den erhabenſten deutſchen Patriotismus, und vermehrten dadurch noch die ſchiefe Richtung, welche Friedrich Wilhelms Anſichten ſeiner politiſchen Verhältniſſe ſchon genommen hatten. Auf eben die Weiſe kam die lächerliche Thorheit in Gang, daß man ſich im Anfang des Jahres 1815 zu einem Kriege gegen Preußen in Braunſchweig rüſtete, auch allerlei diplomatiſche Agenten herumſandte, welche Preußens Bewegungen beobachten ſollten. Hätte aber mit ächt-deutſcher Freimüthigkeit ein angeſehener Staats-Diener das Unſtatthafte und Gefährliche ſolcher Maaßregeln dem Herzog klar gemacht, ſo würde Friedrich Wilhelm ſie gar nicht ergriffen haben. Beſann er ſich doch von ſelbſt und fand das richtige Maaß ſeiner Kräfte wieder, ſobald man ihm nur Zeit zum Beſinnen ließ.

Der Herzog kannte aus eigner Erfahrung die altpreußiſche, den Menſchen entehrende Kriegszucht, und verachtete ſie mit Recht. Aber es konnte ihm ja auch die beſſere neue, der Würde des Menſchen mehr huldigende, und durch den Nothdrang der Zeiten ſelbſt herbeigeführte Kriegszucht des preußiſchen Heeres nicht unbekannt geblieben ſeyn. Warum ließ er denn zu, daß die engliſche, vermöge welcher die Soldaten, meiſtens freie Landeskinder, gleich Neger-Sklaven mit Peitſchenhieben in Zucht und Ordnung erhalten werden ſollten, bei ſeinen Truppen

pen eingeführt wurde, und wahrhaft gräßliche Mordſcenen daraus hervorgingen? — Der Grund lag in ſeiner perſönlich-leidenſchaftlichen Stimmung. Sein Herz blutete bei jenen unmenſchlichen Strafen; aber er wollte nichts Preußiſches. Die nächſten Umgebungen erhielten dieſe Stimmung, aber dennoch ſiegte endlich ſein Herz, und jene Greuel wurden gemildert.

Friedrich Wilhelm hatte ſich ſchon als Jüngling mit bitterm Unwillen gegen Freunde und Vertraute über jede Art von Cabinets-Juſtiz und allerhöchſte Machtgebote geäußert, und doch ließ er ſich verleiten, eine Art von Cabinets-Juſtiz nicht ſowohl ſelbſt zu üben, als ſeinen nächſten Umgebungen dazu freien Spielraum zu geſtatten. Warum das? — Weil jene Umgebungen größtentheils aus gemüthlichen, raſchen, jungen Männern beſtanden, denen er nur Gutes zutraute, denen er ſeine eigne Perſönlichkeit, ſein brennendes Gefühl für anerkanntes Recht und ſeinen raſchen Eifer für Menſchenglück gleichſam unterſchob, ohne ruhig zu erwägen, daß weit mehr als jugendliche Gemüthlichkeit dazu gehört, um über verwickelte Rechtsfälle ein competentes Urtheil zu fällen. Solche Mißgriffe würden aber nie geſchehen ſeyn, wenn ein durch die Landesverfaſſung geſchätzter hoher Staatsdiener von hellem Geiſte und feſtem Willen für Recht und Wahrheit dem Fürſten zur Seite geblieben wäre.

Aus dieſen und ähnlichen, durch das vage Gerücht ſehr entſtellten Thatſachen, hat man die Anklage: „Friedrich Wilhelm habe ſein ganzes Land wie ein Regiment Soldaten regieren wollen", zuſammengeſtoppelt. Das iſt eine Lüge und boshafte Entſtellung der Wahrheit. Der bedauernswürdige Fürſt wollte vielmehr ſein Völkchen mit dem Herzen regieren, und dadurch verdarb er es faſt auf allen Puncten mit jenen kalten Formeln-Menſchen, die ihre eingelernte Gewohnheits-Weisheit gleich wieder auf die höchſte Stufe der Ehre und des Anſehens erhoben ſehen wollten, obgleich ſie während der verfloſſenen ſieben Knechtes-Jahre nicht ein einziges mal den Muth gehabt hatten, einer blind-geſetzloſen Deſpoten-Willkühr feſten Sinnes zu widerſtreben. Dieſer kleinliche Egoismus erbitterte den Herzog um ſo mehr,

da auch ſeine Cabinets-Freunde ihm nicht auf die mildeſte Art den Grund des Widerſtandes, welcher ſich in faſt allen Landes-Collegien gegen Verfügungen aus dem Cabinet ſpüren ließ, anſchaulich zu machen ſuchten. Friedrich Wilhelm glaubte nun oft böſen Willen, oder Eigenſinn, oder wohl gar Anhänglichkeit an verhaßte weſtphäliſche Regierungs-Maaßregeln zu entdecken. So ſtiegen dann zuweilen ſchwarze Gewitter-Wolken aus dem Cabinet auf, und fulminante Reſcripte fuhren in das Cammer-Collegium, in die Gerichtshöfe, und ſogar in's Conſiſtorium. Allein es waren ſtets kalte Schläge, die nicht zündeten. Auch fand ſich der Wetter-Ableiter dadurch von ſelbſt, daß die gemüthlichen Cabinets-Herrn ohne Beihülfe des kaltbeſonnenen Geſchäffts-Verſtandes durchaus nicht vorwärts kommen konnten. Der alten Collegien-Weisheit blieb alſo auf jeden Fall ihr Sieg gewiß.

Weit mehr Unfug, als in Juſtiz- und Kirchenſachen, ſtiftete jedoch das Uebertreiben des ruhigen Naturgangs bei den adminiſtrativen und cameraliſtiſchen Geſchäffts-Zweigen. Die Cammer ſchien nämlich durchaus das Kunſtſtückchen erfinden zu ſollen, wie Saat und Ernte zu gleicher Zeit gehalten werden könnten, und der neue Cammer-Präſident ließ dem in dieſem Fache ganz unbewanderten Fürſten eine Menge neuer Goldquellen vorſprudeln, die zwar für die Phantaſie recht lieblich rauſchten, aber leider in der Wirklichkeit nur Schaum ſtatt Gold lieferten. Man wollte die Einkünfte von Domänen, Forſten, Hütten- und Salzwerken, von Tranſit- und Eingangs-Zöllen u. ſ. f., wie mit einem Zauberſchlag wenigſtens um's Doppelte vermehren. Ueberdem ſollten durch eine freiwillige Anleihe im Lande 600,000 Thlr. herbeigeſchafft werden, ohne die alten Landesſchulden förmlich anzuerkennen, oder auch nur beſtimmte Hoffnung zu deren baldiger Zinszahlung zu geben. Die Bitten und Vorſtellungen um Abſtellung der eben ſo ungerechten als drückenden Grundſteuer von geiſtlichen Gütern, welche den Nutznießern doch an Beſoldungsſtatt dienen mußten, wurden anfänglich durch fulminante Reſcripte zurückgewieſen; — und das Alles ſollte unter der Firma unumſchränkter Souveränität geſchehen, vermöge welcher der neue Cammer-Präſident ſogar das Privat-Vermögen

der Staatsbürger als Eigenthum des Fürſten in Anſpruch nehmen zu können ſich äußerte.

Der Herzog hatte in der Zeit hauptſächlich ſeine großen Rüſtungen, bei der gewiſſen Vorausſicht eines bald wieder ausbrechenden Krieges, in Gedanken, und ließ ſich alſo, da Niemand durch die Landes-Verfaſſung geſchützt, mit Kraft und Ernſt widerſprach, die neue Lehre wohl gefallen. Auch predigte man ihm nun täglich den Glauben: als rechtmäßiger Souverän im angeſtammten Erblande ſeiner Väter könne er mit gutem Gewiſſen wohl die Hälfte deſſen nehmen und fordern, was der unrechtmäßig eingedrungene Fremdling ohne alle Rechtsformen ganz genommen habe. Dieſe Melodie ſetzte man in allerlei Variationen, und es wurden die ſchüchternen Remonſtrationen der Behörden dadurch leicht übertäubt. Auch war ja alles was man forderte und wollte, nur Bedürfniß des deutſchen Vaterlandes, und der Fürſt ſelbſt entzog ſich ja jedem Luxus, und lebte bürgerlich einfach, in grellem Abſtich gegen den vormaligen ſardanapaliſchen Hof zu Kaſſel u. ſ. f. Alſo erklang, bald ſanft, bald im *Allegro furioso* die Zauber-Zither, und wer weiß, wie weit es damit gekommen, hätte nicht das große Schreckbild: Publicität, unter dem Schutze des furchtbaren Accords: Stimme des Volks, drohend den Finger erhoben! Zwar ward, um unberufene Schreier ſämmtlich einzuſchüchtern, ein neues Cenſur-Edict — nachdem lange genug ohne Cenſur pöbelhaft geſchimpft und geſchrieen worden — erlaſſen. Aber leider! bekümmerte man ſich ſchon in Goslar und Halberſtadt wenig, noch weniger in Leipzig, Berlin, Hamburg ꝛc. um die braunſchweigiſchen Cenſur-Geſetze und Anſichten! Der Widerſpruch gegen die neuen Projecten-Schmiede fand alſo zwar keinen Schutz in der zertrümmerten Landes-Verfaſſung; allein er fand ihn doch in der öffentlichen Meinung, die laut durch die Druckpreſſe zur Sprache gebracht werden konnte, und die man nicht geradezu anzutaſten wagte.

Einige Monate hindurch kämpfte Friedrich Wilhelm gegen jene mächtige Stimme für den Mann, dem er volles Vertrauen geſchenkt hatte, und dem er auch Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte. Erſt als die Ueberzeugung ihm zukam: jener hochgeprieſ'ne Staatskünſtler

habe ihm nur Wind für Wahrheit gegeben, beharrte er nicht länger darauf, den Unfähigen und mit dem Widerwillen aller Behörden Beladenen an der Spitze der Geſchäffte zu laſſen. Die Art und Weiſe aber, wie der geh. Rath Menz verabſchiedet wurde, macht Friedrich Wilhelms Herzen Ehre. Und, wer mag es tadeln, daß eine alte Schuld der Dankbarkeit, deren Gehalt F. W. allein richtig zu ſchätzen wuſte, mit fürſtl. Großmuth abgetragen ward? Wenn jene 20,000 Thlr., die Hr. M. erhielt, wirklich eine Ehren-Schuld betrafen, ſo kann nur ein Niederträchtiger dem verewigten Fürſten daraus einen Vorwurf machen: daß er lieber ein ehrlicher Mann bleiben, als zum hochgepriesenen Landes-Beſten den Schandfleck der Wortbrüchigkeit mit in's Grab nehmen wollte. O du vergötterte Finanz-Kunſt! ſchmähliches Geſchenk jener Politik, die zuerſt den Zahlen-Preis für Menſchenleben, wie für Ehre, Tugend und Verbrechen erfunden! Du nimmerſatter Gold-Hunger, der ſelbſt der Staaten moraliſches Mark ausfrißt, und aus verdorrten Eingeweiden doch nur kaltes todtes Metall wieder von ſich gibt, wenn werden wir Unglücklichen das Ende deiner verächtlichen Herrſchaft erleben!

Der verewigte Friedrich Wilhelm huldigte keineswegs der ſchmutzigen Goldgier; denn er wollte das Gold nur für höhere Zwecke. Bei gutem Willen und raſtloſer Thätigkeit fehlte ihm, (als Regent eines Landes, deſſen alte Verhältniſſe völlig zertrümmert waren, ohne durch feſte conſtitutionelle Formen erſetzt zu ſeyn,) nur Zeit, zur Beſinnung zu gelangen, um das leidenſchaftliche Treiben dann zu mäßigen, und Schein von Wahrheit, durch Beihülfe redlicher, wohlunterrichteter Perſonen, unterſcheiden zu lernen. Auch iſt es eine unleugbare Thatſache zur Bewahrheitung dieſer Behauptung: daß, obgleich bei'm Regierungs-Antritte des Herzogs faſt Alles vernachläſſigt worden war, um ihn gegen Deſpoten-Launen und die daraus nothwendig hervorgehenden Mißgriffe zu ſichern, er ſich dennoch in Jahresfriſt durch eignen Verſtand und Umſicht ſo weit zurecht gefunden hatte, dem erſten Eindruck, welchen die Dinge auf ſein lebhaftes Temperament machten, nicht mehr zu folgen, ſondern umſichtig die Meinung und den Rath erfahrner Männer darüber zu erforſchen. Wer aber Friedrich Wil-

helms Regenten=Fähigkeiten mit demſelben Maaßſtab meſſen will, der etwa in ſtaatsrechtlicher Hinſicht für Carl Wilhelm Ferdinands Regierungs=Maximen gelten mag; oder wer die Regierungs=Periode dieſes hochgebildeten Fürſten mit der ſtürmiſch=eiſernen Zeit, worin jener ohne Rath und ſich ſelbſt überlaſſen die Zügel des Regiments ergreifen muſte, unter eine Kategorie zu zwingen gemeint iſt, der hat weder jene noch dieſe Zeit begriffen. Darum iſt auch ſein Urtheil nichtig vor dem Richterſtuhle der Zeitgenoſſen, wie vor dem der noch unbeſangnern Nachkommen.

* * *

Der vormalige Cabinetsrath Römer hat uns durch eine rhapſodiſch=fragmentariſche Anekdoten=Sammlung den verewigten Friedrich Wilhelm hauptſächlich als Menſch zu ſchildern verſucht. Giebt jene Broſchüre überhaupt einen Total=Eindruck, ſo kann es, obwohl Römers Abſicht rein und untadelhaft war, nur ein widriger und für den Verewigten ungünſtiger ſeyn. Dieſes Urtheil wird jeder unbeſangne Leſer unterſchreiben. Der Biograph ſoll kein höfiſcher Schwätzer und Anekdoten=Jäger werden; aber charakteriſtiſche Anekdoten, die den innern Menſchen ausſprechen, oder dem Forſcher einen Blick in des vorgeführten Helden Gemüth, und gleichſam in ſeines Herzens Tiefen thun laſſen, die mag, die ſoll er aufnehmen und der Vergeſſenheit entreißen, wenn er ſich ihrer Wahrheit gewiß hält. Ob in Hrn. R. Broſchüre ſolche Anekdoten zu finden ſind, überlaſſe ich dem Urtheile verſtändiger Leſer. Hier mögen aber noch einige Züge ihren Platz finden, die viel eher zu dem vorgeſteckten Ziele richtiger Beurtheilung hinleiten können.

Friedrich Wilhelm konnte, weder als Jüngling noch als Mann, dem Schauſpiele, in welcher Form es auch gegeben wurde, Geſchmack abgewinnen. Einen ganzen Abend im Theater zuzubringen, war ihm daher der läſtigſte Zwang, den er kannte. Während ſeines Regenten=Lebens hat er ſich wenigſtens in Braunſchweig dieſen verhaßten Zwang nie aufgelegt. Hierin wich er alſo ganz ab von ſeinem Vater, zu deſſen Lieblings=Be-

luſtigungen das Theater ſo ſehr gehörte, daß er ihm, ſeinem Regierungs=Princip: der vorherrſchenden Sparſamkeit, zum Trotz, noch in den letzten Lebensjahren bedeutende Summen opferte, und ſich dabei ſogar von dem verächtlichſten franzöſiſchen Comödianten=Volke brüskiren ließ. Ja es gab Männer, die Carl Wilhelm Ferdinand zur Beſchwichtigung jener Menſchen, und zur Regulirung ihres Schuldenweſens eigens beſoldete; doch war ihnen dabei ſtrenge Verſchwiegenheit, wie bei einem Staats=Geheimniß, empfohlen.

Friedrich Wilhelms Vergnügungen waren einfacher. Vor allen liebte er ländliche Freuden ohne Kunſt und Pracht, und den fröhlichſten Tag während ſeines Regenten=Lebens hat er vielleicht zu Lehre, einem Dorfe zwei Stunden von Braunſchweig, gehabt. Dort lebte ſein Lehrer Berkhan als Prediger, in patriarchaliſcher Ruhe. Friedrich Wilhelm wohnte der Taufe des jüngſten Kindes ſeines alten Freundes bei. Auch des Herzogs Bruder war dort. Das Geſpräch drehte ſich meiſtens um Erinnerungen früherer Jahre. Des Ditfurthſchen Deſpotismus, der ſanften Liebe einer guten Mutter, der alten Verhältniſſe im Fürſtenhauſe, der jugendlich=leichtſinnigen Thaten und der erſten Verirrungen; aber auch der ausgeſtandnen Noth und des durchlebten Jammers und Elends gedachte man bei froher Becher Klang. Die Kinder des Hauſes ſpielten furchtlos=zutraulich um den geliebten Landes=Vater. Die Knaben liehen ihm ſeine Reitpeitſche ab und fragten: warum er denn keinen Stern an der Bruſt trage, der doch ſo ſchön flimmere? Die Mädchen ſtopſten ihm die Pfeife und brachten hüpfend den Fidibus. Nach der Mahlzeit faßte der Fürſt den ehrwürdigen Pfarrer unter'm Arm, und wanderte mit ihm durch's Dorf. Alt und jung, Mädchen und Jünglinge vernahmen da des guten Fürſten ſanften Zuſpruch. Er ſcherzte mit dem jungen Volke, den Alten aber gab er Troſt und fröhliche Hoffnungen auf eine ſegensreiche Zukunft. Keine Verſtellung, kein Zwang, keine eingelernte Popularität herrſchten bei dieſem Feſte, das der Herzog fröhlich, mit innig dankbarer Umarmung ſeines verehrten Lehrers, verließ. Frohes Jauchzen ſcholl hinter ihm her, als er im fliegenden Galopp den einfachen Pfarrhof und das ſtille Dorf bei einbrechender Dunkelheit verließ. Ich meine,

da erſchien Friedrich Wilhelm wirklich als Menſch, und es war unmöglich, den guten Menſchen dort in ihm zu verkennen.

Ein anderer Zug, der den guten Menſchen charakteriſirt, iſt jene ungeheuchelte, herzliche und zuvorkommende Liebe, welche Friedrich Wilhelm gegen ſeinen ältern Bruder, den Herzog Auguſt, hegte. Nicht nur war die Rückkehr dieſes Fürſten nach Braunſchweig für den Herzog ein wahres Jubelfeſt, wobei ſich ſeine lebhafte Theilnahme auf's herzlichſte ausſprach, ſondern man konnte dieſelben Empfindungen in dem Benehmen und in der Handlungsweiſe des Herzogs bei jeder Gelegenheit wahrnehmen, wo er mit dem Bruder zuſammentraf. Jeden ſeiner Wünſche ſuchte er zu errathen, und, noch ehe der Wunſch ausgeſprochen wurde, ihn zu befriedigen. Auch behielt der Herzog Auguſt die uneingeſchränkteſte Freiheit, von allem höfiſchen Zwange entfeſſelt, ganz nach ſeiner Neigung zu leben. Friedrich Wilhelm ſelbſt hielt dieſe Freiheit für des Lebens höchſtes Gut. Er hatte ſich einen angenehm gelegenen, doch durchaus nicht koſtbaren Garten, der von dem fürſtl. Garten nur durch einen ſchmalen Arm des Ockerfluſſes getrennt war, angekauft, und war Willens die Anlage noch zu erweitern, um ſie zu einem der ſchönſten Luſtörter in Braunſchweigs Nähe umzuwandeln. In jenem Garten, wohin er ſich oft allein in einem kleinen Kahne überſchiffte, lebte er ſich ſelbſt und ſeinen ſtillen Freuden. Wer ihm dort zuſprach fand nicht den Fürſten, ſondern den anſpruchloſen Privat-Mann. Der Oſtentation und Pracht gab er ſich nur hin, wenn höhere Staats-Zwecke es erheiſchten. Aber auch in dieſen glänzenden Zirkeln war er der angenehmſte, liberalſte Wirth, der unterhaltendſte Geſellſchafter, der humanſte Familien-Vater. Sein ganzes Volk hielt er für ſeine Familie, doch leider verſtand nur der kleinſte Theil deſſelben eine ſolche Humanität recht zu würdigen, und verleidete nur zu oft dem guten Vater die liberale Entäußerung ſeiner Fürſten- und Herrſcher-Würde!

Ich habe Züge des guten Menſchen gezeichnet, welche auch die giftigſte Verleumdung nicht wagen wird auszulöſchen. Ich will einen Zug des kräftigen, edlen

Menſchen, worauf ſich wahrhaft große Hoffnungen grün-
den ließen, hinzufügen. Lange vor ſeiner Rückkehr in
die väterliche Heimath, ging Friedrich Wilhelm, be-
ſonders durch Veranſtaltung der nichtswürdigen weſtphä-
liſchen Deſpoten-Knechte, das Gerücht vorauf: daß er
in England ein höchſt diſſolutes Leben führe, und dem
Trunke ſehr ergeben ſey. Er kam; man beobachtete ihn
im Stillen, und mußte geſtehen: daß er höchſt mäßig lebe,
und beſonders in Anſehung ſtarker Getränke die ſtrengſte
Aufmerkſamkeit beobachte. So weit ging dieſe Aufmerk-
ſamkeit, daß er bei'm fröhlichſten Gelage nie über vier bis
fünf Gläſer trank. Auf dem erſten Zuge nach Brabant,
im Anfange des Jahres 1814, wagte es ein alter Offizier,
der ihn ſchon als Knaben gekannt und mit ihm in vertrau-
ten Verhältniſſen gelebt hatte, jene auffallende Enthalt-
ſamkeit zur Sprache zu bringen. — „Sie haben Recht,
lieber **, erwiederte der Herzog. Ich achte ſtreng auf
mich ſelbſt. In England that ich es nicht, und ich kenne
das Gerücht. Auch iſt es nicht ganz ohne Grund. Aber
einen feſten Eid habe ich mir ſelbſt von dem Augenblick
an, wo ich mein Erbland wieder erhielt, geſchworen:
fortan nie die Schranken der Mäßigkeit zu überſchreiten;
und ich werd' ihn halten, den heiligen, feſten Schwur."

Und er hat ihn gehalten! Er iſt Herr geworden über
eine Leidenſchaft, deren Beſiegung zu den ſchwerſten Auf-
gaben der moraliſchen Diätetik gehört. Man könnte ſa-
gen: nicht hat die Sünde ihn, ſondern er hat die Sün-
de verlaſſen. Er hat ſie beſiegt, und iſt Herr worden
über ſich ſelbſt. Das kann nur ein feſter, ſtarker Charak-
ter! Ein ſolcher Zug iſt mehr werth als tauſend Anek-
dötchen, für den Pſychologen, für den ernſten, Wahrheit
liebenden Menſchen-Beobachter. Und wenn irgend et-
was den Glauben verbürgt: Friedrich Wilhelm wäre
für die Folge ein trefflicher, ganz für ſeine Zeit paſſender
Regent geworden, ſo iſt es jene Thatſache.

* * *

Daß er ein Held im wahren Sinne des Worts ge-
weſen; daß ſeine und des Vaterlandes Ehre ihm als das

höchſte Gut erſchienen, und daß er Alles daran geſetzt, dieſes heilige Kleinod unbefleckt zu bewahren, wird wohl der ſchändlichſte Neid nicht zu beſtreiten unternehmen. Er war kein großer Feldherr in dem Sinne des Worts, welchen die neuere Kriegskunſt erfunden hat. Das Umfaſſende großer combinirter Operations-Plane, wobei man ſich mit Hunderttauſenden auf Hunderten von Quadrat-Meilen herumtummelt, war nicht ſein Fach. Aber er war ein trefflicher General in Ziethens, und ſelbſt in Blüchers Geiſt. Als ſolcher hat er ſich in der furchtbaren Schlacht am 16ten Junius 1815 bewieſen. Was Ziethen bei Hochkirchen war, das war er dort bei Quatre Bras. Man muß den Bericht des Marſchall Ney mit Bedacht leſen, um völlig überzeugt zu werden, daß nur die aufopfernde Tapferkeit, womit Friedrich Wilhelms heroiſches Vorbild ſeine jungen Truppen begeiſterte, den Durchbruch der Franzoſen nach Brüſſel vereitelte, und eine ſolche Schlacht, als die entſcheidende am 18ten Junius wurde, möglich machte. Der Glaube begeiſterte ihn. Für deutſche Freiheit und Vaterland verachtete er darum den Tod, der aus hundert Mord-Schlünden ihm entgegen brüllte, und er fiel in dem ſchönſten, heiligſten Beruf, worin je ein deutſcher Fürſt, ein deutſcher Held fallen kann. Würde nicht, ohne ſein Vorbild in Anſchlag zu bringen, eine ſolche ausharrende Tapferkeit, als die braven Braunſchweiger in jener Schlacht bewieſen, ein unerklärbares Wunderwerk ſeyn? Focht nicht der Feind mit ausgeſuchten, kriegegeübten und der Zahl nach weit überlegenen Schaaren gegen jene jungen, größtentheils zum erſten mal in's Feuer geführten Truppen! Möchten ſie ohne Friedrich Wilhelm wohl dem erſten furchtbaren Andrange der geharniſchten Reiter des Welttyranneŋ widerſtanden haben, da es ihnen ſogar an Geſchütz fehlte?

Ehre und Dank alſo dem Helden des Vaterlandes! Wenn des Spartaners Leonidas, wenn des Römers Curtius, wenn des Schweizers Arnold Winkelried Thaten unvergänglich prangen im Buche der Menſchen-Geſchichte, ſo wird auch dein Name, und was du thatſt nicht verhallen: o Friedrich Wilhelm von Braunſchweig! Und wenn die hochgeprieſene

Finanz-Kunſt nicht ſo viel herauszurechnen vermag, daß dein dankbares Volk dir ein würdiges Denkmal errichte, ſo wird dennoch im hehren Tempel der Geſchichte zu deiner Ehre ſtets das heilige Wort erſchallen:

Exegit monumentum aere perennius!

Digitized by Google

Carl Ludwig von Woltmann.

Selbſtbiographie.

Digitized by Google

Carl Ludwig von Woltmann

ward gebohren am neunten Hornung 1770 zu Oldenburg im ehemaligen weſtphäliſchen Kreiſe. Seine Mutter liebte ihn vorzüglich unter ſechs lebenden ältern und jüngern Brüdern und Schweſtern. Allein er verlor ſie im ſechſten Jahr ſeines Alters. Sie ſtarb an der Auszehrung; eine überaus lebensluſtige Frau, einige dreißig Jahr alt. An ihrem Sterbetage ließ ſie die Kinder in ihrem Zimmer zum Mittag eſſen, war da noch ganz die ſorgſame Hausmutter, und ſpähte mit ihrem todtenbleichen Geſicht, den noch nicht erloſchenen feurigen ſchwarzen Augen beſonders hervor, ob ihr Lieblingskind hinlänglich verſorgt ſey.

Sie war aus Hildburghauſen gebürtig und hieß Armbruſt, und ſein Vater hatte ſie zu Jena kennen lernen, wo derſelbe eigentlich nicht ſtudierte, ſondern nur mit einem jungen Grafen Lynar anweſend war, zu deſſen Vater, dem bekannten Staatsmann und Diplomatiker, ihn der eigene rege Trieb gebracht hatte. Er war ein Bauerknabe aus dem Bremiſchen, hart an der Weſer, kam durch Verbindungen eines dortigen Edelmanns zu der däniſchen Poſt in Hamburg, und von da zu dem königl. däniſchen Statthalter in den Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt. Lynar, der in den wichtigſten Staatshändeln gebraucht war, ſcheint jenen Poſten nur als einen Beweis von Ungnade erhalten zu haben. Er war rüſtig auf demſelben, in ſeinem Hauſe noch vielſeitiger und mit

überwiegender Perſönlichkeit. Die bitterſten Satyren auf die lebenden gekrönten Häupter und Staatsmänner theilte er daſelbſt eben ſo mit, wie erbauliche Predigten, deren Abfaſſung ihn viel beſchäfftigte. Der Vater Woltmanns, welcher ſich durch Naturanlage und unveranlaßten Fleiß einen ausgebildeten Vortrag und eine ſchöne Declamation erworben hatte, mußte die Predigten ſeines Gebieters in erleſenen Privatgeſellſchaften halten.

Das Verhältniß deſſelben zu einem ſo geiſtvollen Weltmann, Gelehrten und Diplomatiker, iſt für den Sohn und ſeine erſte Bildung nicht unergiebig geblieben. Wie erfüllt war dieſer als Knabe von der Geſchichte, dem Bilde der Höfe, an welchen der Statthalter Geſandte geweſen, der Univerſitäten Halle und Jena, die der Vater im Gefolge eines der jungen Grafen beſuchte, des ſiebenjährigen Krieges, durch deſſen Streifpartheien er einen andern nach Berlin führte, und dieſer Stadt Friedrichs des Großen! Die Phantaſie des Knaben wurde dort ſchon einheimiſch, wo der Jüngling und Mann nachher viele Jahre verlebt hat.

Sein Vater hatte Alles mit Geiſt, und noch mehr mit Gemüth aufgenommen, was die Erzählung bewies, die in ihrer Anſpruchsloſigkeit voll von Leben der Perſonen, der Gegend, der Eigenthümlichkeit der Geſchichte war. Die Art des Vortrags mancher berühmter Profeſſoren zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges, aus Halle, Jena und auch Leipzig, ward dem jungen Woltmann anſchaulich. Vorzüglich hatte ſich der Vater für die Theologen intereſſirt, und Struenſee, von deſſen genialen Söhnen der eine Dänemark ſo ſehr erſchütterte, als der andere Preußens Wohlſtand kaum vor dem Einſturze deſſelben befeſtigte, war mit der gewaltigen Figur, der ungemein ſtarken Stimme für ihn gleichſam ein Donnergott der Beredtſamkeit.

Jenes theologiſche Intereſſe hing damit zuſammen, daß die Lynarſche Familie, in Verwandtſchaft und Verein mit der reichsgräflichen Reußiſchen, in den religiöſen Ton der Herrnhuter ſtimmte. Von ihm und dem frömmſten Sinn durchaus erfüllt, von eignem dichteriſchen Geiſt in Schwung gehalten, hatte der Vater mit einer unbeſchreib-

lich anmuthigen Erinnerung alle Perſonen umfaßt, welche irgend bei ausgezeichneten Gaben das Colorit der Frömmigkeit annehmen wollten. Wenn er Gellert beſchrieb, welchen er am Hofe einer Gräſin von Reuß ſah, und zugleich, wie in jenen Tagen die Gewitter unter ihnen an der Höhe, auf der ſie lebten, wegzogen, war ſein Mund ſo beredt und ſeine Sprache ſo ſchön, daß zu bedauern iſt, ſie durch keine Schrift mehr feſthalten zu können.

Durch ſolche und andere Schilderungen des Vaters, durch ſeine Erzählungen aus Lynars Leben, den ſeine Bewunderung und Verehrung unter die größten Staatsmänner zählte, ward der Knabe inniger angezogen als ſeine Geſchwiſter, und gewann ſo die erſte dunkle Vorſtellung von einem gelehrten und ſchriftſtelleriſchen Leben, von diplomatiſchem Treiben, politiſchen Handlungen. Noch ward ſeine Phantaſie ganz in dem Norden gefeſſelt, und Kopenhagen wurde für ihn der beſtimmteſte Schauplatz der großen Welt. Aber nicht Katharina die zweite, deren Perſönlichkeit von Lynar ſtets mit den bitterſten Bemerkungen geſchildert war, nicht Friedrich von Preußen, deſſen Siege, vorzüglich den bei Roßbach, der Erzähler mit immer neuem Feuer beſchrieb, öfter mit dem behaglichen Zuſatz, daß der große Held den frommen Gellert vor allen geehrt habe, auch nicht Ferdinand von Braunſchweig, der ſich beſonders dadurch anempfahl, daß Friedrich ihn beneidet haben ſollte, wurden Helden des unermüdet horchenden Sohnes: auf ihn machte der unglückliche Struenſee den größten Eindruck, welchen der Vater als einen der Medicin Befliſſenen zu Halle gekannt und unerträglich gefunden hatte; der lange, ſchlaffe Jüngling habe nur an unnütze Streiche gedacht. Sein Aufſteigen zu ſolcher Macht, die Erſchütterung des däniſchen Reiches durch ihn, ſeine Verbindung mit der Königin, und beſonders ſein tragiſches Ende, erweckten die ganze Theilnahme des Knaben; der Ausgang, welcher ihn hätte ſchrecken ſollen, reizte noch mehr zu der Vorſtellung, daß er däniſcher Staatsminiſter werden müſſe, welcher Wunſch indeß durch einen andern hart bedrängt wurde. Wenn ein Mann wie Graf Lynar, meinte er, Predigten abfaßte, die geprieſen wurden, ein Mann wie ſein Vater ſie mit Beifall vortrug: ſo ließe ſich dieſer Ruhm vereinigen, und es müſſe nichts Geringes ſeyn, heilige Reden ſelbſt zu verfertigen und

mit feuriger Würde vorzutragen. Er wollte ein berühmter geiſtlicher Redner werden, und dieſen Wunſch, den er nicht verſchwieg, indem er von Kopenhagen, dem Staatsminiſterium nichts verlauten ließ, genehmigte ſein Vater mit Freude.

Unvergeßlich, für ſeine ganze künftige Richtung entſcheidend, ſtellen ſich ihm die einſamen Abendſtunden dar, welche er vier oder fünf Winter hindurch nach dem Tode ſeiner Mutter mit einem ſolchen Vater zubrachte. Dieſer hatte, obgleich in der Blüthe der männlichen Jahre, aus Liebe für ſeine Kinder nicht wieder geheurathet, und widmete ihnen alle Zeit, die ihm von Geſchäfften übrig blieb, verwendete nur auf ihre Ernährung und Erziehung die geringen Einkünfte ſeines kleinen Amtes bei dem oldenburgiſchen Landgericht. Vor ſieben Uhr der Winterabende ward kein Licht angezündet, und gern ſah der Knabe ſeine Geſchwiſter zu Nachbarn ausfliegen, wenn die Dämmerung einbrach. Er ſaß in einem Winkel der finſtern Stube, wo der Vater auf und ab ging, ſeine Erzählungen begann, ein ſchönes geiſtliches Lied herſagte, mitunter leiſe und innig voll Wohllaut ſang, auch wohl von ſeinen eigenen Gedichten einige Strophen ſprach, beſonders gern ſolche, worin er das Andenken ſeiner ſeligen Frau gefeiert. Es verging kein Jahr, daß er nicht ein Trauerlied auf ihren Sterbetag gedichtet hätte. Durch den Schmerz um ſie veredelte ſich ſeine poetiſche Gabe, die ihm zuerſt durch begeiſterte Frömmigkeit verliehen war. Kein anderer Stoff als Liebe und Religion war in dieſen Gedichten, die im eigentlichſten Sinn nur um ihrer ſelbſt, nur des Dichters willen geſungen wurden, denn Niemand hat ſie geleſen oder gehört, als nur der einzige Sohn, welcher ſich des lyriſchen Schwunges in manchen, vor allen in den Geſängen am Pfingſtfeſte, noch wohl erinnert. In ſeiner Abweſenheit ſind ſie ſpäterhin mit andern Papieren an einen Krämer verkauft; ſelbſt ein Paar Geſänge, worin der 81jährige Greis die Fügung der Vorſehung mit ſeinem Leben dankbar pries, ſind durch ein Verſehen mit andern Papieren verbrannt.

Die Grundlage ſeiner Bildung erhielt Woltmann ſo durch ſeinen Vater; am meiſten verdankt er demnächſt einem Mann, welcher durch eine glückliche Fügung zwei-

mal

mal ſein Lehrer am oldenburgiſchen Gymnaſium ward. Kruſe, als Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften, und vorzüglich durch ſeinen hiſtoriſchen Atlas berühmt, aus dem Oldenburgiſchen gebürtig, und auf dem Waiſenhauſe zu Halle gebildet, begann ſeine Laufbahn als unterſter Lehrer der lateiniſchen Sprache am Gymnaſium ſeines Vaterlandes. Seine Gabe zur Erziehung war außerordentlich, und wie tief ſein Beiſpiel und ſeine Lehre bei den Knaben fruchteten, zeigte ſich am beſten, als dieſelben zwei Claſſen höher, wohin er inzwiſchen als Lehrer vorgerückt war, wieder zu ſeiner Unterweiſung kamen. Die vierte Claſſe, in welcher ſie unterdeß ein Paar Jahre zugebracht hatten, war durch die ſchlechteſte Methode, die im Allgemeinen auf dem Gymnaſium herrſchte, durch Schwäche und das faſt erloſchne Wiſſen eines alten Lehrers ganz geeignet, die Sitten und Kenntniſſe der trefflichſten Jugend verwildern zu laſſen; und dennoch, als jene zu dem Subrector Kruſe kamen, waren ſie an guter Art und Kenntniß in der Richtung gewachſen, die er ihnen gegeben hatte. Mit einem pragmatiſchen, und doch ſo zarter Jugend, wegen ſeiner Einfachheit, verſtändlichen Geiſte trug er die Geſchichte vor, und die ärgſte Strafe womit er eine Unart ſeiner Schüler ahnden konnte, beſtand darin, daß er den Vortrag einer hiſtoriſchen Stunde in eine Reihe von trockenen Notizen, in jene den Deutſchen nur zu wohlbekannte hiſtoriſche Nüchternheit verwandelte. Hier faßte Woltmann zuerſt Liebe für die Hiſtorie, aber auch den größten Abſcheu gegen eine geiſtloſe Behandlung derſelben.

Er hatte das Glück lange in dieſer Claſſe zu verweilen, und wie er ſie verließ, ward Kruſe zum Erzieher der Söhne des Herzogs von Oldenburg berufen. Auch in den alten Sprachen hatte dieſer vortreffliche Mann gründlich unterwieſen; aber es war nicht möglich, durch den öffentlichen Unterricht auf dem Gymnaſium zu einer feſten, wohlgeordneten Kenntniß in irgend einer Wiſſenſchaft und Sprache zu gelangen, weil dem Claſſengebäude kein durchgreifender Lehrplan zum Grunde lag. Selbſt das Studium der alten Litteratur war in den beiden höchſten Claſſen auf das curſoriſche Leſen einiger Autoren und unbedeutende lateiniſche Ausarbeitungen beſchränkt. Kein griechiſcher Dichter ward auf dem Gymnaſium geleſen, in

einer langen Reihe von Jahren kam man nicht über das griechiſche neue Teſtament und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates hinaus. Die Geſchichte ward in der erſten Claſſe ſo vorgetragen, daß ſelbſt der Enthuſiasmus, welchen Kruſe für ſie geweckt hatte, nicht vorhalten wollte.

Durch das Beiſpiel ſeines Vaters früh gewöhnt, aus eignem Trieb zu lernen, und das Gedachte, Empfundne in einer eigenthümlichen Geſtalt darzuſtellen, durch den genannten trefflichen Lehrer wegen ſolcher Weiſe gelobt und in ihr ermuntert, wandte der Jüngling ſeinen Fleiß von dem Gang des öffentlichen Unterrichts ſo viel wie möglich ab, übte ſich in den alten Sprachen mit großer Privatanſtrengung, doch leider ſtets mit Ueberſpringung des Leichten und des früher zu Erlernenden.

Tacitus, Homer und Sophokles wurden zu früh ſeine Lieblings-Autoren, und er verfaßte mit Leichtigkeit lateiniſche und griechiſche Gedichte über wichtige Gegenſtände und Figuren der alten Welt, ohne wenigſtens in der griechiſchen Sprache der Grammatik mächtig zu ſeyn, und auch nur eine dürftige allgemeine Kenntniß von dem Alterthum zu beſitzen. Dies hat den großen Nachtheil gehabt, daß er ſich überhaupt gewöhnte, das menſchliche Wiſſen zu verwegen zu handhaben.

Zum Glück widerfuhr ihm noch in den erſten Jünglingsjahren die Demüthigung, daß er ſich die klägliche Lückenhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe nicht verbergen konnte. Ein Schüler von Heyne, durch gefühlvolle Gedichte bekannt, Uelzen, war als Hofmeiſter des unglücklichen, bei Beginn der deutſchen Freiheit als Märtyrer gefallenen v. Berger nach Oldenburg gekommen, und hatte den Cyclus philologiſcher und hiſtoriſcher Studien von einer Univerſität wie Göttingen mitgebracht. Durch Privatſtunden und die Freundſchaft dieſes lebhaften jungen Gelehrten ward Woltmann mit jenem Reichthum von Wiſſen bekannt, eben ſo ſehr ſtaunend und erfreut, als beſchämt.

Dieſer Zeitpunct fiel in den Winter und Sommer von 1787 und 1788, das letzte Jahr, welches er in Ol-

denburg vor ſeinem Abgang auf die Univerſität zubrachte. Das Gymnaſium beſuchte er nicht mehr, immer in dem beſten Vernehmen mit dem biedern Rector Manſo, deſſen Wohlwollen, Geradheit, mannigfaltiges Wiſſen, den Mangel an Geſchmack und Wiſſenſchaftlichkeit nicht erſetzen konnten. Allein die glückliche Veränderung, welche zu jener Zeit in ihm vorging oder gewiſſermaaßen vollendet wurde, war durch Fügungen vorbereitet, deren Erinnerung ihn ſo mit Dank, als der angenehmſten Freude erfüllt.

Bei einer öffentlichen Prüfung, wo er eine Ode von Horaz überſetzte, hatte er die Aufmerkſamkeit des Regierungsraths von Halem auf ſich gerichtet, ebendeſſelben, der als vielſeitiger Schriftſteller, Dichter und Hiſtoriker geachtet iſt, als Menſch und oldenburgiſcher Patriot, der ſich um ſein kleines Vaterland jedes mögliche Verdienſt erwarb, bei weitem nicht genug belohnt. Dieſer Mann, der unter vielen Berufsgeſchäfften ſelbſt noch für das Studium des Alterthums nachholte, was ſeine Erziehung verſäumt hatte, pflegte von da an jedes Keimen von Talent in dem Jüngling, und geſtattete ihm den Gebrauch ſeiner Bibliothek, die an ſchöner Litteratur reich war. Zu ihm faßte derſelbe bald Vertrauen genug, um ſeine poetiſchen und proſaiſchen Verſuche, die bisher nur ſein Vater und einer ſeiner Mitſchüler, Anton Gramberg, kannten, einer ſchärfern Kritik zu unterwerfen. Dieſe unſchätzbare Verbindung ward inſonderheit Anlaß, daß Gedichte des funfzehn- und ſechszehnjährigen Jünglings in dem deutſchen Muſeum, dem deutſchen Merkur und anderweitig erſchienen. Sie ſind Zeugen von einer trüben und ſchwermüthigen Stimmung, von welcher damals er ſich allmählig loszuwinden begann, und mit deren zu großer Weichheit er auch als Mann noch immer zu kämpfen hatte.

Gebohren in einer Natur, deren Lieblichkeit und Oede von Sümpfen aufſteigende Nebel gewöhnlich verhüllten, durch den Tod einer geliebten Mutter früh wehmüthig geſtimmt, von Krankheiten und Kränklichkeit ohne Unterlaß heimgeſucht, durch den ernſten, einſamen Vater als Knabe mit den Bildern einer großen Welt, doch nur einer nordiſchen, vertraut, wo die Heiterkeit gewiß nicht heimathlich, in die Feſſeln des frömmſten chriſtlichen Sinnes ge-

ſchlagen, faſt nur mit Dichtern, wie Gellert und Klopſtock, bekannt gemacht, wie wollte er zu heitrer Kunſt und Wiſſenſchaft emporkommen? Hölty's Gedichte kamen in ſeine Hände; eine helle nordiſche Blume, doch auch unter Froſt und Schwermuth gediehen, und was ſie an Heiterkeit geben konnten, ward durch Oſſian gänzlich verſchlungen. Vielleicht iſt er nur einmal in ſeinem Leben, nur von dieſem Barden im eigentlichſten Sinn beſeſſen geweſen. Er überſetzte ihn vielfach, ahmte ihn auf alle Art nach; ſchwärmte mit Bildern aus ihm an ſchauerlichen Abenden umher, beſuchte mit einer Wehmuth, die mit oſſianiſchen Vorſtellungen durchwebt war, in vielen Stunden ſpäten Abends den Kirchhof, wo ſeine Mutter begraben lag, und beſonders wurden die Wolkenbilder des ſtürmiſchen Himmels die Heimath ſeiner Phantaſie.

Seit ſeinem funfzehnten Jahr gewann ſeine Geſundheit Dauer, und daß ſeine Natur zu friſcher Kraft und friſchem Genuß des Lebens durch die nebligen Eindrücke vordringe, verrieth ſich auf eine nicht lobenswerthe Weiſe. Er empfand einen unwiderſtehlichen Hang zur Satyre, lächerliche Eigenheiten und Züge von ſeinen Mitſchülern wurden ihm Stoff zu komiſchen Epopöen. So viel er ſich erinnert, athmeten dieſe Gedichte nur Luſtigkeit, keine Bösartigkeit; auch hielt er ſie geheim, wiewohl doch geſchah, daß einer ſeiner Freunde eins derſelben erhaſchte, und bei den Declamirübungen dem argloſen Rector wie ein abſichtloſes Gedicht zum Ergetzen der Claſſe und zur Kränkung des geſchilderten Helden vortrug.

Zu gleicher Zeit äußerte ſich die Verändrung ſeines Innern noch auf eine andere, eben nicht lobenswerthe Art. Die religiöſen Gefühle traten ganz in den Hintergrund ſeiner Seele; er begann die Offenbarung und das Chriſtenthum nur als Hiſtoriker zu nehmen. Ihm war in der neuen Freiheit ſo überſchwänglich wohl, daß er ſelbſt keiner weltlichen Verhältniſſe eingedenk war, und das Leben an ſich, die Erde viel zu ſchön fand, um wegen einer überirdiſchen Welt Sorge zu tragen.

Schon bei dem erſten Beginn dieſer Umwandlung hatte er ſeine Beſtimmung zum geiſtlichen Redner von ſich geworfen, und die hebräiſche Sprache aufgegeben, deren

er ſich bis dahin befliß. An den däniſchen Staatsminiſter kam nun auch die Reihe, da die politiſche Welt der Alten ihn mit ſolchen Bildern erfüllte, daß alles Treiben der neuern Höfe ihm unbedeutend und geſtaltlos erſchien. Ueberdies ward ihm durch eine neue Bekanntſchaft Kopenhagen und das Staatsleben daſelbſt zu nahe gerückt, um den alten Zauber über ſeine Phantaſie behaupten zu können.

Unter den deutſchen Dichtern ſagte dem Jüngling, nach Klopſtock und Hölty, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg vorzüglich zu. Keinen berühmten Mann hat er mit ſolcher Erſchütterung zum erſtenmal geſehen, als dieſen Dichter. Er verſammelte ſeine Mitſchüler um ſich, wo man denſelben erblicken konnte, und zeigte ihn mit Staunen. Endlich ergoß er ſeine Bewunderung in ein Gedicht, welches Halem an Stolberg nach Neuenburg ſandte, wo er herzoglicher Landdroſt war. Von nun an bewies der hochherzige Dichter dem Jüngling die freundlichſte Theilnahme, lud ihn ein Paarmal auf längere Zeit zu ſich, und belehrte ihn auf Spaziergängen, durch gemeinſchaftliches Leſen, in den mannigfaltigſten Geſprächen, über das Weſen dichteriſcher Arbeiten, über die Alten, vorzüglich Homer und Aeſchylus, über die vornehme und politiſche Welt unſerer Zeit, von welcher die nordiſche ihm vorzüglich bekannt war. Dieſe Tage bei Stolberg, im anmuthigen Kreiſe ſeiner Agnes und ihnen nah verwandter Frauen, gehören zu dem reinſten Glück, das dem Jüngling geworden. Hier erhielt er zuerſt ein Bild von feiner, geiſtreicher Geſelligkeit, nach welcher er ſich ſtets zurückſehnte, die er gern im Leben aufſuchte, ſelten fand, und beinahe nur in den vornehmſten Ständen.

Glücklicher kann Niemand ſeyn, als er in jenem Zeitpunct war. Durch Uelzen, Halem und Stolberg in die höhern Kreiſe der Litteratur geführt, täglich durch eigne Arbeit und Darſtellung ſich ſeiner Kraft bewußt, in der Odyſſee, die er faſt auswendig wußte, immer lebend und webend, vor deren Klarheit auch das fernſte Nebelgebild wich, die Freude ſeines gütigen Vaters, welcher in der Bildung, ſo viel thunlich, mit ihm vorwärts ging, in frohſter Erwartung des Univerſitätslebens zu Göttingen

und der dort aufgehäuften Schätze der Wiſſenſchaft, arbeitete er ununterbrochen und genoß ununterbrochen.

Seine ſinnigſten Stunden hatte er in einer alten Linde hinter dem Hauſe ſeines Vaters, wo er die Odyſſee las oder ſich ſelbſt irgend ein idylliſches Epos dichtete. Damit er nicht ganz ohne Gefahr bei ſeinem Leben mit einem ſo ſehr gefährdeten Helden bliebe, fiel er dort einmal in den Garten des Nachbars hinab, was ihm zurückrief, wie er zwei Jahre vorher, als er ſich einzig durch Klopſtock bildete, im zweiten Stock des väterlichen Hauſes, aus dem Meſſias declamirend, auf der Fenſterbank ſaß, den Rücken an ein Fenſter gelehnt, und dieſes, welches nicht eingehakt war, plötzlich aufging, ſo daß er ſich kaum hielt, um nicht rücklings hinabzuſtürzen.

Im Herbſt des Jahres 1788 ging er nach Göttingen. Seinen Vater verließ er mit dem feſten Entſchluß, einem ſolchen Vater ſo viel Freude zu machen wie möglich, und dies überwog den Schmerz der Trennung; ſeine Schweſtern waren zu fern von ſeinem Treiben, ſein Bruder zu jung, als daß die Scheidung von ihnen ſehr ſchwer hätte ſeyn können. Seinen ältern Bruder hatte er ſeit drei Jahren verloren, den wilden, ungebändigten, aber braven Jungen, ohne Falſch und Tücke. Bei'm Uebergang in die zweite Claſſe hatten ſie ſich auf dem Gymnaſium getrennt, und jener war in eine Schreibſtube gegangen, wo er ſich zu Bedienungen, wie die väterliche, vorbereiten ſollte. Früh am Weihnachtsmorgen erhalten ſie die Nachricht, daß er verſchwunden ſey, wobei der Principal als Grund angiebt, daß er ihn bedroht habe, ſein leichtfertiges Reden mit dem weiblichen Geſinde des Hauſes dem Vater zu ſagen. Schaam und Scheu darüber waren ſo ſtark bei dem trotzigen Jüngling, daß er zu dem äußerſten Mittel griff. Anfangs hatte man keine Spur von ihm, aber in drei Tagen ging die Nachricht ein, daß er nach Elsfleth gewandert, dort einen Schifferjungen dahin gebracht hatte, mit ihm über die noch nicht ganz zugefrorne, faſt eine halbe Meile breite Weſer zu gehen, ſo daß ſie über Stellen, wo das Waſſer noch ſtrömte, auf langen Hakſtöcken klommen. Er kam nicht nach Oldenburg zurück, ſondern ging von den Verwandten des Vaters jenſeits der Weſer nach Holland in den Seedienſt, wo er bald das Ende ſeines ungeſtümen

Treibens fand, beweint von ſeinem Bruder, dem er in allem Streit der Jugend wie ein ſtarker Schirm mit dem ungeſäumteſten Feuer zur Seite geſtanden.

Als Woltmann zu Göttingen ankam, hatte er nur den Plan, Alles zu lernen, was ihm behagte, und die Jurisprudenz für die ſogenannte Brodwiſſenſchaft gelten zu laſſen, die er verfolge; er meinte es in ſo fern redlich mit ihr, weil er glaubte, durch ſie für die freiere Wahl des künftigen Lebens am beſten ausgeſtattet zu ſeyn. Spittler, an den er empfohlen war, wies ihn an Hugo, der kaum Profeſſor geworden. Die Art, wie dieſer ſcharfſinnige Juriſt ſeine Wiſſenſchaft hiſtoriſch und kritiſch, nur auf den claſſiſchen Text der großen römiſchen Rechtsgelehrten fußend, behandelte, erregte ſo den juriſtiſchen Eifer des Jünglings, daß Hugo und auch wohl Spittler glaubten, einen künftigen Lehrer der Rechtsgelahrtheit in ihm heranwachſen zu ſehen. Allein für ſolche planmäßige und beſchränkende Studien war er keineswegs reif und geeignet. Er vernachläſſigte bald die juriſtiſchen, wie alle übrigen Vorleſungen, nachdem er ihnen eine Zeit lang mit übermäßiger Anſtrengung obgelegen. Die Sitte ſeiner Jugend, durch Privatſtudium Alles erreichen zu wollen, ward einem Plane ſeines Univerſitätslebens ſofort verderblich. Einige äußere Umſtände verſtärkten dieſe Gewohnheit.

Sein Vater verwandte vielleicht den dritten Theil ſeiner Einkünfte allein auf ihn; der Herzog von Oldenburg hatte ſeine Studien mit einem Geſchenk unterſtützt, aber der Aufwand des Lebens auf einer Univerſität wie Göttingen, war damit keineswegs gedeckt. Wie er das Honorar für die Vorleſungen erſchwingen ſolle, ſah er nicht ein; und wiewohl die vorzüglichſten Profeſſoren bei der geringſten Ahndung von ſeiner wirklichen äußern Lage ihm ohne irgend eine Zahlung ihren Hörſaal freundlichſt öffneten, machte er ungern Gebrauch von ihrer Güte, zumal da er Gründe ſuchte, ſeine Neigung zum ganz unabhängigen Studiren zu beſchönigen. Dazu kam, daß Heyne ihn unter die Zöglinge des philologiſchen Seminariums aufgenommen hatte, wiewohl deſſen Stiftung und Wohlthaten eigentlich der Bildung künftiger Schullehrer und Philologen geweiht waren. Ihm behagte ſehr, dort einiger-

maaßen ſelbſt ſchon den jungen Gelehrten zu ſpielen, und er wandte ſich gern von der Jurisprudenz immer mehr zur Philologie, die ihm urſprünglich mehr zuſagte, und bereits einen Theil ſeiner äußern Bedürfniſſe ſicherte. Von Stolberg war er als ein Jünger der Muſen an Bürger empfohlen, deſſen naive Genialität er unbeſchreiblich liebgewann. Er vergaß alle Vorleſungen, wenn dieſer Meiſter ſeine Gedichte lobte, ſie einer Stelle in ſeinen Muſen-Almanachen würdig erklärte; und wie nun die Frühlingstage anbrachen, der Jüngling, der nur in einem Lande gelebt wo kaum ein Sandhügel erblickt wurde, auf die Berge hinausſtreifen konnte, zu den Trümmern der Pleſſe, ein Gartenhaus an der Leine bezog, und ſich hier in die Wolluſt der eigenen Arbeit verſenkte, da war ein planmäßiges Hören von Vorleſungen für immer aufgegeben.

Durch einen kleinen Umſtand ward er in dieſem tadelnswerthen Entſchluß beſtärkt. Die ſpaniſche Sprache und Litteratur reizten ihn ſehr, und um mit ihnen leichter bekannt zu werden, nahm er Privatunterricht bei einem Italiäner, Calvi genannt, der keinen Begriff von der Grammatik hatte. Der alte Mann war ſtets in Mangel und ſchlug ſeinem Schüler vor, daß derſelbe unter ſeinem Namen, da er doch Lector der italiäniſchen Sprache auf einer berühmten Univerſität ſey, wiewohl er kein deutſches Wort verſtand, eine ſpaniſch-deutſche Grammatik nebſt einer proſaiſchen und poetiſchen Chreſtomatie herausgeben ſolle; ſie würden das zu hoffende Honorar brüderlich theilen. Das ſchlechte Buch kam zu Stande, und der junge Schriftſteller hatte ſiebenzig Thaler auf ſeinen Theil. Er ſchämte ſich des Buches nicht, da es unter einem fremden Namen ging, und freute ſich des Geldes. So lange er Student blieb, hat er durch Schriftſtellerei nichts wieder verdient, und würde ſich geſchämt haben, für ſeine Gedichte, auf die er etwas hielt, irgend einen Lohn zu nehmen. Die ſpaniſche Sprache aber blieb für ſeine academiſchen Jahre erſprießlich. Von einem Kaufmann, dem er ſpaniſche Handelsbriefe überſetzte, erhielt er Kaffee und Zucker zum Geſchenk.

Bald gewann er zwei Freunde, die auch faſt Alles auf Selbſtſtudium ſetzten, und um Vorleſungen weniger Sorge trugen. Alexander von Humboldt war dazu be-

rechtigt, da er ſchon anderweitig ſeine Lehrer planmäßig benutzt hatte, und in Göttingen nur hin und wieder den erleſenen gleichſam ihre Blüthe abgewinnen wollte. Dies war nicht der Fall bei Friedrich Schlegel, der indeß durch reiche litterariſche Vorkenntniſſe und ein eignes Talent, Bücher zu verſchlingen, mit einem originellen Vorſtreben in allem Wiſſen, den Damm öffentlichen Unterrichts durchbrach.

Mit jedem dieſer beiden Freunde hat Woltmann einen glücklichen Sommer unter litterariſchen Genüſſen, wo ihm beide gewiß weit mehr nützten, als er ihnen, und in Freuden der Natur zugebracht. Allein er iſt nicht lange mit ihnen in einem innigen Zuſammenhang geblieben. Humboldts Studien lagen zu fern von den ſeinen, jener ſtrebte zu rege für ihn nach der äußern Welt hinaus, bildete ihm nicht dauernd und innig genug in der Stille der Seele; völlig das Gegentheil war Schlegel, aber das innige Bilden wurde bei ihm zu einem Brüten, dem nur mit der ſchwerſten Mühe etwas Geſtalt abgerungen ward und dem ſich leicht ein gewiſſes Colorit von Parteiung beimiſchte, wodurch Woltmann von jeher weiter, wie durch irgend eine geiſtige Eigenthümlichkeit entfernt ward. Von der eleganten Beſtimmtheit des älteren Schlegel, der ächten und wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit des ältern Humboldt gewann er in kurzer Zeit eine lebhafte Vorſtellung; ſie waren ihm indeß an Jahren und Bildung voraus. Am zarteſten war ſeine Freundſchaft für den Freiherrn von Schilden, einen Jüngling von der edlen Feinheit des Geiſtes und der Sitte, woran er ſeit ſeinem Aufenthalt bei Stolberg ſo ſehr hing. Dieſe Freundſchaft iſt nie veraltet. Unter ſeinen Landsleuten waren vier ſeine trauten Freunde: Seetzen, der unermüdete Forſcher der Natur mit kindlicher Einfalt des Gemüths; Wardenburg, der als Arzt berühmt wurde und in Polen ſtarb; von Berger, der geſchloſſene, kenntnißreiche, über deſſen Tod die deutſchen Patrioten trauern; Beindorff, treuer Freund wie ſein Vater, der Klopſtocks Leben aus dem Eis des Beltes gerettet hatte. Mit manchen andern wohlunterrichteten und geiſtvollen Jünglingen iſt er in freundſchaftlicher Verbindung geweſen, ohne daß es zu einem innigeren, oder auch nur vertrauteren Zuſammenleben zwiſchen ihnen kam. In Göttingen gilt

mehr, als auf andern Univerſitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort ſchon die Jugend, ſo wie in der bürgerlichen Geſellſchaft die ſpäteren Alter freundlich zuſammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu gedeihen.

So wie die Vorleſungen der Lehrer, benutzte Woltmann auch den perſönlichen Umgang derſelben viel zu wenig. Bürger, von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht ſehr von den meiſten Profeſſoren, war ihm ſo vertraut, daß er ſich die Unbehülflichkeit deſſelben, mit der Kantiſchen Philoſophie umzugehen, zu welcher er ſich bekannte, halb mit Schmerz, halb mit Verwundrung geſtand. Doch alle übrigen, weder Spittler mit ſeiner überraſchenden Kraſt, in eine Maſſe von verworrenen Thatſachen einen Blick zu eröffnen, noch Hugo mit dem ſo treffenden Scharfſinn, daß man glauben könnte, er mache bei den gründlichſten hiſtoriſchen Bemerkungen nur einen gelehrten Witz, noch Heeren mit dem ſo regſamen als unbefangenen hiſtoriſchen Sinn, noch Feder, deſſen Philoſophie mehr eigne menſchenfreundliche Gemüthsart als eigenthümliche Wiſſenſchaft war, noch Meiners, deſſen Vorleſungen freilich, doch deſſen Geſpräch man nicht die Arbeit der Excerpten anmerkte, und der verehrungswürdige, genialiſche Heyne, der ſich aus ſeiner Studierſtube zur verdienſtvollſten Thätigkeit eines weltklugen Geſchäfftsmannes hinarbeitete, was ſchon damals dem Jüngling einen dunkeln, doch tiefen Eindruck machte, alle dieſe ausgezeichneten Männer, die ihm ſo viel Freundlichkeit bewieſen, fanden an ihm, wir wollen nicht ſagen, einen nicht genug dankbaren, doch gewiß nicht genug einſichtigen und emſigen Bewerber um ihre weitere Mittheilung.

Mitten unter dem Gewirr ſeiner Studien, ohne ſcheinbar beſtimmte Richtung, erſtand dem Jüngling der feſte Wille, ſich ganz der Geſchichte zu weihen. Der Eindruck von Spittlers hiſtoriſcher Helle, das dramatiſche Feuer, womit Schiller den Abfall der Niederlande beſchrieben hatte, wirkten vielleicht mit zu dieſem Entſchluß; doch wenn er ihn nicht aus der eignen Natur nahm, ſo verdankt er ihn eigentlich der Bewegung, mit welcher er viele Tage des Frühlings, Sommers und Herbſtes unter dem mannigfaltigen Wechſeln der Natur auf den Trümmern

der Pleſſe allein mit Tacitus und der Vergangenheit zu-brachte.

Die Lücken ſeiner Kenntniß von der allgemeinen Geſchichte füllte er ſo ſchnell wie möglich aus, um ungeſtört der deutſchen den größten Theil ſeiner Zeit widmen zu können. Planmäßig und mit unermüdeter Anſtrengung las er ihre Quellen, wobei er ſtets ihre fragmentariſchen Nachrichten in Gedanken ſo und ſo componirte, ohne den Muth zu faſſen, eine ſeiner Compoſitionen feſtzuhalten, durch Erſchöpfung der Quellen ganz auszuarbeiten, und durch die Züge der Schrift vor ein ernſtes und immer zu wiederholendes Gericht zu ſtellen. Sein Zagen rührte am meiſten daher, weil er Widerwillen empfand, einen reichen Stoff, welcher ſchon für ſich ohne Kunſt des Geſchichtſchreibers die Aufmerkſamkeit feſſelt, und in welchem ſich die Thatſachen in Fülle greifen laſſen, etwa gar nach Quellen zu bearbeiten, die ſelbſt auf das Verdienſt der Geſchichtſchreibung Anſpruch machen dürfen. Ihm mißfiel, daß Schiller aus ſolchen Quellen einen ſolchen Stoff in ſeinem Werk über den Abfall der Niederlande dargeſtellt hatte und dadurch verführt war, hinreißende Begebenheiten in redneriſchen Ergüſſen zu ſchildern, und wiewohl er auch das hiſtoriſche Talent dieſes hohen Geiſtes ſchätzte, hielt er deſſen Anſtrengungen in der Geſchichte nicht für die eigenthümliche Mühe des Hiſtorikers. Er ſuchte ſich einen Gegenſtand zur Darſtellung, welchen keine Quelle irgend dargeſtellt hätte, über welchen nur die dürftigſten Notizen ſchlechter Chroniken vorhanden wären, ſo daß die Kunſt der Geſchichtſchreibung einzig und allein bei demſelben in Frage kommen könnte. Obgleich hierbei Einſeitigkeit obwaltete, und er ſolche Arbeit zu hoch gegen ein reiches hiſtoriſches Werk über gewaltige Ereigniſſe nach vollſtrömenden Quellen in Anſchlag brachte; ſo iſt doch jedem jungen Hiſtoriker zu rathen, ſein Beiſpiel nachzuahmen, damit er früh lerne, was ihm eigen ſey, und nicht den Ruhm, das Lob, welche den Begebenheiten der Geſchichte an ſich gebühren, auf ſeine Rechnung übertrage, auch ſich ſofort gewöhne, indem er die Armuth der Notizen zu Rathe halten muß, nichts in den Quellen zu überſehen, und dort, wo alles erſtorben ſcheint, noch Leben aus Thatſachen zu preſſen.

Eine ärgere Spreu von Notizen ſchlechter Quellen gibt es kaum, als welche in den Chroniken über Kaiſer Otto den dritten zerſtreut ſind, und darum wagte der Jüngling den Verſuch, ihn gleichwohl zu einem Ganzen der Geſchichtſchreibung zu bilden. Dieſe ſeine erſte hiſtoriſche Arbeit machte ihm die ungemeinſte Freude, und er konnte ſich nicht genug wundern, wie aus den dürrſten Notizen ohne allen ſcheinbaren Zuſammenhang allmählig Geſchichtſchreibung aufblühte. Er zeigte ſeinen Verſuch keinem ſeiner Freunde, aber ſandte ihn an Schiller, ob die kaum begonnene neue Thalia ihn aufnehmen werde? Keine Antwort erfolgte, wodurch er ſehr niedergeſchlagen und von der hiſtoriſchen Compoſition wieder abgewendet wurde. Doch ſtudirte er unermüdlich die deutſche Geſchichte weiter, ſo daß er mitunter einen ganzen Monat nicht ſein Zimmer verließ. Auch den alten Geſchichtſchreibern lag er fortdauernd ob.

Da überraſchte ihn der Zeitpunct wo er in ſein Vaterland zurückkehren ſollte, im Frühjahr 1792. Er hätte nicht davon überraſcht werden ſollen, denn ſein guter Vater hatte ihn viertehalb Jahr in Göttingen gelaſſen, und mit Aufwendung ſeiner äußerſten Mittel unterſtützt. Zum Glück ward ihm einige Hoffnung, in ſeiner Vaterſtadt eine Anſtellung zu erhalten, die ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Neigung entſprach, nämlich bei der prächtigen Bibliothek, welche der Herzog kaum von den Brandesſchen Erben in Hannover gekauft hatte. Ihm graute vor der juriſtiſchen Laufbahn, zumal da er in dem letzten Jahre das Privatrecht ganz vernachläſſigt hatte. Im deutſchen Staatsrecht war er dagegen wohl bewandert, ohne ein fleißiger Zuhörer Pütters geweſen zu ſeyn; auch hatte er unter Martens den Vortrag in franzöſiſcher Sprache über Gegenſtände des Völkerrechts geübt, ohne die theoretiſchen Vorleſungen darüber beſucht zu haben. Aber was wollte er zu Oldenburg mit dem deutſchen Staatsrecht, und gar mit dem europäiſchen Völkerrecht?

Als er Göttingen verließ, konnt' er ſich freilich nicht das Zeugniß geben, es planmäßig benutzt zu haben; ſchlug ihm aber nicht alle Hoffnung fehl, ein Hiſtoriker zu werden, ſo war manche Unordnung ſeiner Studien wieder gut gemacht. Das Alterthum und Philologie müſſen die

Grundlage aller hiſtoriſchen Bildung ſeyn; von der Rechtsgelahrtheit, beſonders von dem Syſtem des römiſchen Rechts, geht man gewandter, mit mehr praktiſchem Sinn, mit unbefangnerem Geſchmack zu der Geſchichte über, als von dem theologiſchen Studium, von welchem zu leicht eine gewiſſe Salbung, ein Trieb zum Erbaulichen übrig bleibt, die ſich mit hiſtoriſcher Kunſt durchaus nicht vertragen; Poeſie und Aeſthetik ſind die beſten Vorläuferinnen der hiſtoriſchen Muſe; er hatte nicht verſäumt, ſich unter Gatterer in der Diplomatik zu üben, und der neuern Sprachen war er mächtig genug geworden, um bei fernerem Fleiß mit ſeiner Kunde von ihnen für die Hiſtorie auszureichen. Hiezu kam, daß er das Studentenleben für Erfahrung und Menſchenkenntniß vielſeitig benutzt hatte. Als Philolog war er mit den gelehrteſten der Studenten, als ein armer mit manchen armen, die feine Sitte liebend und ſuchend mit den feinſten unter den vornehmeten, als Juriſt mit jenen, die dem künftigen Geſchäfftsmann des Staates ſchon emſig nachgehen, durch Seetzen und Wardenburg mit den mediciniſchen Studenten in Verbindung geweſen, ſo daß er ſelbſt für Juriſten und Mediciner lateiniſche Diſſertationen geſchrieben hat. Auch lebte er das letzte Jahr in dem Univerſitätsorden der Unitiſten. Wer ſeiner ſelbſt und ſeiner ernſten Liebe zu den Wiſſenſchaften verſichert iſt, für den können dergleichen geheime Verbindungen von Nutzen ſeyn. Woltmann empfand gar keinen Nachtheil davon, von etwa vierzig Jünglingen guter Herkunft durch den Act einer Viertelſtunde als Bruder angeſehen zu werden, und faßte ſogleich Theilnahme an den Händeln und Angelegenheiten des Ordens. Ging es auch nur auf ein läppiſches Duell, ſo handelte man doch für und durch eine Gemeinſchaft, und erhielt eine Idee von dem Leben einer bürgerlichen Geſellſchaft, worin Gemeinſinn herrſchen darf.

Mit der Bibliothek zu Oldenburg waren Einrichtungen getroffen, an welchen ſeine Hoffnung ſcheiterte; von dem Wohlwollen des Herzogs konnte er baldige Beförderung erwarten, wenn er die im Lande gewöhnliche juriſtiſche Laufbahn betrat; er konnte ſich indeß nicht zwingen, den Winken darüber zu folgen. So war er in einer herben Lage, die ihn aber nicht ſehr kümmerte; er faßte ſogleich den Entſchluß, alles Uebrige den Fügungen des

Schickſals anheim zu ſtellen, und, was ihm obliege, ungeſäumt zu thun, durch und für die Geſchichte unverzüglich zu wirken und abzuwarten, was ſie für ſein äußeres Leben thun wolle. Er begann Vorleſungen über die deutſche Geſchichte für die Jünglinge der erſten Claſſe des Gymnaſiums. Sie kamen alle und honorirten ſeine Bemühung anſtändig. Durch das gemeinſchaftliche kleine Vaterland, durch Freundſchaft mit ihren Familien mit ihnen verbunden, ward er es mehr durch treue Liebe für das große gemeinſchaftliche Vaterland, und ſchilderte oft mit Begeiſtrung die Vergangenheit deſſelben.

Eine planmäßigere Vorarbeit für ſein weiteres Leben hätt' er nicht unternehmen können. Er ſah keine Zukunft, als Lehrer der Geſchichte auf einer Univerſität zu werden. Die Liebe, Leichtigkeit, womit er ſeine Vorleſungen hielt, auch die Ueberraſchung, daß ſein erſter und einziger hiſtoriſcher Verſuch in der neuen Thalia erſchien, ermuthigten ihn zu dem hiſtoriſchen Beruf. An Spittler, den er vernachläſſigt hatte, aber von dem er ſich ſtets unbefangen alles Gute verſprach, ſchrieb er ſeinen Entſchluß. Der treffliche Mann verbarg ihm nicht die Gefahr von demſelben, und wie er vor der Hand gar keinen Halt für ihn in Göttingen ſähe. Sein Vater hätte ihn gern zurückgehalten; der Herzog machte Miene, ihn ungern zu entlaſſen. Zu Oldenburg lebte er ſehr angenehm im Kreiſe gebildeter Männer, deren wöchentliche litterariſche Geſellſchaft voll Heiterkeit und Beſchäfftigung mit der Litteratur, ohne Parteigeiſt, ihn zu ihrem Mitglied aufnahm; der älteſte Halem ward ſein innigſter Freund, und er nahm nichts Unangenehmes wahr, als daß Stolberg nicht in einem Lande hatte weilen können, wo ihm ſeine Agnes geſtorben. Selbſt zu einer Reiſe nach Göttingen hatte er nur nothdürftig Geld, und ſein Vater, der ſeinen jüngern Bruder auf die Univerſität ſchicken wollte, konnte ihm keine Unterſtützung zufließen laſſen. Doch als ſeine Vorleſungen geſchloſſen waren, er eine ſchwere Krankheit, die Folge ſeiner zu großen Anſtrengung, überwunden hatte, wies er alle Bedenklichkeiten von ſich, und ging nun mit dem anbrechenden Frühling wiederum nach Göttingen.

Mit dem heiterſten Sinn begann er hier ſein zweites Leben, wiewohl er nur noch ein Paar Goldſtücke beſaß, um davon zu leben, und der erſte Eintritt in die Bahn eines akademiſchen Lehrers ihm ſehr erſchwert, eigentlich verſagt wurde. Die philoſophiſche Facultät hatte kaum ein altes Geſetz erneuert, nach welchem ſie nur Magiſtern der Philoſophie die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, ertheilte. Als der redliche Feder ihm dies ſagte, und er entgegnete, wie ihm das Geld fehle, eine akademiſche Würde zu erlangen, verſetzte jener, daß er ſein Heil verſuchen möge, Schlözer ſey Dekan der Facultät, doch er ſelbſt werde wohl gegen ſein Geſuch ſtimmen müſſen. Mit ſchwerem Herzen wandte ſich der Jüngling an Schlözer, deſſen hiſtoriſchen Witz er in ſeinen Schriften mit Ergetzen wahrgenommen, und bei Erlernung der Weltgeſchichte mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen geſucht hatte, deſſen Vorleſungen aber, wenn ihm dieſer Witz einmal abgemerkt war, nicht viel mehr fruchteten. Daß ein Jüngling, der auch die lehrreichſten Vorleſungen vernachläſſigte, ſie nicht beſuchte, verſtand ſich von ſelbſt; daß der heftige, von Bitterkeit überſtrömende Schlözer dies einem angehenden Hiſtoriker, der ihm einſt durch Feder, einen in den Wiſſenſchaften des Staats wie der Natur unvergeßlichen Namen, lebhaft empfohlen war, nicht nachtragen ſollte, war nicht zu erwarten. Allein er rieth zu Eingabe des Geſuchs, das er unterſtützen und hoffentlich durchtreiben würde. Die Antwort war abſchlägig; Schlözer hatte zuerſt auf ſie geſtimmt.

An Vorleſungen war alſo vor der Hand nicht zu denken; durch Privatunterricht die Zeit zu zerſplittern, nicht rathſam. Der Jüngling wollte keinen Augenblick mehr opfern, welcher nicht der Geſchichte geweiht wäre. Da ging ihm ein Licht auf, als ſein alter Freund Bürger, der ihn immer vielmehr getadelt als gelobt hatte, ſeinen Kaiſer Otto den dritten in der Thalia pries, und ſich beſchwerte, ihn nicht für ſeine Akademie der ſchönen Redekünſte erhalten zu haben; für ähnliche hiſtoriſche Darſtellungen würde der Verleger anſehnlich honoriren. Auf einmal ſah der junge Hiſtoriker ſeinen Trieb, aus den Quellen die Geſchichte zu bearbeiten, mit der Erhaltung ſeines äußern Lebens vereinbar. Die Periode Deutſchlands unter den Kaiſern aus dem ſächſiſchen Hauſe

war ihm lieb geworden. Alle Quellen zu ihr wurden in einem Tage, dergleichen iſt vielleicht nur zu Göttingen möglich, herbeigeſchafft. Am andern Morgen, früh bei dem heiterſten Frühlingslicht, unter Vögelgeſang, in einer Wohnung nahe am Wall, Spittlers Fenſtern gegenüber, begann das Werk, und welches Glück war, daß es mit dem Studium einer Chronik, wie die von Wittichind, beginnen konnte, mit einem ſo deutſchen König, als der rüſtige Heinrich der Vogler. Einige Tage waren mit Excerpten hingebracht, und ſie ſollten erſt vollſtändig über den ganzen Gegenſtand zuſammengehäuft ſeyn. Aber das Bild von der Eigenthümlichkeit des Zeitalters, der Begebenheiten, der handelnden Figuren, drängte ſich aus den Quellen durch alle Excerpte ſo gewaltig hervor, daß die Geſchichtſchreibung nicht länger zurückgehalten werden konnte. So entſchied ſich die Art, wie dieſer Hiſtoriker bei allen ſeinen nachherigen Darſtellungen aus den Quellen gearbeitet hat, daß er dieſe nach einer kritiſchen Ordnung mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit las, die beſonders ſtreitigen und weitläufiger zu erörternden Puncte ſich mit den Citaten und kurzen Andeutungen ſeiner Anſicht vermerkte, und dann einzig nach dem Bilde, welches in ſeiner Seele entſtanden war, eine Partie nach der andern beſchrieb, von Zeit zu Zeit ſeine Darſtellung wieder mit den Quellen verglich, und die Citate hinzufügte. Was er auf ſolche Weiſe in vier ſchönen Wochen durch Fleiß gewann, iſt als der erſte Theil ſeiner Geſchichte der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode bekannt geworden. Weil er nicht eher ſchrieb, als bis das Ganze in ſeiner Seele fertig war, die deutſche Sprache ihm ſo ziemlich zu Gebot ſtand, hatte er ſchon bei ſeinem erſten hiſtoriſchen Buch die Freude, daß ſein Manuſcript ſogleich, ohne einer Abſchrift zu bedürfen, hell und rein zum Druck fertig lag.

Aber zu welchem Verleger ſollt' es wandern? wo konnte es am ſchnellſten zu Tage gefördert werden? wo ließ es auch eine Ernte der Art hoffen, wodurch ſeinem Urheber das Leben weiter gefriſtet wurde? und war ſein Inhalt wirklich des Geiſtes, daß die Arbeit nicht von der gelehrten Welt als ruhmlos verworfen werden mußte? Dieſe letzte Bedenklichkeit verfinſterte plötzlich die ganze Lage des Jünglings. Er eilte mit ſeinem Manuſcript zu Bür=

Bürger, und drei Tage nachher brachte der liebenswürdige Mann es ihm zurück, mit den freundlichſten Sprüchen über den einfachen hiſtoriſchen Geiſt, die ächtpopuläre Darſtellung des Buches. Er hatte es mit der genaueſten Aufmerkſamkeit durchgeleſen, und auf jede undeutſche Wendung, jeden nicht genug einfachen Ausdruck Jagd gemacht. Dietrich muß Ihr Werk verlegen, ſagte er, wenn wir keinen finden, der beſſer zahlt. Vertrauensvoll gab der Verfaſſer nun ſeine Handſchrift an Spittler. Auch dieſer brachte ſie ihm in einigen Tagen wieder. Durch ſeinen eindringenden hiſtoriſchen Geiſt ward das Urtheil Bürgers beſtätigt. Auf zwei ſolche Autoritäten nahm Dietrich das Buch wie einen guten Verlagsartikel, und zahlte die eine Hälfte des Honorars mit Büchern, die andre mit Geld.

Damit ein zweiter Band ſchnell folgen könne, war das Leben Heinrichs des zweiten von der erſten Abtheilung zurückbehalten. Die kritiſchen Abhandlungen wurden begonnen und zum Theil ausgeführt, wie z. B. die Unterſuchung über Heinrich den Städteerbauer, die beinahe zwanzig Jahre nachher in der Berliner Monatsſchrift gedruckt iſt. Aus den kritiſchen Abhandlungen und aus Zuſammenſtellung vieler zerſtreuten, zu keinen beſondern Unterſuchungen geeigneten Notizen ſollte die Darſtellung des politiſchen und anderweitigen Lebens der Deutſchen in der ſächſiſchen Periode hervorgehen. Der Autor merkte nun bald, daß er die Begebenheiten und die handelnden Perſonen geſchildert, ohne gehörig den Grund gezeichnet zu haben, auf welchem Alles vorging. Dadurch ward ihm ſeine Arbeit verleidet, und darin liegt der Grund, warum er ſie nie vollendete; er war betrübt über ſie, indem der erſte Theil erſchien und in Göttingen mit einem Beifall aufgenommen wurde, der Bürge war, wie ihn die übrige gelehrte Welt aufnehmen werde.

Den übrigen Sommer arbeitete er an dem zweiten Theil weiter, und begann ein neues Werk über die Geſchichte der Hohenſtaufen in Italien. Dieſes ſollte von einem ungleich höheren und reiferen Geiſte zeugen, als ſein erſtes; und was Spittler davon ſah, gewann ihm ein Urtheil ab, was die Meinung bekräftigte, mit welcher ſein junger Freund arbeitete; aber Bürger ſagte dieſem

mit der unbeſchreiblichen, ein wenig ſpottenden Anmuth ſeiner Geſichtszüge, daß er anfange zu kräuſeln und zu ſtolzieren, und aus Hoffahrt ſchon ein weniger guter Hiſtoriker geworden ſey. Sogleich ließ er das begonnene Werk liegen; er traute dem poetiſchen Meiſter gar keinen tiefen Verſtand zu, und verehrte ſeine Warnungen doch immer wie ein Orakel.*)

Unter dieſen Arbeiten, im Verkehr mit den beiden genannten unvergeßlichen Männern, vorzüglich mit Spittler, dem geiſtreichſten, wenn gleich nicht genievollſten, den er je gekannt hat, lebte er heiter, auch nicht getrennt von der Dichtkunſt. Im Göttinger Muſenalmanach auf 1794 ſtehen ſeine poetiſchen idealiſchen Gebilde von dieſem Sommer. Je unauflöslicher ihn die Wirklichkeit und die Geſchichte feſſelten, um ſo mehr ward ihm Bedürfniß, ihnen bisweilen in eine durchaus reine Welt idealer Phantaſie zu entfliehen, bis der Zeitpunct kam, wo er die Idee in der Wirklichkeit durchaus zu verſtehen und zu greifen ſtrebte und lernte.

Einem angehenden Hiſtoriker, in ſolcher Stimmung, worin er damals war, zu einer Zeit, wo die franzöſiſche Revolution noch nicht ſo lange auf Abwegen ſchweifte, daß man ihr baldiges Zurückkehren zu einem guten Ziele nicht mehr hoffen durfte, war wohl zu verzeihen, daß er mehr an ihrer Tendenz hing, auch an einigen ihrer einzelnen Erſcheinungen, als ein kühler Beobachter gut heißen konnte. Wie eine Weltbegebenheit nahm er ſie ſogleich, wie er ſie immer nehmen wird, auch ſofort mit Widerwillen gegen die Franzoſen und ihre Denkweiſe. Darin irrte er damals und noch längere Zeit, daß er glaubte, einzelne Männer, ja Parteien, könnten von jener widerwärtigen Nationalität frei ſeyn, und der Gewinn der Revolution, welche Greuel ſie behafteten, müſſe ein Rieſenſchritt in der Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes ſeyn. Freilich hätte er ſchon damals von der Geſchichte wiſſen ſollen, daß unſer Geſchlecht durch ſchein-

*) Ein Bruchſtück jenes hiſtoriſchen Verſuches iſt vor dem Bande der Memoiren gedruckt, den Schiller und Woltmann zuſammen herausgegeben.

bare Rieſenanſtrengungen nur einen Strohhalm breit vorrückt; doch das Gefühl, daß alte Schranken und kleine Verhältniſſe niedergeworfen würden, eine nicht genug verſtandene Freiheitsliebe blendete ihn auch darum, weil er ſie mit ſeinen eignen Verhältniſſen in Verbindung brachte. Dies hatte beigetragen, daß er ſein kleines Vaterland mit leichterm Muthe verließ, als billig war; einer der vortrefflichſten Fürſten, die in Deutſchland regieren, erſchien ihm beinahe wie ein Despot, und nur darum, weil derſelbe ein kleines Land beherrſchte und die alte Ordnung der bürgerlichen Stände liebte; und jetzt empfand er nicht ſowohl darum, weil er durch die verweigerte Erlaubniß zu Vorleſungen gehemmt war, ſondern weil er dieſe Verweigerung ohne Grund in einem leidigen Zunftweſen der Univerſitäten ſuchte, einen heftigen Trutz, wider den Willen der philoſophiſchen Facultät öffentlich zu leſen. Er bat Spittler, an deſſen Auditorium ſeine Vorleſungen ankündigen zu dürfen; und was wählte er zum Gegenſtande derſelben? Die Geſchichte der engliſchen Revolution. Kein Wunder, daß ihm die Studenten zuſtrömten, mit welchen er ſelbſt zum Theil ſtudirt hatte, und daß er mit großem Beifall las, wovon er zu viel auf Rechnung ſeines Vortrags ſchrieb.

Der Anfang eines Namens, welchen er ſich ſo in wenigen Monaten als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer erwarb, weckte wieder das alte Wohlwollen, das ihm der einflußreiche Heyne bezeugt hatte. Kritiken für die göttingiſchen gelehrten Anzeigen wurden ihm aufgetragen, und die erſte die er einrücken ließ, über Huttens Leben von Ludwig Schubart, und die damit anfing, daß dieſe Biographie einen Grundfehler habe, nämlich zwei Helden, Hutten und Schubart, gewann ihm Pütters Neigung, und Heyne erzählte ihm mit viel Behaglichkeit, daß man von Hannover angefragt habe, wer die Recenſion gemacht haben könnte? Er ſetzte mit Herzlichkeit, die ſich an ihm ſo bewegt, wie bei wenigen alten Männern ausdrücken konnte, die Worte hinzu: daß es an einer göttingiſchen Profeſſur nicht fehlen werde. Allein durch Spittlers Verbindungen war ſchon ein Ruf nach Jena eingeleitet, der ſich ſchnell entſchied. Heyne erwähnte wieder der Profeſſur in Göttingen; doch nichts hätte einen feurigen, jungen, deutſchen Gelehrten von einem Ruf in

Göthe's und Schillers Nähe zurückhalten können. Einige Zeit vorher war, auch durch Spittlers Verwendung, die Rede davon geweſen, daß er als Legations-Secretär zu dem Herrn von Dehm gehen ſollte; und wiewohl ihm nichts weniger zuſagte, als ſich unter irgend einen ſpeciellen Obern zu begeben, war er jener Beſtimmung nicht entgegen, weil ihm ahndete, daß der ächte Hiſtoriker durch kein andres Leben ſo gebildet werde, wie durch das diplomatiſche.

Die zweite Hälfte des Winters in Göttingen brachte er nun einzig mit Vorbereitung zu ſeinen Vorleſungen zu, arbeitete ſich einen eigenthümlichen Plan für die ſogenannte Weltgeſchichte, und hoffte nach ſeiner raſchen, ein Ziel längere Zeit ununterbrochen verfolgenden Thätigkeit mit einem ſchönen Heft, wenigſtens über die alte Geſchichte, in Jena einzutreffen, zumal da die reichen Hülfsmittel der herrlichen göttingiſchen Bibliothek und ihr bequemer Gebrauch den Forſcher ſelbſt vorwärts treiben. Allein er hatte ſeine Arbeit ſo ungeſchickt weitläufig angelegt, daß er nur einige Ausarbeitung über Egypten und das israelitiſche Volk zweckmäßig vollendet ſah, als der Frühling einbrach.

Mit unbeſchreiblicher Wehmuth trennte er ſich von Bürger, der ihm von ſeinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigſten Druck und den Worten reichte: „gehe Ihnen es beſſer unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!" Seine Stimme war ſchon lange wie aus dem Grabe; ſonſt voll von Metallklang, und zur lyriſchen Deklamation ſeinem reifen Studium über den Versbau gewachſen und gehorſam, war ſie von der Zeit an durch Heiſerkeit gelähmt, als er mit Sicherheit entdeckte, wie wenig ſeine letzte Frau ſeines urſprünglichen Naturadels und ſeines Ruhmes werth ſey. Als er dieſe Entdeckung ſchon vorausſah, mehr als vermuthete und ſeine bürgerliche Ehre ganz zerrüttet glaubte, grämte ihn bei erſchöpfter Geſundheit über alle Maaßen auch ſein Wahn, daß ſeine dichteriſche, durch die bekannte Kritik Schillers ebenfalls zerrüttet ſey. Seit jenem Zeitpunct war die Hoffnung des Lebens von ihm geſchwunden, die er noch als ein Erbtheil von Molly hatte, jener nach dem Urtheil edler und ſeiner Männer ſo wahrhaftig edlen, als anmuthigen Frau.

Ueber Gotha, wo Woltmann durch ſeinen biedern göttingiſchen Freund, den Phyſiker Kries, und durch geſellige Stunden mit Jakobs, dem Geiſt und Gemüth durch das Alterthum verſchönt ſind, mit dem beißenden, doch eleganten Schaz, dem milderen und berühmteren Gotter, der jenen in Geſchmack und Litteratur Vorbild geweſen ſeyn mochte, ein Paar Tage angenehm aufgehalten wurde, eilte er dem Anfange der Vorleſungen beträchtlich voraus nach Jena.

Schiller war nicht dort, ſondern auf längere Zeit in ſein Vaterland verreiſt; dagegen fand er, wen er nicht erwartet hatte, den älteſten Humboldt, welcher ſich, noch zu keiner politiſchen Laufbahn entſchloſſen, auf den Punct des regſten Geiſtesverkehrs in Deutſchland mit ſeiner feurig geiſtvollen Frau niedergelaſſen hatte. Bei dieſem, man möchte ſagen, durch ſeine Natur welt- und ſtaatsklugen Mann gewann er ſchon damals Vorſtellungen von mancher Erfahrung, die ihm nachmals im Leben entgegentrat. Bald kam Fichte an, mit welchem er ſich in Begeiſterung für Ideen, Gemüth und Nichtachtung gewöhnlicher Verhältniſſe ſchnell zuſammenthat, mit deſſen Geſchmack er ſogleich und immerdar im Widerſtreit lag, deſſen Großmuth im Charakter er ſo liebte und bewunderte, als er von ſeiner heftigen und einſeitigen Unart, ſobald er irgend gereizt war, zurückgeſchreckt wurde.

Nach Weimar zu gehen ſäumte er nicht. Er ſtand jetzt in einer Periode der Cultur, wo Göthe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor ſeinem Abgang auf die Univerſität, in der entlegenſten Einſamkeit eines Dachſtübchens und in der bitterſten Kälte zum erſtenmal die Iphigenia Göthe's las, hatte ſich ſein Studium an dieſen Dichter gleichſam hingerankt; und wenn Werthers Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher ſie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, ſo war es doch eigentlich der durch Fauſt geweckte Geiſt, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahndungen, warum er ſich zu einem Aufſchluß in der Perſönlichkeit des großen Dichters ſelbſt drängte. Dieſer empfing ihn mit jener ſonnenhellen Milde und Fülle, womit die Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, be-

gabt zu haben ſcheinen. Ihr Geſpräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, ſo in poetiſcher als hiſtoriſcher Darſtellung, und zum erſtenmal ſprach Woltmann darüber aus ganz freier Bruſt, und ſo, daß ihm dieſes tiefſte Geheimniß aller darſtellenden Kunſt durch das Geſpräch lichter wurde.

Drei Profeſſoren, welche außer Schiller für Geſchichte und die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften in Jena angeſtellt waren, hatten das Studium derſelben ſo wenig beleben können, daß unter achthundert bis tauſend Studenten, welche damals die Univerſität zu zählen pflegte, ſich ſelten ein Häuflein zu hiſtoriſchen Studien zuſammenfand. Dies war nicht einzig die Schuld jener Lehrer, wiewohl vorzüglich; troß ihrer Nüchternheit hätten ſie auf andern Akademien, wo das hiſtoriſche Studium einmal blühte, mehr Glück gemacht; aber in Jena wurden ſie durch den überſchwenglichen Hang der Jugend für den Zeitgeiſt philoſophiſcher Speculation durchaus in Schatten zurückgewieſen. Doch war es nicht Berechnung, daß er nur durch eine philoſophiſche Einkleidung bei einer ſolchen Jugend Eingang finden werde, wodurch Woltmann gereizt ward, die Weltgeſchichte, oder, da er dieſe Benennung nicht ohne Grund, doch mit unnöthiger Wichtigkeit damals verwarf, die Menſchengeſchichte nach einer Idee a priori vorzutragen. Dieſe war hergenommen von der fortſchreitenden Entwicklung des Menſchengeſchlechts mittelſt freier Staaten und freier, dem Recht entſprechender Staatenvereine. Er geſteht unbedenklich, daß dieſes Reſultat, dieſer ſchöne Glaube, ihn nicht nur damals aus der Geſchichte an ſich anſprach, ſondern ihm auch jetzo die einzige haltbare allgemeine Thatſache der Welthiſtorie ſcheint. Somit hätte es keiner Idee a priori bedurft, und die Geſchichte wäre doch nach demſelben Princip, das in ihr lag, zu einem Ganzen geſtaltet. Allein der Modegeiſt ſpielte auch mit ihm, und ſo eifrig, wirklich religiös-hiſtoriſch er ſich gegen allen Eingriff der Philoſophie in die Geſchichte verwahrte, gefiel ihm doch, das ein Princip a priori zu nennen, was er als Reſultat ohne Anſtoß obwalten laſſen konnte. Er hatte ſofort ein Auditorium von ungefähr zweihundert Zuhörern, und erhielt ſich die beiden erſten Jahre einen ſeltenen Beifall, vorzüglich durch Nebenurſachen, durch das Leben des Geiſtes der in ihm

ſprudelte und die Jugend mit fortriß, am wenigſten durch einen zweckmäßigen Gehalt ſeiner Vorleſungen.

Die Ideen über Geſchichte, die ihn belebten, legte er in ſeinem Plan zu hiſtoriſchen Vorleſungen dar. Dieſe kleine, flüchtig hingeworfene, von Druckfehlern entſtellte Schrift, mußte von ſeinen Collegen nicht gut aufgenommen werden, denn keiner ſagte ihm eine Sylbe darüber, und er hörte nur, daß einige ſie gänzlich unverſtändlich genannt hatten. Endlich ward ihm zufällig geſagt, daß Johannes Müller, mit dem er noch in gar keiner Verbindung war, eine überaus lobpreiſende Beurtheilung derſelben für die Litteraturzeitung eingeſandt habe. Er erwartete ſie begierig, und ſie erſchien geraume Zeit nicht. Nachmals erfuhr er, daß die Herausgeber ihren Verfaſſer um Milderung des Lobes erſucht hatten, gewiß nicht ohne löbliche Vorſicht, denn in der Geſtalt wie ſie erſchien, war ſie noch zu lobpreiſend. Allein er geſteht, daß ihm dieſes Lob durch Mark und Bein drang, denn er bewunderte den Geiſt des helvetiſchen Geſchichtſchreibers.

Das erſte Buch was er darauf herausgab, war der Grundriß der neueren Menſchengeſchichte, welcher, im Gedränge der Vorleſungen geſchrieben, wegen weniger hiſtoriſcher Combinationen, da er ſonſt in jeder Rückſicht tadelnswerth iſt, kaum eine Beachtung verdient. Aehnliche Entwürfe über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, die deutſche Geſchichte, ja ſelbſt die Kirchenhiſtorie hat er zum Glück nie drucken laſſen.

Fleißig als akademiſcher Lehrer, mit ungemeinen Plänen für hiſtoriſche Werke beſchäfftigt, angezogen durch ein friſches, geſelliges Leben, das er zuerſt vorzüglich im Hauſe von Schütz, dem für täglichen Verkehr eben ſo wie in der Litteratur freundlich begabten, fortdauernd im Kreiſe der beiden Hufeland, des ſcharfſinnigen Juriſten und des berühmten Arztes, genoß, dachte er an keine Veränderung ſeiner Lage. Die einzelnen Stunden, die er mit Göthe verlebte, ſein reicher und ernſter Umgang mit Schiller waren ihm allenthalben unerſetzlich.

In der Mitte ſeines erſten Sommers zu Jena war dieſer letzte, ſehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der ſchönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer ſprach, erſchütterte ihn bei'm erſten Anblick um ſo mehr, da das immer erlöſchende Feuer des ſanften Blickes, die gedämpfte Stimme, die hagre hohe Geſtalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er ſich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden ſollte. Seit den erſten Stunden war ihm die Freundſchaft des Mannes mit tiefſchauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder erſetzt. Geehrter hat er ſich nie geglaubt, als wie Schiller noch in dieſem Sommer ihn wie Göthe, Fichte und Humboldt zur Herausgabe der Horen einlud.

Das Verhältniß eines ſo jungen Autors zu zwei Heroen unſrer Litteratur, ein unſchätzbares Glück, welches ihn für immer über das erbärmliche litteräriſche Treiben in Deutſchland emporhob, ward aber für ihn bei weitem nicht die Quelle von Belehrung, die es hätte ſeyn können. Ein Profeſſor, der großentheils erſt lernt, was er lehrt, braucht für ſein Amt faſt alle Stunden, und der in Frage ſtehende ging einem entgegengeſetzten Triebe ſeines Lebens zu Jena vorzüglich nach. Eine glühende Sinnlichkeit in ihm war durch die reine, ernſte Sitte ſeines väterlichen Hauſes zuerſt gegen Unart geſchirmt, ward ſpäter durch die eigenthümliche Entwicklung ſeiner Cultur in ein Verhältniß zu unſchuldigen Mädchen hinübergeſpielt, welches weſentlich nur in der Phantaſie vorhanden war; die Anſtrengung ſeiner Studien hemmte auch dieſes Spiel, und half ihm nicht nur wider Ausſchweifungen der Sinnlichkeit, ſondern auch wider die zeitzerſplitternden kleinen Liebesabenteuer; kaum ein Verhältniß, welches dieſen Namen verdient, hatte ihn während der Studentenjahre eine Zeit lang beſchäfftigt. Aber zu Jena, wo ſeine ganze Zeit nicht nur von der Wiſſenſchaft, ſondern auch von dem amtlichen Beruf in Beſchlag genommen war, ſuchten ſich Liebe und Sinnlichkeit an ihm zu rächen, und mannigfaltige Verhältniſſe mit dem ſchönen Geſchlecht, an ſich ſchuldloſe, raubten ihm doch Stunden, die er mit Göthe und Schiller gehaltvoller zugebracht hätte.

So war das dritte Jahr ſeines Lehramtes gekommen, das Jahr 1796, und mit ihm nahte der Umſturz deſſelben; denn eine Leidenſchaft wußte zu überwältigen, was von Neigungen bisher nur befehdet war. Nicht nur das Behagen am öffentlichen Vortrag ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern an dieſer ſelbſt erlag; und daß er es ſchlechterdings emporhalten wollte, machte eine aufreibende Spannung der Kräfte nothwendig. Dieſe endete damit, daß er durch einen Blutſturz zu Anfang des Winters an den Rand des Grabes kam. Durch die Kunſt Hufelands und die Kraft der Jugend erholte er ſich mit entſchiednem Erfolg, doch ſehr allmählig, und mit der Geneſung wurzelte der Entſchluß, daß er den Aufenthalt zu Jena, den Beruf eines akademiſchen Lehrers wenigſtens für die erſten Jahre aufgeben wolle. Aber mit Freude nahm er zugleich wahr, daß die Liebe für ſeine Wiſſenſchaft ſich nach dem Sturm der Leidenſchaft mit ungeminderter Friſche und geprüfterem Muthe wiederfand.

Die übrige Winterzeit, die erſten Frühlingswochen, während er genas, arbeitete er faſt die zweite Hälfte ſeiner Geſchichte Frankreichs, eines Werkes, das durch Anlage, Streben nach Einheit, einige glückliche Charakteriſtiken und hiſtoriſche Combinationen ſich mehr Beifall erworben hat, als es verdient; denn nur hie und da ſind die Quellen bei ihm benutzt, nirgends vollſtändig, und geſchichtliche Bücher, die nicht aus einem neuen, gediegenen, vollkommenen Gebrauch der Quellen entſtehen, können für Bildung des hiſtoriſchen Geiſtes in einer Nation vorübergehenden Nutzen ſtiften, doch keinen dauernden Werth erhalten. Viel näher als die Geſchichte Frankreichs ſteht der Bewerbung um dieſen ſeine ältere Menſchengeſchichte, deren erſten und einzigen Band er bis auf wenige fertige Bogen auch in dieſer Zeit der Geneſung arbeitete. Sein Eifer für die reine Würde der Geſchichte redet unverkennbar in der Einleitung, in welcher ſonſt der erwähnte Modegeiſt ſpielt, der indeß auf die Ausarbeitung der Geſchichte ſelbſt ohne Einfluß geblieben iſt. In dem Abriß von Egypten fehlt es nicht an gelungenen politiſchen Blicken, und die Geſchichte der Israeliten iſt dort zum erſtenmal als ein originelles Ganzes der Wahrheit gemäß aus den Quellen aufgefaßt und dargeſtellt. Außerdem gab er in jenen Monaten zwei Bändchen klei-

ner hiſtoriſcher Schriften heraus, die er zum Theil auch damals erſt verfaßte. Einiges davon verdient wenigſtens einer beſſern Sammlung einverleibt zu werden. Unter allen dieſen Anſtrengungen verſuchte er noch Nachbildungen des Tacitus, welche er für die Horen beſtimmte, doch nicht vollenden konnte. Sie waren gefälliger als ſeine nachherige Verdeutſchung des großen Geſchichtſchreibers, und würden dem Zeitgeſchmack beſſer zugeſagt haben.

Nach Beendigung der genannten Bücher verließ er Jena an einem ſchönen Tage des blühendſten Maies, um in ſeiner geliebten Vaterſtadt die phyſiſche Rüſtigkeit wieder zu ſuchen. Seine Reiſe führte ihn über Göttingen, wo Bürger geſtorben war, welches Spittler verlaſſen hatte. Schon hier trat ſeine Beſtimmung zum akademiſchen Lehrer ihm wieder näher. Daß man an des letzten Stelle ihn zum Lehrer der Geſchichte zu berufen gedenke, äußerte ihm Heyne mit dem Zuſatz, der im wirklich großartigen Sinn der engliſch-hannöverſchen Regierung für die Wiſſenſchaften war: daß man zugleich geſonnen ſey, ſobald ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt wäre, ihn auf ein Paar Jahre in die vornehmſten europäiſchen Länder zu ſenden, damit er ſich durchaus zum Lehrer der politiſchen Hiſtorie bilden könne. Dieſer Zuſatz freute ihn ſehr, und zeigte ihm das akademiſche Leben wieder in einem friſcheren Lichte. Ein anderer betrübte ihn, daß nämlich Spittler, mit welchem er freilich nur anfangs den Briefwechſel von Jena fortgeführt, einen Andern, wenn das Gedächtniß nicht trügt, den Profeſſor Lüder in Braunſchweig, zu ſeinem Nachfolger vorgeſchlagen habe.

Im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner alten Freunde und Bekannten fühlte er zu Oldenburg ſeine Geſundheit bald erſtarkt, und gab dem Hang für das Vaterland zu ſehr nach, wenn er bis in die Mitte des folgenden Winters in demſelben verweilte. Ueber ſeine Zukunft und ſeine Anſtellung in Göttingen glaubte er ſich durch einen Brief von Heyne ganz beruhigt. Vor dem Frühjahr konnte er ſchwerlich die Reiſe antreten, für welche er ſich beſtimmt wähnte, und für ſeine hiſtoriſchen Studien bot ihm die oldenburgiſche Bibliothek erleſene Hülfsmittel dar. Beſonders war ſie reich für die engliſche Geſchichte, und

verleidete ihm den Gedanken, über dieſelbe ein ſolches Buch, wie über die franzöſiſche, zu verfaſſen. Sobald er merkte, daß ſie für ſeine Arbeit über Großbritannien nicht mehr ausreichte, brach er mitten in dem kälteſten Winter auf und eilte nach Göttingen. Mancherlei litterariſche Arbeiten ohne ſeinen Namen verſchafften ihm in dieſer Zeit das hinreichende Geld, welches ihm auf längere Zeit, als er gehofft hatte, auslangen mußte.

In Hannover beſuchte er auf ſeiner Durchreiſe, nach Heyne's Anweiſung, zwei Staatsminiſter und deſſen Schwager, den geheimen Cabinetsſecretär Brandes, der die Angelegenheiten der Univerſität beſorgte, aus Neigung den alten Philoſoph Feder, der von Göttingen hieher verpflanzt war. Dieſer gab ihm den Wink, daß er auch den geheimen Juſtizrath Rudlof beſuchen möge, einen Mann von dem größten Einfluß, vorzüglich den politiſchen Geſchäfften geweiht, der indeß in alle Zweige der Verwaltung, wo er Gutes ſchaffen konnte und wollte, hinübergriff. Von ihm allein hörte er einigermaaßen beſtimmt zu Hannover, daß man die durch Spittlers Abgang entſtandene Lücke durch ſeine Anſtellung auszufüllen geſonnen ſey.

Als er nach Göttingen kam, ſchien ihm ſeine Beſtimmung für dieſe Univerſität ſehr ſchwankend geworden zu ſeyn. Er hörte von Heyne nichts als Vertröſtung; ſein Beſuch bei Rudlof ſchien mißfallen zu haben. Mit dem Freunde des letzteren, dem berühmten Lehrer des deutſchen Staatsrechts, mit Pütter, der ſchlauer und vorſichtiger war als einem Profeſſor geziemt, ward er einigermaaßen vertraut, und erfuhr durch ihn zu ſeiner Freude, daß Spittler bei ſeinem Abgang darauf gedrungen habe, keinen andern als ihn an ſeine Stelle zu berufen.

Er mußte vorausſetzen, daß Heyne hierüber einſeitig unterrichtet geweſen ſey, ließ Alles auf ſich beruhen, und dachte nur daran, wie er bei Benutzung der göttingiſchen Bibliothek in der Geſchichte Großbritanniens ein Werk aufſtellen wolle, welches der Hiſtorie viel würdiger ſey, als alle ſeine bisherigen Verſuche.

In dieſe Arbeit verſenkte er ſich gänzlich, wie fünf Jahre vorher an eben dieſem Orte in die Geſchichte der Deutſchen unter den ſächſiſchen Kaiſern, wieder im Frühling und an dem höchſt angenehmen Wall Göttingens, mit gleich heitrem Sinn und doch auch mit unbeſtimmten Ausſichten. Wie damals Spittler ſein vorzüglichſter, an hiſtoriſcher Belehrung reicher Umgang, ſo nun deſſen Landsmann und trauteſter Freund, der Gottesgelehrte Planck.

Gegen den Auguſt war der erſte Band, wie er gedruckt iſt, vollendet, in Hinſicht auf Anlage, neue Erforſchung der Quellen, Zweckmäßigkeit aller Theile, Darſtellung ſo einzelner Begebenheiten, als politiſcher Verfaſſung, ächthiſtoriſche Entwicklung, nicht maleriſche Beſchreibung der handelnden Perſonen, gewiß eines ſolchen Lobes werth, als einem jungen Hiſtoriker werden kann. Auch ohne Rückſicht auf dieſe Jugend hat Johann von Müller in ſeiner gehaltvollſten Recenſion in den Ergänzungsblättern der halliſchen Litteraturzeitung mit zu viel Freundſchaft ein ſtarkes Lob über das Buch ausgeſprochen. Wer die Geſchichtſchreibung ſtudirt, wird aber nicht überſehn, daß der Styl des Verfaſſers ſich während dieſer Arbeit zu einer höhern hiſtoriſchen Gattung emporarbeitete. Viele kunſtreiche Perioden bleiben tadelhaft, weil ſie nicht hiſtoriſch anſchaulich wurden, und die Sprache im Streben nach der Kunſt an Friſche verlor, nicht neugebohren genug iſt.

Noch zauderte die Entſcheidung von Hannover; doch ſeine kaum vollendete Handſchrift, wofür er vertragsmäßig über hundert Friedrichsd'or erwarten konnte, zeigte ihm den Anfang einer Möglichkeit, Städte und Länder der Menſchen zu ſehen, ohne daß eine Regierung ihm dazu winkte. Zuerſt wollte er ſich auf Berlin richten, wo ſeine Geſchichte Englands gedruckt werden ſollte; und das Werk Friedrichs des Großen in der Nähe zu betrachten, verſprach politiſche und hiſtoriſche Belehrung genug. Gern hätte er das kleine Capital zu ſeiner Reiſe noch etwas gemehrt; er ging ſeine Papiere durch, und fand die Blätter eines Romans, Mathilde von Meerveldt, wodurch er einen Kreis liebenswürdiger Frauen ſo unterhalten hatte, daß jedem Abend ein Stück beſchieden war, welches auf den nächſten Abend ſpannte. Er beſchloß, dieſe Span-

nungen der Phantaſie, wo es an mancher glücklichen Empfindſamkeit nicht fehlte, troß aller ihrer Mängel, um als ein dichteriſches Werk zu gelten, unter ſeinem Namen herauszugeben, obgleich ſie am wenigſten dem Namen eines Hiſtorikers irgend Ehre tragen konnten. Mitten unter Betrachtung der Blätter entwickelte ſich in ſeiner Phantaſie eine ganz andere Gruppe von Geſtalten und Situationen. Das angehängte Fragment, welches von ihnen zeugt, hätte fortgearbeitet, das Uebrige vernichtet werden ſollen.

Sein Reiſecapital ſtieg indeß um die Hälfte durch dieſes Buch. Er ging nach Berlin; der Harz zog ihn ſo gewaltig an, daß er ohne den bevorſtehenden Winter ſich ſchwerlich enthalten hätte, dort in der Einſamkeit großer Natur irgend ein hiſtoriſches Werk mit Beihülfe der göttingiſchen Bibliothek auszuführen. Zu Potsdam traf er bei dem Herbſtmanöver ein, wo die militäriſche Monarchie ſich glänzend zeigte. Der erſte Anblick Berlins, wo er in einer Mondnacht einfuhr, überraſchte ihn mit der Straßenpracht dieſer königlichen Stadt, und er wußte noch nicht, daß er die Oede nicht ganz der Nacht beimeſſen dürfe.

Weniger bekümmert um die Gelehrten, ſuchte er ſofort die Nähe der Staatsmänner, und der Bruder des däniſchen Staatsminiſters, der ihm als Knaben wie ein großes Vorbild vorgeſchwebt, der preußiſche Miniſter von Struenſee, bezeigte ihm bald ein freundſchaftliches Wohlwollen. Dieſer Mann von kühnem und dem biederſten Charakter, in den Staatswiſſenſchaften Gelehrter und Praktiker in ſeltner Miſchung, drang in ihn, ſich dem preußiſchen Staatsdienſt zu weihen, zumal nachdem er eine Abhandlung über Papiergeld geſchrieben, die deſſen Beifall erhielt. Allein der Eindruck, wie hier die Staatsmaſchine umging, ließ ihn nicht leicht zu einem Entſchluß der Art kommen. Er ſchrieb es anfänglich dem Befremdenden, Ungewohnten zu, da ihm die Verwaltung vortrefflich ſchien; aber bald geſtand er ſich auch, daß er zu viel Manier und Miene der Rüſtigkeit für den Grad der weſentlich vorhandenen bemerke.

Auch erhielt er mitten im Winter einen Wink, daß das hannöverſche Miniſterium nicht abgeneigt ſey, nun den Ruf an ihn vollziehen zu laſſen. Doch auch dieſem Wink folgte er nicht, zumal da er von einer andern Seite vernahm, daß ſeine Geſchichte Frankreichs, oder vielmehr eine wohlgemeinte Warnung von Johann von Müller bei Beurtheilung derſelben in der jenaiſchen Litteraturzeitung, ihn bei dem Miniſterium in einigen Verdacht von Jacobinismus gebracht habe. Weil er ſeiner gediegenſten Redlichkeit gegen den Staat, den er zum Vaterland wählte, gewiß war, empfand er jenes übel, obgleich er, wenigſtens damals wie er das gedachte Buch verfaßte, wirklich zu gut und zu hoch von mehrern Männern der Revolution dachte, und die Regierungen zu allen Zeiten, vorzüglich in jener wie in der gegenwärtigen, nicht ſorgſam genug verhüten können, daß die akademiſche Jugend durch unreife politiſche Anſichten und Begriffe begeiſtert werde. Im Uebrigen blieb er ſehr ſorglos, wenn auch Gelehrte und Schriftſteller in Berlin, welche ohne Grund etwa fürchteten, durch ſeine Anweſenheit daſelbſt irgend zu leiden, in Briefen an dieſen und jenen Souverän, oder in Schreiben, die auf Fürſten von Einfluß berechnet waren, ihn als Jacobiner verunglimpften. Bei ſeiner Unbefangenheit, ſeinem Abſcheu vor aller Parteiſucht und Sectirerei konnte keine verſtändige Obrigkeit ihn gar zu der ſchändlichſten Rotte zählen. In ſolcher Ruhe iſt er auch ſein weiteres Leben hindurch immer geblieben, welchem politiſchen Orden, oder welchen Zwecken politiſcher Machthaber man ihn beizugeben für gut fand. Er hat nie ein Wort über Politik geſchrieben, nie in politiſcher Hinſicht gehandelt, als nach ſeiner jedesmaligen reinen Ueberzeugung und der parteiloſeſten Unbeſtechbarkeit und Pflichtmäßigkeit.

Der Hauptgrund, warum er jetzt die göttingiſche Profeſſur aus dem Augenmerk verlor, war eine, allem Anſchein nach äußerſt vortheilhafte buchhändleriſche Verbindung, welche ihm Unger zu Berlin anbot, ein Mann, der ſich durch Raſtloſigkeit und Unternehmungsgeiſt, durch die Beihülfe ſeiner Frau, welche die ſchwächlichſte Natur zu einer unglaublichen Anſtrengung für ſeine Unternehmungen ſpannte, zu einem ſehr aufblühenden Wohlſtand emporgearbeitet hatte, ohne über dem Kaufmann ſeine

künſtleriſchen Anlagen zu vergeſſen. Woltmanns Gegenwart in Berlin ward durch ſolche Verbindung nöthig, wenigſtens von dem Jahr 1800 an, wo er dem verabredeten Plan gemäß daſelbſt; auch ein Journal für Geſchichte und Politik beginnen ſollte.

Darum eilte er, Berlin zum Frühjahr zu verlaſſen, in der Ausſicht, die Erfahrungen, die er zum erſtenmal über die Verwaltung eines großen Staates durch die Anſchauung gemacht hatte, für die Hiſtorie nachher reifen laſſen zu können. Ehe er an die Hauptſtadt Preußens gefeſſelt wäre, wollte er den zweiten Band ſeiner Geſchichte Großbritanniens zu Göttingen ausarbeiten, wo allein die Bibliothek die hinreichenden Hülfsmittel darbot.

Er nahm einen Umweg über Weimar, wo er vorzüglich über Waldſtein, wie derſelbe war und Schiller ihn gedichtet hatte, mit dieſem edlen Dichter und Freund, den er hier zum letztenmal ſah, und mit dem tieferen Göthe redete. In Göttingen war er den zweiten Tag ſogleich in ſeiner Arbeit, und hoffte, wie den Sommer vorher, ungefähr im Auguſt ſein Ziel zu erreichen, und dann über ſein Vaterland durch Holland, Belgien, an den Rhein, nach Wien hin einen Streifzug zu machen, ehe er nach Berlin zurückkehre. Aber eine ſchwere und langwierige Krankheit ſeines Freundes Wardenburg, der zu Göttingen die Arzneikunde lehrte, verrückte den Plan, und die Pflege des geliebten Kranken ließ ihm wenig Zeit und Laune für ſeine hiſtoriſche Arbeit. Sobald derſelbe geneſen genug war, um reiſen zu können, begleitete er ihn in ihr gemeinſchaftliches Vaterland. Die Freude an dieſem, vorzüglich das Zuſammenleben mit ſeinem alten Vater, die Zerſplitterung ſeines Reiſegeldes bewogen ihn, ſo lange wie möglich in Oldenburg zu verweilen. Gegen Anbruch des neuen Jahrs begab er ſich wieder auf den Weg nach Berlin, auf welcher Reiſe er einen wahrhaft deutſchen Abend, der ſich tief in die Nacht erſtreckte, mit Henke und Häberlin zu Helmſtädt zubrachte.

Mit Eifer begann er ſeine Zeitſchrift für Geſchichte und Politik, nach einer beſtimmten Idee, die gleichwohl bei dem zerſtreuenden Reiz, den das ſinnliche und geſellſchaftliche Leben einer großen Stadt noch für ihn, den

Kleinſtädter, hatte, nicht planmäßig erreicht wäre, wenn auch nicht äußere Umſtände ſeine Kraft und Hoffnung gehemmt und niedergedrückt hätten. Für ihn und die Ausführung ſeiner Idee bedurfte es einer Preßfreiheit, welche die preußiſche Monarchie in ihrer damaligen geſpannten politiſchen Lage, in ihrer innern Zwietracht, da ſie ſich einem neuen Geiſte der Zeit zu ſehr hingegeben hatte, um davon laſſen zu können, und von dem alten nicht laſſen wollte, ſchlechterdings nicht geſtatten konnte, und es war des Herausgebers Schuld, daß er darin zwar nicht zu wenig Einſicht hatte, aber darüber mit leichtfertiger Hoffnung hinwegging. Mit einem lebendigen Beifall, der ſich in einem reichen, ſteigenden Abſatz der Zeitſchrift verrieth, wurden die erſten Stücke aufgenommen, als ihm plötzlich mehrere angefangene Artikel, wofür er die geſetzliche Cenſur erhalten hatte, durch das königliche Cabinet verboten wurden. Sein Muth erſchlaffte, und das Journal ſiechte ſechs Jahre fort. Bisweilen hoffte er freilich einen friſchen Quell in daſſelbe zu ſtrömen. Wenn er die Entartung der franzöſiſchen Revolution durch Buonaparte gefeſſelt glaubte, wenn die Genialität dieſes Helden, welche von vielen denkenden Geſchäffts- und Staatsmännern mehr anerkannt wird, als von den Gelehrten, ihn eine Zeitlang hoffen ließ, daß ſie für Europa und Deutſchland ſchaffen werde, was man nun von dem ſiegreichen Widerſtand gegen dieſe Genialität wiederum hofft; ſo ſtand er nicht an, ſeinen Glauben in ſeiner Zeitſchrift zu bekennen. Er glaubte es wenigſtens als Hiſtoriker zu dürfen, da er jede Größe und liebenswürdige Eigenſchaft auf den entgegengeſetzten Seiten herzlicher und unbedingter pries; aber es frommte ſeiner Zeitſchrift ſo wenig, wie ſeinen anderweitigen äußern Verhältniſſen, wodurch jene gleichfalls in Feſſeln geſchlagen war.

Noch in dem Jahre 1800, zu deſſen Anfang er nach Berlin zurückgekommen war, hatte er durch Betrieb des erſten Cabinetsminiſters, Freiherrn von Alvensleben, eines aufgeklärten Staatsmannes, der ſeine Neigung für Litteratur und Gelehrte um ſo lieber hegte, als er ſich von Leitung der politiſchen Angelegenheiten durch den Grafen Haugwitz immer mehr verdrängt ſah, die Stelle eines Reſidenten des Landgrafen von Heſſenhomburg am Berliner Hofe erhalten. So gering die damit verknüpften

ten Einkünfte waren, dünkte ſie ihm annehmlich, weil er, bis dahin noch als ein Fremder betrachtet, durch ſie in die diplomatiſchen Gerechtſame trat, den Verpflichtungen preußiſcher Unterthanen entging, und den politiſchen Geſchäfften näher kam.

Schnell mehrten ſich ſeine diplomatiſchen Verbindungen und Arbeiten. Die freie Reichs- und Hanſeſtadt Bremen übertrug im Winter 1800 und 1801 ihm als ihrem Geſchäfftsträger die Beſorgung ihrer Angelegenheiten zu Berlin, wodurch er in genaue Verbindung mit ihrem Senator Schmidt, einem deutſchen Republicaner und unübertrefflichen bremiſchen Patrioten, gerieth. Angenehm war ihm, daß eins der erſten diplomatiſchen Geſchäffte, woran er für Bremen Theil nahm, über die Befreiung der Stadt nämlich von allen hannöverſchen Gerechtſamen und Beſitzungen innerhalb ihrer Mauern, ihn nach Hildesheim zu dem preußiſchen Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe, Herrn von Dohm, brachte, einem jener gediegenen Diplomatiker, wie Herzberg war und ſie liebte, und deſſen Gründlichkeit der nach dieſem Staatsminiſter eingeriſſenen Diplomatik oft zur Laſt war. Er ſah wohl ein, daß das Schickſal nicht übel für ihn geſorgt hätte, wenn er durch Dohm zuerſt in das politiſche Geſchäftsleben eingeführt wäre.

Die Zerſtreuungen, die auch mit kleinen diplomatiſchen Beziehungen verbunden ſind, konnten ihn übrigens eben ſo wenig, wie die Geſchäffte ſelbſt, von hiſtoriſchen Arbeiten zurückhalten. In einem Büchlein zur Säcularfeier des preußiſchen Königthums, unter dem Titel: das brandenburgiſche Haus, führte er die Bemerkung durch, wie Preußens Größe durch deſſen Streben für die politiſche Einheit Deutſchlands erwuchs, obgleich ihm nicht unbekannt war, daß der damalige leitende Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in der Auflöſung der Deutſchen das Heil der preußiſchen Macht ſah. Dann beſchrieb er von 1800 bis 1804 in drei Bänden die politiſchen und kriegeriſchen Bewegungen, welche unter den Deutſchen durch Luther bis zum Religionsfrieden veranlaßt waren. Dies iſt der Zweck ſeiner Geſchichte der Reformation in Deutſchland. Sobald ſie ihn ſelbſt anhebt, nach der Einleitung, iſt ſie aus den Quel-

len von Neuem geſchöpft, wiewohl der Verfaſſer ſeine Vertrautheit mit Planks ſo geiſtreichem als gründlichem Werk ſo wenig verbirgt, daß er aus Dankbarkeit ſein Buch jenem Hiſtoriker geweiht hat, ohne alle Rückſicht auf ihr perſönliches Verhältniß, warum er auch von dieſer Weihung dem edlen Freund nichts meldete und dem Zufall überließ, ob ſie ihm je bekannt würde. Die Beziehung zwiſchen Luthers Individualität und ſeiner Zeit, manche Begebenheiten und Figuren der Reformation hat er ſchärfer dargeſtellt als ſeine Vorgänger, und Carls V. umfaſſende Perſönlichkeit zum erſtenmal in ihrem eigenthümlichen Reichthum. Wie viel Kritik ſeiner Darſtellung zum Grunde liegt, hat man nicht gemerkt, weil die kritiſchen Noten, die es zeigen ſollten, zurückgeblieben ſind. Für den hiſtoriſchen Kalender der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſchrieb er eine kurze Geſchichte Waldſteins, welcher die Grundzüge zu einer guten Biographie nicht fehlen, aber das Colorit des Helden entſteht, das man nur in ſeinem Vaterlande ſelbſt kennen lernt.

Rechnet man zu dieſen hiſtoriſchen Schriften die vielen Artikel welche er für ſein Journal verfaßte, und ſeine diplomatiſchen Arbeiten und Zerſtreuungen, ſo ſcheint er in jenen vier oder fünf Jahren fleißig geweſen zu ſeyn; allein er kann ſich dies Zeugniß nicht geben. Sein Hang, nie von der Natur getrennt zu ſeyn, raubte ihm viel Zeit. Anfänglich wohnte er auf Ungers Landhaus im Thiergarten, dann kaufte er ſich ſelbſt eine ſchöne Beſitzung daneben, ohne auf den großen Kaufſchilling mehr als ein geringes, durch ſeinen litterariſchen Fleiß erworbenes Geld geben zu können. Die Freude am Eigenthum, das nach den günſtigen Bedingungen des Kaufes leicht ſein reines Eigenthum werden konnte, erhöhte ihm den Genuß der Natur, und ſo wollte er anfänglich nicht wahrnehmen, wie viele Stunden das Grundeigenthum der Hiſtorie wegnahm. Dazu war die zweite Leidenſchaft ſeines Lebens eingebrochen, heftiger noch wie die erſte, und gleichwohl, wenn ſie durch äußere Umſtände begünſtigt wäre, eine geringere Feindin der hiſtoriſchen Muſe, weil die Genialität der Geliebten ſich gern mit allen Muſen vertrug. Da aber das Schickſal ſolchen Verein ſeiner Liebe und der Hiſtorie anfänglich ſchlechterdings nicht wollte, ſo ward dieſe bei ihm wiederum durch die Leidenſchaft in den Hin-

tergrund geworfen. Die Folge von ſolchem Zwieſpalt war ein Wechſel von wilder Anſtrengung und Dumpfheit, und er hat viel Zeit von den kräftigſten Jahren des Lebens durch die ödeſten Zerſtreuungen getödtet.

Ein ſehr heller Blick in dieſem unmuthigen Zeitpunct ward für ihn eine kurze Reiſe nach Hamburg. Er kam dort mit ſeinem alten Vater zuſammen, deſſen Freude über die regſame, gewühlvolle freie Handelsſtadt, wo er einen Theil ſeiner Jugend verlebt hatte, voll Erinnerungen war. Der unbefangne Greis hielt oft die geſchäftigen Leute mit Fragen nach Dingen auf, wovon keiner mehr etwas wußte, und wollte ſelbſt dem Handel nicht einmal zugeſtehen, daß der reißende Wechſel die Gegenwart verſchlänge, welche er ſo lebendig gefühlt hatte. Dazwiſchen konnte er ſeine Freude nicht verbergen, daß ſein Sohn, wenigſtens interimiſtiſch, als Repräſentant dieſer von ihm ſo hoch verehrten Stadt in dem gleichfalls ihm wohlbekannten und werthem Berlin war.

Dieſer hatte geglaubt, daß ihm die kaum übernommenen hamburgiſchen Geſchäffte keine weitere Reiſe nach Oldenburg geſtatteten; doch zu ſeinem Vergnügen ergab ſich das Gegentheil, und er begleitete den alten Vater. Auf der Reiſe ſchlief er zum erſtenmal in ſeinem Leben mit demſelben in einer Stube, und ihn freute, dem Greis, deſſen blühendes Alter doch von Gicht heimgeſucht war, zur Hand ſeyn zu können. Auf wenige Tage begrüßte er Oldenburg; zu Bremen den Senat, welcher verdiente, freien Bürgern vorzuſtehn, und jenen eigenthümlichen Charakter ausgeprägt hatte, der zum Theil einen Souverän, mehr einen gehorſamen Bürger, ganz einen freien Mann bezeichnet. Ein Umgang, welchen der Rath mit ihm unter den alten Rheinweinen des Rathskellers hielt, die wie ein Schatz der Väter gehalten werden, der darauf folgende Ehrenſchmauß auf dem Rathhaus, verſetzten ihn in die Zeiten der alten Hanſe. Man trank auf künftigen noch höhern Flor der Republik, und wohl nicht der Gaſt allein hoffte denſelben damals auch durch Bonaparte, welcher ſie nachher zu ſeiner guten Stadt erniedrigte.

Schon im Jahr 1805 verwandelte ſich ſeine interimiſtiſche Verbindung mit der freien Stadt Hamburg in

eine dauernde, und alle drei Hanſeſtädte vereinigten ſich, ihn zu ihrem gemeinſchaftlichen Geſchäfftsträger am preußiſchen Hofe zu beſtellen. Wenn das ehrenvolle Vertrauen, welches ſie ihm dadurch bezeigten, nicht durch glückliche Erfolge ſeiner Wirkſamkeit belohnt wurde; ſo lag der weſentlichſte Grund davon freilich in den Zeitbegebenheiten und dem Unglück, das ſich über die preußiſche Monarchie wälzte; doch iſt auch die Schwierigkeit nicht zu überſehen, daß er als diplomatiſcher Agent mit drei Senaten und Republiken von verſchiedenem und doch wiederum gemeinartigem Charakter und Intereſſe zu ſchaffen hatte, und in Lübeck gar nicht, in Hamburg äußerſt wenig und in Bremen wenig bekannt war. Wer im diplomatiſchen Geſchäfft den Hanſeſtädten in ihrem Geiſte tüchtig dienen ſoll, der muß bei ihnen eingebürgert ſeyn, und gewiß iſt am rathſamſten, daß jede von ihnen Bürger aus ihrer Mitte zu ihren beſondern Geſchäfftsträgern auf den diplomatiſchen Hauptpuncten nehme, und erforderlichen Falls die drei einzelnen Hanſeaten daſelbſt auch einen einzigen Repräſentanten der ganzen Hanſe vorſtellen. Hinlängliche Beſoldung derſelben iſt freilich auch vonnöthen. Woltmann hatte von ihnen ſämmtlich ein jährliches Gehalt von 2000 Thalern. Wovon er einzeln nicht anſtändig zu Berlin leben konnte, davon ſollte er repräſentiren und gar einigermaaßen ein Haus machen. Er mußte alſo dem hanſeatiſchen Geſchäfftsträger, dem es an Geſchäfften nicht fehlen konnte, als anderweitiger Diplomatiker mit durchhelfen. Dies konnte er indeß nur eine Zeit lang.

Durch Vermittlung des nürnbergiſchen Conſulenten Roth, eines feinen Kenners vornehmlich der Hiſtoriker des Alterthums und der neuern Politik, ward er auch als Geſchäfftsträger der freien Reichsſtadt Nürnberg im Jahr 1804 beglaubigt. Allein dieſe Republik ſchwankte ſchon damals ſo, daß auf ein dauerndes diplomatiſches Verhältniß mit ihr nicht zu bauen war, die Beſoldung von ihr als eine vorübergehende Unterſtützung angeſehen werden mußte. Deſto ſicherer baute er auf eine andere. Johann von Müller war in demſelben Jahre zu Berlin als Hiſtoriograph angeſtellt; und wenn gleich der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit die Freundſchaft nicht erhöhte, welche zwiſchen ihm und Woltmann durch Briefe und im Namen der Hiſtorie ſeit Jahren beſtand; ſo dauerte ſie doch in man-

chen innigen Geſprächen fort, und Müller war ungemein erfreut, als er eine Gelegenheit fand, ſeinem Freund etwas Angenehmes zu erweiſen. Als ehemaliger Referendär des Kurerzkanzlers in den auswärtigen Angelegenheiten ward er in Anſpruch genommen, während der Entfernung von deſſen Miniſter zu Berlin als Geſchäfftsträger denſelben zu erſetzen. Dies vertrug ſich nicht mit ſeiner Lage, und er wandte dieſe Beſtimmung auf Woltmann. Obgleich die neue Anſtellung nur interimiſtiſch ſeyn ſollte; ſo war doch auf immer wiederkehrende und auch lange Entfernung des Geſandten zu rechnen, und an einen Sturz des Kurerzkanzlers oder nachherigen Fürſten Primas dachten, wie an Wiederherſtellung der Bourbons nur ſolche, welche die Zukunft nicht berechnen. Auf irgend ein immerwährendes Gehalt ließ der wohlwollende Fürſt ſogleich hoffen, der überhaupt ſeinen neuen Geſchäfftsträger gern auszeichnete, und ſofort deſſen Erhebung in den Reichsadel ohne die geringſten Koſten für ihn am kaiſerlichen Hofe durchſetzte. Wer der älteſte deutſche Edelmann ſey, ob es ein Dalberg, iſt nicht ausgemacht; gewiß dagegen, daß ein Dalberg Anlaß zu dem letzten deutſchen Edelmann wurde, wofern nicht an die Spitze unſres Föderativſyſtems wieder ein Kaiſer treten ſollte. Für Woltmann kann es nicht anders als denkwürdig bleiben, daß ebendieſelbe Majeſtät, unter deren Schirm er dieſe Erinnerungen ſeines Lebens in glücklicher Lage ſchreibt, unmittelbar vor Niederlegung des römiſchen Kaiſerthums ihn noch dem Adel des gemeinſamen Vaterlands zugeſellte.

Im Herbſt 1805, wo er die genannten diplomatiſchen Eigenſchaften in ſich vereinigte, und durch den Zuſammenfluß der Einkünfte ſeiner Stellen eine jeder einzelnen entſprechende äußere Lage behaupten konnte, ſchien Alles zum Frieden ſeines Lebens zuſammenkommen zu wollen, welcher ſich nun auch mit ſeiner Leidenſchaft verſöhnte. Er verheirathete ſich mit Karoline Stoſch, der älteſten Tochter des Geheimenraths Stoſch, eines verdienſtvollen und überaus geachteten Arztes, des Hauptes einer glücklichen Familie. Mit ihrem Geiſt und Leben waren von da an ſeine Arbeiten und faſt alle ſeine Stunden in ſo innigem Zuſammenhang, wie ſelten Bildung und Kraft der Frau dem Manne geſtatten. Den Winter ſelbſt leb-

ten ſie in ländlicher Zurückgezogenheit im Thiergarten, und nur den erſten weihte er weniger der Geſchichte, und gab noch einmal ſeiner alten Liebe für die Dichtkunſt nach. Die vier erſten Bände ihrer vereinten Schriften enthalten größtentheils nur, was ſie in dieſem Winter mit Luſt und Liebe gearbeitet, und ihm iſt ſehr angenehm geweſen, daß mancher Kritiker wenig davon ihm beigemeſſen, und einen Theil ſeiner Arbeiten auch für ein Product der ſchwungreichen Einbildungskraft und ſo zarten als tiefen Empfindung ſeiner Frau gehalten hat. Da er übrigens ſelbſt die Sitte hatte, ſich mitunter mehrere Jahre nach keiner Kritik umzuſehen, die über ihn erging; ſo ward leicht beobachtet, daß jene in vielen Jahren nicht eine einzige las, welche ſie betraf, wie jungen Frauen geziemt, die in unſre factiöſe äſthetiſche Litteratur hinaustreten.

Wie ſchön brach in dieſer ländlichen Einſamkeit der Sommer von 1806 an, und wie hat er geendet! Die politiſchen Veränderungen, welche durch Napoleons Syſtem Deutſchland trafen und bedrohten, die Erſchütterung der Welt durch daſſelbe waren auf wenigen Puncten ſo fühlbar, erregten faſt nirgends einen ſo lebhaften diplomatiſchen Verkehr, als zu Berlin, wo die Syſteme vom Norden und Weſten gleichſam zuſammenſtießen. Nicht nur unmittelbar durch die Angelegenheiten der Souveränitäten, in deren Namen er handelte, und die oft ganz entgegengeſetzte Rückſichten verlangten, war Woltmann als Diplomatiker damals überaus beſchäfftigt, ſondern eben ſo ſehr durch das politiſche Gewebe überhaupt, das ſich um ihn her bewegte, als diplomatiſcher Beobachter. Gebricht es dem Bevollmächtigten kleiner Souveräne nicht ganz an Geſchicklichkeit und Kenntniſſen, ſo ſchenken ihm die Bothſchafter großer Mächte natürlich leichter das Vertrauen, als ſich gegenſeitig einander, und er wird einigermaaßen der Mittelpunct für die vielfachen diplomatiſchen Mittheilungen.

In dieſem Gewirr, wo es noch mehr an Stimmung, als an Zeit zu hiſtoriſchen Arbeiten gebrach, konnt' er nur eine flüchtige Geſchichte der Königin Margaretha von Anjou zu Stande bringen. Sein Journal hatte er ſchon aufgegeben, denn die Mitglieder des diplomatiſchen Corps

in Berlin und ihre Höfe wollten nicht alle den politiſchen Journaliſten und den diplomatiſchen Geſchäfftsmann in ihm unterſcheiden.

Noch war er in ſeiner Bewunderung Napoleons, deſſen glänzende Eigenſchaften durch ſeine unlautern und wilden für den fernen Beobachter nur noch hin und wieder verdüſtert ſchienen, wenig erſchüttert, und er verhehlte dem Cabinets-Miniſter Grafen Haugwitz und andern nicht ſeine Meinung, daß die Preußen im Felde unterliegen würden. Schlagen wird ſich, erwiederte jener Staatsmann bedenklich, unſre Armee ganz herrlich, und ſie will ja den Krieg; und ſchwieg auf die Aeußerung, daß Preußen die Deutſchen, welche unter der franzöſiſchen Fahne föchten, wie Verräther an Deutſchland áchten und behandeln ſollte. Für politiſche Erwägung war auch keine Antwort darauf; aber jene Aufwallung beweiſt genug, wie deutſch Woltmann fühlte, wenn er gleich von dem Kampf wider Napoleon und die franzöſiſche Revolution von damaligen Deutſchen nicht viel hoffte.

Die Folgen des Tages bei Jena trieben ihn aus ſeiner ländlichen Wohnung in die Stadt, wo ſich ſeine Geſchäffte häuften, als nun das ganze Deutſchland mit dem franzöſiſchen Lager und hinter demſelben herzog. Gleichwohl hielt er ſich trotz aller Anreizung zum Gegentheil ſo von dem franzöſiſchen Kaiſer als allen ſeinen Großen zurück, ließ ſich nicht mit dem diplomatiſchen Corps bei jenem vorſtellen, ging in ſein ländliches Leben zurück, ſobald es ohne Gefahr geſchehen konnte und ohne Beeinträchtigung der dringendſten Geſchäffte, that während der ganzen Beſetzung Berlins durch die Franzoſen ſoviel wie möglich jede Verhandlung mit ihren Behörden ſchriftlich ab, folgte nicht einer einzigen ihrer Einladungen, wenn ſie Siege über die Preußen feierten. Er hatte ſich herausgenommen, ohne Hehl zu ſagen, was er an Napoleon und der franzöſiſchen Revolution Tüchtiges wahrzunehmen glaubte, und darum gebührte ihm, ſo lange es noch ein Deutſchland gab, auch den fernſten Anſchein einer Gunſtbewerbung bei deſſen Feinde zu vermeiden.

In jener Zeit hörte das ächte Geſchäfft eines Diplomatikers, wenigſtens im nördlichen Deutſchland und in

Preußen, gänzlich auf, und ſeine Kunſt der Verhandlung ward zu einem geſchäfftigen Treiben bei den Unterdrückern, Kriegslaſten, Zahlungen zu mildern und Friſten gegen das einbrechende Unheil zu ſuchen. Nur in ſeinen Berichten konnte er noch Gegenſtände der politiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt berühren. Vorzüglich gegen den Großherzog von Frankfurth hat Woltmann in dieſer Zeit ausgeſprochen, was er als Deutſcher, Weltbürger, Hiſtoriker fühlte, hoffte und ahndete. Was er ſchrieb, ward zum Theil mit Wohlwollen, bisweilen mit geiſtreichen Erwiederungen aufgenommen. Er traf auf mehr Deutſchheit in dieſem Fürſten, als die Meiſten faſſen, die ihn als einen Verräther des deutſchen Weſens läſtern. Es iſt ein leiſer Geiſt in jenem ehemals hochgefeierten Dalberg, der leiſe begriffen ſeyn will. In ſeinen unſcheinbarſten Briefen erhebt ſich mitunter derſelbe allmählig zu umfaſſender Empfindung und weiten Ideen.

Den beſten Troſt aber ſchöpfte Woltmann jetzt gegen die traurige, verhängnißvolle Zeit, gegen den ſchon beginnenden Druck äußerer Umſtände, da er durch Nürnbergs Untergang einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte verloren hatte, der Ertrag ſeiner Grundbeſitzung faſt aufhörte, und der Verfall des preußiſchen Papiergeldes auch ihm empfindlich ward, aus dem ernſten Bemühen, den ganzen Geſchichtſchreiber Tacitus zu verdeutſchen, welches zufällig von Neuem belebt wurde, als ſeine Frau Stellen niederſchrieb, die er ihr aus dem großen Römer in deutſcher Sprache vorlas. Raſtlos wurde die Arbeit jeden Tag fortgeſetzt. Er verfolgte dabei keinen andern Geſichtspunct, als den genaueſten Abdruck von dem Urbild zu geben, begreiflich zu machen und darzuſtellen, wie die Vorſtellung der beſchriebenen Dinge in Tacitus entſtand und vorging, ehe noch einmal die Sprache daran Theil nahm. Dieſer Urſtyl iſt das Weſentliche und Höchſte in jedem Autor, und Niemand kann dieſen faſſen, gar übertragen, welcher jenen nicht in Geiſt und Gemüth erkannt hat. Auch ſollte man, wenn Wiſſenſchaft und Kunſt unmittelbarer Zweck einer Arbeit ſind, keinen Schriftſteller überſetzen wollen, als bei welchem ſich jener Urſtyl offenbart, und mit einem eigenthümlichen Gehalt.

Im Sommer 1807 war die Verdeutſchung des Tacitus faſt beendet, als ihr Verfaſſer den geiſtigen Anſtren-

gungen, den Kümmerniſſen der Zeit, dem Gewühl in ſeinem Innern über die großen Begebenheiten erlag, und in das gefährlichſte Nervenfieber fiel, aus welchem die Kunſt und liebevolle Obhut ſeines Schwähers ihn rettete, ſo wie gegen die wiederholten Rückfälle in Nervenſchwäche. Als endlich dieſe in der Mitte des Winters genug nachließ, um ihm hiſtoriſche Arbeit zu geſtatten, begann er mit neuem Lebensmuth ſeine Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens, die ohne ſein Wiſſen als eine Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller herausgegeben ward, mit welcher ſie in Hinſicht auf Styl, Compoſition, Quellenſtudium nicht die fernſte Aehnlichkeit hat. Ob dem Hiſtoriker in ihm das diplomatiſche Leben gefrommt habe, muß vorzüglich nach dieſem Buche beurtheilt werden. Völlig gegründet iſt der Tadel, daß einige weſentliche Puncte, wie die Geſchichte der ſchwediſchen Genugthuung, unverhältnißmäßig kurz in demſelben abgethan ſind. Man wird es der bisweilen übermannenden Ungeduld des Nervenkranken zu gut halten, wenn man erwägt, mit welcher Ruhe und welcher Verläugnung der Vorarbeiten er das verwickeltſte Gewebe diplomatiſcher Verhandlungen dargelegt hat. Erſt gegen das Frühjahr 1809 war das Ganze vollendet. Doch fällt in denſelben Zeitraum eine größtentheils beendete Geſchichte des deutſchen Ritters und Helden Georg von Frundsberg und eine Ueberſetzung des Salluſtius durchaus nach demſelben Geſichtspunct, wie die Verdeutſchung des Tacitus.

Dieſe beiden letzten Sommer und Winter hindurch, wo das Bild der Zeit und des Krieges, ſein immer gehäſſigeres Geſchäfftsleben, die täglichen Eindrücke des franzöſiſchen Uebermuthes, des tiefſeufzenden, ergrimmten preußiſchen Volkes, Krankheit und Sorge ſeine ländliche Ruhe heimſuchten und verbitterten, verdankt er viele Stunden der heiterſten Geſelligkeit und Unterhaltung dem Philologen Wolf, der ſein witziges, lebendiges Geſpräch mit Gelehrſamkeit, und ſeine dürrſte philologiſche Unterſuchung mit Lebensheiterkeit zu durchdringen weiß. Sonſt ſah er von den Gelehrten Berlins faſt nur und am häufigſten Friedrich Buchholz, welcher den Namen eines Gelehrten weit mehr verdient, als unſre litterariſche Welt glaubt, und ſeine oft angefeindeten hiſtoriſchen und politiſchen Meinungen durch die Unbeſcholtenheit männlicher

Geſinnung und des rechtſchaffenſten bürgerlichen Lebens adelt. Unter die Gelehrten nicht, doch unter die gebildeten Geiſter die ſein ländliches Leben erfreuten, gehört vor allen auch Zelter, der die einfache Kraft, die ſeine Muſik und ſein Kunſturtheil beſeelt, wie ſein Element immer mit ſich trägt. Mit Johann von Müller hatte er nach wie vor kein Zuſammenleben, nur herzliche Stunden.

Leider mußte Woltmann im Frühling 1809 das ländliche Leben verlaſſen, welches ihm nun zu koſtbar und für die diplomatiſchen Geſchäffte zu hinderlich war. Die eignen Roſſe, die ihn ſonſt ſchnell zu denſelben führten, waren dem Krieg geopfert und mochten nicht erſetzt werden, da die Rückkehr des Geſandten vom Fürſten Primas ihm wiederum einen ſehr beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte nahm. Er zog in die Stadt, die Räume, welche Prinz Louis Ferdinand zuletzt bewohnt, und durch manches luſtige Vorſpiel zu dem tragiſchen Kriege, in dem er zuerſt fiel, bezeichnet hatte. Dieſe hiſtoriſche Erinnerung trat ihm oft zwiſchen die Arbeiten, die er dort ſogleich begann, und vor dem Winter beendete. Für den erſten Kriegskalender von Göſchen beſchrieb er die einzige Art, wie Napoleon eine Univerſalmonarchie ſtiften könnte, nämlich auf die heiligſte Achtung gegen Freiheit und Nationaleigenthümlichkeit der Völker, wodurch ſich jede Univerſalmonarchie von ſelbſt wieder auflöſt. Das neue Staatsleben in Preußen reizte ihn zu dem Verſuch, den Geiſt der neuen preußiſchen Staatsorganiſation zu charakteriſiren, und Winke zu geben, nach welchem Ziel derſelbe ſtrebe. Als der Verſuch erſchienen war, äußerten geiſtvolle Miturheber jener Organiſation, wie überraſcht ſie von der Gründlichkeit wären, womit ein Uneingeweihter aufgeſpürt habe, was ſie ſich irgend bei den Statuten der Organiſation gedacht hätten; und des Contraſtes wegen kann bemerkt werden, daß Recenſenten, die weder den Geiſt des Geſetzes noch ſeiner Urheber kannten, die Darſtellung äußerſt flach und unbefriedigend gefunden. Mehr Freund der Hiſtorie, als Müllers, empfand er bei der Bewegung über den zu frühen Tod des Geſchichtſchreibers der Schweiz einen unwiderſtehlichen Trieb zu Abfaſſung des befeindeten Buches über denſelben. Schnell mußten ſeine Worte auf die Lobeserhebungen fallen, welche ſich Unverſtand, Rohheit im hiſtoriſchen Urtheil, jugendliche Frechheit und Parteigeiſt über einen ſolchen Mann

herausnahmen, ehe der gerechte Schmerz, welchen Deutſchland über den Verluſt eines wie tadelnswerthen, doch ſeines beſten Geſchichtſchreibers empfand, ſie genehmigte. Die Wirkung, welche ſein Buch wider Nachahmung und Bewundrung einer ſchlackenvollen hiſtoriſchen Manier bezweckte, wider eine unſelige Ueberſchätzung des Gemüths in der Geſchichtſchreibung gegen Verſtand und Einbildungskraft, liegt erreicht vor ihm, und keine der Schmähungen und Verleumdungen, womit man ihn überhäufte, hat ihn verletzt; denn er wußte, was er geſchrieben, und warum, und daß es in Deutſchland ein ſtilles, reifes Publicum denkender Männer gibt, welches zuletzt über Autoren entſcheidet, wenn gleich die in öffentlichen Blättern lärmende Jugend, Sectirerei und Beſchränktheit ſich für das deutſche Publicum ausgibt, und eine Zeit lang bei Unerfahrnen dafür gilt.

Nach Rückkehr der erſten Staatsbehörden aus dem äußerſten Preußen zeigte ſich bei der Lage der Monarchie gegen die franzöſiſche Uebermacht doch nur eine ſchwache Spur von einem freien diplomatiſchen Verkehr, zumal in Hinſicht auf ſo kleine und beargwohnte Souveränitäten, wie die Hanſeſtädte. Je widriger ihm dieſes Gefühl ward, um ſo mehr ſehnte er ſich nach einem höheren Geſchäfftsleben in bedeutenderen Regionen. Er ſagte dies dem preußiſchen Staatscanzler Freiherrn von Hardenberg, von welchem er hoffte, alles wahrhaft Praktiſche in der neuen Staatsorganiſation ſanfter verwirklicht zu ſehen, als die Urheber derſelben es vermochten. Dieſer Staatsmann hatte als ehemaliger preußiſcher Miniſter mit dem damaligen Glanz, der alten Rüſtigkeit und Würde ſoviel Empfänglichkeit für neue Ideen, ſoviel freies Hinweggehn über die beſtehende Form gezeigt, daß er zur Beſeelung einer neuen vorzüglich geeignet ſchien; und wiederum wußte er das Neue mit dem Alten ſo zu umgeben, daß es auch da Eingang fand, wo es ſonſt nur niedergeworfen hätte. Vielleicht hat nie ein Staat in ſolcher innern und äußern Lage, wie damals der preußiſche, einen Mann an ſeiner Spitze geſehen, welcher ſo den ſchwankenden Zuſtand friſten konnte, ohne Muth und Neigung zu Wiederherſtellung alten Ruhms und alter Feſtigkeit zu verlieren. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß eben ein ſolcher Staatscanzler dem Hiſtoriker zuſagte, und ihn

die ehrenvolle Art freute, wie derſelbe ihm die Aufnahme in den preußiſchen Staatsdienſt verſprach.

Die Nachricht vom Tode ſeines dreiundachtzigjährigen Vaters im Sommer 1809, deſſen glückliches Alter durch ein kaltes Fieber geendet ward, ehe das franzöſiſche Unheil über Oldenburg ausbrach und auch den Greis in Brodloſigkeit verſetzte, trug mit dazu bei, daß Woltmann ſeine äußere Lage ſorgloſer nahm; denn bei jeglichem Wunſch nach einem glücklichen Geſchick war ihm die Freude des Vaters darob ein beſondrer Antrieb dazu geweſen. Ueberhaupt aber iſt er wenig geeignet, eine Verheißung, die ihm geſchehen iſt, zur Erfüllung zu treiben; wie er Grund hatte zu wünſchen, ſo war, denkt er, auch von der andern Seite Grund zu verſprechen, zu erfüllen. Noch ſtand er im Dienſt der Hanſe, als gegen Anfang des Jahres 1810 der königliche Hof nach Berlin zurückkam.

Er vermied nun das Hofleben nicht, wie ehemals, und gewann von dieſem Entſchluß auch für ſeine hiſtoriſchen Anſichten, für vielſeitige Betrachtung des Lebens. Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung war ihm daſelbſt der Bruder der Königin, der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, deſſen regen Sinn für Deutſchland, wie es in der Vorzeit erſchien, wie es werden ſollte, er ſchon zehn Jahr vorher aus täglichen Unterhaltungen über die deutſche Geſchichte genau kannte. Der Oberhofmeiſter, Freiherr von Schilden, nach langem Hofleben ſo reiner Seele, wie ehemals zu Göttingen, brachte ihm Erinnerungen von dort in dieſe Umgebung.

Vielleicht war ſie ihm auch dadurch angenehmer, weil er in dem König ſchon ſeinen künftigen König ſah, was die Verſchlingung der Hanſeſtädte durch das napoleoniſche Reich, das Aufhören aller ſeiner Einkünfte, die er als Litterator von dem Großherzog von Frankfurt genoß, beſonders wünſchenswerth machte, ohne daß er ſeinen Eintritt in den preußiſchen Staatsdienſt darum eifriger betrieb. Er hatte ſchon, wie Johannes Müller, in ſeinem Leben die Erfahrung gemacht, daß das eigne Streben nach einem äußern Ziel faſt nie ihm gelang. Auch ſtand ihm entgegen, daß er als Oldenburger wie ein geborner franzöſiſcher Unterthan genommen wurde, der ohne Erlaubniß Napoleons in keinen fremden Staatsdienſt treten durfte. Selbſt als er von Neuem in dem Namen des Großherzogs von Frankfurt als Geſchäfftsträger beglau-

digt ward, und es unter Mißverſtändniſſen blieb, that die franzöſiſche Geſandtſchaft Einſpruch. Nach Paris zu gehen in den Dienſt des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, wie ihm zugemuthet ward, hatte er keine Neigung. Obenhin hielt er um eine Anſtellung, beſonders eine litterariſche, in dem ſogenannten großen Reich an, weil franzöſiſche Behörden ihn dazu veranlaßten. Er wünſchte nur irgend ein Jahrgehalt für die Einbuße ſeiner hanſeatiſchen Beſoldung, um der Geſchichte in Erwartung einer andern Zukunft allein zu leben; doch dieſer Wunſch ward zurückgewieſen und durch die Anfrage erwiedert: wie er angeſtellt ſeyn wolle?

In dieſer gewiß nicht harmloſen Lage ward Tacitus, der große Tröſter ſeines Geiſtes ſeit langen Jahren, auch ein Troſt für ſein leibliches Daſeyn. Er beſchloß, ſeine Verdeutſchung im Selbſtverlag herauszugeben. Allein er ward ſogleich gewahr, daß ſelten ein Stein auf dem andern bleiben konnte, und begann eigentlich eine ganz neue Verdeutſchung, anfangs, wie vormals, beinahe nur nach einem Abdruck des Urſtyls ringend, weniger beſorgt um die Natur der deutſchen Sprache und die philologiſche Genauigkeit. Bei jedem Theil tritt die Sorgfalt um dieſe beiden mehr hervor, auch in dem fünften noch nicht genug; doch welchen Tadel das Werk in dieſer Hinſicht verdienen mag, urtheile Niemand über daſſelbe ab, der nur ſchöngeiſterisch, nüchtern grammatiſch, gelehrt philologiſch Sprachen miteinander vergleichen, und nicht faſſen kann, was es heißt, das Urbild eines großen Geiſtes wiedergeben zu wollen.

Reichen Troſt für das leibliche Daſeyn brachte Tacitus indeß nicht, und unter welchen körperlichen Schmerzen kam die neue Verdeutſchung der letzten Theile zu Stande! Ihr Urheber ward von der qualvollſten Gicht auf ein Krankenlager geworfen, welches er zu Berlin ſelten nur und auf kurze Zeit noch verließ. Bei nie erlöſchendem Lebensmuth, trotz aller äußern Drangſale, ward er auch durch den friſchen Sinn ſeiner Frau aufrecht erhalten, welche der Dichtkunſt die einwohnende Kraft abrang. Er ſelbſt begann auf dem Krankenlager die Ausarbeitung ſeines noch immer wenig vorgerückten Werkes über den dreiſigjährigen Krieg, und eben ſo eine neue Zeitſchrift, welche als deutſche Blätter erſchien, und geeignet war, in der deutſchen Litte-

ratur zu wurzeln, wenn beſſere Zeiten ihren Urſprung begünſtigt hätten. Die zur Herausgabe gehörende Ruhe war leicht zu behaupten, da ſie zur Beſchreibung des dreiſſigjährigen Kriegs gewonnen war, unter den heftigſten Erſchütterungen der Seele.

Denn Woltmann hatte endlich die früher gehegte Hoffnung aufgegeben, daß Deutſchland ſich aus eigner Kraft wider Napoleon, oder vielmehr die Uſurpationen der franzöſiſchen Revolution erheben und obſiegen möge; hoffte dagegen, daß dieſer Kampf für unſre Freiheit nicht vonnöthen, und dieſelbe aus Keimen, welche zum Theil aus Frankreich gekommen waren, ſtiller aufblühen werde, indem die revolutionäre Kraft Bonaparte's und der Franzoſen ſich nach Aſien hinüberſpiele, und dort erſchüttere und vernichte, was ihr eigenthümlicher Beruf war. Es geſchah anders, und gleichſam durch Gottesurtheile ward Deutſchland zu einem Kampf aufgerufen, welcher in Stunden der Begeiſtrung eine ſchnelle Erfüllung alles deſſen verſprach, was man je von einer Erhebung der deutſchen Nation gehofft hatte, doch der furchtſameren Betrachtung ein ſiegreiches Ende nur nach vielen Jahren der Zerſtörung und der Greuel zeigte.

Woltmann hatte kurz vorher von dem Großherzog von Frankfurt die Anwartſchaft auf einen einträglichen diplomatiſchen Poſten, auf ſichre Anſtellung im Großherzogthum für jeden Fall, und faſt eine Verdopplung ſeiner Penſion erhalten. Entſchieden war nach ſeiner Anſicht keineswegs, daß dieſes etwas durchaus Unſichres ſey. Allein er hätte gern auch das ſicherſte Gut geopfert, um mit denen zu ſeyn, welche ſich für die deutſche Freiheit erhoben. Er wandte ſich an den Freiherrn von Stein, welchen er nur einmal, wenige Tage vor deſſen Aechtung durch Napoleons Tyrannei, aber ſo geſprochen hatte, daß er zur Deutſchheit und gewaltigen Kraft deſſelben inniges Vertrauen faßte, und erbot ſich zu jeglicher Arbeit für ein neues Deutſchland. In Erwartung der Antwort blieb er zu Berlin, wo das Cabinets-Miniſterium auch nach Erlöſchung ſeiner diplomatiſchen Poſten ihm den Genuß der diplomatiſchen Vorrechte zuſagte. Ehe er die Arbeiten nur beginnen konnte, welche der Freiherr von Stein von ihm gewünſcht hatte, machten die Wendung des Kriegs nach der Schlacht bei Lützen und Selbſterhaltung ihm zur Pflicht, vor den fran-

göſiſchen Heeren zu fliehen. Er raffte ſich vom Krankenlager auf und begab ſich unter gichtiſchen Qualen nach Breslau.

Hier arbeitete er ſeine Ideen über eine künftige politiſche Verfaſſung der Deutſchen, in welchen der Gedanke, den er als ein hiſtoriſches Reſultat wohl nie aufgeben wird, obwaltete, daß in den Angelegenheiten Deutſchlands zwei Principe ſind, das vorherrſchende, oder Oeſterreich, das erregende, oder Preußen, und daß dieſes mächtig genug ſeyn müſſe, um jenes innerhalb der Schranken der deutſchen Nationalfreiheit zu halten, nicht mächtig genug, um das conſtitutionelle Vorwalten deſſelben beeinträchtigen zu können. Ob die erſte Ausarbeitung hierüber an den Freiherrn von Stein gelangt ſey, weiß er nicht; beendet und abgegeben in ſolcher Abſicht ward ſie, als die anrückenden Franzoſen Breslau bedrohten.

Woltmann floh nach Böhmen, und begann in den erſten Wochen zu Prag einen Abriß der Geſchichte jenes Reichs, ſo wie er ſich überhaupt zur Regel gemacht hat, in keinem Lande zu verweilen, über deſſen Geſchichte er ſich nicht ſofort durch eigne Forſchung genau unterrichte. Seine Krankheit hatte nicht nachgelaſſen, Sorgen für den täglichen Unterhalt nagten an ſeiner Ruhe, und kaum hatte er angefangen, die Grundzüge der böhmiſchen Geſchichte zu entwerfen, ſo ſollte er bei Wiederausbruch des Kriegs die öſterreichiſchen Staaten verlaſſen. Friſt verſchaffte ihm ſeine Krankheit, hielt ihn aber auch gefeſſelt, als man nach dem Unglück der Verbündeten vor Dresden ſelbſt für Prag fürchtete. Der Tag bei Culm ward der Vorbote der deutſchen Freiheit.

Seiner Geſundheit wegen mußt' er in Böhmen zurückbleiben, durch das Studium von deſſen Geſchichte, und durch eine Umarbeitung ſeiner Verdeutſchung des Salluſtius beſchäfftigt. Auch bei dieſer waltete der Geſichtspunct vor, ohne welchen keine ächte Ueberſetzung der alten Autoren ſeyn kann; doch ſind philologiſche Genauigkeit und Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache weit mehr berückſichtigt, als auch bei den letzten Theilen des Tacitus.

Das ſchöne, wohlfeile Böhmen mit ſeinen Heilquellen, die väterliche Milde der öſterreichiſchen Regierung, welche ſich ſichtbarlich über die Völker ausbreitet, die großartigen Verhältniſſe, die er im Bau der

öſterreichiſchen Monarchie wahrnahm, der große, alterthümliche Charakter Prags im Gemiſch von Denkmalen ſlaviſcher und deutſcher Sinnesart, und wie viele andre Dinge ließen ihn vergeſſen, daß er in Böhmen nur weile, um eine Beſtimmung in andern Staaten abzuwarten. Nie war ihm der Gedanke eingekommen, daß er eine Beſtimmung des Lebens für die öſterreichiſche Monarchie finden könne, auch da nicht, als er ſeine Geſchichte Böhmens in zwei Bänden herausgab, ein Werk, das in Hinſicht auf den Wechſel im hiſtoriſchen Colorit, der bei gleichem Grundtone deſſelben ſo mannigfaltig ſeyn muß, wie der Stoff ſelbſt, ſeine bisherigen hiſtoriſchen Arbeiten übertrifft, durch Ausführlichkeit und längeres Quellenſtudium ſehr gewinnen kann.

Während dieſer Arbeit ſeines erſten Jahres in Böhmen verwandte er, wie im folgenden, viel Zeit auf Kritiken für die jenaiſche allg. Litteraturzeitung. Ehemals hatte er ſo im äſthetiſchen als hiſtoriſchen Fach fleißig für dieſelbe gearbeitet, zu jung und zu wenig reif zum Kritiker. Nach langem Genuß der Litteratur ohne kritiſche Beſchäfftigung begann er, durch die Zeitgeſchichte gereizt und mit der Ueberzeugung, daß Begebenheiten und Angelegenheiten der deutſchen Nation würdiger bei einem wiſſenſchaftlichen Inſtitut, als in unſern politiſchen Zeitungen erwogen würden, mit neuer Luſt das kritiſche Geſchäfft.

Noch immer dachte er in den preußiſchen Staatsdienſt einzutreten, und der Fürſt Hardenberg begünſtigte dieſe Abſicht noch, als ſich fügte, daß ſeine Lage im Oeſterreichiſchen nach Anſichten feſtgeſetzt wurde, deren ſelten eine große Regierung Autoren gewürdigt hat. Durch ſie lebt er der Hoffnung, da er jetzt in ein Alter getreten iſt, an deſſen Schwelle Tacitus ſeine hiſtoriſchen Arbeiten begann, einem umfaſſenden Werke, zu welchem die bisherigen nur Vorſtudien geweſen ſind, ſein Leben zu weihen, ohne deshalb Arbeiten der Art, wie ſeine Geſchichte Böhmens, zu unterlaſſen; denn wie große und die Quellen erſchöpfende hiſtoriſche Compoſitionen unſrer Litteratur vonnöthen ſind, ſo bedarf die Geſchichte der meiſten Länder noch ſolcher Darſtellungen, wodurch dieſelben gleichſam Perſönlichkeit erhalten.

Johann Chriſtoph Gatterer

von

Carl Auguſt Malchus

in Heidelberg.

Mit einer Einleitung des Herausgebers.

Einleitung.

Gatterers Verdienſte um Geſchichtforſchung und Geſchichtkunde ſind ſo anerkannt und entſchieden, daß ſein Leben und Wirken auch hier, in der Reihe ausgezeichneter Zeitgenoſſen, nicht übergangen werden darf. Er gehört zu unſern verdienſtvollſten Hiſtorikern, und hat auf eigenthümliche und recht nach deutſcher Weiſe in dem weiten Gebiet der Geſchichte gearbeitet. Jene, bis auf die neueſte Zeit bemerkbaren Eigenthümlichkeiten vaterländiſcher Bemühungen in dieſem Gebiet, nämlich gelehrte Gründlichkeit, unbefangner, treuer und ſcharfſinniger Fleiß in der Erforſchung des Einzelnen; kräftiges Streben, das Einzelne unter ſich natürlich zu verbinden; treffendes, auf eine klare und ruhige Anſicht der Dinge und ſtrenge Wahrhaftigkeit gegründetes Urtheil; ein immer erneuter Kampf gegen hergebrachte Vorurtheile, veraltete Irrthümer und Mißverſtändniſſe, die ſich auch in der Geſchichte fortpflanzen, und gegen Schwierigkeiten, die zum Theil für unüberwindlich gehalten wurden; Aufhellung vieler dunkeln Stellen in dem großen Bilde vergangner Zeiten; ſie leuchten auch an Gatterers Werken eben ſo glänzend hervor, wie die unleugbaren Mängel unſrer geſchichtlichen Darſtellungen ſich gleichmäßig an ihnen kund geben. Auch er iſt vorzüglicher in der Geſchichtforſchung als in der Geſchichtſchreibung; auch ihm iſt mehr gelungen, eindringende und aufklärende Unterſuchungen zu füh-

ren, und in ihnen ſchätzbare Beiträge zur Geſchichte zu liefern, als dieſe ſelbſt geiſtreich, anſchaulich und anziehend, als ein treues Gemälde des Lebens, zu entwickeln; auch er hat mehr die Maſſe neuenthüllter und wohlbegründeter Thatſachen bereichert, als dieſe ſelbſt zu einem Ganzen befriedigend verarbeitet.

Von ſeinen vielen Geſchichtswerken iſt eigentlich keins vollendet zu nennen, keins in ſich ſelbſt geſchloſſen oder ausgeführt in verhältnißmäßiger Uebereinſtimmung ſeiner Theile. Man durfte von dem unermüdeten Forſcher um ſo mehr ein recht gediegenes Ganzes erwarten, als er mit einer mühſeligen Sorgſalt darauf hinarbeitete, und nie befriedigt durch ſeine früheren Werke, dieſe unverdroſſen zwei und dreimal wieder begann, immer das Beſſere erzielend. Eben weil er immer dahin zurückkehrte, wo er ſchon heimiſch war, vertiefte er ſich recht eigentlich in ſeine Unterſuchungen ſo, daß ihm weiter und weiter ſtets das Feld und die Darſtellung des Erkannten ward, und weil es über Menſchenkraft war, alle Theile auf gleiche Weiſe, mit gleicher Tiefe zu ergründen und zu erörtern, er aber doch ein Ganzes zu geben beabſichtigte, ſtand das Ende immer dem Anfang nach, blieben die einzelnen Theile in einem nur zu ſichtbaren Mißverhältniß.

So gelehrter Fleiß, und ſolche hiſtoriſche Gewiſſenhaftigkeit, der Lücken und ſeichte Stellen ſo unerträglich ſind, wie der offenbare Irrthum, verdient unleugbar eine höhere Achtung, als die zeitige Oberflächlichkeit, die den Mangel gründlicher, aus den Quellen geſchöpfter Thatſachenkunde durch Wortkram und Darſtellungstand zu erſetzen ſtrebt, und ſich leichthin vermißt, eine Weltgeſchichte zu ſchreiben, ohne auch nur Eines Volkes Geſchichte aus ihren Urkunden erforſcht und in ſich zu reiner Anſchauung gebracht zu haben. Gatterers ehrlicher Ernſt, ja die Unruhe, mit der er immer wieder umkehrt, ſich zu überzeugen, ob er auch recht geſehen; die Selbſtverleugnung mit der er die Frucht einer ſchwierigen Forſchung wieder vernichten, einen Fund, den er für glücklich hielt, doch wieder verwerfen kann, iſt ein preiswürdiges Vorbild für alle Geſchichtforſcher. Doch dürfen wir von dem Geſchichtſchreiber noch etwas mehr fordern, ohne eben alle Grundſätze, die man in den neueſten Zeiten für die hiſto-

riſche Kunſt aufgeſtellt hat, bei ihm geltend machen zu wollen. Selbſt die hiſtoriſche Forſchung kann unmöglich das Auffinden und Ausmitteln einzelner Thatſachen, ſo weſentlich wichtig dieſes iſt, für ihr einziges oder höchſtes Geſchäfft halten. Alle ächten und wahrhaft ergiebigen Quellen bieten ſelbſt ſchon mehr, als Einzelnheiten, auch einen Geiſt, ein Leben dar, in dem auch jene erſt verſtändlich und recht erkennbar werden. Auch der Hiſtoriker kömmt von dem Einzelnen, wie reichlich er es auch auffaſſe und zuſammenfaſſe, nicht zu einem Ganzen, wenn er, blos in der Erſcheinung weilend, gegen die Wahrnehmung des Geiſtes ſich gleichſam verblindet, und ſo den leitenden Faden verliert, an dem er durch die zerſtreuende und verführeriſche Mannigfaltigkeit zu einer klarern Anſchauung des Einzelnen im Ganzen aufſtreben ſoll. Gatterer verlor öfter, oder fand nicht dieſen leitenden Faden, und zerſplitterte ſo ſeine redliche Kraft, ſeinen ämſigen Fleiß, indem er ſich, ohne die Alles überleuchtende Fackel, in mannigfachen, auf dieſe Weiſe häufig undankbaren Unterſuchungen umtrieb.

Es fehlte ihm, — (wenn dieß ohne Furcht vor Mißverſtand geſagt werden darf), die Philoſophie, nicht die irgend einer Schule, die aus ihrem Syſtem heraus die Geſchichte macht und deutet, ſondern der philoſophiſche Geiſt, der zugleich nach Durchdringung und Umfaſſung ſtrebt, die philoſophiſche Bildung, die aller Forſchung erſt Sicherheit, Gewandheit, Klarheit und Leben gibt, die Anſchauung des Lebens möglich macht. Dann wird überall nur ein todter Stoff gefunden, der, weil er höchſtens nur zu einem Scheinleben gebracht werden kann, wie man ihn auch verkette, nur eine Maſſe von Bruchſtücken bleibt, deren jedes, mit zweifelhaftem Recht, in dieſe oder jene Geſtalt und Verbindung gebracht werden kann.

Daraus geht denn auch die Ungewandheit und Unanſchaulichkeit der Darſtellung hervor. Es kann nur das, was klar angeſchaut iſt, klar und lebendig abgebildet werden. Einzelne Geſtalten, neben einander geſtellt, geben noch kein ganzes Bild; die nicht zu verſteckende Mühe ihrer Zuſammenordnung verräth nur noch mehr, daß es kein Zuſammenleben iſt; der Fleiß und die Kunſt, mit der das Eine oder Andre ausgeführt iſt, entſchädigt nicht für den

Mangel an Uebereinſtimmung und Einheit. Auch die Sprache bequemt ſich nur dann leicht und natürlich, wenn der Geiſt den darzuſtellenden Gegenſtand klar und umfaſſend ergriffen hat; ſie widerſtrebt überall, wo ſie das, was in ſich nicht vereinigt iſt, erſt vereinigen und den Zuſammenhang hervorbringen ſoll, der nicht an ſich ſchon in den einzelnen Theilen iſt. Die Geſchichte, die recht ein zuſammenwirkendes, fortſtrebendes Leben abbilden ſoll, erſcheint dann nur als loſe verknüpftes Stückwerk, das in jeder Bewegung zu erſtarren ſcheint; die Darſtellung wird ſchleppend und ermüdend, und die Thatſachen ſelbſt, die wir, als die reine Ausbeute der vorangegangenen Forſchung, naturgemäß verbunden, zunächſt in dem großen Bilde zu erblicken wünſchen, werden durch die mit eingewebte Maſſe eines großen Theils der angeſtellten Unterſuchungen ſelbſt, von denen ſie ſich nicht beſtimmt genug ſcheiden, noch mehr auseinander gehalten. Wir finden in Gatterers hiſtoriſchen Werken häufig ein Auseinandergehen, das ein lichtvolles Auffaſſen hindert, und ſein treuer Fleiß hat daher, obwohl manche dankenswerthe Ausbeute, doch nicht ſo reiche Früchte getragen, als man wünſchen durfte.

Eine rühmende Anerkennung gebührt ſeinen Verdienſten um die ſogenannten hiſtoriſchen Hülfwiſſenſchaften, die er ſelbſt ſorgfältig bearbeitete, für die er erſt rechte Empfänglichkeit und Aufmerkſamkeit erweckte. Zwar trennte er ſie wohl zu ſehr, oder ließ wenigſtens ihre Beziehungen unter einander nicht tief genug wahrnehmen; doch iſt jede ſeiner beſondern Bearbeitungen derſelben von Werth, und hat Andern, die ihm nachfolgten, Bahn gebrochen, den Weg geebnet. Dieſes Verdienſt wird ihm ungekränkt bleiben.

Was er als academiſcher Lehrer gewirkt, iſt nicht zu berechnen. Gewiß hat er ſich den gerechteſten Anſpruch auf die Dankbarkeit Vieler erworben, die des treuen und eifrigen Mannes Schüler waren. Auch Andre haben erkannt, was Johannes Müller, zwar noch als Jüngling, doch damals ſchon als gültiger Zeuge von ihm rühmt: „G. lieſt ſehr gut.“ Auch auf Müllers Bildung wirkt' er gewiß wohlthätig ein, und die durch ihn gegründete hiſtoriſche Geſellſchaft, deren Mitglied jener auch

ward, hat nicht nur den Einen, ſondern Viele in ſtreng-hiſtoriſche Forſchungen geleitet und zu gründlichen Unteer ſuchungen veranlaßt.

Können wir ihn denn auch nicht, wie Müller, in ſeinem Lob, zumal als Jüngling, leicht zu freigebig gethan „den großen Gatterer, den claſſiſchen Schriftſteller in der Geſchichte" nennen, ſo ſteht ſein Name doch mit hoher, wohlverdienter Achtung in der Reihe der wirkſamſten Beförderer der Geſchichtkunde und Geſchichtliebe im Vaterland aufgeführt, und man wird eine Erinnerung an ſein Leben hier nicht ungern wiederfinden.

Die Lebensbeſchreibung, die wir aufnehmen, hat zwar mehr ſein äußeres als ſein inneres Leben, und nicht durchaus befriedigend, mitgetheilt; ſie empfahl ſich aber durch die Benutzung handſchriftlicher, beglaubigter, zum Theil von G. ſelbſt verfaßter Nachrichten und durch die Beweiſe einer vertrautern Bekanntſchaft des Verfaſſers mit dem Mann, mit dem unſre Leſer ſich nun noch mehr befreunden mögen.

K.

Johann Chriſtoph Gatterer.

Johann Chriſtoph Gatterer iſt den 13ten Julius 1727 in der damals nürnbergiſchen Feſtung Lichtenau geboren, ſeit ſeinem 9ten Jahr aber in Nürnberg erzogen worden. Nachdem er daſelbſt die lateiniſchen Schulen, bei St. Sebald ſechs, die bei Laurenzen zwei Jahr beſucht, außerdem aber auch den beſondern Unterricht verſchiedener daſiger Gelehrten genoſſen, hat er, nach ſeiner Oſtern 1744 erfolgten Entlaſſung aus den untern Schulen, in ſeinem 17ten Jahr das Auditorium publicum benutzt, außerdem aber ſich theils mit Unterrichtgeben, theils mit Ausarbeitungen aus der Geſchichte und aus den Alterthümern beſchäfftigt. So vortheilhaft er ſich auch durch dieſe ausgezeichnet hatte, ſo war es dennoch bis zu dem Augenblick, wo er die Academie hatte beziehen ſollen, unentſchieden geblieben, ob er überhaupt ſich ferner den Studien würde widmen können, da ſein Vater theils wegen Mangel der hierzu erforderlichen Mittel, theils aus Abneigung gegen das Studiren, ihn für ein Handwerk beſtimmt, und nur ungern, und durch die nachmals nicht erfüllte Zuſage zulänglicher Stipendien bewogen, in ſeinen Abgang auf die Univerſität Altdorf (Oſtern 1747) eingewilligt hatte, auf welcher er durch ein Zuſammentreffen von glücklichen Umſtänden, ſechs Jahr auf ſeine Bildung hat verwenden können.

In ſpätern Jahren hat er ſehr oft das Jahr von Oſtern 1740 bis dahin 1741, das er (in ſeinem 14ten Jahr) in der vierten Claſſe zugebracht, als dasjenige bezeichnet, in welchem er, wie er ſich ausdrückt, „den Grund zu ſeiner zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit gelegt hat", dagegen eben ſo ſehr die Zeit bedauert, die er bis dahin in den drei untern Claſſen verloren hatte, ſo wie überhaupt, wenn man die Schwierigkeiten die er in ſeiner Lage zu bekämpfen gehabt hat, betrachtet, es wirklich Bewunderung erregt, wie er ſo jung ſchon einen ſo hohen Grad von Bildung hatte erlangen können, was freilich von ſeinem ſeltnen Genie und von ſeiner Thätigkeit zeugt, Gatterer aber in ſeinem frommen Sinn „einzig als Fügung der Vorſehung" geſchildert hat.*)

In den beiden erſten Jahren ſeines academiſchen Lebens hatte er ſich beinahe ausſchließlich mit den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, und mit den orientaliſchen Sprachen beſchäfftigt, die er, nach ſeinem gewiß competenten Zeugniß, bei geſchickten Lehrern zu erlernen Gelegenheit gehabt hat. Da es indeſſen das Anſehen hatte, als wenn er dereinſt zum Kirchendienſt beſtimmt werden würde, ſo hat er ſeit ſeinem zweiten academiſchen Jahre auch theologiſche Collegia beſucht, die er jedoch, nachdem er beinahe ganz abſolvirt, und ſelbſt mehreremal in Nürnberg und an andern Orten gepredigt hatte, „auf Anrathen ſeines vornehmſten Lehrers, des Dr. Dieтelmeyer, wieder verlaſſen hatte, um ſich ausſchließlich

*) Sein Vater war Unteroffizier im nürnbergiſchen Dragoner-Regiment: wie Gatterer ihn ſchildert, ein frommer, braver, ſchlichter Mann, der aber weder leſen noch ſchreiben konnte. Er hatte ſeinen Sohn einzig in der Abſicht in die Schule geſchickt, um die Zeit auszufüllen, bis daß er die zu einem Handwerk erforderlichen Kräfte haben würde. Er wollte z. B. nicht haben, daß ſein Sohn zu Hauſe leſen ſollte, was dieſen genöthigt hat, dieſes oft heimlich auf dem Boden zu thun, wo er ſich durch Aufhebung einiger Dachziegel das erforderliche Licht verſchafft, dann auch das Geſchäfft des Einheizens der Claſſen zu übernehmen, wodurch er Gelegenheit gehabt hat, jeden Morgen einige Stunden vor Tag, Licht und Wärme zum Studiren zu erhalten. Dieſe und andere Data ſind aus einer biographiſchen Notiz von ſeiner Hand entnommen, und die, ſo wörtlich übernommen ſind, mit zwei „ „ bezeichnet.

„dem Studium der zur Hiſtorie erforderlichen Wiſſenſchaf„ten widmen zu können“, wobei ihm, wie er dankbar anerkannt hat, der Umgang mit Heumann und Hofer und die Benutzung der vortrefflichen Bibliothek des erſtern von ſo größerem Nutzen geweſen ſind, „als er niemals „ein Collegium über irgend einen Theil der Hiſtorie und „der damit verwandten Wiſſenſchaften gehört hat.“

Heumann, bei deſſen Stiefkindern er 1749 Hofmeiſter geworden war, „und der ihn genauer, als viele andere gekannt hat“, hatte ihn für die hiſtoriſche Profeſſur beſtimmt, zu welcher er auch, „nachdem er im Jahr „1751 Magiſter geworden war, und hiſtoriſche Collegia, „die damals in Altdorf faſt ganz aus der Mode gekommen „waren, geleſen hatte“, nach Semlers Abgang nach Halle in Vorſchlag gebracht worden war, welcher Ausſicht er indeſſen, „theils wegen ſeiner häuslichen Umſtände, „theils weil er geglaubt hat, dem Vaterlande bei der da„maligen Verbeſſerung des Gymnaſii nützlich ſeyn zu „können, eine Vocation als Lehrer der vierten Claſſe an „dieſem vorgezogen“, und im October 1752 wirklich angetreten hat.

Im Jahr 1755 war er zum Lehrer an der dritten Claſſe, 1756 aber zum Conrector, und außerdem, „was „vor ihm noch nie geſchehen, zur vorzüglichen Ehre eines „Profeſſors der Reichshiſtorie und Diplomatik am Audi„torio publico befördert worden“, in welcher doppelten Eigenſchaft er gelehrt, außerdem aber ſeine Holzſchuerſche Geſchichte (1755) herausgegeben hat, welche die Veranlaſſung geworden war, daß er nach Koelers Tod, im Julius 1759, als Profeſſor philosophiae ordinarius et historiarum nach Göttingen berufen worden iſt, welches neue Amt er Michaelis des nämlichen Jahres angetreten hat.

So ausgebreitet auch damals ſchon ſeine Kenntniſſe geweſen ſind, ſo hat er doch ſehr oft ſelbſt anerkannt, daß er, ohne ſeine Verſetzung nach Göttingen, wo er bei'm Ueberfluſſe aller Hülfsmittel ſich in dem Kreiſe ausgezeichneter Männer in allen Fächern der Wiſſenſchaften befunden, niemals was er geleiſtet hat, würde haben leiſten können, welche Anerkennung der vorzügliche Grund ſeiner

Anhänglichkeit und ſeiner Theilnahme an dem Flor dieſer Academie geweſen iſt. Bei ſeinem Abgang von Nürnberg war er zum Ehren-Mitglied der Altdorfiſchen Academie, 1762 zum ordentlichen Mitglied der deutſchen Geſellſchaft in Göttingen, 1770 zum Hofrath, und im Jahr 1776 endlich auch zum Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften, wozu er bereits 1762 von dieſer ſelbſt vorgeſchlagen worden war, ernannt worden, deren Commentarien in neunzehn Abhandlungen voll der gediegenſten Gelehrſamkeit die Beweiſe ſeines eben ſo ſeltnen Forſchungsgeiſtes, als ſeiner unermüdeten Thätigkeit enthalten, welcher im Jahr 1778 ſein Körper auch einmal auf den Grad unterlegen, daß jede Hoffnung für ſeine Erhaltung aufgegeben war, von welcher Krankheit er jedoch nach neunmonatlichem Leiden geneſen war, und noch zwanzig Jahr (bis 1798) eine ziemlich feſte Geſundheit genoſſen hat, die aber ſeit dieſem Zeitpunct, bis zu ſeinem am 4ten April 1799 erfolgten Tod, leidend geweſen iſt.

In den erſten Jahren nach dem Antritt ſeines Lehramtes in Göttingen hat er beinahe über alle Theile des hiſtoriſchen Studiums Vorleſungen gehalten, in ſpätern Jahren jedoch ſich mehr auf die Univerſalhiſtorie und auf die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften beſchränkt, unter welchen die Diplomatik, ſo wie die Geographie ihn vorzüglich beſchäfftigt haben. Seine Vorträge waren ohne Prätenſion und ohne Ueberladung mit fremdartigen Dingen; in der Geſchichte eine einfache Erzählung der Begebenheiten, mit tiefdurchdachter Entwicklung der Urſachen durch die ſie veranlaßt, und der Wirkungen die ſie in nähern und entferntern Epochen und Perioden hervorgebracht haben; in den Hülfswiſſenſchaften aber ſtets erläuternd und immer darauf bedacht, die erklärte Sache recht anſchaulich zu machen, und hierdurch dem Gedächtniß ſeiner Zuhörer einzuprägen. Vorzüglich hat er dieſe Methode in der Diplomatik befolgt, in welcher er ſeine Zuhörer vom erſten Anſchaun der Alphabete und Zeichen an bis zum Leſen von Urkunden aus allen Jahrhunderten ſowohl in Kupferſtichen als im Original ſtets erläuternd geführt, und durch Ausarbeitungen in der Praxis ſelbſt geübt hat.*) Eben dieſe Einfachheit im Vortrag möchte

*) Er hatte zum Gebrauch bei ſeinen Vorleſungen von der Diplomatik, Heraldik und Numismatik beſondere Sammlungen

wohl auch als die vorzüglichſte Urſache betrachtet werden müſſen, daß in ſpätern Jahren der Werth ſeines mündlichen Unterrichts weniger als er es verdient, gewürdigt, und daß daher ſeine Vorleſungen weniger beſucht worden ſind.

Die Kenntniß der Veranlaſſung, die in ausgezeichneten Männern den erſten Funken ihres ſchlafenden Genies zuerſt geweckt hat, iſt in mehrfacher Beziehung, vorzüglich auch um deswillen wichtig, weil ſie ſehr oft Aufſchlüſſe über die Richtung gibt, die ihre ſpätere Thätigkeit genommen hat. Als ſolche hat Gatterer ſelbſt den Umſtand bezeichnet, „daß ſeine Mutter ſich täglich etliche „Stunden mit lautem Vorleſen geiſtlicher und hiſtori„ſcher Bücher, vorzüglich aber mit dem Leſen von Kalen„dern beſchäfftigt hat, wodurch ſie und auch der zwölf„jährige Knabe, welcher dieſem Vorleſen zuhören „mußte, eine ziemlich fertige Kenntniß von der Genea„logie aller fürſtlichen Häuſer, ſo weit ſie in den Kalen„dern enthalten geweſen, und auch von andern hiſtoriſchen „Thatſachen erhalten hat", die ſeine Wißbegierde erregt, ihn zu weiterm Forſchen veranlaßt, und ſo von Stufe zu Stufe weiter geführt hat. Wie groß ſeine Fortſchritte geweſen ſind ergibt ſich wohl aus dem Umſtande, „daß er „ſeit ſeinem dreizehnten Jahr verſchiedenen ſeiner Mit„ſchüler nicht allein in der lateiniſchen und griechiſchen „Sprache, (ſeit ſeinem 16ten Jahr auch im Hebräiſchen), „ſondern ſelbſt auch ſchon in der Geſchichte und Geogra„phie Unterricht ertheilt hat, und im Stande geweſen iſt, „die Alten in der Urſprache zu leſen", was er jederzeit als vorzüglich wichtig betrachtet, daher auch ſoviel möglich die Quellen in der Originalſprache ſtudirt, und ſelbſt noch in ſpätern Jahren um einiger Allegate willen fremde Sprachen wenigſtens ſo weit erlernt hat, als zum Verſtehen ſolcher Stellen nothwendig geweſen iſt.

---

angelegt, für welche er, um Alles methodiſch ordnen zu können, die koſtbarſten diplomatiſchen und andere Werke zerſchnitten hatte. Dieſe Sammlungen ſind an ſeinen Sohn in Heidelberg gekommen, der ſie durch eine große Anzahl von Originalen und überhaupt ſo erweitert hat, daß daraus mehrere vollſtändige diplomatiſche Cabinette gemacht werden können.

Als andere Umſtände die auf ſeine Bildung vortheilhaft gewirkt haben, bezeichnet er ſelbſt ſeine anfängliche Beſtimmung für die Theologie, die ihn zum Studium der Bibel, der Kirchengeſchichte und der Philologie, ſo wie die ihm anvertraute Führung der für die juridiſche Laufbahn beſtimmten Heumanniſchen Stiefkinder zum Studium der Rechts-Wiſſenſchaften veranlaßt hatte, vorzüglich aber die Benutzung der Heumanniſchen Bibliothek und den genauen Umgang mit dieſem Gelehrten, deſſen Beiſpiel ihn für das hiſtoriſche Studium noch mehr angefeuert, ſo wie ſein Rath in jenem der Diplomatik geführt hat.

Um Gatterers große Verdienſte um die Geſchichte, in welcher er ſowohl in Hinſicht auf die hiſtoriſche Kunſt, als auf die Erweiterung des hiſtoriſchen Wiſſens ſelbſt als Epochenmann betrachtet werden muß, gehörig würdigen zu können, muß der Zuſtand, in welchem in der Zeit, in welcher ſein großes Wirken begonnen, beides ſich befunden hat (1750), betrachtet werden, in welcher, nachdem das Syſtem der vier Monarchieen kaum verlaſſen war, das Weſen und der Werth eines hiſtoriſchen Werkes in ſein Volumen und in die Aufhäufung einer Maſſe ohne Sichtung und Ordnung zuſammengeraffter Materialien geſetzt worden war, ſo daß nach ſeinem Urtheile (allgem. hiſtor. Bibliothek I. S. 64) „das Vorurtheil „der Weitläufigkeit, damals als die Verderberin „der neuern Hiſtoriker hat betrachtet werden müſſen." Nach der Anſicht, die er ſich von der Geſchichte ſelbſt und von dem Zwecke des hiſtoriſchen Studiums gebildet hatte, ſoll erſtere durch eine getreue, aber auch lebendige Darſtellung der politiſchen, bürgerlichen und Religions-Verhältniſſe, ſo wie durch eine anſchauliche Schilderung der ſittlichen und intellectuellen Bildung der Völker in der Vorzeit, die Lehrerin der lebenden und künftigen Geſchlechter ſeyn, was ſie nach ſeiner Ueberzeugung aber nur in ſo fern leiſten kann, als ſie zugleich, theils die Urſachen und Wirkungen dieſer Verhältniſſe bei jeder Nation insbeſondere, theils aber auch das wechſelſeitige Einwirken einer Nation auf die übrigen, ſowohl in jeder gegebenen Periode, als überhaupt, gleichſam wie in einem Gemälde darſtellt, deſſen Erfindung, oder eigentlicher die Kunſt der Compoſition deſſelben, daher auch der vorzüg-

lichſte Gegenſtand ſeines Strebens geweſen iſt. Das Verhältniß der Univerſal-Hiſtorie zur Special-Geſchichte insbeſondere, hatte er ſich wie jenes der Karte vom Globus in der Geographie gedacht, und nach dieſen Anſichten, und aus dem ſorgfältigſten Studium der Vorzüge und Fehler der Alten (unter denen Moſes und Herodot ſeine Lieblings-Schriftſteller geweſen ſind) und der Fehler der neuern Hiſtoriker ſich einen Plan abſtrahirt, in welchem er das Epiſodenſyſtem der erſtern mit der noch wenig präciſirten Epochenmanier der letztern in der Art verbunden hat, daß er für die Ordnung und Trennung der Begebenheiten fünf Hauptepochen, für die Stellung der Nationen in jeder Periode aber ein doppeltes Syſtem, nämlich bis zum 16ten Jahrhundert das Unterwürfigkeits-Syſtem, und ſeit dieſem Zeitpuncte jenes der Bündniſſe angenommen, überhaupt aber die Seele der hiſtoriſchen Kunſt in die Zuſammenſtellung des Gleichzeitigen geſetzt hat.

Die Theorie dieſes Syſtems hat er in ſeiner Abhandlung vom hiſtoriſchen Plane, zu welcher die vom Plan des Herodots und des Trogus*) als Belege gehören, jene der hiſtoriſchen Kunſt überhaupt aber in einer Reihe von Abhandlungen entwickelt**), zu welchen ſeine Werke über die allgemeine Weltgeſchichte als Muſter für die Anwendung betrachtet werden können. Leider iſt von dieſen keins vollendet, da ſelbſt das neueſte, das nur bis auf die Entdeckung von Amerika reicht, mehr nur als ein erſter Aufriß betrachtet werden kann, wovon jedoch die Urſache einzig in ſeinem Streben nach möglichſter Vollkommenheit, ſo wie in ſeinen eignen Fortſchritten geſucht werden muß, die ihn theils auf neue Anſichten, theils aber auch auf Lücken in der Geſchichte einzelner Völker oder einzelner Perioden geführt haben, deren Ausfüllung ihm nothwendig geſchienen, ehe, nach ſeiner Ueberzeugung, die Ausarbeitung einer vollſtändigen Univerſal-Hiſtorie hätte möglich ſeyn können. Hierdurch

*) In der allg. hiſtor. Bibliotb. I. S. 15. II. S. 46. III. S. 13.

**) In dem beigefügten Verzeichniß ſeiner Schriften Nro. 21 bis 38.

ſind nun freilich ſeine Schriften unvollendet geblieben, dagegen aber ſeine drei Abhandlungen de Herodotis et Thucydidis Thracia, ſeine vier Commentationen de populorum letticorum origine sarmatica und eine Anzahl anderer Arbeiten entſtanden, die eben ſo ſehr ſeinen Forſchungsgeiſt beurkunden, als ſie das Gebiet des hiſtoriſchen Wiſſens erweitert haben.

Eine Seite in Gatterers Streben nach größerer Vollkommenheit verdient um ſo mehr herausgehoben zu werden, als ſie der Nation, welche ſeinen Namen ehrt, näher liegt, nämlich ſein Wirken für die Vervollkommnung der deutſchen Geſchichte, deren Zuſtand bis in jene Zeit (1760) er in ſeinen zufälligen Gedanken über die deutſche Geſchichte*) geſchildert hat. Nach ſeiner Ueberzeugung „ſollte jede Nation ihre eigne vaterländiſche „Geſchichte ſelbſt ſchreiben, und es hat ihn bis in das Innerſte ſeiner Seele geſchmerzt, ſeine Nation in der Claſſe „derjenigen zu finden, die (damals 1766) keine eigenthümliche vaterländiſche Geſchichte, weder in ihrer eigenen, „noch in einer fremden Sprache, beſeſſen hat" **), wozu nach ſeiner Anſicht damals ſelbſt die Materialien noch nicht vollſtändig gereiſt geweſen ſind.

Dieſes Gefühl und der Wunſch, durch Sichtung der vorhandenen Materialien und andere Vorarbeiten, wo nicht die Herausgabe einer Geſchichte ſelbſt zu bewirken, dennoch vorzubereiten, war nicht allein der Gegenſtand einer ausgebreiteten Correſpondenz an alle Orte, wo er Codices und andere Quellen vermuthet, ſondern auch die Veranlaſſung zur Errichtung des hiſtoriſchen Inſtituts (feierlich eröffnet den 22ſten Decbr. 1766) geworden, von welchem er Plan und Zweck in der nähern Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftſteller über die deutſche Geſchichte***) angegeben hat, welcher letztere aber durch zufällige Umſtände nicht vollſtändig erreicht, vielmehr das gewiß nützliche Unternehmen für ihn die Quelle von viel-

*) Allg. hiſtor. Biblioth. II. Bd. S. 23.

**) Ebendaſ. I. S. 66.

***) Ebendaſ. VIII. S. 3 ff.

fältigen perſönlichen Unannehmlichkeiten geworden war. *) Die Arbeiten der Mitglieder des Inſtituts ſind in den ſechszehn Bänden der allgemeinen hiſtoriſchen Bibliothek, von Mitgliedern des königl. Inſtituts der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771, und in dem hiſtoriſchen Journal, von Mitgliedern ꝛc. Göttingen 1772—1781, beide von Gatterer herausgegeben, enthalten, von welchen das letztere ſich lediglich auf Recenſionen beſchränkt, das erſtere aber die hiſtoriſche Kunſt ſelbſt zum Gegenſtand gehabt hat.

Die hiſtoriſchen Hülfs-Wiſſenſchaften bilden ein anderes Feld in dem hiſtoriſchen Gebiete, auf deſſen Cultur Gatterers Thätigkeit ſich ebenmäßig erſtreckt, und in welchem er ſich vorzüglich um die Diplomatik verdient gemacht hat, in welcher er einzelne Materien noch gründlicher, als von den franzöſiſchen Benedictinern geſchehen war, bearbeitet, überhaupt aber das Ganze zuerſt in ein gehörig geordnetes Syſtem gebracht hat, welches alle frühern Arbeiten in dieſem Fache übertrifft, ſelbſt aber von keinem ſeiner Nachfolger übertroffen worden iſt. Leider ſind auch ſeine Elementa artis diplomaticae 1765, unvollendet geblieben, welchem Mangel er aber durch ſeinen Abriß der Diplomatik und durch ſeine praktiſche Diplomatik abgeholfen hat, in welcher letztern das Verzeichniß von Urkunden-Sammlungen (mehr als 650 Werke,) als erſter Verſuch ebenfalls ſehr ſchätzbar iſt.

Eben ſo hat er in ſeinem Abriß der Heraldik zuerſt den Verſuch gemacht, dieſe Wiſſenſchaft auf methodiſch geordnete, zuverläſſige Grundſätze zu bringen, von wel-

*) Eine Haupturſache von dieſen, und daß die ganze Sache nicht wie er ſie projektirt hatte zu Stande gekommen iſt, hat in der Jalouſie der Societät der Wiſſenſchaften gelegen, welche in dem Inſtitute eine Nebenbuhlerin geſehen hat, deren Aufkommen ſie um ſo glücklicher entgegengearbeitet hat, als durch den Plan ſelbſt, nach welchem mit einer großen Anzahl von Gelehrten eine nicht minder große Anzahl von Academikern vereinigt war, eigenthümliche Schwierigkeiten entſtanden waren. In Gatterers litterariſchem Nachlaß befindet ſich eine Anzahl Abhandlungen, die in den Zuſammenkünften geleſen worden ſind.

welchen er die Anwendung ſowohl in ſeiner praktiſchen Heraldik, als durch mehrere andere Beiſpiele gelehrt hat, ſo daß er als Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft betrachtet werden kann, was in Anſehung der Genealogie zwar nicht in der Maaße der Fall iſt, obgleich ſein Abriß der Genealogie als das beſte Werk der Art, ſeine Holzſchuerſche Geſchichte aber als einer der gelungenſten Verſuche der Benutzung von Urkunden in genealogiſchen Arbeiten betrachtet werden müſſen. Unter ſeinen geographiſchen Arbeiten, die zum Theil ſo weſentlichen Aufklärungen der alten Geographie gewidmet geweſen ſind, iſt vorzüglich ſein kurzer Begriff der Geographie, ſowohl durch Syſtem und Methode, als durch die Bezeichnung der Verwandtſchaften der Völker in Hinſicht auf Abſtammung, Sprache und Religionen, und durch die Claſſification ſchätzbar, die er zuerſt von den Meeren und Gebirgen, den Climaten und Fluß-Verbindungen gemacht, und die er durch beſondere Karten anſchaulich dargeſtellt hat. Eben dieſe Unterſuchungen, die er zum Behuf der phyſiſchen Geographie angeſtellt, vorzüglich aber diejenigen, die er über den wechſelſeitigen Einfluß des Himmels und der Luft auf die Veränderungen des Zuſtandes der Dunſtkugel über der Erde, und über den rückwirkenden Einfluß von dieſer, ſo wie der Meere und Fluſſe auf jene gemacht, hatten ihn nach und nach auf weitere Unterſuchungen ſowohl hierüber, als überhaupt auch über die erſten Elemente der Witterung, und über die Urſachen die ihre jedesmaligen Veränderungen bewirken, und endlich ſo weit geführt, daß er ſich im Stande geglaubt hat, jede Veränderung der Witterung mit Zuverläſſigkeit berechnen und vorherſagen zu können.

Seine Biographie muß ſich auf die bloße Anzeige dieſer in ſo mancher Hinſicht unendlich wichtigen Entdeckung beſchränken, über welche, ſo wie über den Anfang, den Fortgang und die Art ſeiner Arbeiten und Unterſuchungen, Gatterer ſelbſt in ſeiner merkwürdigen Commentatio de anno meteorologico fundamentali; lecta d. XVIII. Novbr. 1780, eine vollſtändige Nachricht vorgelegt hat, die unwillkührlich zur Bewunderung ſeines Scharfſinns, ſo wie der Ausdauer mit der er ſeine Idee verfolgt hat,

hinreißt.*) Unter ſeinem litterariſchen Nachlaß befinden ſich ſeine täglichen Beobachtungen ſeit dem 6ten October 1779 bis zum 7ten Septbr. 1797, mit einer großen Anzahl von Sonnen-, Monds-, Local-, Hülfs- und vergleichenden Tafeln, die größtentheils vollſtändig berechnet ſind; außerdem auch noch eine große Anzahl von meteorologiſchen Bemerkungen und Excerpten, ſo wie viele zum Theil bearbeitete Beobachtungen und Bemerkungen über die Magnet-Nadel, von welcher er neue, wichtige Eigenſchaften entdeckt, und durch dieſe ſich im Stande geglaubt hat, die Länge eines jeden Punctes auf der Erde beſtimmen zu können. Leider ſind erſtere aber nicht vollſtändig, ſo wie überhaupt das Vorhandene nur Material zu einem Syſtem, deſſen Bearbeitung er beabſichtigt, wegen ſeiner vielen übrigen Arbeiten und ſeiner geſchwächten Geſundheit aber nicht beendigt hat, wodurch dieſer wahrhaft ſeltne Schatz von menſchlichem Wiſſen wahrſcheinlich unbenutzt bleiben dürfte.

Wie groß und umfaſſend überhaupt Gatterers litterariſche Thätigkeit geweſen iſt, ergibt ſchon der bloße Anblick des Verzeichniſſes ſeiner Schriften, deren Anzahl hundert überſteigt, von denen ein großer Theil die mühſeligſten Unterſuchungen erfordert haben und den Wunſch erregen, daß ſie geſammelt und hierdurch allgemein nützlicher gemacht werden möchten. Außerdem hatte er von 1762 bis 1769 die Recenſionen aus dem ganzen hiſtoriſchen Fache für die Göttinger gelehrten Anzeigen, ſeit dieſem Jahre aber nur jene der Werke über die Geſchichte des Mittelalters und über die hiſtoriſchen Hülfs-Wiſſenſchaften bearbeitet, eben ſo in dem Anfange der 70er Jahre Recenſionen in die allgemeine deutſche Bibliothek, ſo wie die vorzüglichſten für die allgemeine hiſtoriſche Bibliothek geliefert, zugleich aber eine ausgebreitete Correſpondenz mit den meiſten Gelehrten ſeiner Zeit unterhalten, die durch ſeine gelehr-

*) Kurze, jedoch ziemlich vollſtändige Bemerkungen hierüber finden ſich auch in ſeinem kurzen Begriff der Geographie S. 39 ff.

ten Forſchungen veranlaßt war, oft aber auch eine andre Tendenz gehabt hat. So hatte er z. B. in dem baierſchen Succeſſions-Kriege dem Miniſter Grafen von Herzberg die vorzüglichſten Beweiſe zur Widerlegung der Anſprüche des Hauſes Oeſterreich auf Baiern geliefert, worüber ſeine Correſpondenz ſich in ſeinem Nachlaß befindet.

Anziehende Winke über ſeinen Charakter hat er ſelbſt in der Abhandlung vom Standort und Geſichtspunct des Geſchichtſchreibers, oder der deutſche Livius, gegeben.*) Ein hervorſtechender Zug in demſelben war ſeine große Liebe für die Wahrheit und ſeine eigne Wahrhaftigkeit, in die er das größte Verdienſt des Hiſtorikers geſetzt hat, ſo wie überhaupt nach der Aeußerung ſeines langjahrigen gelehrten Freundes Heyne, „ſeine Einfachheit, Gradheit und Rechtſchaffenheit, „die Sitten der alten claſſiſchen Zeiten vergegenwärtigt „hat." Sein choleriſch-ſanguiniſches Temperament ließ ihn empfangene Beleidigungen tief empfinden, ſo wie er bei der großen Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes leicht aufgebrauſt, eben ſo ſchnell aber auch ſich wieder gefaßt, überhaupt aber das Vergeſſen, das ihm bei ſeiner großen Herzensgüte niemals Ueberwindung gekoſtet, als das beſte Gegengift gegen den Eindruck empfangner Beleidigungen betrachtet hat.

Ohne Eitelkeit oder Ruhmſucht, war er gegen die öffentliche Anerkennung ſeiner Verdienſte nicht gleichgültig, gegen das Mißkennen derſelben vielmehr in einem hohen Grade empfindlich.**) Voll des Gefühls der Würde

*) In der allg. hiſtor. Biblioth. Bd. V. S. 3 ff.

**) Daher ſeine Fehde mit Schlözer, der, beſonders wenn man ſeine perſönlichen Verhältniſſe und ſeine Verpflichtungen gegen Gatterer beachtet, auf eine nicht rühmliche Art ſich das Verdienſt von mehrern Forſchungen und der beſſern Methode in der Univerſalhiſtorie zu arrogiren verſucht hat, gegen welchen letztern Gatterer aber ſein Eigenthum ſiegreich vindicirt hat. M. ſ. Schlözers Species Facti, und J. C. Gatterers Antwort auf die Schlözerſche Species Facti. Göttingen 1773. — Dieſe Fehde, ſo wie dieſe beiden Schriften, ſind damals von dem hannöverſchen Miniſterio, ſoviel möglich war, unterdrückt worden.

und des erhabnen Zwecks der Geſchichte, hat er ſeinen perſönlichen Ruhm gern an jenen der Wiſſenſchaft ſelbſt geknüpft, und ſeine Verdienſte um dieſe, jedoch ohne Prahlerei, gezeigt. Dabei hat er im Cirkel ſeiner Freunde ſich gerne von den Schwierigkeiten aller Art, mit denen er in ſeiner Jugend zu kämpfen gehabt, unterhalten, und eben ſo gerne gezeigt, wie er durch eigne Kraft und blos durch ſeine Thätigkeit ſich die Bahn gebrochen hat, wobei er gegen Heumanns Andenken ſtets dankbar geweſen iſt.

In einem hohen Grade uneigennützig, war ſein Privat-Intereſſe dasjenige, was er bei ſeinen gelehrten Arbeiten, ſo wie überhaupt in allen ſeinen Handlungen jederzeit zuletzt, und überhaupt wohl niemals in Anſchlag gebracht hat; weshalb er auch manche vortheilhafte Anträge von Verlegern, weil er ſie dem Intereſſe der Wiſſenſchaften nicht gemäß erachtet, von der Hand gewieſen, und als in den ſpätern Jahren ſein Lehrſaal weniger beſucht war, noch mit dem nämlichen Eifer wie in den frühern Perioden geleſen hat, wo ſein Auditorium die Anzahl ſeiner Zuhörer nicht hatte faſſen können.*)

Bei ſeiner thätigen Liebe für die Wiſſenſchaften, voll der wahrſten Religioſität, ein guter Bürger und treuer Unterthan, hat er die Neuerungen in den Studien, beſonders aber die Vernachläſſigung, die er in dem Studium der Quellen wahrzunehmen geglaubt hat, mit Wehmuth: die wilden Ausbrüche der franzöſiſchen Revolution und die Folgen, die ſie für Deutſchland damals ſchon ge-

*) Es iſt eine Thatſache, daß in frühern Jahren, als ſein Hörſaal zu klein geworden war, Studenten auf Leitern, die ſie an die Fenſter angeſetzt hatten, ſeinen Vorleſungen zugehört haben. Eben ſo hat er noch 1783, wegen der großen Anzahl von Zuhörern, ſeine Vorleſung über die allgemeine Geographie zweimal unmittelbar nach einander leſen müſſen. Ein Zug verdient aufbewahrt zu werden, nämlich der, daß einer ſeiner Zuhörer in der Geographie, im Jahr 1788, ihm in einem anonymen Brief zehn Friedrichsd'or, als einen Beweis ſeiner Dankbarkeit für den genoſſenen Unterricht, zugeſandt hat.

habt und vorbereitet hatten, mit ſolchem Abſcheu geſehen, daß es als eine für ihn wohlthätige Fügung der Vorſehung betrachtet werden muß, daß er die ſpätern Ereigniſſe nicht mehr erlebt hat.

Seit dem Anfange des Jahres 1798 hatte er häufig an Urin-Beſchwerden und an einer Schärfe gelitten, die ſich auf die Blaſe geworfen, und die endlich auch in der Nacht vom 4ten auf den 5ten April 1799 ſeinen Tod verurſacht hat, ohne daß er jedoch bis in die letzten Stunden eine Ahndung von dieſem gehabt, oder daß ſelbſt die heftigſten Schmerzen ſeine Thätigkeit unterbrochen hätten, indem er bis vier Tage vor ſeinem Ableben Diplomatik geleſen hat, und ſelbſt an dem Tage, wo er der Welt und den Wiſſenſchaften entriſſen worden iſt, noch hatte leſen wollen.

Seine Gattin, mit der er ſich im Jahr 1753 verehlicht hatte, und die ihn in ſeiner ſechsundvierzigjährigen glücklichen Ehe zum Vater von fünfzehn Kindern gemacht, hat ihn mit fünf von dieſen überlebt, von welchen der älteſte Sohn, der Ober-Forſtrath und Profeſſor in Heidelberg, Dr. Chr. W. J. Gatterer, als Schriftſteller und vorzüglicher Lehrer der Kameral-Wiſſenſchaften, eine Tochter, Philippine, verehlichte Engelhard (in Caſſel) aber als Dichterin rühmlich bekannt, und indem ſie den Namen ihres um die Wiſſenſchaften ſo hochverdienten Vaters ehren, dieſes würdig ſind. Die andere noch lebende Tochter Johanna iſt an den, durch ſeine ausgezeichnete Geſchicklichkeit als Arzt, Chirurg und Geburtshelfer rühmlich bekannten Dr. Eichhorn in Nürnberg verheurathet.

* * *

Biographiſche Notizen über Gatterer finden ſich in

1) G. A. Will nürnbergiſches Gelehrten-Lexikon. Nürnberg und Altdorf 1755. 1ten Th. S. 510.

2) J. St. Pütter, Verſuch einer akademiſchen Gelehrten-Geſchichte von der Georg Auguſtus-Univerſität zu Göttingen. 1ter Th. S. 177 und 2ter Th. S. 156.

3) Kiefhaber, Repertorium der nürnbergiſchen Geſchichte und Münzkunde. Nürnberg 1800. S. 23.

4) Heyne Elogium J. Chr. Gattereri etc. recitatum in conseſsu Societatis d. XX. Apr. 1799.

5) Joh. Chriſtoph Gatterer. Eine Skizze. 1800. (Von ſeinem Schwiegerſohn, D. Eichhorn in Nürnberg.)

Ueberſicht

von Gatterers litterariſcher Thätigkeit.

I. Philoſophie und Litteratur.

1) Theses ex omni Philosophia selectae. Altdorfii 1751. 4to. 8 Seiten.

2) Oratio de insigni providentia divini numinis, numinumque terrestrium in fovendis tuendisque musis. Altdorf. 1751. fol. 24 Seiten.

3) Zufällige Gedanken über allerlei Gegenſtände. In den Göttingiſchen gemeinnützigen Abhandlungen vom Jahr 1772. S. 108. 174. 218. 249.

4) Schreiben an den Hrn. Profeſſor Le Bret zu Stuttgard, über den jetzigen Zuſtand der franzöſiſchen Geſchichtkunde. Götting. Julius 1772. Hiſtor. Journ. Th. I. S. 45 bis 151.

5) Verhältniß der Geſchichtkunde in Groß-Britannien zu der übrigen großbritauiſchen Literatur. Hiſtor. Journ. Th. I. S. 159 — 170.

6) Allgemeine Ueberſicht der ganzen deutſchen Litteratur in den letzten drey Jahren (1769 — 1771). Hiſt. Journ. I. S. 266—301.

7) Ueber den neueſten Zuſtand der hiſtoriſchen Litteratur in Frankreich; ſeit 1769 bis 1775. Ebendaſ. Th. VII. S. 113 ff.

8) Däniſche, Norweaiſche und Isländiſche Litteratur von 1770 bis 1776. Ebendaſ. XII. S. 141 und 273.

9) Ueberſicht der hiſtoriſchen Litteratur der Italiener in den Jahren 1769 — 1773. Ebendaſ. Th. V. S. 295 — 346.

10) Nachricht von den neueſten italieniſchen gelehrten Zeitungen, Journalen und andern periodiſchen Schriften ſeit 1769. Ebendaſ. IV. S. 241 — 268.

11) Von der hiſtoriſchen Benutzung der Sprachen. Als Vorrede zu dem XXXIV. Th. der groſſen allgem. Welt-Hiſtorie. 16 Seite. 4.

12) Von der hiſtoriſchen Erziehung. Als Vorrede zum XXXV. Th. der groſſen allgem. Welt-Hiſtorie. 8 Seit.

II. Geſchichte.

A. Gröſſere Werke über die Univerſalhiſtorie.

13) Handbuch der Univerſal-Hiſtorie nach ihrem geſammten Umfange, von Erſchaffung der Welt bis zum Urſprung der meiſten heutigen Reiche und Staaten. 1761. 8. — Daſſelbe. 2te Auflage. 1765. 8.

14) Handbuch der Univerſal-Hiſtorie nach ihrem geſammten Umfange. Des IIten Theiles Ir Bd. 1764.

15) Abriß der Univerſal-Hiſtorie. 1765. 8. — Deſſ. 2te umgearbeitete Auflage. 1773.

16) Synopsis historiae universalis, sex tabulis comprehensa. 1766. fol. — Edit. IIa auct. et emendat. 1769.

17) Einleitung in die ſynchroniſtiſche Univerſal-Hiſtorie; zur Erläuterung ſeiner Tabellen. 1r und 2r Th. 1778. 8.

18) Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umfange. Ir Th. 1785. IIr Th. 1s Stück 1787. 8.

19) Kurzer Begriff der Weltgeſchichte. Ir Th. 1786. 8.

20) Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte bis zur Entdeckung von Amerika. 1792. 8.

21) Stammtafeln zur Weltgeſchichte, wie auch zur europäiſchen Staaten- und Reichs-Hiſtorie. Erſte Samml. Tafel 1—32 einſchl. Götting. 1790. Querfol.

B. Einzelne Abhandlungen.

a) Ueber Hiſtoriographie und die hiſtoriſche Kunſt.

22) Eine Anekdote aus Frankreich. 1764. Allgem. hiſtor. Bibl. Bd. I. S. 1—14.

23) Vom hiſtoriſchen Plan und darauf ſich gründenden Zuſammenhange der Erzählungen. 1764. Ebendaſ. Bd. I. S. 15—89.

24) Vom hiſtoriſchen Gewiſſen. 1764. Ebendaſ. S. 90—96.

25) Von der Kunſt zu überſetzen, beſonders in Abſicht auf hiſtoriſche Schriften. Ebendaſ. Bd. II S. 5—22.

26) Zufällige Gedanken über die deutſche Geſchichte. Ebendaſ. Bd. II. S. 23—34.

27) Vom Plan des Herodots. Ebendaſ. S. 46—126.

28) Vergleichung der alten und neuen Geſchichtſchreiber in Anſehung der Freimüthigkeit. Ebendaſ. Bd. III. S. 3—18.

29) Vom Plane des Trogus und ſeines Abkürzers, des Juſtins. Ebendaſ. S. 18—192.

30) Vom Standort und Geſichtspuncte des Geſchichtſchreibers, oder der deutſche Livius. Ebendaſ. Bd. V. S. 3—29.

31) Gedanken über die Theorie der Biographien. Ebendaſ. Bd. V. S. 162. Bd. VI. S. 107.

32) Von den Erforderniſſen eines Paragraphiſten. Ebendaſ. Bd. XIV. S. 84.

33) Nähere Nachricht von der neuen Ausgabe der gleichzeitigen Schriftſteller über die deutſche Geſchichte. Ebendaſ. Bd. VIII. S. 3—23.

34) Nachricht von dem Fortgange der Arbeiten zur Veranſtaltung einer neuen kritiſchen Ausgabe der scriptorum rerum german. Ebendaſ. XVI. S. 3—8.

35) Zufällige Gedanken über die Verdienſte der Deutſchen um die Hiſtorie. Ebendaſ. Bd. IX. S. 33—64.

36) Eines Ungenannten Schreiben an den Profeſſor Gatterer, das Vorhaben einer deutſchen Ueberſetzung des Guicciardini betreffend, nebſt Gatterers Antwort auf dieſes Schreiben. Ebendaſ. Bd. X. S. 297—304.

37) Gedanken eines Geſchichtskundigen über die Hermannsſchlacht von Klopſtock. Ebendaſ. Bd. XIII. S. 23.

38) Ueber die Evidenz in der Geſchichtskunde. Vorrede zu Boyſens allg. Weltgeſchichte. Alte Hiſtorie. 1r Bd. S. 1—38.

β) Einzelne Abhandlungen aus der Geſchichte ſelbſt.

39) Dissertatio praevia (pro loco) de adornanda in posterum Germania sacra medii aevi. Altdorf. 1752. 4to. 70 Seiten.

40) De ludo equestri ab Henrico VI. Imperat. anno 1197 Norimbergae celebrato, ac de Nobilitatis diplomate ab eodem Imperatore Patriciis Norimbergens. concesso; itemque de sigillo pervetusto Herdegeni Holzschueri epistola. Altdorf. 1752. 4to. 56 Seiten.

41) Nachricht von der Ausgabe einer Abhandlung de Nobilitate patriciorum in Germania. Altdorf. 1752. 4to. 8 Seiten.

42) Commentatio de Gunzone Italo, qui saeculo X. obscuro in Germania eruditionis laude floruit. Norimberg. 1756. 4to. 51 Seiten.

43) Commentatio historica de Ludovico IV. Infante, Germaniae rege impubere. Gotting. 1759. 4to. 64 Seiten.

44) Ueber das Alterthum der Chineſer. Hiſtor. Journal, B. I. S. 1—26.

45) Ueber die Manethoniſchen Dynaſtien. Encyclopäd. Journal, 1775. 8s Stück.

46) Münchhauſen. Eine Vorleſung im hiſtoriſchen Inſtitut den 22ten December 1770. Götting. 1770. gr. 8.

47) Räſonnement über die jetzige Verfaſſung der Geſchichtkunde in Deutſchl. Hiſtor. Journ. Th. I. S. 255—266.

48) Memoria saeculi Hildebrandini. Gotting. 1782. kl. 8. 40 Seiten.

49) Commentatio Ia et IIa de Theogonia Aegyptiorum ad Herodoti Lib. II. Cap. 145. — lecta d. 20. Aug. 1785. In den *Comment. Soc. Reg. scient. Vol. VII. histor. et philol. Class. p.* 3 — 57.

50) Ueber Jubelfeſte und Jubel-Medaillen. Vorgel. d. 18ten Septbr. 1787. Abgedruckt in der Jubelfeier der Georg Auguſtus Univerſität zu Göttingen. 1787. S. 50 — 60.

51) An Russorum, Polonorum, caeterorumque populorum slavicorum originem a Getis sive a Dacis liceat repetere? — disquisitio lecta d. 19. Novembr. 1791. In den *Comm. Soc. Reg. scient. Vol. XI. hist. et phil. Class. p.* 167 — 215.

52) An Prussorum, Lituanorum caeterorumque populorum Letticorum originem a Sarmatis liceat repetere? Commentatio Ia lecta d. 29. Decembr. 1792. *Comm. Soc. Reg. sc. Vol. XII. p.* 116 — 152.

53) — — — Commentatio IIa lecta 19. Novbr. 1793. *Comment. S. R. sciene. Vol. XII. p.* 158 — 209.

54) — — — Commentatio IIIa lecta 29. Novbr. 1794. *Comment. S. R. sciene. Vol. XII. p.* 210 — 272.

55) — — — Commentatio IVa lecta 21. Novbr. 1795. *Comment. S. R. scient. Vol. XIII. p.* 79 — 137.

56) De Hunnis. Comment. historica Ia et IIa, lecta 26. Novbr. 1796 et Novbr. 1797. *Comment. Soc. Reg. scient. Gotting. Vol. XIV. p.* 3 — 44.

III. Diplomatik.

57) Oratio de artis diplomaticae difficultate, quum munus professoris publici capesseret. Norimbergae 1756. 4to. 56 S.

58) Dieſelbe in usum praelectionum edita, multisque observationibus locupletata. Norimberg. 1757.

59) Elementa artis diplomaticae universalis, cum figuris. Vol. I. Gotting. 1765. 4to. In einer Octav-Ausgabe nachgedruckt.

60) Epitome Diplomatices. Gotting. 1773. kl. 8. Nicht vollendet.

61) Abriß der Diplomatik, mit 12 Kupfertafeln. Göttingen 1798. gr. 8.

62) Praktiſche Diplomatik, nebſt 15 Kupfertafeln. Göttingen 1799. gr. 8.

63) Von den weſentlichen Eigenſchaften, die man bey der Herausgabe eines Urkundenbuches mit Recht fordern kann. 1767. Allg. Hiſtor. Bibl. Bd. III S. 255.

64) Diplomatiſches Reſponſum, den Streit über K. Heinrich des Finklers Grabmal, welches man vor kurzem (1770) in Quedlinburg gefunden haben will, nebſt den dazu gehörigen Zeichnungen

und Actenſtücken 1770. Allgem. Hiſt. Bibl. XVr Bd. S. 3—30. Auch in der praktiſchen Heraldik. S. 132 f.

65) Commentatio de diplomatibus confirmationis; lecta d. 12. Octobr. 1776. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VII. p.* 43 – 105.

66) Commentatio de linguae germanicae epocha diplomatica, lecta 14. Aug. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. II. hist. et philol. Class. p.* 52 — 124.

67) De Epocha linguae theotiscae in publicis Imperii constitutionibus, lecta 16. Octbr. 1779. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. III. hist. et phil. Class. p.* 3—45.

68) Commentatio diplomatica, de methodo aetatis Codicum manuscriptor. definiendae, lecta 18. Novbr. 1786. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. VIII. hist. et phil. Class. p.* 85 – 121.

69) Diplomatiſches Reſponſum über die von K. Köllniſcher Seite angefochtene und von Stadt Köllniſcher Seite vertheidigte Original-Quittung von 1501 über die abgelöſten 50 Goldgulden Oktober 1790. Auch abgedruckt in der pract. Diplom. S. 100 fg.

70) Diplomatiſches Reſponſum über eine deutſche Original-Urkunde des Grafen Vincenz von Moers und Saarwerden von 1454. Ebendaſ. S. 110 folg.

71) Die ausführliche Anzeige des nouveau traité de diplomatique etc. (mehr als Anzeige mit vielen Winken über die Diplomatik) in der allg. hiſtor. Bibl. Bd. I. S. 162—212. Bd. XIII. S. 204.

72) Desgleichen über Diplomatique pratique etc. par Le Moine. Ebendaſ. Bd. VIII. S. 82 folg.

IV. Genealogie.

73) Historia genealogica Dominorum Holzschuerorum ab Arbach etc cum codice diplomatico, multisque figuris in aes incisis. Norimberg. 1755. Pars I. (Der 2te Theil dieſes Werkes, dem gleichfalls ein reichhaltiger Codex diplomat. beygefügt iſt, liegt ſeit 1758 bei der Holzſchuerichen Familie zum Druck fertig, und iſt, nach des Verfaſſers Verſicherung, wichtiger als der erſte Theil.)

74) Handbuch der neueſten Genealogie und Heraldik. Nürnb. 1759 — 69. An der Ausgabe von 1765 hat er keinen Antheil.

75) Abriß der Genealogie. Götting. 1788. gr. 8.

76) Von der Evidenz in der Genealogie. 1769. Allg. hiſt. Bibl. Bd. XII. S. 3—17.

77) Beiſpiel zur Erläuterung der Gattererichen Methode in der Genealogie. 1769. Allg. hiſt. Bibl. Bd. XII. S. 18—46.

V. Heraldik.

(Vorſtehendes Handbuch Nr. 74.)

78) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. (Iſt vorſtehendem Handbuche in den Jahrgängen 1763 und 64 in zwei Hälften beigefügt.)

79) Abriß der Heraldik oder Wappenkunde. Nürnberg 1766. gr. 8. (Ohne des Verfaſſers Vorwiſſen herausgegeben. Man ſ. hierüber deſſen ausführliche Anzeige in der allgem. hiſt. Bibl. Bd. II. S. 294 folg.

80) Abriß der Heraldik.

*81) Praktiſche Heraldik, mit 6 Kupfertafeln. Nürnberg. 1791. gr. 8.

82) Methode, ein gegebenes Wappen hiſtoriſch zu beſchreiben. 1767. Allg. hiſt. Bibl. II. S. 34.

83) Beurtheilung einiger fremden Methoden, Wappen hiſtoriſch zu beſchreiben. Ebendaſ. Bd. II. S. 58 folg.

84) Eine heraldiſche Entdeckung, das Meklenburgiſche und Brandenburgiſche Wappen betreffend. 1767. Ebendaſ. Bd. II. S. 181 — 193. Hat zu ferneren Erörterungen Anlaß gegeben, in den gelehrten Beiträgen, zu den Meklenburg-Schwerinſchen Nachrichten von 1763 Nr. 140, und von 1767 Nr. 59.

85) Beurtheilung des Plans in dem hochfürſtl. Bambergiſch-Würzburgiſchen Wappen. 1767. Allgem. hiſt. Bibl. Bd. II. S. 311 — 323.

86) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Austriaco-Hungaricis, lecta 29. Novbr. 1788. *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 200.

87) De origine Aquilae Imperialis. Commentatio heraldico-diplomatica, lecta 28. Novbr. 1789. *Comment. Soc. Reg. Gott Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 224 — 269.

88) Commentatio heraldico-critica de Insignibus Lotharingicis, qualia fuerunt Imperat. Augusti Francisci tempore (20. Novbr. 1790). *Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. X. hist. et phil. Class. p.* 270 — 304. Ein Auszug aus Nr. 86 und 87 befindet ſich in der prakt. Heraldik.

VI. Chronologie.

89) Abriß der Chronologie. Götting. 1777. gr. 8. 288 Seiten.

90) Vorrede zu J. G. Franckii praelusione Chronologiae fundamentalis. 1774.

91) Vorrede zu J. G. Franckii novo systemate Chronologiae fundamentalis. Gotting. 1778.

92 a) De Chronologia Brahmanum Commentatio Ia. 1778. *Novi Comment. Soc. Reg. Gotting. Tom. VIII. p.* 59 — 121.

92 b) Berichtigungen zu ſeinem Abriß der Chronologie. Hiſt. Journ. XVI. S. 230 — 235.

Digitized by Google

VII. Numiſmatik.

93) Die ſieben letzten Münzbogen nebſt Vorrede von dem 22ten Thl. der Köleriſchen Münzbeluſtigungen. 1756.

94) Beiträge zu einer Theorie der Medaillen. Bei der Inauguration des hiſtoriſchen Inſtituts d. 25ten December 1766. Allg. hiſtor. Bibl. Bd. I. S. 97—158.

95) Die erſten zwölf Schaumünzen auf die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth Petrowna. 1768. Allgem. hiſt. Bibl. Bd. VIII. S. 159.

96) Grundriß der Numiſmatik.

VIII. Geographie.

97) Verſuch über die Landkarten. Als Vorrede zur Fortſetzung der allgem. Welthiſtorie, XXXII. Thl. 1768. Allgem. hiſt. Bibl. Bd. VIII. S. 51.

98) Ueber einige geographiſche Dinge; Nachrichten über die Weltkunde Moſes und Homers. Als Vorrede zum XXXIII. Bd. der allgem. Welthiſtorie.

99) Meinung von der Art, wie man Geographie lehren müſſe. Allgem. hiſtor. Bibl. Bd. XIII. S. 127 folg.

100) Anzeige der Mémoires sur l'Egypte ancienne et moderne par d'Anville 1766. (voll kritiſcher Bemerkungen). Allg. hiſtor Bibl. Bd. XI. S. 27 folg.

101) Ideal einer allgem. Weltſtatiſtik. 1773. 8.

102) Abriß der Geographie. Götting. 1775. 660 S. in gr. 8. (Vorzüglich intereſſant für die phyſiſche Geographie und alte Länderkunde.)

103) Kurzer Begriff der Geographie. Götting. 1783. 8. (2te verbeſſerte, vermehrte Auflage. Götting. 1793. — 928 S. 8.)

104) De Herodori ac Thucydidis Thracia. Commentatio geographica Ia, 1782.

105) — — — — pars IIda, 1783.

106) — — — — pars IIIa, 1784.

Comment. Soc. Reg. Gotting. Class. hist. et philol. Vol. IV. p. 87—112.; *Vol. V. p.* 59—88.; *Vol. VI. pag.* 3—80.

107) Schreiben des Freiherrn von F.. an den H. Grafen von B., die jetzige Einrichtung geographiſcher Bücher betreffend, und Antwort des Grafen von B. Allgem. hiſtor. Bibl. Bd. II. S. 40 folg.

108) Sein Atlas zur mittlern Staatenkunde oder Geographie der Völkerwanderung. 24 illuminirte europäiſche Planigloben. Eine Anzeige dieſer intereſſanten Karten, in dem Abriß der Geographie Nr. 102 in der Inhalts-Anzeige. S. XIV—XVII.

109) Sein Atlas zur alten und neuen und zur phyſiſchen Geographie. 26 Karten in Quart-Format.

Digitized by Google

IX. Phyſik.

110) De anno meteorologico fundamentali Commentatio. 1780. *Comment. Soc. Reg. Gotting. Vol. III. Class. physicae pag.* 82—120. (Auch beſonders abgedruckt.)

Hat außerdem herausgegeben:

111) Die allgemeine hiſtoriſche Bibliothek von Mitgliedern des königl. Inſtituts der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu Göttingen. Halle bei Gebauer 1767—1771. Bd. I—XVI. herausgegeb. v. J. Chr. Gatterer.

112) Hiſtoriſches Journal von Mitgliedern des k. hiſtoriſchen Inſtituts zu Göttingen. Herausgegeb. von Joh. Chriſt. Gatterer. Göttingen 1772 bis 1781. Th. I—XVI.

113) J. Chr. Gatterer Antwort auf die Schlözerſche Species-Facti. Göttingen 1775.

Ungedruckte Abhandlungen,

von welchen die Manuſcripte ſich in Gatterers Nachlaß befinden.

a) Vollendete Manuſcripte.

1) Methode, eine General-Karte von Deutſchland in den alten Zeiten zu zeichnen. 7 Quartſeiten. Vorgel. im hiſtoriſchen Inſtitut. May 1766.

2) Vorſchlag, wie die Landkarten vom alten und mittleren Deutſchland beſchrieben werden können. 8 Quartſeiten. Vorgeleſen im hiſtor. Inſt. May 1766.

3) Von dem Urſprunge und der Bedeutung des Fürſtl. Quedlinburgiſchen Wappens. 11 Quartſeiten. Vorgel. im hiſtor. Inſtit. 1766. Extract in der practiſchen Heraldik. S. 143.

4) Verſuch über die heiligen Bücher (Vedas) der Indianer. 25 Quartſeiten.

5) Verſuch über die Lage des Paradieſes. 34 Quartſeiten.

6) Africa, vormals eine Inſel. 38 Quartſeiten. Vorgeleſen im hiſtor. Inſtit. Auguſt 1769.

7) Von der Lage des Berges Ararat. 34 Quartſeiten.

8) Ueber den See Möris.

9) Vom Araxes des Herodot, einem Fluß, der in der alten, ſowohl bibliſchen als weltlichen Völker-Geſchichte von großer Wichtigkeit iſt. 10 Folioſeiten. Vorgel. im hiſtor. Inſtitut. May 1770.

10) Abhandlung von den Geten. 26 Quartſeiten.
11) Abhandlung über die Magie. 44 Quartſeiten.
12) Erklärung einer Anzahl Medaillen auf die merkwürdigſten Begebenheiten Ludwigs XIV. 16 Quartſeiten.
13) Zuverläſſige Gedanken vom Urſprunge des Reichs-Adlers. 30 Quartſeiten. Ein Extract daraus in der praktiſchen Heraldik.
14) Zwölf Reden, die er als Lehrer am Gymnaſium in Nürnberg geſchrieben hat.

b) Unvollendete Manuſcripte.

1) Abhandlung vom Urſprunge und Zuſtande der alten deutſchen Herzoge. (Mit den Materialien zur Vollendung).
2) Vergleichung der Ptolomäiſchen Angaben mit neuen Längen und Breiten. (Nur Bruchſtücke.)
3) Abhandlung von der hiſtoriſchen Begeiſterung. (Größtentheils geordnetes, aber nicht verarbeitetes Material.)
4) Historia litteraria ad Heumanni conspectum. 250 S.
5) Viele Materialien zur Meteorologie.

Zeitgenoſſen.

Erſten Bandes

Dritte Abtheilung.

en St
von fü
abensch

e Heran
emerken
ziehung
Er gla
Zeitgeschi
derselbe a
ohft ist,
e feierlichk
bisher noc
usten Verh
er finden,
ung dieser L
ieben Denkw
tern Leben
as manche
theilte Ansi
 Werk geäu
rt sind, so
iste des Hera
rbeit des gan
eine völlige U
t so wenig w

Joſeph Fouché
Herzog von Otranto.

Von K. L.

Mit einem Vorwort von H.

Digitized by Google

V o r w o r t.*)

In dem Sturm, der fünf und zwanzig Jahr hindurch ein Volk von fünf und zwanzig Millionen geiſtvoller Menſchen leidenſchaftlich aufregte, und die ganze geſittete Welt

*) Der Herausgeber der „Zeitgenoſſen“ hält für nöthig, zu bemerken, daß er weder an dem Vorwort, noch an der Ueberſetzung oder Bearbeitung dieſer Biographie einen Antheil hat. Er glaubt aber, daß hier ein nicht unwichtiger Beitrag zur Zeitgeſchichte geliefert wird, und darf ſowohl verſichern, daß derſelbe aus der beſten und zuverläſſigſten Quelle geſchöpft iſt, als auch die Aechtheit der mitgetheilten Actenſtücke feierlichſt verbürgen. Die Leſer werden darinnen manches bisher noch Unbekannte, manchen Aufſchluß über die verwickeltſten Verhältniſſe und Ereigniſſe der nächſten Vergangenheit finden, und es ſchien darum rathſam, die Bekanntmachung dieſer Blätter nicht zu verzögern, obwohl die zu erwartenden Denkwürdigkeiten des Duc d'Otranto zu einer vollſtändigern Lebensbeſchreibung Stoff liefern werden. Wenn übrigens manche im Vorwort und in der Biographie ſelbſt mitgetheilte Anſichten und Grundſätze dem, was früher in dieſem Werk geäußert worden, nicht entſprechend, ja entgegengeſetzt ſind, ſo wird man ſo billig ſeyn, ſie weder als Bekenntniſſe des Herausgebers anzuſehen, noch als eine Unvollkommenheit des ganzen Werkes zu rügen. Denn es iſt in demſelben eine völlige Uebereinſtimmung oder Gleichheit der Meinungen ſo wenig wünſchenswerth als erreichbar. Die ver-

durchbrauſte, ſtanden in Frankreich an der gefahrvollen Spitze einer großen Verwaltung drei Männer aufrecht, in geiſtiger Ueberlegenheit, durch ſich ſelbſt gehalten, von den ſtarken Wurzeln ihres Charakters: Sieyes, Carnot und Fouché.

Jeder von ihnen griff ein in das Schwungrad der Revolution; aber die beiden erſten glaubten, ſeiner Gewalt mächtig zu werden; Fouché verſuchte, den Umſchwung deſſelben zu mäßigen. Jene folgten zu kühnen, oder zu ſtarren Anſichten; dieſer allein ſah ſtets die Wirklichkeit, und unternahm nur das Mögliche.

Sieyes wollte den Grundſatz*) der Revolution — die Souveränetät des Volks — in der Verfaſſung befeſtigen; es gelang ihm nicht; er zog ſich zurück, und ſchwieg.

Carnot wollte die Republik durch den Sieg feſtſtellen; in der That feſſelte er den Sieg an die franzöſiſchen Fahnen; aber die Republik ging unter. Unbeugſam trat er aus dem öffentlichen Leben in den Privatſtand zurück,

ſchiedenartigſten Geiſter müſſen hier offenbar werden; die große Mannigfaltigkeit der Darzuſtellenden führt von ſelbſt auch eine Mannigfaltigkeit der Darſtellung und der Anſichten herbei. Was allzuſehr auf Eine Seite hinüberneigt, wird dann wieder durch ein ſtarkes Uebergewicht auf der andern Seite aufgewogen; und ſo in den entſchiedenſten Gegenſätzen, durch die Verbindung im Ganzen, ein Einklang hergeſtellt, wie ihn die Geſchichte, die nicht nach vorgefaßten Meinungen abgebildet werden ſoll, allein erſtreben kann. Der Geiſt des Werkes ſelbſt, und ſein nicht verborgener Grundton, muß als die Vermittlung der entgegengeſetzten Anſichten erkannt werden, und aus der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Meinungen die Einheit und Lauterkeit der Geſinnung retten und hervorheben. Ein Beitrag, wie der nachfolgende, wird aber beſonders Mäßigung und Vorſicht im Urtheil über die Männer unſ'rer Zeit, und über die Ereigniſſe ſelbſt dringend empfehlen, und vor leichtſinnigem oder leidenſchaftlichem Abſprechen, das am wenigſten der Geſchichte frommt, nachdrücklich warnen! —

K.

*) Wir unterſcheiden den Grundſatz der Revolution von der Regel, nach welcher einige Revolutionsmänner verfuhren, und die Sieyes mit den Worten bezeichnete: Il faut que les propriétés changent; — ut redeat miseris, abeat fortuna superbis. (Horat.)

und ſah zürnend, wie der Sieg die franzöſiſchen Fahnen verließ.

Fouché wollte nichts, als die Leidenſchaft des Aufruhrs zügeln, um den Staat zu retten. In jeder Zeit der geſetzlichen Ordnung unterwürfig, beobachtete er genau, und erkannte ſchärfer als irgend einer, das geheime Spiel aller Parteien: aber die Gewalthaber fürchteten ihn; denn Niemand ſtand ſo feſt und frei im Mittelpunct des Ganzen, wie Er.

Er vermochte es, eine Zeitlang den Geiſt des Aufruhrs zu bannen; er hat in einem großen Augenblick Paris gerettet, und die Verzweiflung zurückgehalten, damit Großmuth und Gerechtigkeit das unglückliche Frankreich wieder aufrichteten; aber nach einem drei und zwanzigjährigen öffentlichen Leben ſtieß auch ihn die allgemeine Schuld, in der Revolution gelebt und der Republik gedient zu haben, in die Verbannung. Er ging fort; alle Leidenſchaften, die alten und die neuen, blieben in Frankreich zurück.

Leidenſchaften haben Fouché verurtheilt; das gewöhnliche Schickſal aller Männer, die unabhängig mitten durch ſie hingehn.

Er gehört der Geſchichte an. Sie wird ſein Verdienſt wägen und ſeine Schuld; ſeine Schwäche und ſeine Kraft; die Macht des Zeitgeiſtes und ſeine Freiheit. Sein Verdienſt erkannte ſchon das Zeitalter an, trotz des Geſchreis ſeiner Feinde; ſeine Schuld verhüllte ſein König. Gott wird ihn richten. Die Zeitgenoſſen können es nicht, und dürfen es nicht.

In Frankreich iſt jetzt eine Partei aufgetreten, die jeden verurtheilt, der in der Revolution gelebt und ihr angehört hat, weil er in ihr war und ſeyn mußte. Die Kurzſichtigen kennen nicht die Geſchichte, noch den mächtigen Aufſchwung des geiſtigen Lebens in Europa und Frankreich, nur in dem Lauf der letzten drei Jahrhunderte! In ihren Augen iſt der wahre, der einzig rechtmäßige Zuſtand Frankreichs der vor 1789; alles, was ſeitdem geſchehen, iſt Verbrechen, und jedem Einzelnen iſt

ſein Antheil daran als Verbrechen anzurechnen. Die Ausgewanderten verließen ihr Vaterland, weil ſie den Zuſtand von 1789 nicht aufgeben wollten, den die Regierung zuerſt aufgegeben hatte, als ſie den Reichstag berief. Die Zurückgebliebenen, oder die Nation ſah in dem was vorging, die Entwicklung des Schickſals ihres Vaterlands. Sie hoffte einen beſſern Zuſtand; und jeder Franzos hielt es für ſeine Pflicht, zu jener Entwicklung nach Kräften mitzuwirken.

Es geſchah viel Böſes, und noch mehr Unglück. Aber konnte, durfte, wer mitten inne ſtand, ſich dem Dienſt der allgemeinen Sache entziehen? Wenn die Form der Regierung verändert ward, ſollte man da den Bürgerkrieg wollen und das Ausland anrufen, oder dem Geſetz gehorchen, und für die Ordnung thätig ſeyn? Wehe dem, der Aufruhr erregt, der eine Revolution bezweckt; iſt aber beides vorhanden, wehe dem, der Aufruhr durch Aufruhr, Revolution durch Revolution zu bekämpfen wähnt! Wer das Vaterland liebt, wird ſich auf die Seite des Geſetzes ſtellen, das allein mitten in dem Sturm der Vernunft und dem Recht Gehör verſchaffen will und allein es kann.

Viele haben geirrt; der Schuldigen ſind wenig. Der Umſturz einer tauſendjährigen Monarchie iſt nicht das Werk einzelner Männer, einiger Jahre. Eben ſo wenig iſt es ihre Wiederherſtellung. Nicht die Form der Verhältniſſe, unter welchen das Geſetz erſcheint, iſt das Geſetz; durch das Geſetz erſt wird die Form geſetzlich. Der Mann, welcher richtig denkt, wird in dem Aufruhr der Meinungen und der Verhältniſſe nur das Geſetz zu retten ſuchen; ſo allein geſtaltet ſich, bekommt Leben und gedeiht, was geſetzlich iſt. Man nenne alſo nicht diejenigen vollrein, welche nur gewiſſen Verhältniſſen huldigen; dann haben alle Parteien Recht, oder alle ſind ſchuldig. Der Menſch kann nicht den Flug der Zeit aufhalten, noch das Rad des Schickſals umdrehen; aber er kann und ſoll, wie auch die Zeit Alles bewege und verwirre, feſt an dem Geſetz halten, dem mächtigſten Anker im Sturm!

So viel iſt gewiß: wer nicht weiß, was eine Revolution iſt, und wie ſie in Frankreich lange vorbereitet, endlich unaufhaltſam ausbrach; wer ferner nicht die ver-

ſchiednen Erſcheinungen derſelben, jede für ſich, und alle in ihrer Nothwendigkeit zu überſehen vermag; wer endlich nicht unterſcheiden will diejenigen Theilnehmer, welche ſich ihrer aus Selbſtſucht oder aus wildem Irrwahn zu bemächtigen, welche ſie zu leiten und zu geſtalten verſuchten, von denen, welche von ihr ergriffen und fortgeriſſen, ihrer ſtürmenden Gewalt blind folgten, oder von denen endlich, welche mitten in die Revolution hineingeſtellt, ihrer Wuth beſonnen widerſtanden, um zu retten, was allein zu retten war: das Geſetz aller bürgerlichen Ordnung, Gehorſam und Freiheit in der Verfaſſung und durch die Verfaſſung, der wird alles untereinander werfen, Urſachen und Folgen, Nothwendigkeit und Willensfreiheit, Werkzeug und Theilnehmer; der wird vermiſchen die Raſerei der Zerſtörer mit der Anſtrengung des Muths, die Thorheit der Schwärmer mit dem Aufſchwung der Gemüther, und den Starrſinn der Kraft mit der Mäßigung der Beſonnenheit; dem gilt es gleich, ob er verdammt Marat oder Mirabeau, Robespierre oder Condorcet, Danton oder Carnot und Fouché: Er verdammt ſie alle!

Volk und Staat ſollen Eins ſeyn, oder Eins werden. Dieſe Einheit iſt die Aufgabe aller Regierung. Verwechſelt aber die Regierung jene Einheit mit Einerleiheit, ſo verkennt ſie ihr eignes Weſen, und zerſtört ſelbſt ihren Zweck. In Ludwigs XIV. nur zu bekanntem Wort: Ich bin der Staat,*) liegt das Geheimniß des Urſprungs der franzöſiſchen Revolution. Jenes Wort, in's Leben eingeführt, trennte zuerſt Volk und Staat; es vernichtete die Einheit durch Einerleiheit. Die Nation, gebildet wie ſie war, fing ſelbſt an zu ſehen und zu denken, endlich zu handeln. Da löſte ſie ſich ab von dem Throne, der lange zuvor, ehe er zuſammenbrach, auf keinem feſten Boden mehr ſtand.

Die Revolution brach aus. Ihr furchtbares Wort: das Volk iſt ſouverän, das Volk iſt der Staat, ſtellte den Gegenſatz auf von dem, was Richelieu bezweckt und Ludwigs XIV. Cabinet vollendet hatte. Die Männer der Revolution handelten im Sinne dieſes Worts; ſo ſchritt die Revolution vorwärts.

*) l'état: c'est moi!

Die Verſtändigen erkannten das Weſen aller Verfaſſung: die Einheit des Volks und des Staats. Sie ſuchten ſie wiederherzuſtellen in der Verfaſſung; anfangs in der Monarchie von 1791; aber die entfeſſelte Leidenſchaft zerſtörte ihr Werk; dann in der Republik; aber auch dieſe zerſtörte die Leidenſchaft; endlich in der Einheit der Staatsgewalt, ſo entſtand das Conſulat; aber dieſes, ſelbſt leidenſchaftlich in ſeinem Haupte, ging unter in der Herrſchſucht.

Da kehrte man endlich zurück zur Monarchie, und die Verfaſſungsurkunde trat ein als Vermittler der Einheit zwiſchen Volk und Staat, in der Perſon Ludwigs XVIII.; doch auch dieſe Verfaſſung umſpinnt mit ihrem Haſſe die Leidenſchaft.

Wenige nur erkannten den mächtigen finſtern Geiſt, der ſo ſeit 1791 alle Entwürfe vernichtete: den finſtern Geiſt der Leidenſchaft. Sie verſuchten ihn der Einheit zu unterwerfen, unter welcher Form auch dieſe ſich darſtellte; aber es gelang ihnen nur auf Augenblicke. Zu dieſen wenigen, glauben wir, gehörte Fouché.

Als er mitten in dem Sturm der wildeſten Leidenſchaft zuerſt eintrat in das öffentliche Leben, war die Republik ſchon aufgerichtet. Er hatte ſie nicht hervorgeruſen; aber er wollte, er mußte ihr gehorchen, weil ſie da war. Das Zeitalter umgab ihn, wie alle, die demſelben angehörten, mit eiſerner Gewalt. Ludwigs XVI. Tod war das große Unglück allgemeiner Schuld.

Wer nie kannte das verhängnißvolle Drängen jener unglückſeligen Zeit, wo Wuth im Innern, Krieg von Außen war, nur der wagt es diejenigen zu verurtheilen, welche von ihren Umgebungen beherrſcht, den Aufruhr der öffentlichen Meinung nicht eher zügeln konnten, als bis ſie mit der Gefahr vertraut, ſtark und frei genug ſich fühlten.

Die Noth hörte nicht auf. Sie wechſelte nur die Geſtalt. Hier ſtand Fouché zwölf Jahre auf einem Poſten, der Niemandem gefällt, auch wenn Ruhe iſt, weil er Alles bewacht. .

Seine Handlungen wägt die Zeit; Vieles darin iſt noch dunkel; Anderes kann nur eine umſtändliche Entwicklung in ſein volles Licht ſtellen. Dieſe werden ſeine Zeitgenoſſen und die Nachwelt in den „Denkwürdigkeiten ſeines Lebens“ finden, mit deren Abfaſſung der Herzog von Otranto, wie wir gehört haben, ſich gegenwärtig beſchäfftigt.

Wir übergeben hier der öffentlichen Meinung einen gedrängten Abriß ſeines öffentlichen Lebens. Dieſer Abriß enthält nicht, was im Laufe deſſelben durch ihn geſchehen iſt, — ſondern er ſtellt den Mann ſelbſt dar: ſein Inneres, aus welchem ſein äußeres Leben hervorging; die Grundſätze, welche ihn leiteten in den verſchiedenſten Lagen und Zeiten, und zu denen er ſich offen bekannte, vor wem er auch ſtand, und wie hoch oder wie tief er ſtand!

Er hat ſich ſelbſt ausgeſprochen in den zehn Urkunden ſeines Lebens, die den Hauptinhalt dieſer Schrift ausmachen. Sie ſind ächt, und, bis auf den Brief an den Kaiſer Napoleon vom 23. April 1814*), und einige unvollſtändig, oder entſtellt bekannt gewordne, hier zuerſt genau mitgetheilte Actenſtücke, noch nicht im Druck erſchienen. Der Umſtand, daß die Zeugen, an welche ſie gerichtet waren, den einzigen Mürat ausgenommen, noch leben, muß ihre Aechtheit verbürgen. Die Geſchichte aber wird in ihnen das treue Bild des Mannes erkennen, der ſiebenzehn Jahre lang ſich ſelbſt treu blieb: denn wie er im J. 1799 dachte, ſprach und handelte, ſo handelte, ſprach und dachte er im J. 1815 und in der Zwiſchenzeit. Erwägt man den Sinn und den Ausdruck der Umlaufſchreiben an die Biſchöfe und Präfecte aus dem erſten Jahr des Conſulats, und vergleicht ſie mit ſpätern Schreiben des Herzogs von Otranto, ſo werden ſelbſt ſeine Feinde getroffen von der Sprache des Bewußtſeyns der Wahrheit, der Mäßigung, der Gelaſſenheit und Würde, die ſich darin ausſpricht. Eine Ruhe, wie wir ſie faſt nur an den großen Männern des Alterthums wahrnehmen, führt ihn ſelbſtſtändig, beſonnen und ſicher durch die heftigſten Er-

*) Er iſt entlehnt aus dem Moniteur Nr. 525 vom 12. Sept. 1815, und ſeine Aechtheit wird verbürgt.

ſchütterungen hin; unter denen ſelbſt der Boden ſchwankte, auf dem er ſtand, nur nicht ſein Herz und ſein Entſchluß!

Er hat Napoleon gedient, vor dem Frankreich und halb Europa ſich beugten; aber er hat ſtets wahr zu ihm geredet, und furchtlos die Zukunft vor ihm enthüllt. Die Stimme freimüthiger Warnung ward nicht gehört. Der Herzog von Otranto wurde mehrmals verſtoßen und zurückberufen. Er blieb derſelbe. Wäre er je Werkzeug geweſen, ſo hätte man ihn weggeworfen, oder zerbrochen. Wäre er nur für ſich, nicht für die Erhaltung des Geſetzes und für die Einheit des Volks und des Staats, das iſt: für die Sache Frankreichs, ſelbſtſtändig und feſt geweſen, ſo hätte man ihn verachtet und vergeſſen.

Seine Anſichten ſind nicht die Anſichten Aller; ſeine Grundſätze vielleicht eben ſo wenig. Aber er darf ſich nicht ſcheuen, ſich zu denſelben zu bekennen; bei einem ſolchen Mann iſt auch der Irrthum lehrreich.

Die Weltgeſchichte wird in der franzöſiſchen Revolution Fouché's Leben nie überſehen. Aus demſelben wird klar die große Bedeutung jenes Volks- und Regierungs-Zerwürfniſſes für die Nachwelt. Denn nicht zweck- noch ſpurlos wird ſie vorübergegangen ſeyn in den Jahrhunderten der Menſchheit. Auch ihr hat die Vorſehung eine Stelle angewieſen in der Entwicklung der allgemeinen ſittlichen Ordnung. Es iſt ein thörichtes Beginnen der Leidenſchaft, ihre Folgen vernichten, ſie ſelbſt gleichſam aus dem Schooße der Zeit herausreißen zu wollen. Eine Regierung die dies wagte, würde nur Revolutionen anderer Art vorbereiten. Ein richtiger Blick auf Fouché's Leben iſt daher ein tiefer Blick in das Geheimniß aller Revolutionen. Sie ſind da, ehe man ſie ſieht; ſie bleiben da, wenn man ſie vorübergegangen glaubt.

Nicht der Staatsmann ſchützt die Völker vor dem Aufruhr, der ihre Einheit mit dem Staate zerreißt; ſondern wer dieſe Einheit zurückführt und befeſtigt. Nicht der warnt vor den Gefahren der Leidenſchaft, welcher ſie verdammt, ſondern wer durch die Vernunft mäßigt, durch das, was ewig wahr iſt, nicht was zufällig und eine Zeit lang rechtmäßig ſeyn kann.

Darauf weiſt das Leben des Herzogs von Otranto hin. In einem der furchtbarſten Augenblicke, die es für große Völker geben kann, wo der Untergang der Hauptſtadt, wo der Bürgerkrieg, wo alle Gräuel des Schreckens und einer Heeres-Dictatur die Verzweiflung ſelbſt zu bewaffnen drohten, um das Ausland abzuhalten von Frankreich: in dieſem Augenblick ſtellte der von Buonaparte, als er abdankte, eingeſetzte Staatsverwaltungsrath, in welchem auch Carnot ſaß, den Herzog von Otranto an die Spitze der Zwiſchen-Regierung; ein Vertrauen, das allein ſchon den Werth dieſes Manns bewieſe, wenn man auch nicht wüßte, daß er drei und zwanzig Jahre hindurch in dem wechſelvollen Sturm der Revolution ſich aufrecht erhalten durch die eigne Kraft.

So viel über ihn und ſeine Geſchichte geſchrieben worden iſt, ſo hat man dennoch, bevor er ſelbſt ſprechen wird, nichts Zuverläſſiges aus ſeinem innern Leben gewußt. Der Haß aller Parteien hat ihn verläumdet; und wie ſollt' er dies nicht, da der Herzog von Otranto zu keiner gehörte, da er keine je gegen die andre bewaffnete, alle vielmehr unter einander auszuſöhnen bemüht war?

Was jeder Gemäßigte, der zwiſchen den Parteimännern mitten inne ſtand, erfahren hat, das hat auch Fouché erfahren. Wie ſo viele, die das blinde Urtheil der Menge verfolgt, kann auch er ſagen:

In moderation placing all my glory,
While Tories call me Whig, and Whigs a Tory.

Was öffentliche Zeitſchriften über ihn geſagt haben, iſt zum Theil aus trüben oder unreinen Quellen gefloſſen. Selbſt der Moniteur war in der Gewalt der Parteien nichts als ihr Sprachrohr. Die Häuptlinge ließen darin jeden Mann von Bedeutung reden oder ſchreiben, wie es jedesmal in ihrem Sinne war.

Unter den vielen Nachrichten über den Herzog von Otranto iſt eine in Wien*) bekannt gemachte unächt und

*) S. No. 19. du Novelliste français, rédigé par Henry et Richard à Vienne; extrait d'un ouvrage: *Souvenirs de ma vie*, par J...

mangelhaft, ohne Belege; eine zweite *) iſt es ebenfalls. Dieſe folgt theils allgemeinen Anſichten, wie der Charakter des Herzogs von Otranto bisher in der Geſchichte dem unbefangnen Beobachter ſich dargeſtellt hat, wo jedoch der Verfaſſer einen Hauptzug in Fouché's Charakter, ſeinen feſten Wahrheitsſinn gegen die Machthaber, kaum angedeutet hat; theils ſtützt ſie ſich auf Angaben des Moniteurs, ohne andre Beweiſe. Wie wenig aber der Moniteur, ſelbſt in Staatsſchriften, hiſtoriſchen Glauben verdient, iſt bekannt. Man weiß, daß des Großrichters Regniers Bericht an die Regierung über Moreau's vorgebliche Theilnahme an der Verſchwörung im Jahr 1804 untergeſchoben, ſo wie, daß Kosciuszko's Aufruf an die Polen im J. 1807 ebenfalls eine von der Regierung gebrauchte Erfindung war. Beide Urkunden ſtehn im Moniteur, und beide ſind falſch.

Folgende Nachricht aus dem öffentlichen Leben des Herzogs von Otranto, die wir hier bekannt machen, iſt die erſte, welche Glauben verdient. Denn abgeſehen davon, daß ſie ſich auf zehn ächte Actenſtücke ſtützt, welche an ſich ſchon keinem Staatsmann und Freund der Menſchheit unwichtig ſcheinen werden, ſo klärt ſie mehrere Puncte in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution auf, die bisher in Deutſchland noch nicht ſo gekannt waren.

Wir haben es daher für eine Pflicht des Geſchichtſchreibers gehalten, nicht nur jene Actenſtücke ſelbſt in der Urſprache hier beizufügen, ſondern auch die der Erzählung eingeflochtenen Aeußerungen des Herzogs von Otranto bei wichtigen Anläſſen allemal zugleich in franzöſiſcher Sprache anzuführen, da die eignen Worte, die Farbe und der Ton des erſten Ausdrucks noch deutlicher das Gepräge der Eigenthümlichkeit an ſich tragen, als die treuſte Ueberſetzung. Diejenigen Leſer, welche den ganzen Faden der Erzählung, an den ſie gereiht ſind, lieber in derſelben Sprache verfolgen möchten, benachrichtigen wir hiermit,

---

*) S. deutſche Blätter. Neue Folge. 1815. 3ten Bandes 17s und 18s St.

daß gegenwärtige Schrift in Kurzem auch franzöſiſch erſcheinen wird. Sie in dieſer Sprache vollſtändig als Beilage zu liefern, haben wir ihres bedeutenden Umfangs wegen unterlaſſen, und da nicht gerade anzunehmen iſt, daß die Mehrzahl unſ'rer Leſer dieſen Wunſch hegt, ſo intereſſant auch dem Einzelnen ſeyn mag, allenthalben in ſeinen eignen Worten den Mann zu hören, deſſen Ausdruck ſo freiartig gedrungen iſt, wie ſein eigner Sinn und ſein inneres Leben.

Uebrigens können dieſe Schriften wohl als gültige Zeugniſſe für den Werth oder Unwerth eines Staatsmanns in ſo bedeutenden Verhältniſſen, als in denen Fouché ſich befand, angeſehen werden, da ein Miniſter ſeinen Geiſt nur durch die allgemeinen Anſichten beurkundet, welche er von dem Ganzen ſeiner Umgebungen ſich bildet, ſo wie man die Seele ſeiner Handlungen nicht in den einzelnen, oft kleinlichen Vorfällen des Geſchäfftslebens, ſondern in den Grundſätzen erkennt, nach welchen er in die todte Maſſe der Formen Sinn, Ordnung und Licht zu bringen ſucht; als ein Mann, der mit freiem Blick das Ganze zu überſehen, die Maſſe zu bewegen, und über derſelben ſich ſelbſtthätig zu behaupten vermag. Ein Miniſter wie Fouché, darf nicht unter ſeiner Zeit ſtehn, ſondern er muß über derſelben ſtehn und walten; er darf nicht blos in den Formen des vorſchriftmäßigen Arbeitsganges leben, ſondern er muß zugleich den wahren Geiſt aller Formen der Verwaltung einhauchen, und ihn ſtets lebendig erhalten. Dies denken wir uns, wenn wir das öffentliche Leben Fouché's hier dargeſtellt ſehen, unter ſeinem Innern, und darum ſind Urkunden, die dieſes Innere zeigen, wie es unter allen Umſtänden ſich äußerte, auch wenn es nicht, durch mächtige Hinderniſſe beengt, allemal ſich gleich bewähren konnte, wichtige Beweisthümer für die Geſchichte eines Mannes, der in einer überaus denkwürdigen und gefahrvollen Zeit auf einem der höchſten Poſten im Staate Europa's Blicke auf ſich gezogen hat.

Der Herausgeber und Ueberſetzer dieſer Actenſtücke ſtand mit dem Herzog von Otranto zu keiner Zeit in

Verbindung; er kennt dieſen merkwürdigen Mann nur durch ſeinen Namen, den er in der Welt hat; dagegen glaubt er die Forderungen der Geſchichte zu kennen, welche das Urtheil der Nachwelt berichtigen ſoll, die allein zum Richter über unſ're Zeit geſetzt iſt.

H.

Aus dem Leben
des Herzogs von Otranto.

Joſeph Fouché, Herzog von Otranto, Großkreuz mehrerer franzöſiſchen und ausländiſchen Orden, iſt geboren den 29. Mai 1763 zu Nantes, im Departement der Unter-Loire. Seine Erziehung wurde den Vätern vom Oratorien-Orden anvertraut. Als er neun Jahr alt war, thaten ihn ſeine Aeltern in die Koſtſchule des Collegiums von Nantes. Seine erſten Lehrer beurtheilten ihn falſch; ſie ſahen die Fröhlichkeit ſeines Gemüths für Leichtſinn an, und glaubten daß es ihm an Faſſungskraft fehle, weil er nicht ohne Widerwillen den Donat lernte und die Regeln der Sprachlehre. In der Folge verſuchte man, ihn in der lateiniſchen und franzöſiſchen Verskunſt zu unterweiſen, aber ohne Erfolg; ſein Kopf konnte ſich keinem Zwang unterwerfen. Man ſchloß daraus, daß er nur wenig Anlage zum Fleiße habe.

Aber der Schulvorſteher, Herr Durif, ein Mann von vieler Einſicht, der den Knaben liebgewonnen, beobachtete ihn aufmerkſam. Er ſah, daß ſein Zögling aus der Bibliothek vorzugsweis die ernſthafteſten Bücher zum Leſen wählte, und, während ſeine Kameraden Romane laſen, in den Pensées von Pascal ſich vertiefte. Um zu erfahren, was er davon verſtünde, that er eines Tags mehrere Fragen an ihn, und war ſehr erſtaunt über den Umfang und die Mannigfaltigkeit ſeiner Begriffe. Nichts

weniger als verlegen in ſeinen Antworten, führte der junge Fouché das Geſpräch fort bis zu den allgemeinſten Sätzen.

Da der junge Fouché den Beruf ſeines Vaters, der Schiffscapitän war, wählen ſollte, ſo wandte er ſeinen Fleiß auf Mathematik, und machte Fortſchritte. Schon war er im Begriff die Schule zu verlaſſen, als Herr Durif ſeinen Aeltern vorſtellte, die Natur des Jünglings eigne ſich nicht für die See. Er rieth ihnen, ihren Sohn in das Oratorium zu thun, um daſelbſt Lehrvorträge zu halten. Der Vater willigte ein, und Fouché kam in die Anſtalt zu Paris.

Hier gab man dem jungen Candidaten den Commentar des Janſenius, und den Katechismus der Trienter Kirchenverſammlung in die Hand. Aber es war ihm nicht möglich, die Abneigung zu überwinden, welche ihm dieſe Arbeit einflößte. Er ging zum Superior des Hauſes, Herrn Merault de Biſſy, an den er beſonders empfohlen war, und verſchwieg ihm nichts. Dieſer eben ſo gütige als verſtändige Mann führte ihn hierauf in ſeine Bibliothek, und erlaubte ihm die Werke auszuwählen, welche ihm am meiſten zuſagten. Fouché blieb bei den Faſtenpredigten von Maſſillon ſtehen, und bei Nicole's Werken. Da er zugleich vor einem Mann, der ſein Freund und Beichtvater ſeyn ſollte, nichts geheim halten mochte, ſo geſtand er ihm, daß er auf ſeiner Stube den Tacitus, Horaz und Euklid habe; ob nun gleich der Gebrauch weltlicher Bücher in dieſem Hauſe unterſagt war, ſo erhielt er doch leicht die Erlaubniß ſie zu behalten.

Nachdem hierauf Fouché in der königl. Academie zu Juilly *), zu Arras und in der Kriegsſchule zu Vendôme Moral, Logik, Metaphyſik, Naturlehre und Mathematik mit Auszeichnung gelehrt hatte, verließ er das Oratorium, um ſich zu verheirathen und in Nantes niederzulaſſen, wo

---

*) Die königl. Academie zu Juilly befindet ſich ſieben Stunden von Paris, zu Damartin en Brie; hier war eine berühmte und ſehr beſuchte Koſtſchule, die, ungeachtet der Revolutionsſtürme, noch beſteht.

er geſonnen war als Advocat zu leben. Alle, die ihn im Oratorium gekannt haben, ſind ihm fortdauernd mit groſſer Achtung ſehr zugethan geblieben.

Herr Malouet, der ebenfalls Lehrer im Oratorium geweſen war, fühlte für ihn die größte Zuneigung. Als Fouché in der Folge Miniſter geworden war, ſah man Malouet allen Drohungen der Gewalt Troß bieten, und den von Buonaparte verbannten Fouché beſuchen. Er ſelbſt büßte für ſeine großmüthige Freundſchaft in der Verweiſung nach Tours. Ein Umſtand macht dieſem ausgezeichneten Freunde noch mehr Ehre: er beſaß kein Vermögen, und gab die Vortheile ſeiner Stelle auf, um dem Gefühl ſeines Herzens zu folgen. Hat Fouché großen Undank erfahren, ſo iſt ihm auch große Beruhigung zu Theil geworden. Ihm genügt die dankbare Geſinnung eines Malouet, die des Herrn von Capales und einiger andern berühmten Männer; er vergißt darüber leicht die große Zahl von wenig bekannten, undankbaren Menſchen, die er in ſeinen verſchiedenen Verwaltungen als Miniſter ſich verpflichtet hatte.

Von Jugend auf mit gründlichen Kenntniſſen und richtigen Anſichten vertraut, ſah er ſich bei'm Ausbruch der Revolution nicht hülflos, noch in ungewiſſer Lage. Man berief ihn in die National-Convention. Hier wollt' er nicht bemerkt ſeyn, ſondern begrub ſich in dem Ausſchuß des öffentlichen Unterrichts, wo er ſich an Condorcet anſchloß.

Ueber ſeine Stimme im Proceß Ludwigs XVI. dürfen wir ſchweigen, weil Ludwig XVIII. ſie mit einem Schleier zu bedecken für ſchicklich erachtet hat, als er ihn zu ſeinem Polizei-Miniſter ernannte.

Zu der Zeit, wo Fouché zu Arras die Philoſophie lehrte, hatte er Maximilian Robespierre kennen lernen, und ihm, als er zur conſtituirenden Verſammlung ernannt worden war, das nöthige Geld vorgeſchoſſen, um nach Paris zu reiſen und ſich daſelbſt einzurichten. Hier ſah ihn Robespierre anfangs oft; aber bald trennte ſie die Verſchiedenheit ihrer Meinungen. Nach einem Mittags-Eſſen bei Fouché brach Robespierre in heftige Schmähungen aus gegen die Girondiſten, und fuhr beleidigend auf Vergniaud los, der zugegen war. Fouché, der Vergni-

und liebte, wandte ſich zu Robespierre und ſagte ihm: „Mit dieſer Heftigkeit werden Sie wohl die Leidenſchaften gewinnen, aber nie ſich Achtung noch Zutrauen erwerben.“*) Dies beleidigte ihn, und er ging fort.

Auf den Sendungen, welche Fouché in den Departements übernehmen mußte, war auch er nur zu ſehr genöthigt, ſich der Sprache des Zeitgeiſtes zu nähern, und dem unglücklichen Verhängniß der Umſtände nachzugeben; indeß lieſt man, ſelbſt in einem Aufruf des Geſetzes gegen die Verdächtigen, das die Verhaftung der Prieſter und der Adligen in Maſſe befahl, folgende Stelle, die Muth vorausſetzte, ſie zu ſchreiben und zu drucken — den 25. Auguſt 1793.

„Das Geſetz will, daß die Verdächtigen aus dem geſellſchaftlichen Umgang entfernt werden; die Wohlfahrt des Staats erheiſcht nothwendig ein ſolches Geſetz. Wollte man aber zur Begründung ſeines Urtheils unbeſtimmten Anzeigen folgen, die von verächtlichen Leidenſchaften aufgerufen ſind, ſo würde man eine Willkühr begünſtigen, die eben ſo ſehr meinem Herzen zuwider iſt, als der Billigkeit. Das Schwert des Gerichts darf nicht auf's Ungefähr hier treffen, oder dort; das Geſetz will ſtrenge Beſtrafung, nicht Achtsſprüche, die eben ſo unmenſchlich als rechtlos ſind.“**)

Auf ſeiner Sendung in Lyon griff er die Herrſchſucht der Raubluſt an, und feſſelte die Geſetzloſigkeit. Er ſtellte in den Gemüthern Ruhe und Sicherheit wieder her, als Robespierre ihn bei den Jacobinern verklagte, daß er

*) Avec une pareille violence vous gagnerez sûrement les passions, mais vous n'aurez jamais ni estime ni confiance.

**) La loi veut que les hommes suspects soient éloignés du commerce social; cette loi est commandée par l'intérêt de l'Etat, mais prendre pour base de son opinion des dénonciations vagues, provoquées par des passions viles, ce seroit favoriser un arbitraire qui répugne autant à mon coeur qu'à l'équité. Il ne faut pas que le glaive se promène au hasard; la loi commande de sévères punitions et non des proscriptions aussi immorales que barbares.

die Freunde des Vaterlands unterdrücke, und *mit der Ariſtokratie einen Vergleich ſchlöſſe*. Abgerufen nach Paris hatte er den Muth, gegen die Trutzmacht Robespierre's ſich zu erheben. Von der Rednerbühne der National-Convention herab forderte er ihn auf, ſeine Anklage zu rechtfertigen.

Der Fall von Robespierre machte dieſem Streit ein Ende. Man glaubte, die Leidenſchaften würden in ſeinem Grabe ſich verſchließen; allein es ſcheint unſer Loos zu ſeyn, uns in einem Kreiſe von Noth und Irrthum herumzudrehn. Menſchen, die ſich vor Robespierre am tiefſten erniedrigt hatten, fanden nach ſeinem Tode keine Schmähung heftig genug, um ihren Haß auszudrücken. Die Uebertreibung ging ſo weit, daß man ihm Abſichten auf die Dictatur beimaß. „Sie erweiſen ihm viel zu viel Ehre, wandte Fouché dagegen mit Lebhaftigkeit ein, wenn Sie ihm Plane und Entwürfe zutrauen; weit entfernt über die Zukunft zu beſtimmen, dacht' er nicht einmal an ſie. Er ward fortgeriſſen. Er gehorchte einem Anſtoß, deſſen Gewalt er weder hemmen noch lenken konnte." *) Dieſe Bemerkung ſchien Zuneigung zu verrathen. Von dem Augenblick an galt Fouché in den Augen ſeiner Feinde für Robespierre's Anhänger, und bald ward er angeklagt, in eine Verſchwörung zur Wiederherſtellung des Schreckens ſich eingelaſſen zu haben.

Er wurde aus der National-Convention entfernt. Erſt nach der Auflöſung dieſer Verſammlung trat Fouché wieder öffentlich auf. Das Vollziehungs-Directorium ſandte ihn nach einander auf die Geſandtſchaftsposten zu Mailand und im Haag. Hier vertheidigte er mit Feſtigkeit die Unabhängigkeit der beiden Staaten gegen die Schwäche ſeiner Regierung, welche dieſelbe zu achten verſprochen hatte, und ſie gleichwohl fremder Ueberliſtung Preis zu geben im Begriff war.

---

*) Vous lui faites bien de l'honneur, de lui prêter des plans et des vues; loin de disposer de l'avenir il n'y pensoit même pas, il étoit entraîné; il obéissoit à une impulsion qu'il ne pouvoit ni suspendre ni diriger.

Dem Directorium gingen die Augen auf; aber zu ſpät. Schon drangen die feindlichen Heere in Italien vor; im Innern wurden die Mißvergnügten kühner; die Unordnung nahm zu. Man berief Fouché zu dem Miniſterpoſten der allgemeinen Polizei. Hier erwarb er ſich großen Ruhm durch das Gute, was er bewirkte, durch Hintertreibung manches Uebels, und durch den Widerſtand, welchen er, allemal wenn es galt, den Leidenſchaften entgegen ſetzte.

Sein erſter Schritt, als er unter dem Vollziehungs-Directorium das Miniſterium antrat, war ein denkwürdiger Bericht gegen die Aufruhrſtifter. „Hoffet nicht, ſagte er, daß ſie ſich beſſern; was ſie für die Ungebundenheit ihrer Leidenſchaften unternehmen, iſt für ſie Tugend und Freiheit; jedes Mittel, wodurch ſie die Staaten bedrohen und erſchrecken, dünkt ihnen ſchicklich, um die Macht und das Glück derſelben zu befördern.“*) Als er von den Ungeheuern ſprach die in den Gefängniſſen mordeten, ſetzte er hinzu: „der Vorwurf ihres Gewiſſens vermag nicht das Andenken zu vertilgen an die Unglücklichen, welche ſie geſchlachtet. Die Nation ſieht nur, wie ſie gemeuchelmordet; ſie kann nicht in ihren Herzen den Vorwurf leſen, welcher die Gemüther des Volks beruhigen könnte.“**)

Wer den Herzog von Otranto in der Mitte ſeiner Familie ſieht, ſollte glauben, daß ſeine Gedanken und Geſinnungen nicht über den Kreis häuslicher Neigungen hinausgingen. Seine Sitten ſind einfach und ſtreng. Für ſich bedurft' er nicht des Reichthums; er verſchmäht Kunſtgriffe und Feinheit; er läßt mit ſich freimüthig reden; das Unbedeutende nimmt er obenhin; alles was ernſt iſt, be-

*) N'espérez point, qu'ils se corrigent; ce qu'ils entreprennent pour l'indépendance de leurs passions, est pour eux vertu et liberté; les moyens par lesquels ils menacent et épouvantent les états, leur semblent des moyens propres à en préparer la force et les prospérités.

**) Leurs remords ne peuvent effacer le souvenir des homicides qu'ils ont commis. La nation voit toujours leurs assassinats qui l'effrayent et ne peut lire dans leurs ames les remords qui pourront la rassurer.

achtet er gründlich; er iſt vertraut mit allen Begriffen, die ſich auf den Zuſtand des Menſchen beziehn, auf ſein Glück, auf ſeine Pflichten; was nur auf die Bildung der bürgerlichen Geſellſchaft, auf ihre Veredlung und auf ihren Schutz, oder auf ihr Verderbniß und ihre Auflöſung einwirken kann, beſchäfftigt fortwährend ſein Nachdenken. Während ſeiner langen und ſchwierigen Verwaltung hat er jeden Beſitzſtand, ohne Ausnahme, in Schutz genommen. Volle Sicherheit fand, wer nur nach Ruhe verlangte.

Er hat ſich ſtets den Maaßregeln augenblicklicher Noth widerſetzt. „Sie begründen nur, ſagte er oft, das Uebel, ohne ihm zu wehren, weil man ihre nothwendig willkührliche Vollziehung allezeit den Leidenſchaften anvertraut.“ *)

Da der Herzog verſchiednen Regierungen gedient hat, ſo haben ſeine Feinde uns überreden wollen, daß ſein Charakter ſich in jede füge; allein wäre er der Augendiener aller Regierungen geweſen, ſo würde er, wie uns dünkt, wohl nicht einen Theil ſeines Lebens in der Verbannung zugebracht haben und in der Acht.

Die Briefe des Herzogs von Otranto, ſeine amtlichen Vorſchriften für die Präfecte, tragen das Gepräge der Vorſichtigkeit und der ſchweren Kunſt, das menſchliche Herz zu lenken. Er ſchreibt oft fehlerhaft; aber was er ſchreibt, iſt mit hoher Umſicht überdacht.

Man hat geſagt, der Herzog von Otranto habe als Miniſter zur Zeit der Republik durch ſeine den Präfecten gegebenen Amtsvorſchriften bezweckt, die Moral an die Stelle der Religion, und die Polizei an die Stelle der Gerechtigkeit zu ſetzen. Wir haben uns die beiden Umlaufſchreiben verſchafft, welche dieſer ſonderbaren Anſchuldigung zum Vorwand gedient haben. Fouché erließ ſie im Monat Brumaire, als Buonaparte an die Spitze der Regierung der Republik geſtellt worden war. Denkt man ſich dieſen Zeitpunct, ſo erſtaunt man über den Muth deſſen, der ſie geſchrieben hat. Es bedurfte einer großen

*) Elles ne font souvent que constater le mal sans y rémédier, parceque leur exécution nécessairement arbitraire est toujours confiée aux passions.

Ueberlegenheit von Seiten des Mannes, der ſo ſprach, und damals ſolche Geſinnungen und Grundſätze geltend machen zu wollen, wie in den Umlaufſchreiben enthalten ſind.

Umlauf an die Biſchöfe.*)

Paris d. 25. Brumaire (16 Nov. 1799.) erſtes Jahr des Conſulats.

Bei allen geſitteten Völkern haben eine oder mehrere Religionen geherrſcht; aber keins unter den bekannten war hinlänglich aufgeklärt, um der Religion die ihr gebührende Stelle anzuweiſen. Die einen haben die religiöſen Geſetze, gleich dem bürgerlichen und peinlichen Rechte, zur eigentlichen Geſetzgebung geſtempelt. Prieſterthum war ihnen Obrigkeit. Die Regierung ward dadurch anfangs um ſo viel kräftiger; aber ſie verlor ihre Stärke mit dem Verfall der religiöſen Meinungen.

Bei andern waren Regierung und Religion zwei nebeneinander beſtehende Mächte, welche in beſtändiger Berührung ſich gegenſeitig unterſtützten, oder mit einander kämpften. Die Diener der Religion unterjochten, oder wurden unterjocht; dies zeigt die neuere Geſchichte Europa's.

Eine andre Zeit iſt gekommen: die Vernunft hat ſie vorbereitet; die Religion wird ſie ſegnen. Nimmer werden Sie in den Fall kommen zu verfolgen, noch verfolgt zu werden. Sollte bei freier Ausübung aller Religionen irgend ein Gottesdienſt beſondern Schutz erhalten, ſo wird es der ſeyn, welcher der Republik größere Dienſte leiſtet. Die Regierung will keine Vorrechte ertheilen, ſie will aber Dienſte belohnen.

Nähren Sie nicht, nach ſo langer Fehde, in welcher wir alle Schuld oder Irrthum mit unſerm Blute büßten, das Andenken Ihrer vormaligen Macht und Ihres Reichthums mit zu ſchmerzhafter Empfindung.

Eine Regierung, die eben jetzt aus der Mitte des Volks und des Unglücks ſich gebildet, iſt mit der menſch-

*) Das Original unter No. I. im Anhang.

lichen Natur zu genau bekannt, um Ihnen aus dieſem Schmerz ein Verbrechen zu machen. Eher würde ſie denken, es wäre gerechter, auch edler und klüger geweſen, Ihnen ſo große Opfer zu erſparen, und diejenigen abzuſtufen, welche Sie bringen mußten. Doch glauben Sie an Ihre eigne Lehre, ſo bleibt Ihnen bei Allem, was Sie perſönlich erlitten, der große Troſt: das Unglück hat Ihren Gottesdienſt auf das zurückgeführt, was zu jeder Zeit eine ſinkende Macht von Neuem hob, auf die Grundſätze ſeiner urſprünglichen Stiftung. Betrachten Sie, wie Ihr Leiden ſchon den Haß ſelbſt derjenigen gemildert hat, welche ihr eignes Unglück Ihnen zuſchreiben. Ein allgemeiner Beifall hat den Staatsbeſchluß gebilligt, welcher Ihnen keinen Eid mehr auflegt, ſondern nur das Verſprechen der Treue abfordert. Kein Zwang wird Ihnen ferner angethan, ſelbſt in Abſicht auf Ihre ſchüchternſten Bedenklichkeiten.

Der den Menſchen erſchien um ihnen das himmliſche Sittengeſetz zu bringen, welches Sie lehren, forderte bei weitem nicht ſo viel von der weltlichen Macht.

Selbſt diejenigen welche drei Jahrhunderte nach Entſtehung des Chriſtenthums daſſelbe zugleich mit Conſtantin auf den Thron des römiſchen Reichs erhoben, hatten keine größern Mittel als Sie, um ihren Glauben zum Glauben der Welt zu machen.

Aber bedenken Sie es wohl, dieſe herrlichen Ausſichten welche ſich vor Ihnen wieder eröffnen und weit hinaus reichen über die Schranken der Zeit und der ſichtbaren Welt, werden ſich wieder verſchließen, wenn Sie nicht treulich erfüllen, was Sie der Regierung verſprechen.

Es heißt nicht der Republik treu ſeyn, wenn Sie den Gehorſam gegen dieſelbe predigen und zugleich den Haß. Ihr die Liebe der Franzoſen rauben, iſt Verrath.

Bedenken Sie auch, daß es vergebens ſeyn würde, öffentlich in den Predigten und heimlich in der Beichte eine verſchiedene Sprache zu führen. Die Aeußerungen der Gemüther, welche Sie führen und bilden, werden die geheimen Eingebungen offenbaren, die von dem Beichtſtuhl ausgehen, in welchem Sie über die Gemüther herrſchen.

Nein, in Abſicht auf die Republik kann Ihnen nichts ſo leicht werden, als ſich ein Recht auf ihre Gunſt zu erwerben, indem Sie die Grundſätze derſelben zugleich mit den Ihrigen predigen, und beide den Herzen tief einprägen, die ergriffen ſind von den Beweggründen und den unvergänglichen Belohnungen der Tugend, welche Sie ihnen vorhalten.

unterzeichnet Fouché.

Umlauf an die Präfecte. *)

Paris d. 30. Brümaire (21. Nov. 1799.) — im erſten Jahr des Conſulats.

Bürger Präfect!

Ihr Amt ſteht mit der Rechtspflege in einer innigen, vielfachen Verbindung. Die Wirkungskreiſe der Polizei und der Rechtspflege greifen weſentlich in einander ein; ſie durchdringen ſich gegenſeitig und ſcheinen in einander überzugehen. Unaufhörlich wirken beide zuſammen in denſelben Handlungen, und dennoch: wie wenig war im Allgemeinen dieſes Zuſammenwirken wahre Uebereinſtimmung!

Mit Förmlichkeiten, ihr ſelbſt nie vielfach genug, umgeben, hat die Rechtspflege der Polizei ihren ſchnellen Gang niemals verziehen. Dieſe, beinahe von allen Feſſeln entbunden, konnte nimmer in jener die Langſamkeit entſchuldigen. Was ſie aber gegenſeitig ſich vorwarfen, das machte oft die Geſellſchaft überhaupt der einen wie der andern zum Vorwurf.

Der Polizei wirft man vor, ſie beunruhige den Schuldloſen; der Rechtspflege, ſie wiſſe dem Verbrecher weder zuvor zu kommen, noch ihn zu ergreifen. Da erſtre ſich in der Hand der Könige befand, galt ſie allgemein für ein Werkzeug der Eigenmacht. Weil die andere von den Rechtsbeamten ausgeführt wird, ſchien es öfter, ſie habe ſich verloren in den dunkeln Irrgängen der Widerſprüche der Geſetze.

*) Das Original unter No. II. im Anhang.

Digitized by Google

Bei einigen Völkern, die bis zum Uebermaaß argwöhniſch ihre Freiheit eiferſüchtig bewachten, wurde die Polizei der Rechtspflege aufgeopfert. Andre, noch ungeduldiger, ſich von langſamen Formen durch den Irrſaal zahlloſer Geſetze führen zu laſſen, haben die Rechtspflege ſelbſt zur Polizei umgeſchaffen.

Wer aber den Ort und die Zeit ihres beiderſeitigen Wirkens ſcharf in's Auge faßt, wird ſich überzeugen, daß Polizei und Rechtspflege in jeder wahren geſellſchaftlichen Ordnung weder ohne einander beſtehen, noch gänzlich in einander fließen können.

Und in der That, man betrachte einmal die Rechtspflege vor und nach dem richterlichen Spruche: vor demſelben wird ſie, innerhalb ihres Heiligthums, mit Ehren aus den Schranken deſſelben weder heraustreten dürfen noch es wollen, um die öffentlichen Oerter zu beſuchen, oder die Freiſtätten des Geheimniſſes zu durchſpähen, wo allgemeine oder beſondre Sicherheit beeinträchtigt, wo Vergehungen, Verbrechen und Schandthaten begangen werden können. Nicht bloß ihr Ernſt und ihre Würde kämen dabei in Gefahr, ſondern ſelbſt ihre Unbeſcholtenheit. Bei ſolch' einer thätigen Aufſicht würde der Richter oft der Zeuge werden, und dieſer ſoll er nie ſeyn. Um richtig zu wägen das Zeugniß Anderer, darf er nimmer in die Wagſchale das ſeinige legen. Läßt das Gericht ſelbſt die Angeklagten verhaften, ſo ſetzt es ſchon dadurch ſich mit ihnen in den Zuſtand des Kriegs, was einem richterlichen Ausſpruch, wie er ſeyn ſoll, ganz entgegen iſt. Es würde weder das Vertrauen des Angeklagten, noch das der Geſellſchaft beſitzen, ja nicht einmal durchaus ſein eignes, ausgenommen dann, wo es das Vertrauen Aller verloren hätte.

Jetzt betrachte man die Rechtspflege nach ertheiltem Spruche, und wenn er vollſtreckt werden ſoll. Wird ſie die Richtbühne aufbauen, wird ſie den Unglücklichen, den ſie verurtheilt, zur Hinrichtung führen? Alle Völker der Erde haben gefühlt, daß, wenn eine und dieſelbe Macht das Todesurtheil ſpricht und vollſtreckt, die Rechtspflege nicht vorhanden ſcheint um Verbrecher zu richten, ſondern um Menſchen zu tödten. Alle Völker der Erde haben gefühlt, daß wenn bei dem grauſenden Schauſpiel der Voll-

ſtreckung ihrer Urtheile die Gerechtigkeit ſelbſt den Vorſitz führt, ſie nicht mehr ein Gegenſtand der Liebe des Menſchen bleiben kann, ſondern ſein Schrecken werden muß. Alle Umgebungen der richterlichen Gewalt ſollten in ihr nichts anders zeigen, als die reine, himmliſche Macht der ewigen Vernunft. Dann würde ſie ſeyn was ſie ſeyn ſoll: die eigentliche Religion der bürgerlichen Ordnung.

Demnach iſt der Zeitraum vor, wie der nach dem richterlichen Urtheile derjenige, in welchem die Rechtspflege nicht ſelbſt handeln darf: beide gehören in den Wirkungskreis der Polizei.

Dieſe hat überall Augen und Hände, und vermag die Schuldigen zu verhaften, wo nur Verbrechen begangen werden können. Sie gebietet, um die öffentliche Ruhe zu handhaben, über eine bewaffnete Schaar, die jeder Kraft, welche dieſelbe ſtören könnte, überlegen iſt; ſie beſitzt alle Mittel, um die Angeklagten in die Hand der Gerechtigkeit zu überliefern, und Alles zu entfernen oder zu beſiegen, was ſich der Vollſtreckung der Ausſprüche des Richters widerſetzen möchte.

Bei dieſer Theilung der Amtspflichten zwiſchen Polizei und Rechtspflege ſind unſtreitig diejenigen die peinlichſten, welche die Natur der Sache der Polizei zulegt. Aber eben die ſchwerſten Amtspflichten finden ihren reinſten Lohn in dem Herzen ſolcher Obrigkeiten, welche ihren Pflichten und dem Vaterlande leben. Gerade die größte Aufopferung gewährt ihnen den größten Genuß.

Wenn diejenigen welche das Urtheil ſprechen, es nicht vollſtrecken laſſen, und diejenigen welche die Vollſtreckung anordnen, das Urtheil nicht geſprochen haben, ſo mildert allein dieſe Trennung der beiden ſchweren Aemter die Strenge eines jeden. Den Polizei-Beamten, welche die Vollziehung der Beſchlüſſe der richterlichen Macht leiten, erſcheint dieſe Vollziehung unter demſelben Geſichtspunct und beinahe in demſelben Abſtand, wie der bürgerlichen Geſellſchaft, deren Daſeyn ſie erheiſcht, und deren Geſammtwillen ſie befiehlt.

Ja was noch mehr iſt, Bürger-Präfect! wenn Sie näher hinantreten, dann werden Sie um ſo öfter auch vielfach Gelegenheit und Mittel haben, die Strenge Ih-

rer Amtspflichten zur Beruhigung Ihres eignen Herzens zu mildern. Solche Mittel und Anläſſe werden Sie zu jeder Zeit in der Wachſamkeit finden, mit der Sie bei der Verhaftung der Angeklagten die beſtimmten Vorſchriften der Geſetze, und bei der Vollziehung der Urtheile an den Schuldigen die Wünſche jener erhabnen Menſchlichkeit beachten, welche ſeit einem halben Jahrhundert bei allen aufgeklärten Völkern Europa's über die Gerichtshöfe und über die Hochgerichte ſo laut ſich ausgeſprochen hat.

Was Ihnen aber der beſtimmte Wille des Geſetzes auf's ſtrengſte zur Pflicht macht, iſt die Vorſchrift, keinen Bürger auch nur einen Augenblick länger in der Hand der Polizei zu laſſen, als ſchlechterdings nöthig iſt, um ihn der richterlichen Gewalt zu übergeben.

Die Geſetze ſelbſt geſtatten einige Ausnahmen von dieſem Geſetz, auf welchem allein die Gewähr aller übrigen ruht. Dieſe ſeltnen, genau beſtimmten und ſcharf begränzten Ausnahmen haben die Geſetze gleichſam wider Willen, und ſelbſt nicht ohne Furcht gemacht. Wenn wir alſo auch nur eine einzige hinzufügten, ſo wären wir nicht mehr Polizei-Beamte, ſondern Helfershelfer der Tyrannei. Die Polizei-Bedienten müſſen alſo im Stande ſeyn, zu jeder Zeit und bei jeder Verhaftung die ſchriftlichen Belege vorzuzeigen, welche den Augenblick der Verhaftnehmung eines Bürgers genau angeben, und eben ſo genau den Augenblick, wo er unter die Obhut der Geſetze geſtellt worden iſt.

Die ganze bürgerliche Geſellſchaft iſt berechtigt, den Miniſter der Polizei, die Präfecte und alle ihre Diener in dieſer Rückſicht zur Rede zur ſetzen.

Vergeſſen Sie nie, wie gefährlich es ſey, auf bloße Muthmaßungen Verhaftungen vorzunehmen. Bedenken Sie daß Ihre Verfügungen, auch wenn ſie aus Irrthum geſchähen, auf den Verhafteten vor den Gerichtshöfen den erſten Verdacht der Schuld werfen; und erwägen Sie, zitternd in Ihrem Gewiſſen, das Schickſal ſo vieler Unſchuldigen, welche die Richter nur deswegen auf das Blutgerüſt brachten, weil zuerſt der Irrthum ſie vor den Stuhl des Richters geſtellt hatte.

Dieſe Wünſche der Menſchheit, welche Frankreichs Philoſophie den Mächten und Obrigkeiten Europa's vorlegt, weichen freilich ab von dem Buchſtaben unſ'rer Geſetze; aber ſie ſtehn geſchrieben in den Herzen aller derjenigen, welche der Republik dienen. Wir würden eine große Schuld auf uns laden, nicht nur, wenn wir die zu Vollſtreckung der Geſetze und der Sprüche der Gerichtshöfe durchaus unerläßliche Strenge im mindeſten ſchärften, ſondern auch, wenn wir dieſe Strenge nicht milderten durch jedes Lindrungsmittel, welches ſie zuläßt.

Derjenige, dem das Urtheil noch nicht geſprochen, iſt noch nicht für uns ein Feind der bürgerlichen Geſellſchaft. Wer die Strafe, welche er erleiden ſoll, ſchon hat ausſprechen hören, iſt es nicht mehr. Vorher hatte er noch nichts zu büßen; nachher hat er alles gebüßt. Ihn umfaßt das Mitleid eines Jeden, der nicht unerbittlich und grauſam iſt: denn er iſt ein Sühnopfer, welches die bürgerliche Geſellſchaft zu bringen ſich gezwungen ſieht. Sie ſoll über ſich weinen, und über ihn.

Die Nothwendigkeit Vergehungen zu ſtrafen, hängt ſehr von den Unvollkommenheiten der geſellſchaftlichen Einrichtungen ab, die ihnen nicht zuvorzukommen wiſſen. Indem ſie ſtrafen, ſtehen die Diener des bürgerlichen Vereins mit ſchwerer Schuld beladen vor der Menſchheit, die ſich in Trauer hüllt, und zürnt und ſeufzt.

Bürger Präfect, tilgen Sie dieſe heilige Schuld durch jede Schonung, durch jede Rückſicht, welche das Erbarmen Ihnen einflößt gegen ſo großes Unglück.

unterzeichnet Fouché.

Buonaparte ſchätzte die Talente des Herzogs von Otranto; aber die Grundſätze deſſelben, insbeſondre deſſen Art die Polizei zu verwalten, paßten nicht für ſeinen Zweck. Er richtete — ſeltſam genug! — der Polizei ſeines Miniſters zur Seite, eine andre ein. Und gewöhnlich ſah man die, welche Buonaparte's Polizei verfolgte, ſich unter den Schutz der Polizei ſeines Miniſters begeben; was die Beſtürzung der Franzoſen erklärt, ſo oft der Herzog von Otranto in Ungnade fiel.

Als dies das erſtemal geſchah, verſetzte Buonaparte den Herzog in den Senat, und kündigte dieſe Ernennung durch eine ſeinen Miniſter lobpreiſende Botſchaft an. Da indeß auch der Oberconſul in der Meinung ſtand, daß dieſer Miniſter die Abſicht gehabt habe, die Rechtspflege mit der Polizei zu verbinden, ſo wollt' er im Gegentheil beide Miniſterpoſten in dem der Rechtspflege vereinigen.

Sofort fühlte ſich die öffentliche Meinung geängſtigt von einer Menge Kundſchäfter, die alle ſich geltend machen wollten. Nichts ging mehr ſeinen geraden Gang; Alles nach Willkühr. Die Polizei hatte nicht mehr jene Thätigkeit, welche Licht gibt und ſucht; ein falſcher Dienſteifer vervielfältigte überall die Anklagen. Der General Moreau, welcher mitten in Paris ruhig lebte, ward in eine Verſchwörung verwickelt. Sein Proceß erregte den allgemeinen Unwillen. Buonaparte hatte Muth und Geiſteskraft genug, ſeinen alten Miniſter zurückzurufen. Dies beruhigte die Gemüther wie ein Zauberſchlag. Der Herzog von Otranto war Moreau's Freund. Er bewog ihn, ſich für den Augenblick in die vereinigten Staaten zu entfernen, und ſetzte es durch, daß er dem General den Betrag ſeiner Güter in Frankreich zuſtellen durfte.

Die zweite Verwaltung des Herzogs von Otranto ſollte noch ſtürmiſcher werden, als die erſte. Je mehr der Miniſter in der Volksgunſt ſtieg, deſto argwöhniſcher wurde Buonaparte. Er vervielfachte die Polizeigewalten, um die des Miniſters zu beobachten und um Befehle zu vollziehen, denen, wie man wußte, jener zu gehorchen ſich geweigert hatte. Von ſeinem Erobrungsgeiſt unaufhörlich nach außen fortgeriſſen, verließ ſich Buonaparte in Anſehung der Ruhe des Innern ganz auf ſeinen Miniſter; und in der That herrſchte im Innern nie mehr Ruhe und Sicherheit, als wenn Buonaparte abweſend war. So wie er zurückkam, ging er in ſeinen Forderungen immer weiter. Gewohnt auswärts zu ſiegen, ertrug er weniger den Widerſtand im Innern. Nach dem Tilſiter Frieden machte es ihm der Herzog von Otranto zur Pflicht, ſich mit der Verwaltung ſeines Reichs zu beſchäfftigen. „Sie können, redete er ihn an, neue Länder erobern; aber nichts kann jetzt Ihre Macht noch vermehren. Spaniens Eroberung, mit deren Glanz man Ihren Augen

ſchmeichelt, iſt ein eitler Erwerb. Sie ſind in der That ſchon der Oberherr dieſes Landes: denn Sie ziehen aus demſelben Soldaten für Ihre Heere, und große Geldſummen für Ihren Schatz. Fürchten Sie ſich, dem Namen nach Herr darüber zu heißen; dies raubt Ihnen jene beiden Hülfsquellen. Denken Sie auf die Gegenwart, und behalten Sie die Zukunft im Auge."*)

Die Schmeichelei ſiegte. Buonaparte ging nach Spanien. Die Ereigniſſe zu Bayonne veranlaßten eine innere Gährung. Man ſtellte ſie als eine Verſchwörung dar. Beſtürzt kehrte Buonaparte nach Frankreich zurück. Die Verſchwörung zerfloß wie ein Dunſtbild, als er in Paris ankam. Nun wandte er ſich nach dem Norden. Das Glück, ſchon im Süden ihm entgegen, ſchien neue Hinderniſſe ihm in den Weg zu ſtellen. Seine Siege wurden blutiger, und wechſelten mit Unfällen. Die Engländer landeten auf Walchern. Der Herzog von Otranto war damals mit der Verwaltung des Innern und der Polizei beauftragt; er ließ daher auf allen Seiten die National-Bewaffnung in Maſſe ſich erheben. „Wir wollen, ſagte er, Europa beweiſen, daß wenn Buonaparte's Genie über Frankreich den Glanz ſeiner Siege verbreitet, es ſeiner Gegenwart nicht bedarf, um unſ're Feinde zurückzuſchlagen."**)

Die Bewegung, in welche die Nation gebracht wurde, war allgemein. Die Engländer ſchifften ſich bald wieder ein. Buonaparte ſchloß den Frieden zu Wien ab, und eilte nach Paris zurück. Die Nationaltruppen wurden entlaſſen, und der Miniſter, welcher zu ſagen gewagt hatte

*) Vous pouvez conquérir de nouvelles provinces, mais rien aujourd'hui ne peut ajouter à votre puissance. La conquête de l'Espagne qu'on fait briller à vos yeux, est une possession vaine, vous êtes réellement Souverain de cette contrée, puisque vous en tirez des soldats pour vos armées et des sommes considérables pour le trésor. Craignez que le titre nominal de maître ne vous enlève cette double ressource; songez au présent, mais voyez l'avenir.

**) Prouvons à l'Europe que, si le génie de Buonaparte peut donner de l'éclat à la France par les victoires, sa présence n'est pas nécessaire pour repousser nos ennemis.

hatte, daß man Buonaparte's **nicht bedürfe**, fiel in Ungnade.

Um in der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, ernannte Buonaparte ſeinen verſtoßnen Miniſter zum Statthalter in Rom. Allein vor deſſen Abreiſe ſchickte er zu ihm den General Berthier, Fürſten von Neufchatel, und ließ ihm ſeine Briefſchaften abfordern. Der Herzog von Otranto gab zur Antwort: dieſe Briefſchaften verbürgten ſeine Rechtfertigung, er werde ſie nicht ausliefern. Als man nun zu jener Forderung Drohungen hinzufügte, ſo ſagte der Herzog dem Fürſten: „Melden Sie Ihrem Herrn, daß ich ſeit fünf und zwanzig Jahren mich gewöhnt habe, mit dem Haupt auf dem Blutgerüſt zu ſchlafen. Ich kenne die Macht der Gewalt; ich fürchte ſie nicht.“ *)

Da wurde der Herzog nach Aix in der Provence verwieſen; aber bald rief ihn Buonaparte zurück. Die erſte Unterredung war nicht glücklich. Der Miniſter dachte über den Krieg mit Rußland, wie über den mit Spanien. Der Herzog zog ſich auf ſeine Güter zurück. Nachher berief ihn Buonaparte von Dresden aus zu ſich; aber des Herzogs Anſichten vom Frieden und von Mäßigung mißfielen. Buonaparte befahl ihm, ſich nach Illyrien zu begeben, um daſelbſt Statthalter zu ſeyn.

Kaum war der Herzog in Illyrien angekommen, als der Krieg ausbrach. Da er dem feindlichen Einfall keine Macht entgegenſtellen konnte, begab er ſich zurück nach Frankreich, als ihm Buonaparte ſchrieb, er möchte nach Neapel gehn. Hier rieth der Herzog dem Hof, was nur die Klugheit und die Umſtände geboten. Hätte der König Joachim ſeinen Rath befolgt, ſo würde er nicht den Weg eingeſchlagen haben, der zum Verderben führt.

Um von der Art, wie der Herzog an Buonaparte und an den König Joachim ſchrieb, und von ſeinen Rathſchlägen in den Augenblicken der Entſcheidung des Schickſals

*) Allez rapporter à votre maître, que je suis habitué depuis 25 ans, à dormir la tête sur l'échafaud. Je connois les effets de la puissance, je ne les redoute point.

von Europa einen Begriff zu geben, iſt es wichtig, folgende beide Briefe bekannt zu machen.

Der Herzog von Otranto an den Kaiſer Napoleon. *)

Rom den 27. Decbr. 1813.

Ich habe mich bei dem König von Neapel beurlaubt; ich darf E. M. keinen von den Gründen verſchweigen, welche die natürliche Thätigkeit dieſes Fürſten zurückgehalten haben. Der erſte iſt die Ungewißheit, in welcher Sie ihn über den Oberbefehl bei den Heeren Italiens gelaſſen haben. Der König hat Ihnen während der beiden letzten Feldzüge ſo viel Beweiſe von ſeiner Anhänglichkeit und ſeinen kriegeriſchen Eigenſchaften gegeben, daß er von Ihnen dieſen Beweis des Vertrauens erwarten durfte. Er fühlt ſich zwiefach gekränkt durch Ihren Argwohn und durch die Vorſtellung, ſich Ihren Generalen gleichgeſetzt zu ſehn.

Zweitens ſtellt man dem König beſtändig vor: Wenn Sie, um Italien für den Kaiſer zu erhalten, Ihr Königreich von Truppen entblößen, ſo werden die Engländer daſelbſt Landungen unternehmen und Unruhen erregen, die um ſo gefährlicher ſeyn dürften, da ſich die Neapolitaner laut über den Einfluß Frankreichs beklagen. In welcher Lage, ſagt man weiter, befindet ſich dieſes Reich! Ohne Heer, entmuthet durch einen Feldzug, den ſeine Feinde nicht als deſſen letztes Unglück anſehn, da der Rhein keinen Grenzſchutz mehr gewährt, und da der Kaiſer, anſtatt Italien decken zu können, im Gegentheil kaum eines Einfalls von Deutſchland, der Schweiz und Spanien her ſich zu erwehren vermag! Sorgen Sie für ſich, ſchreibt man ihm von Paris; rechnen Sie auf Niemand als auf ſich ſelbſt! Der Kaiſer kann ja nicht einmal mehr etwas für Frankreich thun, wie ſollte er Ihre Staaten Ihnen ſichern? Wenn er zur Zeit ſeiner Allgewalt daran dachte, Neapel mit ſeinem Reiche zu vereinigen, welches Opfer würde er Ihnen zu bringen wohl geneigt ſeyn? Er würde Sie in dieſem Augenblick für eine Feſtung hingeben.

*) Das Original unter No. III. im Anhang.

Dagegen ſtellen drittens Ihre Feinde der Schilderung von der Lage Frankreichs die großen Vortheile entgegen, welche dem König ſein Beitritt zum Bunde zeigt: ſo befeſtigt dieſer Fürſt ſeinen Thron; ſo vergrößert er ſeine Staaten; ſtatt für den Kaiſer unnützer Weiſe ſeinen Ruhm und ſeine Krone aufzuopfern, umgibt er beide mit dem höchſten Glanz, wenn er ſich ankündigt als den Beſchützer Italiens, als den Währmann ſeiner Unabhängigkeit. Erklärt er ſich für E. M., ſo verläßt ihn ſein Heer, und ſein Volk empört ſich. Trennt er ſeine Sache von der Sache Frankreichs, ſo eilt ganz Italien herbei und ſtellt ſich unter ſeine Fahnen.

So ſprechen zum König Männer, die ſehr nahen Antheil an Ihrer Regierung nehmen. Vielleicht irrt man ſich hierin blos in ſeiner Anſicht von der Art, wie man E. M. dienen kann. Alle Welt bedarf des Friedens. Den König beſtimmen, ſich an die Spitze von Italien zu ſtellen, iſt in ihren Augen das ſicherſte Mittel, Sie zum Frieden zu nöthigen.

Ich kam den 18ten in Rom an. Hier, wie in ganz Italien, hat das Wort Unabhängigkeit wahre Zauberkraft erlangt. Allerdings ſtellen ſich unter dieſe Fahne Menſchen von verſchiednen Wünſchen; aber alle Länder verlangen eine Landesregierung; jeder beklagt ſich, daß er um der geringſten Forderung willen nach Paris gehen ſoll. In ſo weiter Entfernung von der Hauptſtadt, erblickt ein jeder in der franzöſiſchen Regierung nur drückende Laſten ohne allen Erſatz; Heerbann-Liſten, Auflagen, Bedrückungen, Beraubungen, Opfer aller Art: das, nur das, rufen die Römer, ſehen wir von der franzöſiſchen Regierung! Ueberdies noch keine Art von Handel, weder innern noch auswärtigen; unſ're Erzeugniſſe haben keinen Abſatz, und das Wenige, was wir vom Ausland erhalten, bezahlen wir zu ungeheuern Preiſen.

Sire, als E. M. auf der höchſten Stufe Ihres Ruhms und Ihrer Macht ſtanden, hatte ich den Muth Ihnen die Wahrheit zu ſagen, weil dieſe allein noch Ihnen fehlte. Jetzt ſage ich ſie Ihnen eben ſo frei, aber milder, weil Sie nicht glücklich ſind. Ihre Rede vor dem geſetzgebenden Körper würde einen tiefen Eindruck auf Europa gemacht

und alle Herzen gerührt haben, hätten E. M. nur, außer dem Verlangen nach Frieden, noch großmüthig erklärt, daß Sie Ihrem ehemaligen Plan der Weltherrſchaft entſagten. So lange Sie ſich nicht über dieſen Punct erklären, werden die verbündeten Mächte glauben oder ſagen, daß dieſer Plan nur aufgeſchoben ſey, und daß Sie jede Gegelegenheit, darauf zurückzukommen, benutzen werden. Auch die franzöſiſche Nation wird ſtets daſſelbe befürchten.

Wenn Sie in der gegenwärtigen Lage alle Ihre Kräfte innerhalb des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen vereinigten, und offen erklärten, dieſe Naturgrenzen nie überſchreiten zu wollen, ſo dünkt mich, es würden alle Wünſche der Nation und Aller Arme zur Vertheidigung Ihres Reichs ſich erheben: und wahrlich! dieſes Reich würde noch immer das ſchönſte und mächtigſte der Erde ſeyn; groß genug für Ihren Ruhm und für das Glück von Frankreich! Ich bin überzeugt, Sie können nur für dieſen Preis den Frieden wirklich erlangen.

Ich fürchte, daß ich allein dieſe Sprache zu Ihnen rede. Trauen Sie nicht den Lugworten der Höflinge. Die Erfahrung muß Sie dieſelben kennen gelehrt haben. Dieſe allein haben Ihre Heere bis nach Spanien, nach Polen, nach Rußland fortgeſtoßen; dieſe allein haben aus Ihrer Nähe Ihre treuſten Freunde entfernt; dieſe allein haben unlängſt Sie abgehalten, den Frieden in Dresden zu unterzeichnen. Dieſelben täuſchen Sie noch bis auf dieſen Augenblick, und übertreiben gegen Sie Ihre Macht. Es bleibt Ihnen Macht genug übrig um glücklich zu ſeyn, um Frankreich den Frieden und die Wohlfahrt wieder zu geben; aber mehr als dies können Sie nicht; ganz Europa iſt davon überzeugt; vergeblich wäre jeder Verſuch daſſelbe zu blenden; es läßt ſich nicht mehr täuſchen.

Ich beſchwöre E. M. meinen Rath nicht zu verwerfen. Er kommt aus einem Herzen, das nie aufhören konnte Ihnen ergeben zu ſeyn, ſelbſt dann nicht, wenn es dies gewollt hätte. Ich bin nicht ſo eigenliebig zu glauben, daß ich beſſer als Andre ſehe; wäre jeder ſo freimüthig, er würde eben ſo zu Ihnen ſprechen. Er würde wie ich zu Ihnen geſprochen haben nach dem Frieden zu Tilſit,

nach dem Frieden zu Wien, vor dem Krieg gegen Rußland, und zuletzt noch in Dresden.

Es iſt niederſchlagend für die Würde des Menſchen, daß ich der Einzige bin, der, was er denkt, Ihnen zu ſagen wagt. Treffen E. M. neue Unglücksfälle, ſo darf ich mir nicht vorwerfen, Ihnen je die Wahrheit verhehlt zu haben. In des Himmels Namen alſo, machen Sie dem Kriege ein Ende; gönnen Sie den Gemüthern einen Augenblick Zeit, um ſich zu beruhigen!

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

An den König Joachim. *)

Florenz den 20. Jan. 1814.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten, und die Abſchrift von dem an den Kaiſer. Ich bewahre ſie auf, um davon, wenn die Gelegenheit es gibt, Gebrauch zu machen. Könnten Sie meinen Bericht leſen an den Kaiſer von der Lage Italiens und von Ihren Beweggründen, mit den verbündeten Mächten zu unterhandeln, ſo würden Sie überzeugt ſeyn, daß ich keiner Ermuthigung bedarf, um die Wahrheit zu ſagen. Immer dachte ich es ſey Verrath gegen die Fürſten, ſie ihnen zu verbergen.

Sie glauben, Ihr Zutritt zu dem allgemeinen Bund ſey das einzige Mittel, Ihren Thron zu erhalten, und dieſe Verbindung nütze dem wahren Wohl Frankreichs mehr, als Ihre Waffen. Es wäre überflüßig, wenn ich Ihnen meine dagegen ſchon gemachten Einwendungen hier wiederholen wollte; allein ich muß Sie dringend auf die Nothwendigkeit aufmerkſam machen, eine tüchtige Armee aufzuſtellen. Dieſe allein iſt Ihr Schutz; dieſe allein gibt Ihnen auf den Bund Einfluß. Fürchten Sie nicht den Abfall Ihrer Officiere und Soldaten, wenn Sie an deren Spitze ſich ſtellen, und wenn dieſe ſich überzeugen, daß Sie Ihrem Vaterland dienen. Wer hat öfter, wer hat

*) Das Original unter No. IV. im Anhang.

ruhmvoller ſein Leben für daſſelbe gewagt, als Sie? Machen Sie ihnen kund, daß Sie Ihr Heer nur zum Heil Frankreichs vorrücken laſſen, und zu dem Ihres eignen Staats.

Bis dieſen Tag hat man Sie für unentſchloſſen gehalten, und bis dahin war jede Meinung, jedes Gefühl, ohne Mittelpunct, ohne Stütze und ohne Richtung. Statt an Geiſt und Kriegszucht zu gewinnen, hat Ihr Heer über politiſche Berathungen ſeine Zeit verloren. Ihre Generale ſelbſt haben die Gemüther ungewiß gemacht durch Anfragen, die man ihnen weder bejahen noch verneinen konnte.

Ich beſchwöre Sie, ſuchen Sie ſich vor allen Dingen in hohe Achtung zu ſetzen; flößen Sie Vertrauen ein auf Ihren Charakter: dieß wird zuletzt Ihre einzige Macht ſeyn, die einzige Schutzwehr, die man niederzureißen nicht wagen wird; welcher Monarch würde ſich wohl dem gehäſſigen Vorwurf bloß ſtellen wollen: er habe das Ihnen gegebne Wort gebrochen! Die Ehrſucht iſt nicht bis zu dieſem Grade blind; man wagt nicht jederzeit Alles was man kann.

Sie fordern mich auf, Sie gegen die Verleumdung in Schutz zu nehmen. Machen Sie ſich keine Unruhe über die Weiſe, wie man Ihren Entſchluß beurtheilen wird. Es war meine Pflicht, Sie davon abzubringen; ich habe meine Schuldigkeit gewiſſenhaft gethan. Nun aber, da Ihr Entſchluß gefaßt iſt, bin ich es Ihrer Freundſchaft für mich ſchuldig, Ihnen zu ſagen, daß die mindeſte Unſchlüſſigkeit verderblich ſeyn würde. Sie gäbe Ihren neuen Verbündeten das Recht, Ihnen nicht zu trauen, und Sicherheit zu verlangen. Man würde dann Ihr Verhalten, wie alle Dinge hier auf Erden, nach dem Erfolg würdigen. Können Sie zu dem allgemeinen Frieden beitragen; erlangt Ihr Name Gewicht genug in der Wagſchale der Angelegenheiten Europa's, um die Würde der Thronen und die Unabhängigkeit der Völker aufzurichten, ſo wird Sie alle Welt ſegnen. Eilen Sie, öffentlich kund zu thun, daß Sie nur darum zu dem großen Bund getreten ſind, weil er dieſes edle Vorhaben unterſtützt. Zeigen Sie Italien den Umfang und die Feſtigkeit Ihrer wahren Entwürfe für deſſen Glück. Unbeſtimmte Hoffnungen würden es

nur in Bewegung bringen, ohne ſein Zutrauen zu gewinnen.

Mit Beſorgniß ſehe ich das Landvolk in Aufruhr. Es wird Ihre Hülfsquellen vernichten, und eine Geſetzloſigkeit herbeiführen, die Sie nicht werden unterdrücken können. Sind Sie zu Aufgeboten in Maſſe genöthigt, ſo müſſen Sie Maaß dabei halten. Nimmer ſchaden der Thätigkeit Ordnung und Zucht. Wecken Sie ja keine andre Leidenſchaft auf, als die Sie zu befriedigen im Stande ſeyn werden.

Entſchuldigen Sie dieſe freimüthigen Bemerkungen mit meinem Wunſch, Sie glücklich zu ſehn, und mächtig genug, um Frankreich wieder zu erſtatten, was Sie von ihm erhalten haben.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

N. S. In dieſem Augenblick erhalte ich Ihr Schreiben, worin Sie von mir einen Aufſatz über die Bemerkungen verlangen, welche ich die Ehre hatte, Ihnen über das Verfaſſungsgeſetz, welches man von Ihnen wünſcht, mitzutheilen. Ich werde mich ſogleich mit dieſer Arbeit beſchäfftigen. Laſſen Sie Sich, ich bitte Sie darum, nicht hinreißen, mitten unter das neapolitaniſche Volk Ideen auszuſtreuen, auf die es noch nicht vorbereitet iſt. Behandeln Sie es wie Sie Ihre Kinder behandelt haben; bewilligen Sie ihm nur das, was ihm zukommt. Ich fürchte, dieſes Wort: Verfaſſung, das ich überall auf meiner Reiſe höre, mag in dem Munde des großen Haufens wohl nichts andres bedeuten, als das dunkle Verlangen, nicht zu gehorchen. —

Buonaparte hatte eben abgedankt, als der Herzog in Paris ankam. Man bedauerte allgemein, ihn nicht in der Zwiſchenregierung zu ſehn. Seine Einſicht und ſein ſichrer Blick hätten vielleicht manches Uebel verhindert. Um Bonaparte noch zuletzt ſeine Theilnahme zu beweiſen, rieth er ihm ſchriftlich, ſich in die vereinigten Staaten zu begeben. Dieſes Schreiben iſt eine Urkunde für die Geſchichte, um darnach die Geſinnungen und den Charakter des Herzogs von Otranto zu beurtheilen.

An den Kaiſer Napoleon, den 23. April 1814.*)

Sire!

Als Frankreich und ein Theil Europa's zu Ihren Füßen lagen, habe ich beſtändig die Wahrheit Ihnen vorzuſtellen gewagt. Jetzt, da Sie unglücklich ſind, fürchte ich weit mehr Ihr Gefühl zu verwunden, wenn ich mit Ihnen die Sprache der Aufrichtigkeit rede; doch ich bin Ihnen dies ſchuldig, weil es Ihnen nützlich, ja nothwendig ſeyn wird.

Sie haben als Zufluchtsort die Inſel Elba und deren Oberherrſchaft angenommen. Achtſam auf Alles, was man über dieſe Oberherrſchaft und Inſel ſagt, halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen beſtimmt zu verſichern, daß die Lage dieſer Inſel in Europa für Sie keineswegs ſich eignet, und daß der Titel eines Oberherrn über einige Morgen Landes noch weniger für den ſich ſchickt, der ein ſo großes Reich beſeſſen hat.

Ich flehe Sie an dieſe beiden Anſichten zu erwägen, und Sie werden fühlen, wie gegründet ſie ſind.

Elba liegt in geringer Entfernung von Afrika, Griechenland und Spanien; es ſtößt faſt an die Küſten Italiens und Frankreichs. Unerwartet kann Sie Meer und Wind und eine kleine Felucke von jener Inſel an Länder verſetzen, welche der Unruhe, neuen Vorfällen, gewaltſamen Veränderungen am meiſten blosgeſtellt ſind. Noch giebt es nirgends Feſtigkeit. Bei dieſer Beweglichkeit der Völker muß ein Kopf, wie der Ihrige, unter den europäiſchen Mächten nur Beſorgniß und Argwohn erregen; ohne daß Sie ſich vergehen, kann man Sie anklagen; ja, ohne daß Sie Schuld haben, können Sie ſogar Unglück verurſachen; denn die Furcht iſt ein großes Unglück ſowohl für die Regierungen, als für die Völker.

Der König, der den franzöſiſchen Thron beſtiegen hat, wünſcht einzig durch Gerechtigkeit zu herrſchen; Sie wiſſen aber, wie viele Leidenſchaften einen Thron umringen, und wie geſchickt der Haß der Verleumdung die Farbe der Wahrheit gibt.

*) Das Original unter No. V. im Anhang.

Die Titel welche Sie behalten, erinnern jeden Augenblick an das, was Sie verloren haben; ſie können daher die Bitterkeit Ihres Verluſtes nur vermehren; ſie werden nicht als Trümmer erſcheinen, ſondern als eine leere Prunkform von ſo viel Größe, die verſchwunden. Und was noch mehr: ohne für Sie ehrenvoll zu ſeyn, werden dieſe Titel Sie den größten Gefahren blos ſtellen; man wird ſagen, Sie behalten dieſelben blos, um alle Ihre Anſprüche ſich zu ſichern. Man wird ſagen, der Felſen von Elba ſey Ihnen der Ruhepunct eines Hebels, mit welchem Sie ganz Europa von Neuem aus ſeinen Angeln heben wollen.

Darf ich Ihnen Alles ſagen, was ich denke? Für Sie wäre es glorreicher und beruhigender, wenn Sie als bloſer Privatmann lebten; jetzt aber gibt es für einen Mann wie Sie keinen ſicherern und ſchicklichern Schutzort, als die vereinigten Staaten von Amerika.

Hier werden Sie Ihr Leben von Neuem beginnen, mitten unter einem noch jugendlichen Volke, das Ihren hohen Geiſt nicht fürchten, das ihn nur bewundern kann. Hier ſtehen Sie unter der Obhut von Geſetzen, die eben ſo gerecht als unverletzlich ſind, wie Alles, was in dem Vaterland Franklins, Washingtons und Jefferſons lebt und empfindet. Sie werden den Amerikanern beweiſen, daß, wären Sie unter ihnen geboren, Sie auch gleich ihnen gedacht und geurtheilt, und daß Sie Amerika's Tugend und Freiheit vor aller Herrſchaft der Welt den Vorzug gegeben hätten.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Die Freunde des Königs kamen öfters zum Herzog, um ſeine Meinung und ſeinen Rath zu hören. Er empfahl ihnen allen, nur keinen Parteikampf hervorzubringen zwiſchen den alten und den neuen Leidenſchaften, zwiſchen der Nation und den Ausgewanderten. Er wiederholte tagtäglich gegen die Miniſter:

„Beobachten Sie über alles Unrecht ein tiefes Schweigen; ſtellen Sie ſich an die Spitze des Guten, was ſeit 25 Jahren gethan worden iſt; das Böſe werfen Sie zurück

auf die Regierungen vor Ihnen, und mit noch größerm Recht auf die Ereigniſſe; machen Sie gleichen Gebrauch von der Tugend, die in der Unterdrückung aufglänzte, von der Thatkraft, die ſich in unſern Spaltungen entfaltete, und von den Talenten, die aus dem Wahnſinn hervorgingen. Macht der König nicht die Nation zu ſeinem Stützpunct, ſo wird ſein Anſehn ſich ſchwächen, ſeine Hofleute werden um ihn her nur eine todte Verehrung aufzurufen im Stande ſeyn, und dieſe dürfte ihn ſtürzen."

„Hüten Sie ſich die Farbe der Hutſchleife (Cocarde) und der Nationalfahne anzutaſten. Man hat den Sinn dieſer Frage nicht recht gefaßt; man ſtellt ſich nicht vor, welche unendliche Mühe es koſten wird, um Frankreich einer Fahne zu unterwerfen, die es ſeit 25 Jahren als das Panier des Bürgerkriegs betrachtet."

„Die Frage in Anſehung der Nationalfarben iſt nur ſcheinbar unnütz; ſie entſcheidet Alles; denn es gilt die Frage, unter welchem Banner die Nation ſich vereinigen ſoll; in ihr wird die Nation den Sieg einer Partei über ſich zu ſehen glauben; ſie wird denken, die Farbe des Bandes beſtimme die Farbe der Regierung."

„Für den König iſt dieſes Opfer, was für Heinrich IV. das Opfer der Meſſe war; übrigens trug dieſer Monarch auch die drei Farben." *)

---

*) Gardez le silence sur tous les torts, placez-vous à la tête du bien qui s'est fait depuis 25 ans, réjettez le mal sur les gouvernements qui vous ont précédés et plus justement encore sur les évènements; servez-vous à la fois de la vertu qui a éclaté dans l'oppression, de l'énergie qui s est developpée dans nos discordes et des talens qui se sont produits dans le délire. Si le Roi ne prend pas la nation pour point d'appui, son autorité s'affoiblira, ses courtisans seront réduits à provoquer autour de lui de steriles hommages qui le perdroient.

Gardez-vous de toucher à la couleur de la cocarde et du drapeau de la nation. Cette question n'est pas bien comprise; on ne prévoit pas toutes les peines qu'on aura à faire fléchir la France devant un étendard qu'elle regarde depuis 25 ans comme celui de la guerre civile.

La question rélative aux couleurs nationales n'est frivole qu'en apparence, elle décide de tout; c'est la que-

Man fragte wiederholt den Herzog von Otranto um ſeinen Rath; da man aber nicht die Stärke hatte, ihm nur in einem Puncte zu folgen, ſondern ſich von den Leidenſchaften fortreißen ließ, ſo zog ſich der Herzog auf ſein Landgut zurück. Alle Parteien tadelten dieſen Entſchluß. Ein Mann, der ſeinen großen Einfluß ſinken ſah, ſchlug dem Herzog von Otranto vor, an Veränderungs-Entwürfen Theil zu nehmen; man lud ihn ein, ſich an den Ort eines geheimen Ausſchuſſes zu begeben; allein er antwortete auf dem Einladungsſchreiben ſelbſt ganz kurz: „Ich arbeite nicht in Treibhäuſern; ich mag nichts unternehmen, was nicht unter freiem Himmel die ganze Nation ſehen kann.“ *)

Mehrere Männer am Hofe von Bedeutung ſtanden mit dem Herzog in Briefwechſel, namentlich Herr Malouet, ſein Freund und ehemaliger Mitbruder im Oratorium. Seine kleinſten Briefe wurden dem König vorgelegt. Man bemerkte damals in einem ſeiner Briefe an den Grafen d'Artois folgende Stellen: „Die ſchon erklärte Vergeſſenheit des Vergangnen kann nicht oft und feierlich genug ausgeſprochen werden. Man muß eilen, ſie zu einem Geſetz für die Nation zu erheben und ſie an die Spitze aller Geſetze zu ſtellen.“

„Was ſollte aus uns, was ſollt' aus Frankreich werden, wenn man jene Vergangenheit, von der wir uns auf immer trennen wollen, wieder hervorzuziehen befugt wäre? Wir würden uns von Neuem in ihren Abgrund ſtürzen, und ſie würde nur ſchrecklicher ſeyn. Anklagen, die vom Throne ausgingen, würden an denſelben zurückgewieſen werden, von Thatſachen begleitet, deren augenſcheinliche Wahrheit in Europa alle Köpfe und alle Herzen

---

stion de l'étendard sous lequel la nation se ralliera; cette question paroitra aux yeux de la nation le triomphe d'un parti sur elle, la couleur du ruban semblera décider de la couleur du règne.

- Ce sacrifice est pour le Roi ce que fut pour Henri IV. celui de la messe; les trois couleurs, au reste, étoient celles de ce Prince.

*) Je ne travaille point en *serres chaudes*. Je ne veux rien faire qui ne puisse paroitre au *grand air* de la nation.

ergriffen hat. Es ſind Fehler, Ausſchweifungen, vielleicht ſogar Verbrechen begangen worden; aber es hat deren auf jeder Seite gegeben; und überall geſellten ſich zu wilden Unordnungen erhabne Tugenden.“

„Der König wird Heinrichs IV. Beiſpiel nachahmen; nicht das von Carl II., der erſt Vergeſſenheit zugeſagt, hierauf ſchändlich meineidig wurde, und dem Regentenhauſe der Stuarte einen neuen Fall bereitete, der unter ſeinem Bruder vollſtändig eintrat, und diesmal ohne Rettung war.“ *)

Den 23. Juni ſchrieb der Herzog von Otranto an den Herrn von Blacas, der in Auftrag des Königs mit ihm geſprochen hatte, Folgendes: **)

„Die Urſachen von Frankreichs Unruhe ſind, bei dem Volke: die Furcht vor der Rückkehr der Lehnrechte; bei den Beſitzern der Nationalgüter, die einen ſo beträchtlichen Theil unſ'rer Volksmenge ausmachen: die Beſorgniß wegen ihrer Beſitzungen; bei allen denen, die ſich beſtimmt für die Republik oder für Buonaparte ausgeſprochen haben, der Zweifel über ihre perſönliche Sicherheit; bei der Armee: der bittre Verluſt ſo vieler Ausſichten auf Ruhm

---

*) L'oubli du passé déjà proclamé ne peut être trop souvent et trop solennellement proclamé, il faut se hâter d'en faire une loi de la nation, et de la mettre à la tête de toutes les loix.

Et que déviendrions nous, que déviendroit la France, s'il étoit permis de compulser ce passé dont nous voulons à jamais nous séparer! Nous nous y réplongerions de nouveau et il séroit plus affreux. Les accusations parties du trône seroient renvoyées au trône avec des faits dont l'évidence a pénétré en Europe tous les esprits et toutes les consciences. On a tout exagéré, la liberté et le pouvoir. Il y a eu des fautes, des excès, peut-être même des crimes, mais il y en a eu de tous les côtés; et dans tous des vertus sublimes s'allioient à des excès.

Le Roi imitera l'exemple de Henri IV. et non celui de Charles II., qui après avoir promis l'oubli se rendit honteusement parjure et prépara pour la dynastie des Stuarts une nouvelle déchéance qui fut accomplie sous son frère et qui le fut cette fois sans retour.

**) Das Original unter No. VI. im Anhang.

und Glück, die Buonaparte unaufhörlich der Ehrſucht und der Einbildungskraft der Soldaten und Feldherrn vorhielt; in der Zahl derer endlich, die für Frankreich verlangten, was England ſeit mehrern Jahrhunderten beſitzt: das Erſtaunen über die Verfaſſungs-Urkunde, aus welcher der König einen Ausfluß der erblichen Gewalt ſeines Throns hat machen wollen."

„Die gefährlichſte dieſer Urſachen iſt gerade diejenige, deren Wirkung alle Weisheit des Königs und ſeiner Miniſter weder hätte vorherſehn, noch ganz verhüten können. Die Unzufriedenheit der Truppen, ein Uebel, welches mehr oder weniger am Schluß jedes Kriegs eintritt, mußte nothwendig weit gefährlicher um ſich greifen am Ende der Kriege Buonaparte's, weil ſie ſeinen Feldherrn Europa's Theilung zu verſprechen ſchienen; doch können ihre Folgen nur durch die Mitwirkung der übrigen Urſachen ſehr bedenklich werden."

„Das Heer nimmt allemal die Geſinnung der Nation an, in deren Mitte es lebt; vorzüglich ein aus den Heerbannliſten des Volks geworbenes. Es wird endlich zugleich mit der Nation, eben ſo zufrieden als unzufrieden ſeyn; hat es aber mit einemmal alle die Glücksfälle, welche die Kriege eines Eroberers ihm zeigten, verloren, und der Soldat hört in ſeiner Heimath die Beſorgniſſe ſeiner Aeltern, Brüder und Freunde für Eigenthum, Sicherheit und Freiheit: ſo hat auch die Regierung, ſie ſey ſo ſtark und der Nation ſo theuer als ſie wolle, Alles für ſich zu fürchten; vergebens wird ſie Augen und Ohr überall offen haben, ſie wird ſtets in Furcht ſeyn müſſen."

„Mallet war nicht wahnſinnig, ſondern tollkühn. Es wird aber Wahnſinnige genug geben, die Alles, was Frankreich von der Rückkehr ſeiner Könige erwartet, in Gefahr bringen können."

„Um den Folgen dieſes Grundes etwaniger Unruhen, des einzig in der That zu befürchtenden, und des einzigen, bei dem Buonaparte's Geiſt in's Spiel mit kommen kann, zuverläſſig Einhalt zu thun, muß man alle übrigen niederdrücken; leichter wäre es freilich geweſen, ſie gar nicht aufzuregen."

„Was hat ſo allgemein die lebhafteſten Beſorgniſſe unter den Käufern der Nationalgüter verbreitet? Weil man die ihnen gegebne Sicherheit auf gleiche Weiſe, in denſelben Kundmachungen und Erklärungen zugleich Millionen Franzoſen ertheilte, welche, zur Zeit der Republik, ihre Stimme zu Beſchlüſſen gegeben haben, die nur unter der Monarchie als Vergehungen oder Verbrechen angeſehen werden konnten; beider Sache iſt alſo eine und dieſelbe; wenn nun die gegen die Einen übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt worden ſind, ſo finden auch die Andern in den ihnen gemachten Zuſicherungen keine Beruhigung mehr.“

„Eine Nation, deren Geiſtes- und Gemüthskräfte ſeit 25 Jahren ſo heftig bewegt waren, daß ſie die ganze Welt zu erſchüttern vermochten, kann nur langſam und allmählig in einen friedlichen und ruhigen Zuſtand zurückkehren; man darf alſo es nicht verſuchen ihrer Thätigkeit Einhalt zu thun, man muß dieſer verzehrenden Thatkraft andre Gegenſtände darbieten; man darf ihr nicht vorſagen, ſie ſolle den Gedanken aufgeben, die erſte Nation in Europa zu ſeyn; man muß ihren Geiſt und ihre unvergleichlichen Anlagen auf eine Größe andrer Art hinleiten, die andern Völkern nutzbar, und für ſie ſelbſt unendlich glorreicher iſt; man muß ihr von allen Seiten die grenzenloſe Bahn des Gewerbfleißes und Handels jeder Art, der Künſte, der Noth und des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft und der Erfindung öffnen und ebnen, überhaupt den Weg zu Allem zeigen, was den Verſtand und die Macht des Menſchen erweitert. Das neunzehnte Jahrhundert hat kaum begonnen; es muß den Namen Ludwigs XVIII. führen, wie das ſiebenzehnte den Namen Ludwigs XIV.

„Die theuerſten Zwecke der Nation ſind ſämmtlich mit der neuen, durch die Verfaſſungs-Urkunde begründeten bürgerlichen Ordnung verſchlungen und von ihr abhängig. Das wirkſamſte Mittel, dem Thron alle Herzen der Franzoſen zuzuwenden, liegt in der Aufmerkſamkeit, ihre Vorliebe für Streitfragen der Staatskunſt und Geſetzgebung mit den Berathungen der beiden Kammern über Geſetzentwürfe zu beſchäfftigen, dergleichen die geſetzliche Beſchränkung des Mißbrauchs der Gewalt und der Preßfreiheit, oder eine Habeas-Corpus-Acte iſt, welche die Be-

bingungen der größten perſönlichen Freiheit feſtſetzte, oder ein Plan des öffentlichen Unterrichts, wo die reinſte Vernunft und die ſicherſten Lehrſätze der Religion vereinigt wirkten, um alle Stände der Geſellſchaft zur Sittlichkeit zu erziehen."

„Welche Opfer könnte man dann nicht von einem Volke verlangen, das mit ſeinen Geſetzen und ſeiner Regierung zufrieden wäre! Es würde den perſönlichſten, den ſtörrigſten Leidenſchaften entſagen."

„Eine große Zahl Franzoſen, die den Bourbons in jedem Unglück treu geblieben, wie einſt in ihrer Macht, ſind mit dem Stamm ihrer Könige zurückgekommen; aber ſie können nicht wieder eintreten in den Beſitz von Gütern, die ihnen nicht mehr gehören, ohne gewaltſame Bewegungen und einen Bürgerkrieg zu erregen. Die meiſten von ihnen finden nicht einmal Güter, die ſie zurückfordern könnten. Wohlan, ſo fordre denn einer von den Miniſtern Sr. Maj. mit geſunder, bündiger Beweiskraft und mit jener Beredtſamkeit des Herzens, welches fühlt, was man alles großem Unglück und großer Tugend ſchuldig ſey, von der Kammer der Pairs und von der Kammer der Volks-Abgeordneten eine jährliche Geldbewilligung als Entſchädigung für das Unglück und die Dürftigkeit, die des Beiſtands einer heldenmüthigen und gefühlvollen Nation ſo werth ſind; ich ſtehe dafür, der Vorſchlag würde von den Kammern durch allgemeinen Zuruf zum Geſetz erhoben werden!"

„So werden alle Gegenwirkungen ihr Ziel und Ende finden in der Beruhigung und in dem Glück Aller!"

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Will man wiſſen, was der Herzog von Otranto auf ſeinem Schloſſe Ferrières bei Paris that? Er erzählt dies ſelbſt in einem Briefe, den er an einen Miniſter des Wiener Congreſſes ſchrieb.*)

*) Das Original unter No. VII. im Anhang.

Den 25. Sept. 1814.

Von einem Bekannten, der die Ehre hatte, Sie in Wien zu beſuchen, habe ich erfahren, wie verbindlich Sie ſich gegen ihn über mich geäußert haben. Ich erkenne dies mit großer Rührung. Derſelbe hat mir verſichert, daß Sie in der Meinung ſtänden, ich hätte hier Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Ich darf zu Ihnen offen ſprechen. Seit ich in Paris von Ihnen Abſchied genommen, habe ich mich mit meinen Kindern auf mein Landgut zurückgezogen, wo ich mich mit ihrer Erziehung beſchäfftige. Indeß glauben Sie nicht, daß ich in meiner Abgeſchiedenheit das Glück Frankreichs und Europa's vergeſſe. Es liegt mir fortwährend am Herzen; beider Glück iſt unzertrennlich: ſo denke, ſo fühle ich. Es iſt meine innigſte Ueberzeugung, daß alle Nationen Europa's, ſo nahe oder ſo fern auch ſie einander ſtehen mögen, zu jeder Zeit, doch vorzüglich jetzt und künftig, ſo wie ſie nothwendig gemeinſchaftlich hell ſehen, oder in der Unwiſſenheit ſind, im Frieden wie im Kriege, im Unglück wie im Glück, ſich mehr als je nützlich oder ſchädlich werden müſſen. Selbſt England wird dieſem Geſetz unterworfen ſeyn; um ſeine Wohlfahrt ſich zu erhalten, muß es dieſelbe weit um ſich her verbreiten.

In der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo die wichtigſten Angelegenheiten auf dem Congreß, der zu Wien ſeinen Anfang nehmen ſoll, in Frage kommen werden, kann ich mich nicht enthalten, mich darüber mit Ihnen zu unterreden. Sie kennen meine freimüthige Denkart und meine Liebe zur Wahrheit; ich werde Ihnen Alles ſagen, was ich denke. Zuerſt über Frankreich: ich bin ein Franzos; dann über das deutſche Reich; ſpricht man von dieſem Reich, ſo ſpricht man von allen. Es iſt wohl gewiß und ausgemacht genug, daß die Kaiſer in Wien nichts gemein haben mit den Kaiſern des alten Rom; aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß nicht erſt ſeit Carl V., ſondern ſchon ſeit Carl dem Großen das Staatenſchickſal Europa's von jeher in Ihrem Reiche und durch Ihre Kaiſer immer weniger wandelbaren und willkührlichen Geſetzen unterworfen geweſen iſt, als die bloſe Gewalt den Völkern auflegt. Der Wiener Congreß erinnert an den weſtphäliſchen Frieden, der mehr als zwanzig Nationen ſo großen Vortheil gebracht hat; man erwartet noch größern von dem

dem Wiener Vertrag. Denn hier ſind die Herrſcher ſelbſt verſammelt; ſie kann in den Augen der Nationen nichts entſchuldigen, wenn ſie ihnen nicht den Frieden ſichern und die Wohlfahrt.

Man hat lange Zeit als große Staatsumwälzungen angeſehn den Uebergang Frankreichs aus dem Zuſtand ſeiner alten Monarchie in den einer Republik, hierauf die Umwandlung der Republik in das Reich Buonaparte's, und die Umſchaffung dieſes letztern in das Verfaſſungs-Königthum der Bourbons. Bei allen dieſen Bewegungen hat die ganze Nation nur an einer einzigen wahrhaft Theil genommen, an der von 1789, welche die Abſicht hatte, dem König und dem Volk eine Verfaſſung zu geben, wodurch die Gewalt des Einen wie die Freiheit des Andern geſetzmäßig, unverletzbar und auf immer befeſtigt würde. Dies allein erſtrebte man; zu Allem andern wurde man fortgeriſſen; in jene Eroberung eines großen Theils von Europa, für welche wir genug büßen, ſind wir gleichſam hineingeſtoßen worden.

Vor einigen Monaten, ſogar am Rande eines Abgrunds der tiefer als alle andre war, glaubte Frankreich das Ende aller Schuld und alles Unglücks zu ſehn. Dieſer Strahl von Hoffnung ſchimmerte auf und erloſch. Wir ſehn keinen Abgrund mehr um uns; aber wir vernehmen das dumpfe Getöſe der Leidenſchaften, die ihn unter uns aushöhlen.

Welches ſind dieſe drohenden Anzeigen, und woher kommen ſie? Man muß dies genau wiſſen, um ſie zu entfernen.

Es iſt ausgemacht, daß allen Franzoſen von jeder Partei, ſeit dem letzten 30. und 31. März, die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich und auf den Thron als das ſchnellſte und ſicherſte Mittel erſchien, um allen gewaltſamen Veränderungen und allen Kriegen ein Ende zu machen; dieſes Ziel däuchte allen, nach ſo großer Erſchöpfung und ſo vielem Leiden, nicht eben ein Glück, ſondern ein Zuſtand von Ruhe, deren Bedürfniß allzuſehr gefühlt war, als daß man ihn hätte von ſich weiſen ſollen; ja er war willkommen genug, um wünſchenswerth zu ſeyn.

Glaubte man aber wohl in der Unterwerfung des Gehorſams gegen einen Gebieter dieſe Ruhe zu finden, oder nicht vielmehr in einer den Geſetzen und Königen untergeordneten Freiheit? Sie waren damals in Paris. Ich berufe mich auf Ihr Zeugniß.

Frankreich hat gegenwärtig nicht mehr ein überſpanntes Gefühl von ſeiner Unabhängigkeit; es weiß, daß nur da, wo der Geiſt der Ordnung, der Geſetzmäßigkeit und des Gehorſams herrſcht, Freiheit, Friede und Wohlſtand gedeihen können; allein es befindet ſich nicht in der nämlichen Lage wie einige Staaten von Europa. Bei dieſen ſind Herkommen und Sitten die Schutzwehr gegen Gewalt-Umgriffe; in Frankreich aber iſt Alles vernichtet; nichts kann daher fortan unſer Schirm und Schutz ſeyn, als ein Verfaſſungsgeſetz.

Vielleicht wenden Sie mir ein, daß Frankreich durch den Wunſch und den Willen ſeines Königs jede nur von ihm verlangte grundgeſetzliche Unabhängigkeit erlangt habe, jede wenigſtens deren es bedarf, und die es ohne Gefahr beſitzen mag. Dies iſt allerdings wahr, wenn man die, dermalen unter Ludwig XVIII. bewilligte Verfaſſungs-Urkunde nach der Redlichkeit ſeiner königlichen Denkart und nach der Sorgfalt beurtheilt, mit welcher er ſtandhaft alle doppelſinnigen Sätze derſelben in dem volksgemäßeſten Sinn auslegen wird; doch, beurtheilt man ſie nach der Art, wie dieſe Sätze ſchon gedeutet worden ſind, ſo hat ſelbſt das Wort „dermalen bewilligt" (octroyé) alle Gemüther erſchreckt.

Die Nation hat mit Schmerz und tiefgekränkt geſehn, daß ihr König nicht von ihr die neuen Grundgeſetze empfangen wollte, als das Richtſcheit aller Gewalten und aller Beſtimmungen; es hat ſie ſehr befremdet, daß er, von ihr auf einen über neuen Grundlagen errichteten Thron berufen, es verſchmäht hat, mit den von ſeinen Ahnen erhaltenen Rechtsansprüchen die Zuſtimmung der Stellvertreter von dreißig Millionen Franzoſen zu vereinigen.

Aller Herzen fühlen ſich beklommen, ſeit man den König bewegen konnte, von ſeinen Verpflichtungen abzuweichen, die heilig und unverletzlich ſeyn ſollten, wie ſeine

Perſon; von dieſem Augenblick an verwandelten ſich die Vorſtellungen von Offenherzigkeit und Rechtsſinn, die man von der Regierung der Bourbons gefaßt, und wodurch ihre Rückkehr und ihre Herrſchaft ſo leicht wurden, in Mißtrauen und ängſtliche Beſorgniſſe. Die Parteien, welche in Großmuth und Entſagen mit einander zu wetteifern geneigt waren, kehrten zu ihren Forderungen zurück. Und ſagen wir frei heraus was wir in Aller Herzensgrunde entdecken: ſtatt eines Anblicks der Rührung, deren Folgen ſo heilſam und ſittlich geweſen wären, ſehen wir Alles ſich hingeben den Gefühlen des Zorns und der Rache; bei dieſen Gefahren aber, die vielleicht nur eingebildet ſind, ſieht man nach allen Seiten ſich um nach einer Schutzwehr, nach einem Stützpunct, nach einem Vertheidiger.

Man wird mir nicht Schuld geben, ich hätte wenig Eifer gezeigt und wenig Vorherſehung in meinen ſchriftlichen Verhandlungen mit dem Hof. Den 23. April ſchrieb ich an S. K. H. Monſieur: „Im Genuß der Gegenwart muß man ſich die Zukunft ſichern. Unſ're Zukunft darf nicht in einigen Tagen des frohen Willkommens beſtehen, ſondern in einer langen Reihe von glücklichen Regierungen und Jahrhunderten. Die ſchönen Tage welche über Frankreich leuchten, werden bald ſich trüben und verfinſtern, wenn man die geringſten Beſorgniſſe um ſich greifen läßt.“ — Den 23. Juni ſchrieb ich an den Herrn Grafen von Blacas: „Man weiß es wohl, wo die Gegenwirkungen ihren Anfang nehmen; man weiß aber nicht, wo man ihnen Einhalt thun kann; ſie reißen Alles mit ſich fort, vor Allem die höchſte Gewalt, der aller Widerſtand erſt in dem Augenblick merklich und ſichtbar wird, wo er ſchon ſtärker iſt als die Obergewalt ſelbſt.“

Ich habe Sie jetzt mit den Gefahr bringenden Wegen bekannt gemacht die man den König hat einſchlagen laſſen, und mit den Einwirkungen dieſes erſten Schritts auf die Stimmung der Gemüther. Mit derſelben Offenheit will ich Ihnen ſagen, was die Franzoſen fühlen bei der Beſchränkung ihrer Landesgrenzen und bei ihren neuen Verhältniſſen mit Europa.

Im Anfange der Revolution, noch in jenen hellen Tagen, deren Klarheit auch den Verſtand des Volks traf,

Digitized by Google

wurde als einer der erſten Glaubensſätze in der Staatskunſt von der conſtituirenden Nationalverſammlung anerkannt und ausgeſprochen der **Abſcheu** vor jeder Eroberung: und dies war nicht etwa eine von den Redensarten der Mäßigung, welche oft die heißeſten Wünſche der Ehrſucht verhüllen, ſondern der offne, reine Ausdruck der Geſinnung eines Volks, welches, im Begriff die Freiheit zu erlangen, tief die Nothwendigkeit empfand, gerecht zu ſeyn, und ſeine Macht mit Schranken zu umgeben, wie die der Könige und andrer Völker, dieſe mochten frei ſeyn oder Sklaven. Länger als ein halbes Jahrhundert ſchon hatten dieſen **Abſcheu** vor Eroberungen die erſten Köpfe unſ'rer Nation in den gelungenſten Stellen ihrer Schriften ausgedrückt, und die Gemüther des Volks, durch die Ausſprüche weiſer Männer aufgeklärt, hatten den ſanftern Eindrücken der Natur ſich hingegeben: wir alle dachten damals nicht wie Ludwig XIV. und Louvois, ſondern wie Fenelon und der Herzog von Bourgogne.

Warum ſind wir denn alſo über ganz Europa hergefallen? Meine Antwort darauf kann ſehr einfach ſeyn: weil ganz Europa über uns hergefallen iſt. Europa bedrohte uns von allen Seiten, nicht weil wir erobern, ſondern weil wir frei ſeyn wollten. Die Ausgewanderten hatten Frankreich nicht verlaſſen um es aufzugeben, ſondern um, von Oeſterreichs und Preußens Heeren unterſtützt, mit den Waffen in der Hand zurückzukommen. An unſern Grenzen ertönte der Ruf des Kriegs; drei oder vier feindliche Heere nahten ſchon den Thoren von Paris; und wir, wir ſtellten allgemeine Beſchlüſſe und Geſetze auf, wir hatten noch nicht einmal ein Heer! So wie wir aber eins hatten, ſo ſtand es da, ausgerüſtet mit dem vollen Muth und der vollen Begeiſterung der Freiheit. Sofort nach dem Sieg bei Jemappes drangen die Franzoſen in Belgien ein; doch Belgien ward nicht erobert, es bot ſich dar, es gab ſich hin. In der That war es ein reicher Erſatz für unſ're verwüſteten Provinzen, für all das Uebel was man uns zugefügt, für Alles, womit man uns bedrohte. Und obgleich eine, ſchon den Galliern theure, fortwährend bewahrte alte Ueberlieferung das linke Rheinufer zu Frankreichs natürlicher Grenze machte, ſo wollten dennoch, ſelbſt als die Ueberlegenheit unſ'rer Waffen entſchieden war, als wir immer vorwärts drangen ohne je zurückzuweichen, diejeni-

gen unter Frankreichs Bürgern, welche vielleicht das Beſte der Republik am richtigſten beurtheilten, nicht, daß ihr Gebiet bis an den Rhein erweitert würde.

Erſt unter dem Kaiſerthum und unter Napoleons Regierung, nicht unter unſern Volks-Verfaſſungsgeſetzen, wurden alle, von der Natur und dem Völkerrecht Europa's Frankreich gegebene Grenzmarken durch unſere Eroberungen umgeſtoßen und überſchritten.

Frankreich hat Eroberungen gemacht, die es früher nicht wünſchte, die es ſpäter nicht liebte. Aber ich muß ſagen: es fühlt ſchmerzlich ihren Verluſt, ſeit es ſie nicht mehr beſitzt; nicht weil dieſer Verluſt ſein Gebiet, ſondern weil er ſeinen Ruhm vermindert.

Ich gebe zu: aus Eitelkeit; aber die Völker ſind eitel, wie jeder Einzelne. Sie, mein Herr, bedenken nicht, daß auch die Eitelkeit, welche ihre Wunden ſchmerzen, Rückſichten verdiene und Schonung.

Iſt aber ein eitles Volk überdies noch ſtolz, unerſchrocken, in der Kriegskunſt erfahren und heldenmüthig, ſo muß man der verwundeten Eitelkeit eines ſolchen Volks Alles gewähren, was zu ſeiner Beruhigung nothwendig iſt, und was ihm die Rechte andrer Völker und die allgemeine Moral nicht verſagen. Mehr als einmal ſind aus gekränkter Eitelkeit Stürme hervorgebrochen, welche das Ganze umgeſtürzt haben.

Gewiß, es war ein großes Glück für das deutſche Reich und für Europa, daß man einen Krieg endigte, der dreiſig Jahr, faſt ohne Waffenruh und Stillſtand, fortgedauert hatte, und in welchem man ſich oft zu gleicher Zeit auf mehr als dreiſſig Schlachtfeldern gegenſeitig erwürgte: und dennoch war dies nicht die größte Wohlthat des weſtphäliſchen Friedens. Was die Menſchen zu ewiger Dankbarkeit verpflichtete, war, daß dieſer Friedensſchluß eine ſo große Menge von Keimen der Zwietracht und des Blutvergießens, welche jener Krieg aus ſich ſelbſt erzeugt hatte, vernichtete; daß man für alle noch ſo verſchiedene Staatszwecke Verſöhnungspuncte und Freundſchaftsbande entdeckte; daß man der Welt das erſte Beiſpiel gab von mehrern Religionsparteien, welche friedlich

Digitized by Google

neben einander zu leben beſchloſſen, die Kirchen unter ſich theilten, und ſich derſelben ſogar bisweilen gemeinſchaftlich bedienten; daß man für die Angelegenheiten ſo vieler kleinen Fürſten, ſo vieler kleinen Städte und ſo vieler Einzelnen Beſtimmungen traf, für Angelegenheiten, die man kaum wahrnahm bei ſolch einem Vertrage, in welchem mächtige Kurfürſten, Könige und ein Kaiſer als abſchließende Theile voranſtanden; daß man aus dieſem unendlich verworrenen Gemiſch, wo Alles unauflöslich in einander verwickelt und verloren ſchien, nicht ein neues Gemiſch hervorrief, ſondern Ordnung, ja ſelbſt Grundſätze von Moral und Gerechtigkeit, die ſeitdem nicht wieder von der Staatskunſt ſich abſchieden; Grundſätze, welche die Bewunderung des großen Leibnitz, welche das Schwert Friedrichs des Großen, obwohl es ſie auf einen Augenblick in Gefahr gebracht, als vollgültig bekräftigte; daß dieſer Friede endlich mitten in Europa, wo ſeit ſo vielen Jahrhunderten die Waffen Alles entſchieden, ein Reich aufrichtete, das aus Mächten beſtand, die Gerichtshöfen unterworfen waren und Geſetzen.

Dieſes geſellſchaftliche Gebäude, ganz aus gothiſchen Maſſen nach neueren Anſichten zuſammengefügt und verkittet; dieſes Gebäude, in welchem dreißig Millionen Menſchen Schutz und Sicherheit fanden, ſteht nicht mehr! Ein zweiter Krieg, ebenfalls von beinah dreiſſigjähriger Dauer, hat nicht allein den Bau, ſondern ſelbſt die Maſſen des Werks zertrümmert; wenigſtens würde es ſehr ſchwer ſeyn, ſie alle zuſammen zu ſuchen; unmöglich aber würde man ſie unverſehrt in ihre vorige Lage wieder einrichten können.

Was iſt alſo zu thun? Ich denke mir einen neuen Entwurf, der in jedem Fall ſo wenig als möglich von den germaniſchen Sitten abwiche, jedoch mit den durch den Fortſchritt der Zeit nothwendig gewordnen Abänderungen; ich denke mir eine neue geſellſchaftliche Einrichtung, die ſich darin der vorigen näherte, daß ſie ebenfalls verſchiedene Völker, Staaten und Fürſten umfaßte, welche durch Verträge, Geſetze und gemeinſchaftliche Kraft vereinigt wären; die aber von der frühern, zum Beſten Aller, eben ſo ſehr ſich unterſchiede, als die Einſichten des neunzehnten Jahrhunderts über die des ſiebenzehnten ſich erhoben haben.

Digitized by Google

Germaniens Boden, vom baltiſchen Meer bis zu den Tiroler Alpen, und vom Rhein bis zu den Grenzen Polens, kann zehn bis zwölf Völkern, die weder zu mächtig noch zu ſchwach ſind, hinlänglich Raum und Nahrung geben. Dieſe zehn, zwölf Völker würden unter ſich verſchieden und zugleich gemeinſam beſtehn. Sie würden Geſetzen gehorchen, jedes ſeinen eignen und beſondern, alle aber zugleich nothwendig denſelben. Man ſieht ſogleich, daß es hier auf einen Völkerbund ankommt, wo jedes Volk die Oberhoheit im Innern beſäße, alle zuſammen aber eine andre Oberhoheit bildeten und über ſich erkennten, die jedes durch den Rechtswillen und die Kraft Aller beſchützte.

Nach dieſem Entwurf würde es ſo viel beſondre Verfaſſungen als Völker geben, zugleich aber auch eine allgemeine Verfaſſung in der Bundesform und ſelbſt in dem bürgerlichen Verein dieſer zehn oder zwölf Staaten.

In jeder von dieſen Staatsformen würden die Stellvertreter des Volks die beſondern Geſetzgeber ſeyn, an der Spitze aller aber die Fürſten, die Könige einen Theil der geſetzgebenden und die volle ausübende Gewalt beſitzen.

Wie von ſelbſt würde aus dieſen zwölf Völkern und zwölf volksvertretenden Regierungen die Bundesverſammlung und Bundesmacht hervorgehn; ſie würden ſämmtlich ein Oberhaupt haben, einen Wahlkaiſer.

Ich deute nur allgemeine Anſichten an. Wollte man ſie nicht als Einbildungen oder Träume verwerfen, ſo würden ſich die Mittel der Ausführung leicht finden laſſen; ſie böten ſich in Menge dar ſo vielen erleuchteten Männern, die den Wiener Congreß bilden werden.

Am Schluſſe dieſes langen Briefs darf ich noch die Vortheile eines ſolchen Entwurfs bemerken, der nur den blinden Anhängern einer unumſchränkten Gewalt mißfallen könnte, und der zwölf Monarchen eine größere und unverletzlichere Macht ertheilen würde als jede andre war, die bisher die Länder regierte und mit Jammer erfüllte.

1) Alle Fürſten Deutſchlands, die ihre Titel und ihre Macht ganz oder großen Theils verloren haben, wer-

den in dem Oberhauſe, nach der Verfaſſung ihrer Länder, Vorzüge des Ranges und Vermögens als Erſaz für jeden Verluſt finden. Die Kur-Großfürſten und die Könige werden ihr Gebiet erweitert, ihre Macht vergrößert und ihr Anſehn geheiligter und geachteter ſehn. Die freien Städte werden freier als je ſeyn, denn ſie wird mit gleichem Schutz umgeben ihr gutes Recht und ihre alte Umwallung, überdies noch die ganze Macht derjenigen Monarchie, der ſie angehören, und die des Reichs, zu dem ihre Monarchie ſelbſt gehört. Der Name eines deutſchen Reichs-Oberhaupts wird künftig nicht mehr ein bloßer Titel ſeyn, faſt eben ſo leer als ſtolz; dieſe erhabne Bezeichnung wird in die Hand des Kaiſers eine wirkliche Macht legen, ſo groß als die der alten Kaiſer Roms.

2) Man will wiſſen: das Deutſchland ſo nahe Polen werde in ſeine alten Grenzen wiederhergeſtellt werden, und zur Monarchie erhoben, einen König in dem Kaiſer Alerander erhalten. Welche Vereinigung von Macht in einer und derſelben Hand! In der Hand Aleranders kann ſie nur wohlthätig ſeyn; und ſie wird es ſeyn ſowohl für die Völker, deren Schickſal er zu leiten übernimmt, als für alle die übrigen. Dafür bürgt vollkommen ſeine in der Hauptſtadt Frankreichs bewieſene hohe Großmuth, und ſeine ſo innige Liebe für die Menſchheit. Aber in einer andern Hand, in der ſeines Nachfolgers — iſt dieſer nicht ein zweiter Alerander — wie furchtbar kann nicht jene Vereinigung von Macht für die ganze Welt werden!

Nach dieſem neuen Plan aufgerichtet, würde das deutſche Reich vom Norden alle Einbrüche von Weſten und Europa her abhalten und zurückweiſen. Das vereinigte Rußland und Polen aber könnte ſich dann auf nichts mit Erfolg mehr ſtürzen, als auf die weiten Steppenländer, die es von China trennen, oder auf die ſüdlicher gelegnen fruchtbarern Theile von Aſien, die ſo lange ſchon aus dem Zuſtande der Geſittung unter einer Semiramis, einem Cyrus, in faſt tatariſche Wildheit zurückgeſunken ſind.

3) Nichts trägt zulezt zur Machterhöhung der Fürſten ſo bei, als das Gute, was ſie den Völkern thun. Das Beiſpiel Deutſchlands und ſeiner zwölf Monarchieen, die frei wären durch die alleinige Kraft ihres gegenſeitigen

Einfluſſes und durch die Macht der Vernunft, würde bald in allen Ländern Europa's, wo es noch nichts Aehnliches gibt, Nachahmung finden. Der Gang der franzöſiſchen Regierung, der jetzt ſchwankend, nicht zweideutig iſt, würde feſt werden, und keine Unruhe mehr geben. Man würde ſich der Freiheit der Preſſe nur bedienen, um vor den Thron der Bourbons die Huldigung der Liebe der Franzoſen zu bringen, und die Schöpfungen der geiſtigen Kraft, der Freundin aller geſellſchaftlichen Ordnung. Vielleicht hat Ferdinand VII. den Cortes und den aufgeklärten Männern ſeiner Nation zu viel Uebels zugefügt, um je ſie zu lieben. Kann jedoch Spanien, unter ſeiner Regierung, nicht ohne Inquiſition beſtehn; ſo wird es gewiß ſtets nur eine Inquiſition ohne Scheiterhaufen ſeyn; hat man aber einmal ſich überzeugt, daß ihre Scheiterhaufen nie wieder angezündet werden können, ſo wird an der Inquiſition nichts furchtbar mehr ſeyn, als der Name. Der Wiener Congreß würde ſich ſelbſt ehren in den Augen der menſchlichen Vernunft, wenn er verlangte, daß zu Madrid und Rom auch der Name der Inquiſition abgeſchafft würde. Dann möchte der Papſt es eingeſtehen, daß man das Entſetzliche und Abſcheuliche nicht erſt zu läutern verſuchen ſolle. *)

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Aus den wiederholten Aeußerungen des Herzogs von Otranto, daß der Gang der Dinge eine neue Erſchütterung in Frankreich und die Rückkehr Buonaparte's herbeiführe, ſchloſſen ſeine Feinde, als dieſer wirklich landete, er habe ihn zurückgeführt. Sie umgaben den König und

*) Anm. d. Ueberſ. u. Herausg. dieſer Biogr. — Es bedarf hier wohl nicht der Anführung, daß mehrere Anſichten und Behauptungen des Verfaſſers dieſes Schreibens nicht die unſrigen ſind. Abgeſehen aber auch von Zeit und Ort, ſelbſt von dem Sachinhalt, dünkt uns dieſes Schreiben ſehr merkwürdig, als ein pſychologiſches Zeugniß von der Individualität des Herzogs ſowohl, als von dem National- und Weltblick, den er mit mehrern ausgezeichneten Männern ſeines Volks gemein hat. Inſofern ſchon iſt es ein weſentlicher Theil ſeiner Biographie.

erlangten von Sr. Maj. den Befehl, den Herzog nach Lille bringen zu laſſen, um ihn als Geiſel mitzunehmen. Gensdarmen und Polizeibedienten traten in ſein Zimmer; aber ſo groß iſt die Gewalt der Rechtſchaffenheit und des Muths! keiner von den Häſchern wagte die Hand an ihn zu legen. In der Nacht vor dieſem Unternehmen hatte der Graf von Artois den Herzog von Otranto um eine Unterredung erſucht. Dieſe hatte bei dem Grafen d'Escars ſtatt, und dauerte mehrere Stunden. Man glaubt, die Vorſchläge des Prinzen ſeyen nicht angenommen worden, und wahrſcheinlich hat man beſorgt, der Herzog möchte ſeine Kraft und ſein Vermögen für eine neue Ordnung der Dinge verwenden.

Es iſt bemerkenswerth, daß der Name des Herzogs von Otranto in keinem von den geheimen Händeln und Ränken vorkommt, die unter ſeinen verſchiednen Verwaltungen Statt gefunden haben. Er hat mehrern Regierungen mit eben ſo viel Treue als Erfolg gedient; er iſt aber nie ihr Vertrauter geweſen.

Als Buonaparte in Paris angelangt war, ließ er den Herzog von Otranto holen. „Man hat Sie alſo entführen wollen, redete er ihn an, um Sie abzuhalten, Ihrem Vaterland nützlich zu ſeyn. Wohlan! Ich zeige Ihnen die Gelegenheit, ihm neue Dienſte zu erweiſen. Der Augenblick iſt ſchwierig; aber Ihr Muth und der meinige, beide ſind größer als die Gefahr. Seyn Sie noch einmal Polizei-Miniſter!"

Der Herzog ſtellte ihm ohne Rückhalt die gefahrvolle Lage des Ganzen vor. Als ihm aber die Verſicherung gegeben wurde, daß Oeſterreich und England insgeheim die Entweichung Buonaparte's und ſeine Rückkehr nach Frankreich billigten, ſo nahm er den Miniſterpoſten an.

Alle Worte und alle Schreiben des Herzogs flößten die größte Sicherheit ein. So wie er in den Zeiten ſeiner Ungnade nie Troſt bedurft hatte, ſo wenig fühlte er in günſtigen Verhältniſſen das Bedürfniß der Rache. Er ſchlug Buonaparte'n keine ſogenannte Vergebung des Vorgefallenen vor, ſondern er ſchrieb ihm, er müſſe von nichts Kenntniß nehmen; und in dieſer Hinſicht gab er

ſelbſt das Beiſpiel. Er benahm ſeinen Feinden alle Furcht, und ließ denen Päſſe ausfertigen, welche nicht glauben konnten, daß er ihnen, was ſie Uebels ihm hatten zufügen wollen, vergeben würde.

Alles ging in völliger Uebereinſtimmung zwiſchen Buonaparte und ſeinem Miniſter bis zu dem Augenblick, wo der letztere von Wien einen Brief von einem Mitglied des Congreſſes erhielt, mit der beſtimmten Erklärung, daß Buonaparte nie werde anerkannt werden, und daß alle Mächte einmüthig ſich rüſteten, um gegen ihn zu Felde zu ziehn. Da ſprach der Herzog mit Buonaparte über dieſe Eröffnung, und ſtellte ihm vor, Frankreich könne unmöglich den Angriff des ganzen vereinigten Europa aushalten; es ſey rathſam, daß er ſich offen der Nation mittheile, daß er ſichre Kunde von den Endabſichten der Souveräne einzöge, daß man, wenn ſie feſt entſchloſſen wären, nicht länger ſich bedenken könnte, daß ſein und Frankreichs Wohl es ihm zur Pflicht machten, abzudanken, und ſich in die vereinigten Staaten zu begeben.

Dieſer Rath war weiſe und edel; er hätte viel Uebels, viel Verwüſtung erſpart, wär' er mit großmüthigem Sinn befolgt worden; aber er kränkte Buonaparte's Hochmuth und machte ihn argwöhniſch gegen den, der den Muth gehabt, ſo etwas vorzuſchlagen.

Die verbündeten Heere rückten gegen die Grenzen Frankreichs vor. Buonaparte ſtellte in wenig Zeit ein furchtbares Heer auf, an deſſen Spitze er gegen Norden zog. Ein furchtbarer Schlag brachte ihn nach Paris zurück, und auf die dringenden Vorſtellungen des Herzogs von Otranto willigte er endlich ein, abzudanken. Es war zu ſpät, Unglücksfällen zuvorzukommen, unter denen man ſchon erlag; der erſte Stoß war gegeben; von allen Seiten ſtürzten ſich mit reißender Gewalt auf Frankreich die Heere des Auslands.

Man berief den Herzog von Otranto an die Spitze der Regierung. Nie hat ſich ein Staatsmann in einer mißlichern und gefährlichern Lage befunden. Noch war Buonaparte in Paris, in dem Palaſt d'Eliſée; unbekannt mit ihrem Verluſt und mit der Zahl ihrer Feinde, ver-

langte die franzöſiſche Armee in die Schlacht geführt zu werden; eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern der beiden Kammern unterſtützte den muthigen Entſchluß des Heeres; der Moniteur hat die Reden, die Kundmachungen und die Botſchaften der franzöſiſchen Regierung aufbewahrt, die ſämmtlich, wie man ſieht, vom Herzog abgefaßt ſind; es bedurfte eines hohen Muths und einer ungewöhnlichen Gewandtheit, um den Aufſchwung zu mäßigen, der alle Köpfe hinriß, und ihn aufzuhalten am Rande des Abgrunds.

Bevollmächtigte, von beiden Kammern ernannt, wurden an die Miniſter der Monarchen abgeſchickt mit Verhaltungsvorſchriften, die wir noch nicht kennen; doch kann man ſich dieſelben wohl denken, wenn man die Schreiben des Herzogs von Otranto an den Herzog von Wellington und an den Fürſten Blücher lieſt. Dieſe Schreiben ſind wichtig, weil ſie viel Licht über Thatſachen verbreiten, welche Leidenſchaft und Unwiſſenheit entſtellt haben. Das Schreiben an den Fürſten Blücher beweiſt, daß der Herzog in dem wichtigen Augenblick, der das Schickſal ſeines Vaterlandes entſcheiden ſollte, mit dem Gefühl deſſen, was ſeiner Lage angemeſſen war, Seelenſtärke und die Würde ſeines Amts zu vereinigen wußte.

Keiner von Allen, die am meiſten von der Unabhängigkeit Frankreichs geſprochen haben, hat etwas Stärkeres mit ſo viel Bündigkeit geſagt: denn ihre Ausfälle auf die Bourbons gaben den Beweisgründen kein größeres Gewicht, und führten zu nichts. Die franzöſiſche Nation war ſo eben beſiegt worden; dennoch durfte man blos die Zügelloſigkeit fürchten, weil dieſe allein völlige Unterjochung herbeiführen konnte.

Erſtes Schreiben.

An Se. Herrlichkeit, den Herzog von Wellington, Oberbefehlshaber des brittiſchen Heers. *)

Milord!

So eben haben Sie den Ruhm Ihres Namens durch neue Siege über die Franzoſen erhöht. Sie daher vor Al-

*) Das Original unter No. VIII. im Anhang.

len wiſſen die Franzoſen zu beurtheilen und zu würdigen. Sie werden für die Rechte derſelben, mitten unter den Mächten Europa's, eine Stimme haben.

In dieſem Rathe der Herrſcher kann Ihr Anſehn, Ihr Einfluß nicht geringer ſeyn, als Ihr Ruhm.

Die Wünſche der Völker, welche nie ſchmähen noch ſchmeicheln, haben Ihre Denkart kund gethan. In dem Lauf Ihrer Eroberungen war die Gerechtigkeit Ihr Völkerrecht, die Stimme Ihres Gewiſſens Ihre Staatskunſt.

Sie werden die Geſuche unſ'rer Bevollmächtigten der ſtrengſten Gerechtigkeit angemeſſen finden.

Die franzöſiſche Nation will unter einem Monarchen leben: ſie will aber auch, daß der Monarch herrſche unter der Herrſchaft der Geſetze.

Die Republik hat uns die Einſicht gegeben von Allem, was der Mißbrauch der Freiheit, das Kaiſerthum von Allem, was der Mißbrauch der Gewalt Verderbliches hat. Es iſt unſer Wunſch — und er iſt unerſchütterlich — gleichweit von beider Mißbrauch, die wahre Unabhängigkeit zu finden, die Ordnung und den Frieden mit Europa.

Aller Blicke in Frankreich ſind auf die brittiſche Verfaſſung gerichtet; wir verlangen nicht, freier zu ſeyn als England; wir werden nicht einwilligen, es weniger zu ſeyn.

Die Stellvertreter des franzöſiſchen Volks arbeiten an dem Grundvertrag ſeiner bürgerlichen Verfaſſung. Die Gewalten werden geſchieden ſeyn, nicht zertheilt; denn eben aus ihrer Scheidung will man ihre Zuſammenſtimmung erzeugen.

Sobald dieſer Vertrag von dem Monarchen, der Frankreich zu regieren berufen werden wird, unterzeichnet iſt, ſoll dieſer Fürſt Scepter und Krone aus den Händen der Nation empfangen.

In dem gegenwärtigen Zuſtand europäiſcher Bildung ſind die Spaltungen zwiſchen Frankreich und England eins

der größten Leiden des menſchlichen Geſchlechts; laſſen Sie uns einig ſeyn zum Glück der Welt!

Niemand als Sie, Milord, kann in dieſem Augenblick ſo kräftig mitwirken, um der ganzen Menſchheit eine beſſere Lage und den beſten Schutzgeiſt zu geben.

Den 23. Juni 1815.

Der Präſident der franzöſiſchen Regierung.
Unterzeichnet: der Herzog von Otranto.

Zweites Schreiben.

An Se. Durchlaucht den Fürſten Blücher, Oberbefehlshaber des preußiſchen Heeres.*)

Fürſt!

Ohne Bezug auf den Gang unſ're Unterhandlungen mache ich es mir zur Pflicht, an Ew. Durchlaucht perſönlich in Anſehung eines Waffenſtillſtands zu ſchreiben, deſſen Verweigerung, ich geſtehe es, mir unerklärbar ſcheint. Unſ're Bevollmächtigten befinden ſich ſeit dem 28ſten im Hauptquartier, und noch ſind wir ohne beſtimmte Antwort.

Der Friede iſt wirklich ſchon vorhanden, weil der Krieg keinen Zweck mehr hat. Auch nach der Einnahme von Paris würden unſ're Rechte auf Unabhängigkeit, und die von den Monarchen übernommene Verpflichtung ſie zu achten, nicht minder beſtehn. Es wäre daher unmenſchlich, es wäre grauſam, blutige Schlachten zu liefern, welche die noch zu entſcheidenden Fragen in nichts verändern würden.

Ich darf zu Ew. Durchlaucht offen ſprechen. Unſer Beſitzſtand, unſer Rechtsſtand, zwiefach bekräftigt durch das Volk und die beiden Kammern, hat eine Regierungsform begründet, nach welcher der Enkel des Kaiſers von Oeſterreich das Oberhaupt des Staats iſt. Wir dürften hierin in keinem Fall an eine Veränderung denken, außer wenn die Nation die Gewißheit erlangt hätte, daß die Mächte ihre Verſprechungen zurücknähmen, und daß ihr

*) Das Original unter No. IX. im Anhang.

gemeinſchaftlicher Wunſch der Beibehaltung unſ'rer gegenwärtigen Regierung ſich widerſetzte.

Was iſt alſo gerechter, als der Abſchluß eines Waffenſtillſtands? Gibt es ein andres Mittel, um den Mächten Zeit zu laſſen ſich zu erklären, und Frankreich Zeit, um den Wunſch der Mächte zu erfahren?

Es kann Ew. Durchlaucht nicht entgehn, daß eine große Macht bereits in unſerm Beſitzſtand ein perſönliches Recht findet, ihres eignen Staatsvortheils wegen bei unſern innern Angelegenheiten ſo lange ins Mittel zu treten, als jener Zuſtand nicht verändert wird. Hieraus entſteht für die beiden Kammern eine Verpflichtung mehr, gegenwärtig in keine Maaßregel zu willigen, die unſern Beſitzſtand ändern könnte.

Iſt nicht das natürlichſte Verfahren für uns dasjenige, was man eben auf unſern öſtlichen Grenzen befolgt hat? Man hat ſich nicht auf einen Waffenſtillſtand zwiſchen dem Marſchall Bubna und dem Marſchall Süchet beſchränkt; ſondern es iſt ausgemacht worden, daß wir in unſ're Grenzen nach dem Pariſer Vertrag zurücktreten ſollen, weil in der That der Krieg, durch die einzige Thatſache der Abdankung Napoleons, für geendigt anzuſehn iſt.

Der Feldmarſchall Frimont hat ſeiner Seits in einen Waffenſtillſtand gewilligt, um, wie er ſich ausgedrückt hat, durch eine vorläufige Uebereinkunft der, welche zwiſchen den Verbündeten eingetreten ſeyn könnte, die Hand zu bieten.

Wir wiſſen nicht einmal, ob England und Preußen ihren Entſchluß in Anſehung unſ'rer Unabhängigkeit geändert haben; denn der Marſch der Heere kann kein ſicheres Kennzeichen von der Geſinnung der Cabinette ſeyn. Ja ſelbſt der Wille zweier Mächte könnte für uns nicht hinreichen, da wir den gemeinſchaftlichen Willen der Verbündeten zu wiſſen nöthig haben. Könnten Sie, Fürſt, dieſem gemeinſamen Willen voreilen; könnten Sie ihm Hinderniſſe in den Weg ſtellen, und einen neuen politiſchen Sturm aus einem dem Friedensſchluß ſo nahen Zuſtand der Dinge hervorrufen wollen?

Ich wenigſtens habe kein Bedenken, allen Einwürfen zu begegnen. Vielleicht ſtellt man ſich vor, die Einnahme von Paris durch zwei der verbündeten Heere werde die Abſicht unterſtützen, welche Sie haben können, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zu ſetzen; aber wie kann die Vermehrung der Uebel des Kriegs, die man jetzt jenem Beweggrunde allein zuſchreiben würde, ein Mittel zur Ausſöhnung ſeyn?

Ich muß Ew. Durchlaucht zu erkennen geben: jeder einſeitige Verſuch, uns, bevor noch die Mächte ſich erklärt haben, eine Regierung aufzunöthigen, würde ſogleich die Kammern zu Maaßregeln zwingen, die in keinem Fall die Möglichkeit irgend einer Annäherung mehr zuließen. Selbſt die Sache des Königs fordert, daß Alles noch unausgemacht bleibe. Die Gewalt kann ihn wieder auf den Thron heben, ſie wird ihn aber nicht auf demſelben erhalten. Weder Gewalt, noch Ueberliſtung, noch die Wünſche einer Partei würden den Nationalwillen zu einer Abänderung ſeiner Regierungsform bewegen. In dieſem Augenblick könnte man uns ſogar Bedingungen anbieten, damit eine neue Regierung uns erträglicher ſchien; es wäre umſonſt: denn wir fragen nach keiner Bedingung, ſo lange die Nothwendigkeit ſich unter das Joch zu beugen und unſ'rer Unabhängigkeit zu entſagen, uns noch nicht erwieſen iſt. Nun kann man aber dieſe Nothwendigkeit nicht einmal ahnen, ſo lange die Mächte noch nicht einverſtanden ſind. Keine ihrer Verpflichtungen iſt zurückgenommen; unſ're Unabhängigkeit ſteht unter ihrem Schutz; wir ſind es, die auf ihre Abſichten und auf den Inhalt ihrer Erklärungen eingehen; die Belagerungs-Heere ſind es, die davon abweichen.

Nach denſelben Erklärungen — nie hat es feierlichere gegeben — würde jede Anwendung von Gewalt zu Gunſten des Königs durch die Heere ſelbſt in demjenigen Theil unſ'res Gebiets, wo ſie allein gebieten, von Frankreich als die Erklärung der beſtimmten Abſicht, uns gegen unſern Willen eine Regierung aufzunöthigen, angeſehen werden. Es iſt uns erlaubt, Ew. Durchlaucht zu fragen, ob Sie ſelbſt eine ſolche Vollmacht erhalten haben? Doch überdies ſtellt nicht Gewalt die Ruhe wieder her. Ein Widerſtand ſittlicher Freiheit ſtößt jede Regierungsform zurück,

zurück, welche man den König hätte annehmen laſſen; je mehr man gegen die Nation Gewalt brauchte, deſto unbezwinglicher würde man jenen Widerſtand machen. Es kann nicht die Abſicht der Befehlshaber der Belagerungs-Heere ſeyn, ihre eigne Regierung in Verlegenheit zu bringen und durch die That ein Geſetz aufzuheben, das die Mächte ſich ſelbſt gegeben haben.

Mein Fürſt, die ganze Sache iſt kurz dieſe:

Napoleon hat abgedankt, wie es die Mächte verlangten; folglich iſt der Friede wiederhergeſtellt; man ſollte nicht einmal in Frage ziehen wer der Fürſt ſey, dem die Frucht jener Abdankung zufallen wird.

Sollte die Gewalt unſern Beſitzſtand ändern? Dann würden die Mächte nicht mehr ihren Zweck erreichen und überdies ihr Wort brechen, ein Wort, das ſie im Angeſicht der ganzen Welt gegeben haben.

Käme die Aenderung von dem Nationalwillen her, ſo müßten, damit dieſer Wille ſich ausſprechen könnte, die Mächte zuvor ihre Weigerung, unſ're gegenwärtige Regierung länger beſtehn zu laſſen, förmlich bekannt gemacht haben. Ein Waffenſtillſtand mit ihnen iſt alſo durchaus nothwendig.

Dies, mein Fürſt, ſind Gründe, deren Gewicht und Stärke nicht zu fühlen unmöglich iſt. Selbſt in Paris, wenn Ihnen der Ausgang einer Schlacht die Thore dieſer Stadt öffnete, würde ich vor Ew. Durchlaucht dieſelbe Sprache reden; es iſt die Sprache von ganz Frankreich. So hätte man denn Ströme von Blut ohne Nutzen vergoſſen! Und würden die Foderungen, um deren willen dies geſchäh, darum beſſer begründet und weniger gehäſſig ſeyn?

Ich hoffe, bald mit Ew. Durchlaucht in nähere Unterhandlungen zu treten, die uns beide durch vernünftige und gerechte Mittel zum Friedenswerk hinführen werden. Der Waffenſtillſtand wird uns erlauben in Paris zu unterhandeln, und wir werden uns leicht über den großen Grundſatz verſtändigen können, daß die Ruhe Frankreichs eine unerläßliche Bedingung von der Ruhe Europa's iſt.

Erſt wenn Sie die Nation und das Heer in der Nähe ſehen, werden Sie beurtheilen können, wovon jene Ruhe und die Dauer unſ'res künftigen Zuſtands abhängt.

Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Paris, den 1. Juli 1815.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Man weigerte ſich, mit den Bevollmächtigten der franzöſiſchen Regierung zu unterhandeln. Die erſte Zuſammenkunſt fand zu Neuilly Statt, zwiſchen dem Herzog von Otranto und dem Herzog von Wellington. Dieſe beiden berühmten Männer können allein uns über ihre Unterredung Aufſchluß geben; wir wiſſen von derſelben nur den einzigen Erfolg: Paris wurde vor den Gräueln einer Einnahme mit ſtürmender Hand bewahrt. Der Herzog wiederholte öfters gegen ſolche, die ihm ſagten, daß das Schickſal der Hauptſtadt kein Unglück ohne Rettung ſey: „Paris iſt für Frankreich, was Rom für das römiſche Reich war.“*) — Alle Parteien geben zu, daß man dem Herzog von Otranto die Erhaltung der Hauptſtadt verdankt.

Ludwig XVIII. war in St. Denis. Der Herzog von Otranto wurde zu ihm gerufen. Wir können den Gegenſtand dieſer Zuſammenkunft leicht aus dem Briefe errathen, den der Herzog den Tag vorher an ihn geſchrieben hatte. Es iſt dienlich an dieſen Brief zu erinnern, weil man daraus die politiſchen Grundſätze des Herzogs erkennt, ſo wie die Urſachen, welche die Leidenſchaften gegen ihn aufgereizt haben.**)

Paris, den 7. Juli 1815.

Sire!

Bei der Rückkehr Ew. Majeſtät haben die Mitglieder der Regierung keine Pflicht weiter zu erfüllen, als die, auseinander zu gehn. Um perſönlich mein Gewiſſen zu befreien, bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen die Meinung und die Geſinnungen der Franzoſen treu darzuſtellen.

---

*) Paris est pour la France ce que Rome étoit pour l'Empire romain.

**) Das Original unter No. X. im Anhang.

Nicht Ew. Majeſtät ſind es, die man fürchtet. Sie haben eilf Monate lang geſehn, daß das Vertrauen zu Ihrer Mäßigung und Gerechtigkeit die Franzoſen mitten unter den Beſorgniſſen, welche ihnen die Unternehmungen einer Partei an Ihrem Hof einflößten, aufrichtete.

Jedermann weiß, daß nicht Einſichten noch Erfahrung es ſind, was Ew. Majeſtät abgeht. Höchſtdieſelben kennen Frankreich und Ihr Jahrhundert. Höchſtdieſelben kennen die Macht der öffentlichen Meinung; aber aus Herzensgüte haben Sie zu oft die Foderungen derer angehört, welche Ihnen im Unglück gefolgt ſind. Von dieſer Zeit an gab es in Frankreich zweierlei Völker; gewiß war es für Ew. Maj. peinlich, unaufhörlich jene Foderungen durch ausdrückliche Erklärungen Ihres Willens zurückweiſen zu müſſen. Wie oft haben Sie es nicht bedauern müſſen, daß Sie denſelben keine Nationalgeſetze entgegenſtellen konnten.

Wenn daſſelbe Verfahren wieder aufkommt, und wenn Ew. Majeſtät alle Ihre Gewalten aus der Erblichkeit herleiten, ohne irgend eins von den Rechten des Volks anzuerkennen, als blos ſolche, die demſelben durch Bewilligungen vom Throne eingeräumt werden, ſo wird Frankreich, wie das erſte Mal, in ſeinen Pflichten unbeſtändig ſeyn; es wird ſchwanken müſſen zwiſchen ſeiner Liebe zu dem Vaterland und der Liebe zu ſeinem Monarchen, zwiſchen ſeiner Neigung und ſeiner Aufklärung. Sein Gehorſam wird auf keinem andern Grunde ruhen, als auf ſeinem Vertrauen zu der Perſon Ew. Maj.; und reicht auch dieſes Vertrauen hin, um den Beſitz der Ehrfurcht zu behaupten, ſo iſt dennoch dies wenigſtens nicht das Mittel, wodurch die Häuſer der Regenten ſich befeſtigen, und wodurch man alle Gefahren entfernt.

Sire, Ew. Maj. haben eingeſehn, daß diejenigen, welche die Gewalt über ihre Grenzen hinaus fortreißen, wenig geeignet ſind, dieſelbe aufrecht zu erhalten, wenn ſie erſchüttert wird; daß das Anſehn ſich ſelbſt zu Grunde richtet in dem fortwährenden Kampf, der daſſelbe zwingt, in ſeinen Maaßregeln Rückſchritte zu thun; daß je weniger man einem Volk an Rechten läßt, deſto mehr ſein gerechtes Mißtrauen es antreibt, diejenigen ſich zu erhalten,

welche man ihm nicht ſtreitig machen kann; daß endlich bei ſolchem Verfahren zu allen Zeiten die Liebe abnimmt, und gewaltſame Veränderungen ſich erzeugen.

Wir beſchwören Sie, Sire! geruhen Sie diesmal Niemanden zu Rathe zu ziehn, als Ihre eigne Gerechtigkeit und Ihre Einſichten. Seyn Sie überzeugt, daß das franzöſiſche Volk jetzt eben ſo viel Gewicht auf ſeine Freiheit legt, wie auf das Leben ſelbſt; es wird ſich nie für frei halten, wenn es nicht inmitten der Gewalten gleich unverletzliche Rechte ſieht. Hatten wir nicht unter Ihrem Regentenhauſe Reichsſtände, die von dem Monarchen unabhängig waren?

Ihre Weisheit, Sire, kann Bewilligungen nicht aufſchieben, bis ſchmerzliche Ereigniſſe dazu nöthigen; dann würden dieſelben Ihrem Beſten nur nachtheilig, und vielleicht ſelbſt um ſo ausgedehnter ſeyn. Jetzt führen die Bewilligungen noch zur Annäherung und Verſöhnung; jetzt geben ſie dem königlichen Anſehn Stärke; ſpäterhin würden Bewilligungen nur die Schwäche deſſelben kund thun; nur Zerrüttung könnte dieſelben erzwingen, die Gemüther blieben erbittert.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Es ſcheint, daß die Grundſätze des Herzogs den Anſichten des Königs entſprachen, weil er, nach dieſer freimüthigen Darſtellung, zum Miniſter der allgemeinen Polizei des Königreichs ernannt wurde.

Der König und die verbündeten Monarchen verlangten von dem Miniſter, ſie mit dem Zuſtand Frankreichs bekannt zu machen. In dieſer Hinſicht ſah man nacheinander ein Denkſchreiben an die vier Miniſter der hohen Mächte, und zwei Berichte an den König folgen. Dieſe drei Staatsſchriften zeichnen ſich von Seiten der Darſtellung ſehr aus; was aber noch mehr in's Auge fällt, das iſt der Muth, das ſind die klaren und ſichern Anſichten eines über die Gefahren des Throns und des Vaterlands richtig denkenden Miniſters, der die Unfälle vorherſieht, welche beide von Innen und von Außen treffen könnten.

Beide Berichte wurden in ganz Europa mit Schnelligkeit verbreitet, noch ehe ſie gedruckt waren. Man zwei=

felt, daß ſie vollſtändig gekannt ſind. Sie haben ſtarken Widerſpruch erfahren; ſie ſind die einzige Urſache der Ungnade des Herzogs. Indem er die Nation hoch ſtellte, hat er die Parteien heruntergeſetzt; alle ſind mit ſeiner Würdigung ihrer verſchiednen Kräfte unzufrieden geweſen. Die Ultra-Royaliſten haben am lauteſten geſchrieen. Eines Tags war davon gegen den Herzog die Rede, in Gegenwart des Lords Caſtlereagh und einer großen Zahl von Perſonen. „Beruht das Gewicht einer Partei, antwortete der Herzog, auf einem Geheimniß, und iſt die kleine Zahl dies Geheimniß, ſo habe ich allerdings es verrathen; ſind aber im Gegentheil die Ultra-Royaliſten ſo zahlreich als ſie es vorgeben, und haben ſie das Recht, als die Wortführer des Nationalwunſches aufzutreten, ſo werden ſie darum nicht weniger bleiben was ſie ſind." *)

Das ganze Verhalten und die Schriften des Herzogs beweiſen, daß er nie der Mann einer Partei war, daß er zwar mehrern Regierungen gedient hat, aber ſtets feſt und ſtandhaft der Mann der Nation geblieben iſt.

Man glaube nicht, daß die Liebe zu ſeinem Vaterland in einem Miniſter die Treue gegen ſeinen Gebieter ſchwächen könne: denn nur dann, wenn beide Geſinnungen beiſammen ſind, können ſeine Dienſte ihre volle Wirkſamkeit und ihren völligen Nutzen haben.

Das Denkſchreiben iſt weniger bekannt; die Londner Zeitungen haben davon nur abgeriſſene Stellen mitgetheilt. Hier geben wir es vollſtändig.

Denkſchreiben des Herzogs von Otranto über die Lage Frankreichs. **)

Paris, den 20. Juli.

Die Lage Frankreichs geht hervor aus vielen bekannten Umſtänden, die man aber nothwendig wohl erwägen

*) Si l'importance d'un parti vient d'un sécret et que ce sécret soit le petit nombre, je l'ai trahi, sans doute, mais si au contraire les Ultraroyalistes sont aussi nombreux qu'ils le prétendent et s'ils ont le droit de se presenter comme les organes du voeu national, ils n'en resteront pas moins ce qu'ils sont.

**) Das Original unter No. XI. im Anhang.

muß, wenn man ſich nicht durch den falſchen Schein der Dinge täuſchen laſſen will. Viele dieſer bekannten Umſtände ſtehn mit frühern Thatſachen in enger Verbindung; die einen hängen mit unſern fortdauernd beſtehenden Meinungen, mit Grundſätzen zuſammen, die nichts gemein haben mit den Unfällen des Schickſals; die andern ſind nur aus den letzten Ereigniſſen hervorgegangen.

Frankreichs Leiden hatten ſchon vor Buonaparte's Abdankung, ja ſelbſt vor dem Anfang der Feindſeligkeiten, die Gemüther belehrt und einander genähert. Es galt nicht mehr die Behauptung perſönlicher Vortheile, die den Zwecken des Vaterlands fremd waren; der König fand mit dem Tage ſeines Einzugs in Paris alle Herzen geſtimmt und bereit zu ſchneller Beilegung der Unruhen. Noch iſt die Ordnung nicht wiederhergeſtellt; aber dies liegt an Urſachen, die ſich leicht heben laſſen; ja die Unordnung wird bald ein Ende haben, wofern es nur nicht eine falſche Staatskunſt hindert. Man würde ſich eben ſo ſehr irren, als ungerecht handeln, wenn man dieſe unvermeidliche und augenblickliche Unordnung Widerſetzlichkeit oder Empörung nennen wollte.

Um unſ're Lage zu beurtheilen, muß man bis zu den Begebenheiten vor und ſeit dem 20. März zurückgehn. Buonaparte hat mehr als ein Blendwerk gebraucht, um die Gewalt wieder an ſich zu reißen und feſt zu halten; einer Nation aber, die geſchickt betrogen wurde, kann nur der Erfolg die Augen öffnen. Für die Einſichtsvollen war ſchon vor den Unfällen der Armee die Täuſchung verſchwunden. Dem großen Haufen kommt die Ueberzeugung nicht ſo ſchnell.

Die Urſachen des Uebels waren alt. Man hatte nicht genug bedacht, daß eine fünf und zwanzigjährige Revolution nicht ohne Ausſöhnung, Vorſicht und Schonung endigen kann. Ein großer Theil unſ'res Unglücks iſt aus dieſem Mangel an Vorherſehung entſtanden. Warum ſollen wir jetzt es verhehlen? Ein unkluger, übertriebner Eifer für die Gewohnheiten und Grundſätze der alten Monarchie verleitete die Royaliſten und ſelbſt einige von den Miniſtern des Königs zu mehrern Fehlern. Dies hatte ängſtliche Beſorgniſſe von mehr als einer Art zur Folge;

die Regierung verlor an Liebe, und wurde erſchüttert in der öffentlichen Meinung.

Dieſer Widerſtand ſittlicher Art, den ganz Europa kannte, entging den Berechnungen Buonaparte's nicht. Es bedurfte bei ihm keiner andern Anreizung, um ſich mitten hinein in dieſe Unzufriedenheit, in dieſe gährende Zwietracht zu ſtürzen. Eben ſo leicht konnten die unglücklichen Zufälle bei einer Verſchwörung und bei dem nothwendig dazu erforderlichen Geheimniß, ſeine Plane vereiteln, als er mit einer Art Gewißheit auf die Betäubung, welche ſtets das Große und Außerordentliche hervorbringt, ſo wie auf den Mangel an Ueberlegung rechnen konnte, und auf die leichte Ueberwältigung der Gemüther, wenn ſie plötzlich von einer kühnen und unerwarteten That erſchüttert werden.

Ohne Zweifel erleichterte ein einzelner Abfall, der nur zu entſcheidende Folgen hatte, Buonaparte's Einrücken in Grenoble, und zwar gerade in dem Augenblick, wo man noch alles Unglück, was er uns mitbrachte, hätte abwenden können. Drei Tage nachher war dies nicht mehr der Fall. Als er vor Lyon erſchien, hatte er ſchon eine Art von Macht, oder wenigſtens Mittel genug zu einem Bürgerkrieg in ſeiner Gewalt. Auch fing er erſt in Lyon an, ſeine argliſtigen Entwürfe zu zeigen. Seine Verheißungen, die bürgerliche und politiſche Freiheit durch jede Art von Bürgſchaft zu befeſtigen, und die Zuſicherungen von Oeſterreichs Unterſtützung, auf die er ſich berief, oder die er zu verſtehen gab, brachten die beabſichtigte Wirkung hervor. Von dem Augenblick an hatte er die Volksmenge auf ſeiner Seite, und man konnte ihn nicht mehr zurücktreiben, ohne Bürger gegen Bürger zu bewaffnen. Ueberdies nahm die Gefahr ſo ſchnell eine entſcheidende Wendung, daß die ſtrengſte Gerechtigkeit in dem kurzen Uebergang der Unſchlüſſigkeit zur Ueberwältigung, und von da zu der Nothwendigkeit zu gehorchen, ſehr wenig Schuldige finden würde, ſelbſt dann, wenn der Abſcheu, ſich in einen Bürgerkrieg zu ſtürzen, hier die Anwendung des Worts Empörung zuließ. Gewiß, die Bürger mochten ſchwerlich hindern, was die Regierung ſelbſt nicht hindern konnte.

Es iſt vor Allem wichtig, das bemerkbar zu machen, was mit der Beruhigung Frankreichs zuſammenhängt. Die einzige Stütze von Buonaparte's Regierung, die Täuſchung, nahm allmählig ab. Bald nach ſeinem Einzug in Paris war über den Krieg mit dem Ausland, den er uns mitgebracht, kein Zweifel mehr. Aber in dieſer kurzen Zwiſchenzeit hatte er ſich aller Springfedern der Regierungsgewalt bemächtigt; mit jedem Tag wuchs ſeine Kraft durch den Aufruf der alten Soldaten; zudem hatte er für die Hoffnung des Friedens uns eine andre, die auf den Ausgang ſeiner Unterhandlungen, gegeben.

Endlich mußt' er ſich über die von ihm ſo prächtig angekündigte freie und volksgemäße Verfaſſung erklären; die öffentliche Erwartung wurde aber ſo ſehr getäuſcht, daß man in ganz Frankreich nur Eine Stimme des Unwillens hörte. Es iſt zu bedauern, daß in dieſem entſcheidenden Zeitpunct die Unterhandlungen weder mit dem König noch mit den Mächten eröffnet werden konnten; Buonaparte's Bekanntmachung des Zugabe-Geſetzes zu den Grundgeſetzen des Reichs würde für ihn die Loſung ſeines Sturzes geweſen ſeyn.

Noch entdeckte man, obgleich etwas ſpäter, daß er uns auch in Anſehung der Kräfte, die er zu haben vorgab, betrogen hatte, und daß er uns ſeiner verzweifelten Lage aufopferte; aber die Sache war einmal ſo bis auf's Aeuſſerſte gekommen, daß ohne einen harten Unfall weder Frankreich noch das Heer ſich hätten erklären können. Die Monarchen hatten Verſprechungen gemacht, aber man kannte ihre Abſichten nicht, weil in der That ihre Erklärungen Vieles unbeſtimmt gelaſſen hatten. Eben ſo wenig kannte man die Abſichten des Königs, und man fürchtete eben ſo ſehr um ſeiner ſelbſt, als um der Ruhe Frankreichs willen, daß ſeine Miniſter bei einigen Irrthümern ſeiner vorherigen Regierung beharren möchten. Die Kammern aber wollten ihrerſeits ſich nicht der Gefahr ausſetzen, durch die Anwendung falſcher Mittel, oder indem ſie dem Gang der Begebenheiten vorgriffen, das Uebel nur noch zu vermehren. Vor allen Dingen wollte man den Nachtheil vermeiden, ſich in Anſehung des Willens der Monarchen zu täuſchen, und dies hat jenen Mangel an Einmüthigkeit hervorgebracht, der zum Theil noch vorhanden iſt, den

man aber nur einer wohl zu entſchuldigenden Unſchlüſſigkeit beimeſſen darf. Ja, man könnte behaupten, wäre die vom Congreß beſchloßne Ausſchließung Buonaparte's von der Regierung auf jede andre Regierung als die des Königs ausgedehnt worden, ſo würde man in Frankreich ſelbſt den Ausbruch des Kriegs hintertrieben haben. Die letztere Bemerkung wird jetzt, wo man mit Billigkeit den Antheil eines jeden an wirklich begangnen Fehlern ausmitteln ſoll, nicht unwichtig erſcheinen, damit man nicht für Fehler halte, was Folge der Nothwendigkeit war, oder in der Verwicklung der Umſtände lag.

Dieſe Betrachtungen, ſo allgemein auch ſie ſind, mußten unerläßlich der Beurtheilung unſ'rer Lage vorausgehn. Buonaparte war ſchon vor ſeiner Abdankung ohne Rettung verloren. Er beſaß keinen Einfluß mehr, als den auf die gemeinen Soldaten, die ſich vorſtellten, er ſey noch ſo unüberwindlich wie ſonſt; ſeine neulichen Unglücksfälle haben endlich auch dieſes letzte Blendwerk zerſtört. Von jetzt an iſt er für Frankreich ein Fremdling, wie er es ſtets für unſere Sitten und unſ're wahre Wohlfahrt war; er hat in Frankreich keine Anhänger mehr, die man fürchten könnte, und wird ſie nimmer haben.

Das Heer befindet ſich in der Lage, in die es der Waffenſtillſtandsvertrag geſetzt hat; es wird die Bedingungen deſſelben nicht übertreten; noch weniger wird man es ſeinen Pflichten ungehorſam finden. Aus keinem andern Grunde zögert es, ſich einmüthig zu erklären, als weil man es ſich ſelbſt überläßt, und weil die Regierung unſchlüſſig iſt, was ſie ihm befehlen ſoll, indem ſie dieſe Befehle gern mit allen Maaßregeln einer allgemeinen Wiederherſtellung der Ruhe in Uebereinſtimmung bringen möchte. Seinerſeits weiß aber das Heer nicht, da es ſich für das Heer der Nation und für das Heer des Königs anſieht, wie es ſich verhalten ſoll, um dem König und dem Vaterland zu dienen. Indeſſen darf der König nur über daſſelbe verfügen, und es wird ihm gehorchen. Einer der ſchlimmſten Fehler würde die Auflöſung des Heeres ſeyn, man möge ſie nun anbefehlen, oder mittelbar ſie einleiten. Truppen, die zuſammen gehören, entſchließen ſich leicht zum Gehorſam, und der Gehorſam iſt ſtets die Stütze der guten Ordnung. Das Betragen und das Beiſpiel der Ar-

Digitized by Google

mee, die in ihrem Weſen ein Bürger- und Nationalheer iſt, würde den größten Einfluß auf die Beruhigung der Departemente haben.

Auch in einem Theil des Innern von Frankreich bedenkt man ſich noch; an einigen Orten widerſetzt man ſich ſogar. Dies muß man der Unbekanntſchaft mit dem Vorgefallenen zuſchreiben, der Unterbrechung der Verbindungen, dem Marſch der fremden Truppen, von denen man erwartet hatte, ſie würden bei der Endigung des Kriegs Halt machen, und der ängſtlichen Ungewißheit über die Zukunft. Die Friedens-Unterhandlungen haben noch nicht ihren Anfang genommen; das Volk kennt nicht eine von den Abſichten der verbündeten Mächte.

Dennoch iſt es Wahrheit, daß Frankreich nichts mehr wünſcht, als ſeine Verbindung mit dem Monarchen wieder feſt zu knüpfen. Ohne Zweifel wollen die Verbündeten Frankreich auf allen Theilen ſeines Gebiets beruhigt und ruhig ſehn; es ſteht in ihrer Gewalt, dieſen Wunſch ſogleich zu erreichen. Man darf nur kund thun, daß bis auf den Ausgang der Unterhandlungen, ſie ſelbſt den Krieg als geendigt, und Frankreich als beruhigt anſehn. Wäre dieſe Erklärung auch nicht in der gewöhnlichen Form der Staatskunſt, ſo verlangten dennoch unſ're Lage und der Zweck der Mächte ſelbſt dieſe Ausnahme. Die Beilegung des Streits greift der Entſcheidung nicht vor, ſie macht nur den Kriegsübeln ein Ende. Was von Unruhen unter uns noch vorhanden iſt, kann man nicht mehr Widerſtand nennen. Jedermann will dem König gehorchen. Man will nicht länger die Sache des Volks von der des Thrones trennen. Selbſt die Ueberzeugung hat ein Jeder, daß den König, wenn er ſeine Gewalt auf immer befeſtigen will, nichts um ihn her abhalten wird, der bürgerlichen und politiſchen Freiheit hinreichende Sicherheit zu gewähren.

Ohne Zweifel würden die Erklärungen des Königs die öffentliche Ordnung wiederherſtellen; allein, ſpricht der König zu ſeinem Volk, ſo kann er unmöglich vermeiden, die künftigen Verhältniſſe Frankreichs zum Theil wenigſtens anzudeuten. Bis dahin will und kann das Volk über ſeine Zukunft nur nach den Zuſicherungen der Mon-

archen ſich eine Vorſtellung machen, und nie gab es feierlichere Zuſicherungen! Frankreich hat, ſobald es ihm möglich war, die einzigen von ihm verlangten Bedingungen erfüllt; Bedingungen, die den Krieg abwenden, oder die ihn endigen mußten; es hat ſogar als eine förmliche Bedingung angeſehn, was nur ein Verlangen, ein Wunſch der Monarchen war.

Von allen Gefahren, die man zur Zeit des Pariſer Friedens befürchten konnte, iſt keine mehr vorhanden. Man hatte Buonaparte ein Gebiet, einen Titel und den Stand eines unabhängig regierenden Herrn gelaſſen; ſeine Abdankung war nur ein mit den Mächten geſchloſſener Vertrag. Jetzt hat ihn das Glück verlaſſen; er hat weder ein Volk mehr, noch ein Heer, noch Anſprüche. Gleichwohl erfodert es die Klugheit, daß er in eine Lage komme, wo ihm kein Mittel bleibt, die Ruhe Anderer zu ſtören.

Seine Brüder hatten nie in Frankreich viel Anſehn. Sie beſitzen nicht die großen Eigenſchaften, welche Einfluß geben können; gleichwohl iſt es rathſam, ſie aus Frankreich zu entfernen. Ohne irgend für ihre Perſon gefährlich zu ſeyn, könnten falſche Hoffnungen aufkommen, und ſie bewegen, Andern als Werkzeug zu dienen. Vielleicht wird das Haupt dieſer Familie ſeine Abdankung überleben; zudem hat er einen Sohn; und fehlte es den Erklärungen der Mächte an irgend einer nähern Beſtimmung, ſo dürfte es wohl nöthig ſcheinen, ſie jetzt deutlicher auszuſprechen. Uebrigens würde es eben ſo wohl unſern Sitten als den Grundſätzen des Rechts entgegen ſeyn, wenn man die Glieder der Familie Buonaparte's hindern wollte, ihre Güter in Frankreich zu verkaufen, und davon im Ausland zu leben. Ihre Güter ſind ohnehin nicht ſehr bedeutend.

Dieſelbe Vorſicht ließe ſich vielleicht auch noch auf einige andre Perſonen anwenden, doch nur in ſehr geringer Zahl; denn in dieſem Fall iſt es weit gefährlicher, die Anwendung auszudehnen, als zu beſchränken. Stets muß man bei den öffentlichen Unruhen blos die erſte Urſache derſelben im Auge haben; mit ihr hört Alles auf; und zu jeder Zeit hat man geſehn, daß man durch Nachforſchungen gegen Eine Partei nur andre Parteien hervorbringt. Als

Heinrich IV. in Paris einzog, war ſeine Lage weniger widrig als die des Königs; denn er beſtieg den Thron ohne den Beiſtand fremder Truppen, durch ſeine eignen Siege. Gleichwohl war ſeine Güte unbeſchränkt. An ſeine Feinde verſchwendete er ſeine Gunſtbezeigungen; denn er glaubte nicht dieſes Mittels zu bedürfen, um ſeine Anhänger feſt zu halten. Nach den Beweiſen von Güte die er dem Herzog von Mayenne gab, hätte man glauben ſollen, er habe ihn ſtets als Gefährten in ſeinen Schlachten an ſeiner Seite gehabt. Die Prinzeſſin von Guiſe hatte ihre Diamanten verpfändet, um auf den Kopf ihres Königs einen Preis zu ſetzen; dieſer Umſtand war für Heinrich IV. nur ein Grund mehr, um ſie mit der größten Auszeichnung zu behandeln. Dieſer Fürſt wußte wohl, daß der Friede nur dann feſt ſteht, wenn man jeder Beſorgniß ein Ende macht, und daß man nicht Ein Haupt, das weiter nicht mehr gefährlich iſt, treffen kann, ohne Tauſende von Bürgern zu bedrohen, und eben dadurch ſich früher oder ſpäter neuen Zerwürfniſſen blos zu ſtellen. Nie erſterben in den Herzen die Keime des Haſſes, welche man im Anfang einer neuen Regierung erzeugt.

Umſonſt würde man Nachforſchungen über Nachforſchungen anſtellen; man wird ſich überzeugen, daß Niemand um eine Verſchwörung gewußt hat, die irgendwo vor Buonaparte's Ankunft an den Küſten der Provence Statt gefunden habe; und ſollte man nicht, bevor man irgend Jemanden in dieſer Hinſicht angriff, zuerſt die Miniſter des Königs anklagen, welche die Abfahrt von der Inſel Elba weder vorauszuſehn noch zu verhindern wußten? Alles, was nach erfolgter Landung vorgefallen iſt, war einzig das beweinenswerthe Ergebniß der wilden Uebereilung, die Alles fortriß. Man begreift ſehr leicht, daß nicht eine Hand voll Soldaten Buonaparte's Schutz ſeyn konnte in einer Stadt wie Lyon, mitten unter einer Volksmenge von hunderttauſend Menſchen. Einzelne vielleicht haben damals etwas auffallender gehandelt als die übrigen; aber der Eine dürfte ſagen, daß ihn ſeine Officiere und ſeine Soldaten mit ſich fortgezogen haben; ein Andrer könnte darauf antworten, daß ſeine Truppen ihn verlaſſen, oder daß ihre ſtürmiſche Bewegung auch ihn mit hingeriſſen; und ſtatt eines Hauptſchuldigen, den man zu überführen ſuchte, würde man entweder auf lauter Schuld-

loſe treffen, oder man würde ihn wohl gar unter Tauſenden von Mitſchuldigen auffinden. Man kann es ſich nicht verhehlen, um wie viel gehäſſiger ſolche Verfolgungen mitten in dem öffentlichen Unglück erſcheinen müßten. Man würde dieſen nutzloſen Handlungen der Rache den auffallenden Unterſchied der ſo bekannten Großmuth der verbündeten Monarchen entgegenſetzen; vergebens würde man den Glauben, als ob dieſe dergleichen Maaßregeln foderten, zu verbreiten ſuchen; man würde ſie dem König allein beimeſſen; man würde ſich erinnern, daß ſelbſt Buonaparte in den letzten Augenblicken ſeiner gefährlichen Gewalt es wenigſtens nicht an Mäßigung hat fehlen laſſen. Was würde man ferner auf den Einwurf erwiedern, daß der Thron Frankreich vor der Rückkehr Buonaparte's wenigſtens eben ſo ſehr hätte ſchützen ſollen, als Frankreich vor derſelben den Thron.

Wollte man endlich acht bis zehn Perſonen fortſchaffen — denn kaum möchte man bis zu dieſer Zahl es bringen — ſo darf man nur eine kurze Zeit warten, und dieſe Perſonen werden ſich von ſelbſt entfernen. Auf alle Fälle ſind Verhaftungen und Verurtheilungen ſchlechterdings zu vermeiden. Die Polizei dürfte nur einen Wink geben, und der Zweck wär erreicht, ohne die Sicherheit zu zerſtören und ohne den Ruf der Gnade zu verſcherzen. In einem Augenblick wäre Frankreich in allen ſeinen, für die Monarchen wichtigen Verhältniſſen beruhigt. Dagegen wird dies nie vollkommen der Fall ſeyn in Beziehung auf die Ruhe und das Glück des Königs, wenn man nicht Alles vergißt, wenn man nicht mit gleicher Feſtigkeit jede überſpannte Meinung niederdrückt, dieſe Meinung möge auch noch ſo hohen Urſprungs ſeyn, und wenn nicht alle Parteien den Schutz der Geſetze mit derſelben Gewißheit und mit demſelben Vertrauen genießen.

Unterzeichnet:
der Herzog von Otranto.

Der Miniſter Ludwigs XVIII. rieth dem König eben ſo zur Mäßigung und Gnade, wie Buonaparte, jedoch ergriff er dabei jede wirkſame Maaßregel, um alle Urſachen zu entfernen, die Frankreich in eine neue Revolution hätten ſtürzen können. Nachdem er gewagt hatte, die

noch vor der Erſcheinung der Denkwürdigkeiten bekannt gemacht werden.

Er ſpricht von ſeiner Ungnade mit demſelben Gleichmuth und der Mäßigung, wie von andern Ausbrüchen der franzöſiſchen Revolution. Iſt von ſeinen Feinden die Rede, unter denen die Mehrzahl ihm das Glück dankt, ihr Vaterland wiedergeſehn zu haben, mehrere ſelbſt ihr Vermögen und das Leben, — ſo beſchränkt er ſich darauf, ſie zu beklagen. „Sie ſind blind, ſagt er, und ihre Blindheit wird fortdauern, denn ſie begreifen es nicht, daß ſie im Finſtern tappen.“*) Zu Zeiten vergleicht er die Dienſte, welche die Ultra-Royaliſten dem König und der Monarchie zu erweiſen glauben, mit jenen, welche die Ultra-Revolutionsmänner der Freiheit und der Republik geleiſtet haben.

Wir wollen noch einen Zug aus ſeinem innern Leben anführen, weil nichts ſo ſehr ſich eignet, einen berühmten Mann kennen zu lernen.

Man ſandte ihm vor einiger Zeit aus Paris Schmähſchriften zu, die größtentheils gegen ihn gerichtet waren; er durchlief ſie flüchtig und bemerkte dabei: „Iſt man viel gelobt worden, ſo muß man auch auf viele Schmähungen gefaßt ſeyn; oft erfährt man beides von denſelben Perſonen. Es gibt gemeinen Pöbel unter allen Ständen, ſelbſt unter den Gelehrten; dieſe, wie alle übrigen, toben nur, ſie haſſen nicht; das Bedürfniß zu leben ſetzt ſie in jeder Hinſicht in Bewegung; und da ihnen ihre Grobheiten verhältnißmäßig, je höher ſie ſich verſteigen, deſto beſſer bezahlt werden, ſo kann ich mich nicht über den Vorzug beſchweren, den mir dieſe Leute geben. Uebrigens darf man nicht glauben, daß Schmähſchriften gefährlich ſeyen; man überlaſſe dies der Zeit, ſie fallen von ſelbſt; was allein ſich erhält, iſt die Wahrheit.“**)

Ein

*) Ce sont des aveugles, et leur aveuglement durera, car ils ne comprennent pas qu'ils sont dans les ténèbres.

**) Quand on a reçu beaucoup d'éloges, on doit s'attendre à recevoir beaucoup d'injures, et souvent des mêmes personnes. Il y a de la canaille dans tous les rangs, même parmi les gens de lettres, celle-ci ainsi que toutes les au-

Digitized by Google

Ein ausgezeichneter Gelehrter, der nichts mit jenen Schriftſtellern gemein hat, Herr Lanoue, hat einen von den dem König durch den Herzog von Otranto vorgelegten Berichten angegriffen. Seine Bemerkungen enthalten hauptſachlich einen doppelten Vorwurf. „Niemand, ſagt er,*) iſt ſo reich an Erinnerungen und Hoffnungen in das Miniſterium getreten, als der Herzog von Otranto; Niemand hat den hohen Ruf von Geſchicklichkeit auf dieſen Poſten mitgebracht, als Er; die Umſtände waren ſchwierig; aber man kannte ſeine vollendete Erfahrung, ſeine ſeltne Klugheit, ſeine ungewöhnliche Geſchäfftskenntniß; dieſe mußten ihm die Schwierigkeiten erleichtern, und ihn über die Hinderniſſe erheben. War die Bekanntmachung jener Denkſchrift für die Mehrzahl der Franzoſen von Nutzen? Und wurde ſie dem König in der Abſicht vorgelegt, um ihm Licht zu geben: welchen Vortheil konnten davon die zahlreichen Leſer aus allen Ständen haben, auf die der Herzog von Otranto rechnen darf? Was kann man vorſchützen, um eine eben ſo unpolitiſche als gefährliche, eine eben ſo unkluge als unnöthige Bekanntmachung zu rechtfertigen? Ich frage den Herrn Herzog von Otranto, wenn ein Privatmann durch ein ſo furchterregendes Gemälde von unſ'rer politiſchen Lage die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſelbe hingelenkt, wenn er nichts als einen bodenloſen Abgrund, und ſtatt aller Rettung nur die Verzweiflung gezeigt, wenn er alle Leidenſchaften aufgeregt, Aller Wünſche und Abſichten beunruhigt hätte, würde dieſer unbeſonnene Schriftſteller nicht einer großen Treuloſigkeit, oder einer unverzeihlichen Uebereilung ſchuldig erſchienen ſeyn? Nun iſt es aber ein Staatsmann, ein tiefblickender, ſtaatskundiger Geſchäfftsmann, ein Miniſter des Königs, einer der aufgeklärteſten Staatsrechts-Verſtändigen von Europa, der jene ſo weiſe Regel des Montesquieu vergißt: daß man nichts bekannt machen ſoll,

---

tres a de la fureur, mais point de haine. C'est le besoin de vivre qui la rémue dans tous les sens. Et comme les sottises leur sont payées à proportion qu'elles s'élèvent plus haut, je ne puis me plaindre de la preférence qu'elle me donne. Au reste il ne faut pas croire, que les libelles soient dangereux; laissez agir le tems, ils tombent d'eux mêmes: il n'y a que la vérité qui reste.

*) S. le nouvelliste françois de Vienne, 23. livr.

wenn die Nachtheile den Vortheilen gleich ſind; noch weit weniger aber darf man dies, wenn die Vortheile klein, und die Nachtheile unendlich groß ſind."

Ohne Zweifel wird der Herzog von Otranto ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten auf die beiden Vorwürfe des Herrn de Lanoue antworten, daß er ſeinen Bericht über die innere Lage Frankreichs bekannt gemacht, und daß er nur das Uebel ohne die Mittel dagegen dargeſtellt habe. Bis dahin erlaube man uns einige Bemerkungen.

Wir haben dieſen Bericht mit Aufmerkſamkeit geleſen, wir haben ihn, nachdem uns die tadelnden Bemerkungen des Herrn de Lanoue bekannt geworden waren, nochmals geleſen. Es hat uns geſchienen, daß der Bericht ganz das Gepräge der vertrauteſten Mittheilung habe. Der Herzog von Otranto ſpricht darin von allen Parteien ohne Schonung; er zeigt ihnen ihre jetzigen Selbſttäuſchungen und ihre alten Irrthümer; er ſtellt ſich mitten hinein in alle Leidenſchaften, und erklärt den Entſchluß, ſie zu unterdrücken; völlig unbefangen braucht er dabei nicht die mindeſte Vorſicht in Anſehung ſeiner ſelbſt, und oft iſt die Kraft, ja die Kühnheit, mit welcher er ſeine Schilderungen entwirft, ein Beweis mehr, daß er um ſeiner eignen Sicherheit willen auf das Geheimniß bei dieſer Mittheilung rechnen mußte. Der Prinzen geſchieht darin mit aller ihrem Range ſchuldigen Achtung Erwähnung; aber er ſpricht zu ihnen wie ein Mann, der ſeine Würde fühlt und ſeine Pflichten gegen den König kennt, deſſen Miniſter er ausſchließlich ſeyn will. Er betrachtet die Prinzen nur als die erſten Unterthanen des Königs; er ſagt ihnen ſtarke Wahrheiten über ihre Obliegenheit, durchaus und immer das Beiſpiel des Gehorſams zu geben, und ſich in keine andre Angelegenheit zu miſchen, als die ihnen der König anzuvertrauen geruhen werde. Er ſieht nirgends Hülfe gegen die Unordnung und Zügelloſigkeit, als in einer vollkommnen Unterwürfigkeit, welche jeden an ſeinen Platz ſtellt, und Alles unter die mächtige Hand des Monarchen beugt. „Zwei Parteien, ſagt der Herzog von Otranto, ſtreben vergebens dahin, daß Revolutionen unſer bleibender politiſcher Zuſtand werden. Ich gehöre zu keiner von beiden. In Frankreich muß die Mon-

Digitized by Google

archie ſeyn und bleiben, nicht aber Frankreich im Zuſtand der Revolution.“

Uns dünkt, daß dem Herzog von Otranto unter Allen am wenigſten die Verbreitung ſeines Berichts zur Laſt gelegt werden kann, da er der einzige iſt, der dieſelbe fürchten mußte.

Wie iſt es alſo mit der Verbreitung dieſes Berichts zugegangen? Eine einzige Abſchrift, die entwandt oder anvertraut wurde, kann die Sache erklären.

Der zweite Vorwurf den Herr de Lanoue dem Herzog von Otranto macht, ſcheint uns nicht beſſer begründet. Hat ſein Bericht Frankreich mit den Gefahren, die ihm drohen, bekannt gemacht, ſo hat er auch die Mittel, ſie zu vermeiden, angegeben. Schon ſind ſeine Beſorgniſſe in Anſehung des Zuſammentreffens der Parteien in Erfüllung gegangen, und die richtige Schätzung ihrer gegenſeitigen Kräfte hat weit weniger Furcht eingeflößt, als Sicherheit! Der Bericht ſtellt den König nicht anders dar, als im vollen Beſitz ſeiner Rechte auf die Liebe, die Ergebenheit und die Unterwerfung ſeines Volks; er baut auf deſſen perſönliche Eigenſchaften jede Hoffnung des Heils; er ſpricht zu den Franzoſen von Gefahren, blos in der Abſicht, um ſie ſtarker von der Nothwendigkeit zu überzeugen, zum Schutz des Throns ſich aneinander feſt anzuſchließen. Jedes Wort in dieſem Bericht drückt das innige Verlangen aus, von allen Seiten her das Vertrauen und die Ehrfurcht zu dem König wieder zurückzuführen.

Weit entfernt, Alles der Verzweiflung hinzugeben, gibt der Herzog nicht einmal Unruhe zu erkennen. Er beſchränkt ſich nicht darauf, im Allgemeinen Hoffnungen zu erregen; er erhebt die Gemüther durch beſtimmte und ſichre Behauptungen; doch möge er ſelbſt ſprechen. Sein Bericht vom 15. Auguſt 1815 ſchließt mit folgenden Worten: *)

„Die Begründung der ſittlichen Kraft des Staats erfodert es, daß Ew. Maj. einen feſten, unerſchütterlichen Entſchluß faſſe. Es iſt nöthig, von dem Grundſatz auszugehn, daß die öffentliche Meinung ein weſentlicher Be-

*) Das Original unter No. XII. im Anhang.

ſtandtheil der Regierungskunſt geworden iſt, und daß ſie alle bisherigen Berechnungen derſelben verändert hat. Frankreich kann künftig nur mittelſt einer verfaſſungsmäßigen Verwaltungsform regiert werden; die Frage gilt nicht die Erweiterung der Gewalt; die große Frage iſt: wie erhält man den Thron, und wie kann man regieren?"

„Nach dieſer erſten Entſchließung muß eine zweite gefaßt werden. Es gibt zwei von einander ſehr verſchiedne grundgeſetzliche Staatsverwaltungsformen. Nach der einen bewilligt der König ſo wenig als er nur kann; dann ſtößt man überall auf Hinderniſſe, weil Alles auf beiden Seiten beſtritten wird. Für England bedurfte es mehrerer Jahrhunderte, ehe es ſeine politiſchen Geſetze, eins nach dem andern, erlangte. Dieſer Kampf hat den Staat mehr als einmal zerrüttet. Beſchränkt man den Raum, welchen man der Freiheit des Volks läßt, ſo hat dieſes nichts dringender zu thun, als jenen Raum ſogleich zu befeſtigen; bei jeder neuen Gefahr umgibt es ihn mit neuen Schutzwehren, und zuletzt erbaut es ſich daraus eine feſte Burg. Weit erſprießlicher wäre es geweſen, ihm dieſen Raum gleich anfangs zu bewilligen. Nach der zweiten grundgeſetzlichen Staatsverwaltungsform gibt es einen gleichartigen und verantwortlichen Staatsrath. Mittelſt deſſelben ſteht der König, als der Verwahrer aller Nationalmajeſtät und Gewalt, wie in einem undurchdringlichen Kreiſe, geſchirmt gegen alle politiſchen Erſchütterungen. Das Geſetz wird eben ſo von den Kammern wie von der Regierung vorgeſchlagen; dieſe drei Zweige der geſetzgebenden Gewalt vertheidigen mit derſelben Sorgfalt die Rechte des Volks und die königlichen Vorrechte."

„Das Verfaſſungsgeſetz entſteht auf dieſelbe Art wie das gemeine Geſetz; die Grundlage dieſes Gebäudes aber iſt eine Verfaſſung, in die man mit gewiſſenhafter Genauigkeit alle Bürgſchaften der Freiheit aufgenommen hat. Dieſer verſchiednen Rückſichten wegen kann ich nicht verhehlen, daß die neue Kammer, welche gebildet werden ſoll, große Beſorgniſſe erregen dürfte. Es würde kein Mittel zur Rettung übrig ſeyn, wenn ſie der Verfaſſung entgegen wäre, und wenn die Meinungen der Ultra-Royaliſten darin herrſchten."

„In Hinſicht auf die Einheit und die Wiederherſtellung des Friedens im Innern, würden Ew. Maj. große Maaßregeln zu ergreifen haben. Bei Entwürfen von Gegenwirkung wäre jede Einheit unmöglich. Es ſind Verbannungsbefehle ergangen. Ew. Maj. waren dieſe abſchreckenden Maaßregeln Ihrer eignen Würde ſchuldig, und Jedermann fühlt es, daß andre Umſtände dieſe Beſtrafung nochmals nöthig machen konnten. Gleichwohl iſt es ausgemacht, daß die der Verfaſſung ergebne Partei in dieſen erſten Macht-Beſchlüſſen den Geiſt einer ganzen Regierung zu erblicken fürchtete, ſo wie ſie die Grundſätze derſelben in den Verfügungen über die Wahlcollegien nicht ohne Unruhe geſehn hatte.“

„Die verſchiednen Bemerkungen, welche ich Ew. Maj. Urtheil anheimzuſtellen die Ehre habe, ſind wenig von denen unterſchieden, welchen man weit leichter im J. 1814 hätte folgen können; und es liegt Jedermann vor Augen, wie bei einem ſolchen Verfahren Alles ganz anders in unſ'rer Lage und in der von ganz Europa hätte kommen müſſen. Wie viel hätte man nicht dadurch abgewandt!“

„Dieſelbe Bahn iſt wieder zu durchlaufen, und dieſelben Klippen ſind wieder vor uns. Der Himmel ſcheint Ew. Maj. den größten Ruhm, den es gibt, vorbehalten zu haben, den Ruhm, allen unſern Revolutionen ein Ende zu machen. Dieſelben Menſchen, welche jetzt Unruhe unter uns erregen, wollten auch im J. 1814 das Vergangene züchtigen, ohne Bedacht auf die Gegenwart, noch auf die Zukunft. Ich wage es zu ſagen: für die großen Fürſten und Staatsmänner hatte die Vergangenheit nie eine andre Bedeutung als die, aus ihr Lehren zu ſchöpfen. Die Gegenwart und die Zukunft ſind die beiden einzigen Führer der Regierungen. Man muß ſein vorzügliches Augenmerk nicht auf das richten, was man gethan hat, ſondern auf das, was man thut, nicht auf das, was man geſagt hat, ſondern auf das, was man ſagt. Gegenwirkungen ſtimmen nicht mehr zu unſ'rer Denkart und Sitte, und ſobald Ein Tropfen Blut in einer politiſchen Revolution vergoſſen worden iſt, ſo hat man keine Sicherheit mehr, daß nicht Ströme von Blut vergoſſen werden können.“

„Sollte es nach den von mir vorgeſchlagenen Maaß=regeln noch theilweis einigen Widerſtand geben, ſo würde man ihn durch Wachſamkeit und Feſtigkeit unterdrücken.“

„Feſtigkeit war ſtets die Eigenſchaft großer Könige; eine andre iſt indeß wichtiger als jene, die Klugheit. Die Monarchen, ſo groß auch ihre Gewalt ſey, ſind dem all=gemeinen Geſetz der Nothwendigkeit unterworfen. Es gibt Zeiten, wo man beruhigen muß, ſtatt zu erbittern, wo man vor allen Dingen verſöhnen, Zuverſicht einflö=ßen und Hoffnung geben muß. Zwei Lehren ſind ein=ander entgegengeſetzt. Zuvor entſcheide man, welche von beiden befolgt werden ſoll, und ob wir gegen den Strom ſchwimmen, oder ihm folgen wollen. Gilt das Erſtere, ſo darf man nichts von der Feſtigkeit erwarten; ſelbſt das eigenmächtigſte Verfahren würde nichts aus=richten; die Feſtigkeit beſteht nur in der Mäßigung. Die unſterbliche Catharina fand das Wort Gerechtig=keit für den Menſchen noch zu ſtark; er könne nur die Billigkeit ertragen.“

„Iſt einmal die Ordnung wieder hergeſtellt, ſo wird jeder einſehen, daß die Nachſicht in Anſehung des Ver=gangnen nicht auf die Gegenwart ausgedehnt werden kann. Dieſelbe Feſtigkeit muß in doppelter Hinſicht, ſo=wohl auf die Kraft als auf die Mäßigung, in allen Be=ſchlüſſen der Regierung, in allen Gegenſtänden der öf=fentlichen Ordnung, angewandt werden; man wird keine Abweichung dulden, keine Nachläſſigkeit; alle Parteien werden in Schranken gehalten, alle Verſtoße zurecht ge=wieſen werden. Man wird ſtreng jeden Unbeſonnenen beſtrafen, der ſich gegen die Regierung feindſelig be=trüge.“

„Dieſe erſten Erfolge ſind aber nicht hinreichend. Indem wir uns, ſo ſehr es nur unſer National=Cha=rakter verträgt, England nähern in Hinſicht auf den Umfang unſ'rer bürgerlichen und politiſchen Rechte, ſo werden wir den Vortheil haben, auch jenen geſellſchaft=lichen Vorzügen näher zu kommen, die eines Theils von der Regierungsform abhängen, andern Theils von dem

äußern Zuſtand einer Nation. Aus der franzöſiſchen Revolution darf nichts gerettet werden, als die Rechte und Grundſätze, welche die Zeit geheiligt hat. Wir müſſen uns mit ganz Europa in Uebereinſtimmung bringen, damit auch wir das Mittel beſitzen, an allen Gütern der allgemeinen geſellſchaftlichen Bildung Theil zu nehmen. Eine geſchickte Leitung der öffentlichen Erziehung wird bald dieſen wichtigen Zweck erreichen. Die Sitten werden ihre ſanfte Gewalt wieder erlangen. Durch dieſelben Mittel wird die Liebe zum Vaterland auf's Neue erweckt werden; ſelbſt unſer Unglück, und die Noth, den Folgen deſſelben abzuhelfen, wird uns auf das Bedürfniß einer innigen Verbindung hinführen. Dieſer Vereinigung und ihren wohlthätigen Folgen werden wir einen neuen National-Gemeingeiſt verdanken." —

Mit derſelben Unparteilichkeit müſſen wir auch die Vorwürfe anführen, welche Männer von ganz verſchiedenen Meinungen, als die des Hrn. Lanoue ſind, aber bei gleich guter Geſinnung, dem Herzog von Otranto machen. Indeß laufen ihre Beſchuldigungen auf den einzigen Vorwurf hinaus: der Herzog von Otranto hat die Bourbons nach Frankreich zurückgerufen; denn er hat, um ihre Rückkehr zu befördern, den Rückzug des franzöſiſchen Heers über die Loire bewirkt; und er iſt Ludwigs XVIII. Miniſter geweſen.

Wir haben oft dieſe Anklage aus dem Munde der Ultra-Revolutionsmänner mit angehört. Sie hat keinen Sinn; aber ungeachtet ihrer Sinnloſigkeit müſſen wir ihrer erwähnen. Was wir dagegen bemerken wollen, wird jene nicht abhalten, ſie zu wiederholen, denn ſie iſt nur der Wiederſchein der falſchen Anſichten, die in ihren Köpfen ein Ganzes bilden, und wovon ſie ſich nicht mehr losmachen können.

Wir beſchränken uns auf folgende Bemerkungen:

1.) Der Herzog hätte ſich darauf beſchränken können, die Verhaltungs-Vorſchriften zu unterzeichnen,

welche man den zur Unterhandlung mit den Miniſtern der hohen Mächte abgeſandten Bevollmächtigten der Kammern mitgab; er hat aber noch beſondre Schreiben hinzugefügt, welche die Tageblätter uns mitgetheilt haben, und in welchen er mit eben ſo bündiger Schlußfolge als ächter Vaterlandsliebe die Rechte der Nation vertheidigt. Er hat alſo mehr gethan, als man von ihm fodern konnte.

2.) Der Rückzug des franzöſiſchen Heeres über die Loire iſt von allen Mitgliedern der Regierung und von allen Befehlshabern der Armee für nothwendig gehalten worden. Nur Unſinnige konnten glauben daß man noch kämpfen müſſe, bei der Gewißheit, ganz zu Grunde zu gehn. Man beruft ſich immer auf das Jahr 1793! Aber damals ſtanden die fremden Heere nicht beiſammen; ſie befanden ſich nicht im Herzen von Frankreich; ſie waren nicht ſo an den Krieg gewöhnt; die franzöſiſche Nation fühlte ſich begeiſtert, ſie war nicht erſchöpft.

3.) Man wundert ſich, daß der Herzog Ludwigs XVIII. Miniſter geweſen ſey. Auch wir ſind erſtaunt, daß er dieſen zurückſchreckenden Miniſterpoſten annehmen konnte; von Seiten jedes Andern würde es Verwegenheit geweſen ſeyn. Aber ſtatt ihn zu tadeln, bewundern wir ihn.

Ludwig XVIII. war das Oberhaupt, welches die verbündeten Monarchen Frankreich geben wollten; unter dieſer Bedingung ſchienen ſie geneigt, den Uebeln des Kriegs ein Ende zu machen. Die Fremden kamen nach Paris mit der Ueberzeugung, Buonaparte's Rückkehr ſey das Ergebniß einer weit ausgedehnten Verſchwörung geweſen; ſie verlangten Liſten von Verſchwornen; man gab ſie ihnen zahlreich genug. Wahrlich es bedurfte einer Aufopferung, um den Verſuch zu wagen, einen Theil der Uebel abzuwenden, welche dieſer unſelige Irrthum, vorzüglich in dem erſten Augenblick, wo die Leidenſchaften aus der Mäßigung ein Verbrechen machten, hervorbringen konnte!

Die Briefe, die Berichte, die Denkſchreiben des Herzogs von Otranto werden die Vorwürfe, welche man ihm gemacht hat, überleben. Er hat Fehler begangen, — wer wird dies leugnen? — denn er hat lange der Verwaltung vorgeſtanden; aber es gibt einen bedeutenden Unterſchied zwiſchen den Fehlern großer, und den Fehlern kleiner Seelen. Die von uns angeführten Briefe und Berichte ſind in unſern Augen Denkmale ſeines Muths und ſeiner Redlichkeit; die Reinheit ſeiner Abſichten ergibt ſich augenſcheinlich aus der einzigen Thatſache ſeiner Entfernung von den Geſchäfften, als er das Uebel nicht verhindern konnte. Hätte er perſönliche oder gemeine Abſichten gehabt, ſo würde er Miniſter geblieben ſeyn; er würde der Gegenwirkung gedient haben, ſtatt ſie zu bekämpfen; er würde der herrſchenden Partei geſchmeichelt haben, ſtatt ſich ihren Angriffen blos zu ſtellen und der Verbannung und Acht ſich hinzugeben.

Man kann unmöglich beſtimmen, was in Frankreich geſchehen ſeyn würde, wenn der Herzog von Otranto, als Ludwig XVIII in St. Denis angelangt war, den Miniſterpoſten aufgegeben oder gar nicht angenommen hätte. Die Nachwelt wird es ſagen, welche Dienſte er ſeinem Vaterland in jenem furchtbaren Augenblick erwieſen hat, wo eine gänzliche Auflöſung des Staats zu fürchten war.

Auch wird die Nachwelt von den Dienſten ſprechen, die er dem König würde haben leiſten können, wenn man auf ſeinen Rath gehört hätte.

Jetzt, da die Bourbons auf dem Thron ſind, geſchieht es vielleicht aus Berechnung des perſönlichen Vortheils, oder aus Eitelkeit, daß man ſich das Verdienſt beilegt, ſie zurückberufen zu haben; allein es zeugt von Wahrheitsſinn und Beſcheidenheit, wenn man daſſelbe von ſich ablehnt.

Uns dünkt, daß ein Monarch auf die Treue eines Mannes bauen kann, der den Freimuth hat, ihm zu ſagen: „Ich habe lange Zeit gearbeitet, um Ihnen den Weg zum Thron zu verſchließen; vielleicht hätte er ſich

nie vor Ihnen geöffnet, wenn derjenige, deſſen Miniſter ich geweſen bin, klüger geweſen wäre; nun aber, da die Vorſehung Sie auf denſelben geſetzt hat, und da Sie glauben, daß ich beſſer als ein Andrer Ihnen beiſtehn kann, um Ihre Abſichten zu erfüllen und meinem Vaterland zu dienen, gehorche ich dem Geſetz der Pflicht. Ich weihe Ihnen meinen ganzen Eifer und alle meine Erfahrung, wie auch die Folgen davon für mich kommen mögen."

Digitized by Google

Jakob Necker.

Von

A. W. Schlegel.

Jakob Necker.

Jakob Necker ward den 1ſten Mai 1734 in Genf geboren, aus einem adlichen Geſchlecht, das urſprünglich im nördlichen Deutſchland zu Hauſe war. Frühzeitig, ſobald ſeine erſte Erziehung beendigt war, begab er ſich nach Frankreich, und widmete zwanzig Jahr ſeines Lebens dem Handel und dem Erwerb ſeines Vermögens. Die Republik Genf ernannte ihn zu ihrem Reſidenten in Paris; in dieſer Eigenſchaft kam er in Geſchäffts-Verhältniſſe mit dem Herzog von Choiſeul, und flößte dieſem Miniſter ausgezeichnete Hochachtung vor ſeinem Charakter und Wohlgefallen an ſeinem Geiſte ein. Da ihn die oſtindiſche Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, ſo ließ er über dieſen Gegenſtand im Jahr 1773 eine Schrift drucken, worin er die Wichtigkeit einer den Handel betreffenden Frage durch die Zierlichkeit und Reinheit der Schreibart hervorzuheben wußte. Im folgenden Jahr erhielt ſeine Lobrede auf Colbert den von der franzöſiſchen Akademie ausgeſetzten Preis. Condorcet, deſſen Gedanken ſchon damals auf die Freiheit gerichtet waren, machte es ihm zum Vorwurf, den Miniſter eines Deſpoten gelobt zu haben. Das zweite Werk Neckers, betitelt: Verſuch über den Getreidehandel und deſſen Geſetzgebung (Essai sur le commerce et la législation des grains), wurde von Turgot und den Oekonomiſten (Phyſiokraten) lebhaft angegriffen. Der Verfaſſer, wiewohl er im Allgemeinen den Grundſatz der Handelsfreiheit anerkannte, erklärte ſich dennoch für ei-

Digitized by Google

hierbei nicht genugſam bedacht, wie damals die Lage der franzöſiſchen Finanzen beſchaffen war; man hat vor allen Dingen vergeſſen, daß Necker nicht in neuen Auflagen, ſondern in bloßen Erſparniſſen die nöthigen Hülfsquellen zur Zahlung der Zinſen und zur allmähligen Tilgung der Capitale zu finden wußte.

Der Graf von Maurepas pflegte immer gegenwärtig zu ſeyn, wenn der König mit ſeinen Miniſtern arbeitete; ein Anfall vom Podagra hielt ihn einmal in ſeinem Hauſe zurück, und Necker benutzte dieſen Zeitpunct, um die Entlaſſung des Miniſters der Marine, Herrn von Sartines, deſſen Unfähigkeit und unordentliche Geſchäfftsführung dem Finanz-Miniſterium tägliche Verlegenheiten verurſachte, und die Ernennung des, eines ſolchen Vertrauens in jeder Hinſicht würdigen Marſchalls von Caſtries an ſeine Stelle zu bewirken. Der alte Höfling konnte es Neckern nie verzeihen, daß er einen unmittelbaren Einfluß auf den Geiſt des Königs ausgeübt hatte; von dieſem Augenblick an ward er ſein Feind, und ſpähte unabläſſig jede Gelegenheit aus, ihn mit Vortheil anzugreifen.

Unter den Verfügungen, welche Neckers erſtes Miniſterium bezeichnen, war die Einführung der Provincial-Verwaltungen eine der wichtigſten. Den Plan dazu hatte Turgot entworfen, allein Necker hatte zuerſt den Muth, ungeachtet des Widerſtands jeder Art, den er dabei erfuhr, die Sache ins Werk zu richten. Die Provincial-Verſammlungen waren dazu beſtimmt, die Auflagen unter die Zahlungspflichtigen zu vertheilen, und die Regierung über die örtlichen Verhältniſſe aufzuklären. Ein Viertel ihrer Mitglieder war aus der Geiſtlichkeit, ein andres Viertel aus dem Adel, und die Hälfte aus dem dritten Stand gewählt. Wenn es wahr iſt, daß die Völker einer fortſchreitenden Erziehung bedürfen um zur Freiheit zu gelangen, und daß man ihnen nur nach und nach alle Rechte zugeſtehen darf, auf deren Beſitz ſie Anſpruch haben, ſo war die Einrichtung der Provincial-Verſammlungen das geſchickteſte Mittel, Frankreich zu einer wahrhaft repräſentativen Verfaſſung vorzubereiten. Welche Wünſche indeß Necker in dieſer Hinſicht hegen mochte, man hat Urſache zu glauben, daß ſeine Abſicht damals weniger darauf ging, eine politiſche Reform herbeizuführen, als den Mißbräuchen der

der Verwaltung abzuhelfen und dem bedrängten Theil der bürgerlichen Geſellſchaft Linderung zu ſchaffen. Die drei unter dem erſten Miniſterium Neckers geſtifteten Provincial-Verſammlungen in Berry, Rovergue und dem Delphinat, brachten in kurzer Zeit die heilſamſten Wirkungen hervor.

Eine Schrift, worin Necker die Vortheile der Provincial-Verſammlungen entwickelte, und unter andern darthat, daß ſie in der Folge als ein Gegengewicht gegen den Widerſtand der Parlamente dienen könnten, wurde durch die Indiscretion eines Herrn vom Hofe öffentlich bekannt, und zog Neckern die Feindſchaft dieſer Gerichtshöfe zu, die er doch mehr geſchont hatte als irgend einer ſeiner Vorgänger im Miniſterium.

Das Recht der todten Hand, eins der beſchwerlichſten Lehnrechte, war in den Krongütern abgeſchafft. Mehr als dreihundert dem Hof und den Finanzen zur Laſt fallende überflüßige Aemter waren aufgehoben; die ſtrengſte Sparſamkeit führte bei allen Ausgaben den Vorſitz; das Deficit, das Necker im öffentlichen Schatz vorgefunden, war ausgefüllt; die Zinſen für ausgeliehene Gelder ſtanden niedriger als jemals; die ganze Einrichtung der Gefängniſſe und Hoſpitäler war verbeſſert. Necker wollte das franzöſiſche Volk zum Zuſchauer ſeines Werks haben, und wenn es nicht bei der Verwendung ſeiner Einkünfte zu Rathe gezogen war, wollte er, daß ihm wenigſtens die Ergebniſſe mitgetheilt würden. Ueberzeugt, daß die Oeffentlichkeit der Finanz-Verhandlungen die erſte Grundlage des Credits ſey, ließ er die Rechenſchaft über ſeine Verwaltung (Compte rendu) drucken, und legte darin das unverhoffte Reſultat eines Ueberſchuſſes der Einnahme über die Ausgabe von zehn Millionen dar. Der Eindruck, den dieſe Schrift machte, iſt unbeſchreiblich, und die öffentliche Dankbarkeit wurde dem Verfaſſer von allen Seiten auf die lebhafteſte Weiſe ausgedrückt.

Der Graf von Maurepas, eiferſüchtig über die allgemeine Volksgunſt, die Necker genoß, glaubte den vortheilhaften Augenblick zu Angriffen auf ihn gefunden zu haben. Er wußte, daß ſein Amtsgenoſſe um keine andre Belohnung als die des öffentlichen Beifalls bemüht war,

und daß ſeine Ruhmliebe bis zur äußerſten Empfindlichkeit über alle Aeußerungen der Meinung ging: er fing alſo an, heimlich Schmähſchriften gegen Necker verbreiten zu laſſen. Unter andern griff ein gewiſſer Bourboulon die Rechenſchaft in einer Schrift an, die zu erbärmlich war, als daß ſie eine Widerlegung verdient hätte. Necker, der vielleicht ſolche Gegner hätte verachten ſollen, beſorgte, daß ihre Schmähſchriften, wenn ſie das Anſehn hätten vom Hof begünſtigt zu werden, ſeine Mittel Gutes zu ſtiften vermindern möchten; er hielt es für nothwendig, daß der König durch irgend ein Zeichen ſeiner Gunſt jeder Vermuthung dieſer Art ein Ende machte. Er begehrte demnach für ſich den Sitz im Staatsrath, und verlangte, daß die Verfaſſer der Schmähſchriften aus dem Haus der Prinzen entfernt würden. Der Eintritt in den Staatsrath ward ihm, als Proteſtanten, verweigert, worauf er im Jahr 1781 ſeine Entlaſſung nahm. Necker hat ſich ſeitdem oft Vorwürfe darüber gemacht, daß er nicht gewartet, bis ihm der Tod des Grafen von Maurepas erlaubt hätte, bei Ludwig XVI. den entſchiednen Einfluß zu gewinnen, deſſen er bedurfte um ſeine Entwürfe für das gemeine Beſte durchzuführen, und man muß dieſes mit ihm bedauern. Denn man iſt berechtigt zu glauben, wenn er ſich in ſeinem Amt behauptet, und fortgefahren hätte für Frankreich allmählig alle die Vortheile zu gewinnen, welche nachher mit Gewalt errungen worden ſind, ſo würde die Revolution entweder gar nicht Statt gefunden, oder eine ganz andre Wendung genommen haben.

Neckers Entfernung aus dem Miniſterium ward in Frankreich als ein öffentliches Unglück betrachtet. Alle Städte: alle Corporationen beeiferten ſich um die Wette, ihm ihr Bedauern und ihre Bewundrung zu bezeugen. Joſeph II., Catharina II. *) und die Königin von Neapel trugen ihm an, ihn an die Spitze ihrer Finanzen zu ſtellen; allein er hatte zu viel Anhänglichkeit an Frankreich,

*) Wie die große Kaiſerin von Rußland über Neckers Verdienſte dachte, und mit welcher Theilnahme ſie ihn auf ſeiner politiſchen Laufbahn begleitete, das ſieht man am beſten aus ihren eigenhändigen Briefen an Hrn. Grimm, welche Frau von

um auf ſolche Vorſchläge einzugehen. Das erſte Werk, womit er ſich in ſeiner Zurückgezogenheit beſchäfftigte, war das über die Verwaltung der Finanzen: ein claſſiſches Buch in dieſem Fach, und das noch jetzt bei allen Berechnungen der Reichthümer Frankreichs zur Grundlage dient. Es erſchien im Jahr 1784, und achtzigtauſend Exemplare wurden in wenigen Tagen verkauft; niemals hatte ein ſo wiſſenſchaftlicher Gegenſtand eine ſolche unter allen Ständen verbreitete Neugierde erregt.

Die erſten Nachfolger Neckers waren zwei Parlaments-Räthe, Hr. Joly de Fleury und Hr. von Ormeſſon, deren Miniſterium nur als eine Art von Zwiſchenreich betrachtet werden kann, ſo groß war ihre Unwiſſenheit in den einzelnen Theilen der Verwaltung. Hierauf erſchien

---

Staël in einer Anmerkung zu dem Privatleben ihres Vaters hat abdrucken laſſen.

Petersbourg, du $\frac{10}{21}$ Juillet 1781.

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voilà un beau rêve que la France a fait, et une grande victoire pour ses ennemis. Le caractère de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car le Mémoire vaut bien le Compte Rendu. Le Roi de France a touché du pied à une grande gloire. *Nun das wird schon so bald nicht wieder kommen*, mais cela ne reviendra pas de sitôt. Il falloit à M. Necker une tête de maître qui suivit ses enjambées.

Petersbourg, du $\frac{11}{22}$ Juillet 1781.

La lettre que M. Necker vous a écrite m'a fait grand plaisir; je suis seulement fâchée qu'il ne soit plus en place. C'est un homme à qui le ciel a destiné la première place en Europe sans contredit pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

De Petersbourg, 8. *Novembre* 1784.

J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez-le de toute la mienne. On voit qu'il étoit à sa place et qu'il la remplissoit avec passion, il en convient lui-même. J'aime ce mot. *Ce que j'ai fait je le ferois encore.* Et on ne parle pas ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdûment, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de traverses.

Hr. von Calonne, deſſen thörichte Verſchwendung jenes berüchtigte Deficit herbeiführte, welches die Urſache oder wenigſtens die ſichtbare Veranlaſſung der Revolution ward. Er ſetzte während des Friedens das Syſtem der Anleihen fort, das Necker nur für den Krieg geſchaffen hatte; er begünſtigte den Luxus des Hofes, um mit Neckers ſtrenger Sparſamkeit einen Gegenſatz zu bilden, und verwickelte ſich dergeſtalt in den Folgen ſeiner Unordnung, daß er keine andre Ausflucht mehr ſah, als eine Verſammlung der Notabeln zuſammen zu berufen. (1787.) In der Berechnung der Finanzen, die er dieſer Verſammlung vorlegte, geſtand er ein Deficit von 56 Millionen ein, aber er behauptete, es ſey ſchon vorhanden geweſen, als ſich Necker aus dem Miniſterium zurückzog, und beſtritt die Richtigkeit der von dieſem abgelegten Rechenſchaft. Necker antwortete auf die Angriffe des Hrn. von Calonne durch eine Schrift, worin die geiſtvollſte Polemik die ſiegreiche Beweiskraft der Gründe anziehend hervorhebt. Die Gültigkeit dieſer Antwort wurde bald, ſowohl von der öffentlichen Meinung als von der Verſammlung der Notabeln anerkannt, und Calonne's Entlaſſung ward unvermeidlich. Bevor Necker ſeine Widerlegung bekannt machte, hatte er ſie dem König vorgelegt und die Erlaubniß begehrt, ſie drucken zu laſſen. Von Seiten eines Privatmanns, wie es Necker damals war, konnte dies Anſuchen nur als eine ehrerbietige Höflichkeitsbezeugung gegen den König betrachtet werden, und es wäre verkehrt, ihm einen ernſthaften Vorwurf daraus zu machen, daß er, ungeachtet der Gegenvorſtellungen Ludwigs XVI., bei der Meinung verharrte, die Ehre mache es ihm zur Pflicht ſeine Vertheidigung bekannt zu machen. Wie dem auch ſey, er wurde bald darauf zwanzig Meilen weit von Paris verbannt, wo jedoch die ausgezeichnetſten Zeugniſſe der öffentlichen Gunſt, welche er erhielt, ihn über dieſe augenblickliche Ungnade leicht beruhigen konnten. Nach Herrn von Calonne's Verabſchiedung wollte der König Neckern zurückberufen, allein der Baron von Breteuil hielt ihn davon ab, und die Verwaltung der Finanzen wurde Herrn von Fourqueux, einem alten Staatsrath, übertragen, der bald ſeine vollkommne Unfähigkeit einſah, und dem Erzbiſchof von Sens, Herrn von Brienne, Platz machte, welchen die Königin beſchützte. Die von dem neuen Miniſter vorgeſchlagne Auflage des Stempel-

papiers wurde vom Parlament verweigert; man verbannte das Parlament, und wollte an deſſen Stelle einen aus Adlichen und Geiſtlichen beſtehenden oberſten Gerichtshof (cour pléniere) ſetzen; aber die öffentliche Meinung lehnte ſich nachdrücklich hiegegen auf, und bald ward eine Zuſammenberufung der Reichsſtände die allgemeine Loſung. Der Erzbiſchof von Sens war genöthigt, ſie im Namen des Königs auf den Monat Mai des Jahres 1789 zu verſprechen.

Es geſchah im Monat Auguſt des vorhergehenden Jahrs, daß die Gewalt der öffentlichen Stimme Neckers zweite Berufung zum Miniſterium erlangte. Er hatte ſo eben in ſeiner Entfernung von den Geſchäfften ſein Werk über die Wichtigkeit der religiöſen Meinungen herausgegeben, worin die reinſte Sittenlehre in der edelſten Schreibart geprediget wird. Im Jahr 1781 hatte er das Miniſterium mit Bedauern verlaſſen, jetzo trat er mit Bekümmerniß wieder ein. Als man ihm ſeine Ernennung meldete, rief er aus: „Warum hat man mir nicht die funfzehn Monate des Erzbiſchofs gegeben? Aber jetzt iſt es zu ſpät." Necker fand den öffentlichen Schatz erſchöpft, die Staatspapiere im Werth geſunken, ſo daß ſie eines Morgens nur auf 30 Procent ſtiegen. Bald boten ſich Capitale von allen Seiten an; die Verbannten wurden zurückberufen, die wegen politiſcher Meinungen Verhafteten wurden in Freiheit geſetzt: allein die Gährung der Gemüther war ſchon allzu heftig, als daß es in menſchlichen Kräften geſtanden hätte, ſie zu meiſtern.

Die ariſtokratiſche Partei hat Neckern beſonders daraus einen ſchweren Vorwurf gemacht, daß er bei der Verſammlung der Reichsſtände dem dritten Stand die gleiche Zahl von Repräſentanten gegeben, wie den beiden übrigen Ständen zuſammen. Aber, einmal angenommen, daß die Verdoppelung der Abgeordneten des dritten Standes nicht eine Pflicht gegen die Nation geweſen wäre, ſo wäre es dennoch ungerecht, Neckern wegen einer Maaßregel anzuklagen, welche ſo gebieteriſch von der öffentlichen Meinung gefodert ward, daß aller Widerſtand in dieſer Hinſicht nur die verderblichſten Folgen hätte nach ſich ziehen können. Selbſt das Parlament von Paris, der eifrigſte Vertheidiger des alten Herkommens, war ge-

zwungen geweſen einzugeſtehn, daß in dieſem Stück die ehemaligen Gebräuche nicht zur Richtſchnur dienen dürften. Das Einzige, was man Neckern vernünftiger Weiſe vorwerfen kann, iſt, daß er von Neuem die Verſammlung der Notabeln berief, und daß er nachher einen Entſchluß faßte, welcher der Entſcheidung der großen Mehrheit ihrer Bureaux entgegengeſetzt war. Man weiß daß das Bureau, bei welchem Monſieur, jetzt Ludwig XVIII., den Vorſitz führte, das einzige war, welches ſich für die Verdoppelung erklärte. Aber war es vorauszuſehn, daß eben dieſelbe Verſammlung, die unter dem Miniſterium des Hrn. von Brienne ſich ſo eifrig für das Beſte der Nation verwendet hatte, ſich bald nachher ſo hartnäckig in Vertheidigung ihrer eignen Privilegien zeigen würde?

Die Entſcheidung des Staatsraths vom 27ſten December 1788, worin Ludwig XVI., außer der verdoppelten Stellvertretung des dritten Standes, aus eigner, freier Bewegung die Abſtellung der verſiegelten Briefe (lettres de cachet) und die periodiſche Zuſammenberufung der Reichsſtände verſprach, erregte einen allgemeinen Enthuſiasmus, und der Miniſter, der ſolche Beſchlüſſe angerathen hatte, gelangte auf den Gipfel der Popularität.

Demungeachtet wurde Neckers Lage in Kurzem ſehr ſchwierig; er ſah die unwiderſtehliche Gewalt der öffentlichen Meinung, und fühlte, die einzige Weiſe ſie zu lenken ſey, daß der König ſich ſelbſt in vollem Ernſt an die Spitze der Volksbewegung ſetzte, und im voraus der franzöſiſchen Nation die Vortheile zugeſtände, die ſie ihm ſpäterhin mit Gewalt entreißen würde. Ludwig XVI. blieb nicht lange dieſer Richtung getreu: Necker war das ſcheinbare Haupt des Miniſteriums, aber alle Schritte des Hofes wurden durch einen geheimen Rath, und insbeſondre durch den Baron von Breteuil geleitet. Wenn Necker nur den Ehrgeiz gehabt hätte, mächtig zu ſeyn, ſo gab es keine Höhe, auf welche ihn nicht die Volksgunſt, deren er genoß, hätte emportragen können; allein er machte es ſich zur Pflicht, dem König dieſe Volksgunſt aufzuopfern, und ſelbſt dieſe ſchmerzlichſte aller Aufopferungen wurde bald fruchtlos.

Am 5ten Mai 1789 hatte die Eröffnung der Reichsſtände Statt. Necker beſchränkte ſich in ſeiner Rede darauf, den Zuſtand der Finanzen zu entwickeln, die nöthigen Verbeſſerungen anzudeuten, und die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten darzulegen. Der dritte Stand war unzufrieden damit, daß er ſich auf die Prüfung der Verfaſſung nicht eingelaſſen hatte, und die privilegirten Stände, welche mit Erſtaunen ſahen, was er in den acht Monaten ſeines neuen Miniſteriums für die Herſtellung der Finanzen geleiſtet hatte, rückten ihm die Berufung der Reichsſtände als überflüſſig vor. Aber war es möglich, ſich von dem feierlichen Verſprechen des Königs loszuſagen, wiewohl es unter dem Miniſterium des Erzbiſchofs von Sens gegeben war?

Schon ehe die Stellvertreter des dritten Standes ſich für eine National-Verſammlung erklärten, hatte Necker dem König zu erkennen gegeben, es ſey nothwendig, daß die drei Kammern über alles die Auflagen Betreffende ſich gemeinſchaftlich beriethen, und daß die Abgeordneten einzeln abſtimmten, wobei man dann die Berathung nach Ständen für die beſondern Intereſſen und Vorrechte jedes Standes beibehalten, und auf den nächſten Reichstag die Eintheilung in zwei Kammern ankündigen möchte. Der Entwurf Neckers für die königliche Sitzung vom 23ſten Junius war auf dem Punct durchzugehen, als die Königin Alles rückgängig machte. Neue Mitglieder wurden in den geheimen Rath aufgenommen, und ſtatt ſeines Entwurfs ward eine Erklärung gutgeheißen, die in einem ganz verſchiednen Geiſt abgefaßt war, wiewohl ſich hie und da Einiges von ſeinen Gedanken wiederfand. Der König fing damit an, alle bisherigen Beſchlüſſe der National-Verſammlung umzuſtoßen. Die Wirkung einer ſolchen Erklärung war leicht vorauszuſehn; Necker widerſetzte ſich bis auf den letzten Augenblick, und um ihr nicht eine ſcheinbare Billigung zu geben, nahm er ſeine Entlaſſung. Die unvorſichtig eingeſchärften Befehle des Königs blieben ohne Wirkung bei der Verſammlung; die Königin, in Schrecken geſetzt durch die Volksbewegung, welche ſich kund gab, bat noch an demſelben Tage Neckern, ſeine Stelle wieder anzunehmen, indem ſie ihm ſagte, die perſönliche Sicherheit des Königs hänge davon ab, und ver-

ſprach, fernerhin keinen andern Rathſchlägen als den ſeinigen Gehör zu geben. Die Nachricht von Neckers Wiedereintritt in das Miniſterium wurde in Verſailles mit Jubelgeſchrei aufgenommen, die Abgeordneten begaben ſich in Menge zu ihm. Vielleicht wäre es damals noch Zeit geweſen, der Regierung das Anſehn wieder zu ſichern, das der König ſo unvorſichtig gefährdet hatte. Necker gab den einzigen Rath, der heilſam ſeyn konnte: der König befahl den beiden privilegirten Ständen, ſich mit der National-Verſammlung zu vereinigen, und dieſe Vereinigung, wiewohl man ſich mit Widerwillen und erſt nach einer vorläufigen Proteſtation des Adels dazu verſtand, brachte noch eine wohlthätigere Wirkung hervor, als man es hoffen durfte. Necker hatte mit Nachdruck vorgeſtellt, wie unvorſichtig es wäre, auf Paris Truppen anrücken zu laſſen, deren man nicht ſicher ſeyn könnte. Seine Vorſtellungen wurden nicht gehört; er ſah ſehr wohl, daß der Hof ſich wieder vom Baron Breteuil leiten ließ, und daß der König nur noch der Form wegen mit ihm von Geſchäfften redete. Endlich am 11ten Julius erhielt Necker einen Verbannungs-Befehl. Der Baron von Breteuil, der Neckers unermeßliche Popularität kannte, und wußte, daß er ſich nur in Paris zeigen dürfte, um das Volk zu ſeinen Gunſten in Bewegung zu ſetzen, hatte vorgeſchlagen, ihn zu verhaften; aber der König ſelbſt ſagte, er ſey verſichert, Necker werde gewiſſenhaft gehorchen. Welch ehrenvolles Zeugniß für ſeinen Charakter! Necker reiſte in größter Eile von Paris ab; er floh vor dem Triumph, den ihm die Liebe und Verehrung des Volks bereitete, wie man es vor einer Verfolgung thun würde, und fuhr bis nach Brüſſel ohne ſich aufzuhalten. Während der zehn Monate ſeiner Verwaltung hatte er ſich unaufhörlich damit beſchäfftigt, dem Unglück einer Hungersnoth vorzubeugen, womit Frankreich bedroht war. Das Handelshaus der Herren Hope in Amſterdam hatte nicht anders, als unter ſeiner perſönlichen Gewährleiſtung, es übernehmen wollen, Paris mit Getreide zu verſorgen, und er hatte ihnen als Bürgſchaft die zwei Millionen ſeines Vermögens angeboten, welche im königlichen Schatz niedergelegt waren. Sogleich nach ſeiner Ankunft in Brüſſel war ſeine erſte Sorge, an die Herren Hope zu ſchreiben, daß er ungeachtet ſeiner Verbannung ſeine Bürgſchaft nicht zurücknehme.

Als ſich die Nachricht von Neckers Abreiſe in Paris verbreitete, ſo wurden alle Schauſpiele geſchloſſen, wie bei einem öffentlichen Unglücksfall; das ganze Volk der Hauptſtadt griff zu den Waffen, und das erſte Zeichen der National-Vereinigung, welches man aufſteckte, war eine grüne Cocarde, zu Ehren Neckers, deſſen Farbe dies war. Der Graf von Lally-Tolendal ſchilderte in einer Rede voll der hinreißendſten Beredſamkeit alle Verdienſte Neckers um Frankreich, und ſchlug der National-Verſammlung vor, bei dem König um ſeine Zurückberufung anzuhalten. In Baſel erhielt Necker die Briefe des Königs und der Verſammlung, und entſchloß ſich, wiewohl gegen ſeine Neigung, nach Frankreich zurückzukehren. Ein Brief an ſeinen Bruder, welchen Frau von Staël in der Geſchichte ſeines Privatlebens hat abdrucken laſſen, beweiſt, daß er, weit entfernt ſich mit Stolz des Triumphs ſeiner Popularität zu erfreuen, nichts als Traurigkeit empfand, indem er ſich wieder an die Spitze der Geſchäffte ſtellte. „Nur um den innern Vorwurf zu vermeiden, als habe ich nicht Alles verſucht, gehorche ich den Befehlen des Königs; aber die Zeit Gutes zu ſtiften iſt vorüber.“

Die Reiſe Neckers nach Paris war eine Art von Triumphzug. Die Städte und das Landvolk empfingen ihn mit Jubelgeſchrei; man ſpannte ſeine Pferde aus, um den Wagen zu ziehen. Unterwegs ließ er verſchiednen Perſonen Päſſe ertheilen, die das Volk auf ihrer Flucht aufhalten wollte; er rettete Herrn von Beſenval das Leben, indem er es auf ſich nahm, den Befehl, ihn nach Paris zu bringen, zu widerrufen. Am nächſten Tag nach ſeiner Ankunft begab er ſich nach dem Rathhaus der Stadt, um den neuen Obrigkeiten ſein Verfahren zu erklären; durch die rührende Beredſamkeit ſeiner Rede erlangte er das Verſprechen einer Amneſtie für das Vergangne, und der Ausſöhnung für die Zukunft; und die Worte: Amneſtie! und: Es lebe Necker! ertönten auf dem ganzen Platze.

Dieſe ſchöne Volksbewegung war von kurzer Dauer. Schon Tags darauf war Mirabeau bemüht, ſie durch ſeine Reden bei den Sectionen zu vernichten, und die Erklä-

rung der Amneſtie ward widerrufen. Von dieſer Zeit bis zu ſeiner Entfernung wandte Necker alle ſeine Beſtrebungen an, um das Anſehn des Königs zu ſtützen, ohne daß er auch nur einen Augenblick angeſtanden hätte, ihm ſeine Popularität aufzuopfern. Die engliſche Verfaſſung, der Gegenſtand aller Wünſche für Frankreich, hätte vielleicht noch während der zwei ruhigen Monate nach dem 14ten Julius eingeführt werden können, wenn die rechte Seite der Verſammlung ſich durch ſeinen Rath hätte leiten laſſen, ſtatt auf die übertriebenſten Vorſchläge der Demokratie einzugehn, in der Hoffnung, das Uebermaaß der Verwirrung werde zur Gegenrevolution führen; aber es gab keine Partei, mit welcher die franzöſiſchen Ariſtokraten nicht eher bereit geweſen wären einen Vergleich zu ſchließen, als mit der Partei der uneigennützigen Freunde einer verfaſſungsmäßigen Freiheit.

Frankreich litt an allen Uebeln der Theurung; der Schatz war erſchöpft. Necker ſchlug eine Anleihe auf fünftehalb Procent Zinſen vor, die National-Verſammlung ſetzte die Zinſen auf vier Procent herab, und dadurch ſchlug die ganze Sache fehl. Man mußte zu patriotiſchen Geſchenken ſeine Zuflucht nehmen, und Necker, nicht zufrieden, während ſeines erſten Miniſteriums ſein Gehalt ausgeſchlagen zu haben, gab zuerſt das Beiſpiel, von ſeinem Vermögen hunderttauſend Franken anzubieten.

Die Schriften, welche er während ſeines zweiten Miniſteriums ſowohl dem König als der Verſammlung vorlegte, enthalten Anſichten voll ächter Weisheit, mit eben ſo viel Scharfſinn als Nachdruck ins Licht geſetzt. Bei der Streitfrage über das blos aufſchiebende Veto, ſchlug er als eine vermittelnde Auskunft vor, daß der König es während dreier Legislaturen erneuern könnte. Die öffentliche Meinung hatte ſich ſchon entſchieden gegen das abſolute Veto erklärt, und überdies wär' es unvorſichtig geweſen, das Anſehn des Königs im Kampf gegen eine einzige Kammer von Repräſentanten auf's Spiel zu ſetzen. In Betreff der Erklärung der Volksrechte rieth er dem König, ihr nicht eher ſeine Beiſtimmung zu geben, als

bis ihre Grundſätze auf eine Verfaſſung angewandt ſeyn würden. Bald darauf verſetzte die Revolution vom 6ten October die Verſammlung nach Paris, und machte es den Miniſtern durchaus unmöglich, der herrſchenden Partei zu widerſtehn.

Im Jahr 1790 lehnte ſich Necker gegen die Abſchaffung der Titel auf, nicht aus Widerſpruch gegen irgend eine liberale Theorie, ſondern nach einer richtigen Schätzung der Triebfedern, welche auf die menſchliche Einbildungskraft wirken, und deren keine in der Regierung eines Staats verabſäumt werden darf. Da der König dennoch den hierauf bezüglichen Beſchluß der Verſammlung beſtätigte, ſo hatte Necker den Muth, ſeine Meinung bekannt zu machen, wie ſehr ſie auch mit den Leidenſchaften des Augenblicks im Widerſpruch ſtehen mochte.

Die Abſchaffung aller Privilegien der Stände und Provinzen, die Eintheilung Frankreichs in Departemente, die gleichförmige Vertheilung aller Auflagen, Alles dies hatte ohne Zweifel den National-Reichthum vermehrt. Aber bis eine neue Einrichtung der Verwaltung an die Stelle des umgeſtürzten Gebäudes getreten war, konnt' es an zahlloſen Verlegenheiten in den Finanzen nicht fehlen. Um ihnen abzuhelfen ſetzte die National-Verſammlung eine Maaßregel ins Werk, welche die ſtrenge Gerechtigkeit nicht gut heißen konnte: die Vereinigung der Güter der Geiſtlichkeit mit den Staatsdomänen. Necker beſtritt dieſe Maaßregel; er konnte zwar nicht wünſchen, daß die Geiſtlichkeit fernerhin einen abgeſonderten Körper im Staat bildete, und ſich in allen ihren Reichthümern und Vorrechten behauptete; er ſah in der That die Geiſtlichen nur als Nutznießer von Einkünften an, wovon das Capital der Nation angehörte; allein er fand es ungerecht, ſie ohne eine billige Vergütung außer Beſitz zu ſetzen, und wollte, daß die Vereinigung mit den Staatsdomänen nur allmählig, nach dem Abſterben der mit den Beneficien Beliehenen, vorgenommen würde. Er lehnte ſich nachdrücklich dagegen auf, daß man die ungeheure Summe von 1800 Millionen Aſſignaten in Umlauf ſetzen, und beſonders,

daß man ihnen einen gezwungnen Curs geben wollte. Er ſagte in einer eindringlichen Schrift alle die Uebel voraus, welche dieſe Maaßregel nach ſich ziehen würde: die Unſittlichkeit der Agiotage, den unvermeidlichen Fall des Papiergeldes, den geringen Preis, wofür die Nationalgüter verkauft werden würden.

Mit welcher edelmüthigen Hingebung ſich auch Necker der Vertheidigung des königlichen Anſehns widmen mochte, ſo war er doch weit entfernt, das vollkommne Vertrauen Ludwigs XVI. zu beſitzen. Die Ariſtokraten vergaßen den Muth, womit er ſie gegen die Volkspartei in Schutz genommen hatte; ſie verziehen ihm nicht das unerlaßliche Verbrechen, die Freiheit zu lieben. Schon damals, wie jetzt, ſuchten ſie ihre Stütze in der Gewalt fremder Waffen und riethen dem König, ohne Prüfung alle Beſchlüſſe der National=Verſammlung zu beſtätigen, bis zu dem Augenblick, wo er außerhalb Frankreich wär, und Alles widerrufen könnte. Auf der andern Seite fing die Partei der Jacobiner an, in der Verſammlung die herrſchende zu werden; Mirabeau ſelbſt ſah ſich in der Minorität. Bei einer ſolchen Lage der Sachen konnte Necker nicht mehr hoffen, irgend etwas Gutes zu ſtiften; kein Pflichtgefühl legte ihm die Nothwendigkeit auf im Amt zu bleiben, und er begehrte ſeine Entlaſſung. Aber aus einem Uebermaaß zarter Gewiſſenhaftigkeit ließ er die zwei niedergelegten Millionen im königlichen Schatz, ſey es, um ein Pfand ſeiner Verwaltung zu hinterlaſſen, ſey es, um nicht durch ein Beiſpiel des Mißtrauens der Maaßregel der Aſſignate als Privatmann zu ſchaden, die er als Miniſter nachdrücklich beſtritten hatte.

Necker verließ Paris am 8ten September 1790, um über Baſel nach der Schweiz zurückzukehren, und auf eben dem Wege, den er ein Jahr zuvor wie im Triumph durchzogen hatte, fand er alle Gemüther durch die Heftigkeit der revolutionären Parteien entfremdet. Von dem Volk in Arcis ſur Aube aufgehalten, war er genöthigt an die National=Verſammlung zu ſchreiben, um die erforderlichen Befehle zur Fortſetzung ſeiner Reiſe auszuwirken.

und den der einen und untheilbaren Republik; und er ſcheint zu beweiſen, daß der letzte dieſer Plane der einzige auf die damalige Lage Frankreichs anwendbar ſey. Wenn man unter Neckers Schriften nur dieſe allein läſe, ſo könnte man glauben, ſeine Meinungen hätten ſich zur Demokratie hingeneigt; wenn man ſie aber mit den vorhergehenden vergleicht, ſo wird man ſich überzeugen, daß ſeine Gründe zu Gunſten der Republik hauptſächlich zum Angriff gegen die monarchiſchen Anſchläge des erſten Conſuls dienen. Buonaparte wurde durch die Bekanntmachung dieſes Buchs heftig gereizt, er hatte Frau von Staël in Verdacht mit daran gearbeitet zu haben, und von dieſer Zeit ſchreibt ſich die Verfolgung her, der ſie eine Reihe von Jahren hindurch ausgeſetzt war, weil ſie den von ihrem Vater ererbten Grundſätzen der Freiheit unverbrüchlich getreu blieb.

Necker ſtarb zu Genf am 9ten April 1804 im 70ſten Jahr; er genoß bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens der vollen Thätigkeit ſeiner Geiſteskräfte, welche das Alter eher erhöht, als vermindert hatte. Alle, welche ihn beſonders während der letzten Jahre gekannt haben, ſind überzeugt, daß er im Privatleben der ſittlichen Vollkommenheit ſo nah kam, als es nur irgend einem Menſchen möglich iſt. Der Verluſt ſeiner Frau, die kurz nach ſeiner Rückkehr in die Schweiz ſtarb, war ein Unglück für ihn, worüber er ſich lange nicht tröſten konnte. Nachher wurde die Anhänglichkeit an ſeine Tochter ſein vorwaltendes Gefühl; und die vollkommne Innigkeit, die zwiſchen ſo ausgezeichneten Gemüthern Statt fand, macht beiden gleiche Ehre.

Nach ſeinem Tode gab Frau von Staël zuſammen in Einem Bande abgerißne Gedanken ihres Vaters heraus, welche einen Begriff von der Anmuth ſeines Geiſtes im mündlichen Geſpräch geben können; dann eine Hervorbringung ſo verſchiedner Art von ſeinen übrigen Schriften, daß ſie eine beſondre Aufmerkſamkeit verdient. Es iſt eine wahre Geſchichte als Novelle behandelt, worin Necker kurz vor ſeinem Tod die Liebe zweier Gatten mit

einer Lebhaftigkeit des Gefühls ſchilderte, welche die jugendlichſte Einbildungskraft beweiſt. Dieſe nachgelaſſenen Schriften ihres Vaters hat Frau von Staël mit einer Schilderung ſeines Privatlebens begleitet, worin die Trauer über ſeinen Verluſt mit der tiefſten Wahrheit des Gefühls ausgedrückt iſt.

Coppet im Juny 1816.

Angelica Catalani.

Von

G. L. P. Sievers.

Digitized by Google

Digitized by Google

Angelica Catalani.

Der Augenblick, wo Madame Catalani ihr ſeltnes Talent auch in Deutſchland zu bekunden im Begriff iſt, ſcheint mir der paſſendſte, um von ihr ſelbſt und ihrer Künſtlerſchaft in dieſen Blättern zu ſprechen. Meine Abſicht iſt, dabei ausführlicher und gründlicher zu verfahren, als gewöhnlich in Journalen und Zeitungen geſchieht, wo man ſich meiſtens auf einen allgemeinen Lobſpruch oder Tadel beſchränkt. Da Madame Catalani den ausgebreitetſten Ruf als Sängerin hat, ſo will ich ſie zwar zunächſt in dieſer Eigenſchaft beurtheilen; aber ich will dabei nicht ſtehen bleiben, ſondern auch von ihr ſprechen als Schauſpielerin und überhaupt als Künſtlerin, um den Platz zu beſtimmen, auf welchem ſie vermöge der Geſammtheit ihres Künſtlerthums in dem Gebiet der Kunſt ſteht.

Die witzelnde, nur an der Oberfläche hinſtreifende Kritik der franzöſiſchen Journaliſten iſt einer gründlichen Beurtheilung dieſer allerdings einzigen und wunderbaren Frau durch allerlei Phraſen ausgewichen, unter welchen eine der ſchimmerndſten iſt: die Catalani ſey nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen. Aber wenn es auch wahr iſt, daß durch bloße Vergleichung mehrerer Kunſttalente unter einander wenig gewonnen wird, und ein ſo unfruchtbares Beſtreben am füglichſten unterlaſſen wird, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß es in der Kunſtwelt ein Ideal gibt, nach welchem, da es höher als jede Kunſtleiſtung ſteht, eine ſolche allerdings beurtheilt werden kann und

muſs, daſs ohne ein ſolches Ideal jedes Urtheil nur bezugsweis auf etwas ſelbſt Unbeſtimmtes und Schwankendes ausgeſprochen werden kann. Damit glaube ich den Geſichtspunct hinlänglich bezeichnet zu haben, aus welchem ich alle die Bemerkungen, welche ich über die künſtleriſche Individualität dieſer berühmten Frau hier vorlegen will, angeſehen wünſche.

Zunächſt einige Worte über ihre phyſiſche Perſönlichkeit. Sie werden um ſo mehr hier am rechten Orte ſeyn, als es nicht nur ſchon an und für ſich intereſſant iſt, ſich von berühmten Perſonen vermittelſt einer treuen Beſchreibung ein möglichſt lebendiges Bild entwerfen zu können, ſondern im gegenwärtigen Fall eine ſolche Skizze zu den intereſſanteſten philoſophiſchen und artiſtiſchen Bemerkungen Anlaſs geben wird.

Obgleich im Kirchenſtaate, alſo im Herzen eines Landes geboren, welches ſeinen Einwohnern einen ſo unverkennbaren Stempel nationeller Körperbildung aufdrückt, zeigt die Geſtalt dieſer Sängerin durchaus keine jener Umriſſe und Formen, welche wir wohl ſonſt an Römerinnen wahrzunehmen gewohnt ſind. Madame Catalani iſt mehr klein, zierlich, mit einem Wort mehr nordiſch geformt; von der groſsen, kräftigen Geſtaltung des Südens findet ſich keine Spur. Kaum hat ihre Phyſiognomie in dem mehr groſsen als kleinen Auge einen Zug ſüdlicher Abſtammung offenbart, als ſie plötzlich im übrigen untern Theil des Geſichts die tiefe, gleichſam plaſtiſche Einheit des Auges mit jener zerſplitterten Vereinzelung der Züge, die den nordiſchen Geſichtern eigen iſt, und in welchen ſich der Verſtand ankündigt, zu vertauſchen ſtrebt. Dieſes Gemiſch ſüdlicher und nordiſcher Züge würde dem ohnehin zuſammengedrungnen Geſichtsumriſs, dem die freie Entfaltung, welche an der griechiſchen Bildung entzückt, fehlt, alles Wohlgefällige und Intereſſante rauben, wenn nicht dieſer Mangel an regelmäſsiger Schönheit durch die reichlichen Gaben der Grazien erſetzt würde. Daher geſchieht es denn auch, daſs die Männer, Anmuth und Schönheit verwechſelnd, den Reizen der Catalani mit Enthuſiasmus huldigen, während die unparteiiſchere Frauenwelt mit Recht den einmüthigen Ausſpruch thut, daſs ſie nicht ſchön, ja kaum hübſch ſey.

Jene ſo eben angedeutete Verſchmelzung des Südens und Nordens verbreitet ſich über die ganze Körperphyſiognomie der Catalani, und iſt in ihr als wahrhaft vollendet zu betrachten. Unverkennbar drückt ſie ſich ſelbſt im Gang aus, welcher phantaſtiſch-kräftig und im Sinn der Römerin auftritt, aber in der zerſtückelten, ſchwankenden, witzig-verſtändigen Sitte der Franzöſin endet. Ueberall offenbart ſich dieſer vollendete Conflict, der in der ganzen phyſiſchen Perſönlichkeit ein Ganzes hervorbringt, das bei ſeiner heterogenen Zuſammenſetzung zwar nicht dem Kunſtſinn, wohl aber den witzig-verſtändig gebildeten Geiſtern ein Gnüge leiſtet, wovon es wenige Beiſpiele geben möchte, und das ſich ſchon bei der perſönlichen Erſcheinung der Künſtlerin durch lauten Beifall zu erkennen gibt.

Es iſt nicht erſt ſeit heute bemerkt worden, daß zwiſchen Körper und Geiſt eine Wechſelwirkung Statt finde, eine Wirkung, die in demſelben Grade wiederzugeben ſcheint, in welchem ihr ſelbſt gegeben wird, weshalb auch allen phyſiognomiſchen Syſtemen eine unwandelbare Wahrheit zu Grunde liegt. Aber ich gehe noch weiter, und behaupte, daß eine ſolche Wechſelwirkung zwiſchen Körper und Geiſt ſich nicht allein moraliſch, ſondern auch in den künſtleriſchen Anlagen des Menſchen offenbart. Dies zeigt ſich auf eine eminente Weiſe bei der Catalani, deren künſtleriſche Bildung als Sängerin und Schauſpielerin ebenfalls eine Zuſammenſetzung aus Romantiſchem und Witzigem iſt.

Fragen wir nun, wie aus dieſen verſchiedenartigen Theilen ein künſtleriſches Ganzes hervorgehen ſolle, ſo müſſen wir freilich antworten, daß dies nicht möglich ſey. Denn die wahre Kunſt will nur das Eine und Ganze, welches aus einer ſo innigen Zuſammenfügung völlig gleichartiger Theile entſteht, daß dieſe durchaus aufhören, als einzelne Theile hervorzuragen. Den höchſten Kunſtfoderungen kann daher auch in der Catalani durch die Verſchmelzung des Romantiſchen und Witzigen nicht vollkommen genügt werden.

Anders aber iſt es, wenn wir an die Stelle des wahren Künſtlers, der, wie er ſelbſt durch Anſchauung Genuß gewährt, auch wieder durch bloße Anſchauung genie-

ßen will, den Kritiker ſetzen, der nicht unmittelbar durch Anſchauung, ſondern mittelbar durch die Reflexion genießen will. Seinem Geiſt gibt jedes künſtleriſche Streben Nahrung; er will, um ſich zu intereſſiren, kein vollendetes Kunſtwerk. Daher kommt es denn auch, daß die Catalani, ohne in irgend einer Gattung — eine einzige ausgenommen, von der ſpäter die Rede ſeyn wird — etwas wahrhaft Vollendetes zu leiſten, aber auch eben ſo entfernt von dem eigentlich Verfehlten, dem Kritiker einen ausnehmenden Reiz gewährt, indem ſie unaufhörlich ſeine Aufmerkſamkeit feſſelt und ſeine Thätigkeit anregt. Der große Haufe aber, den alles Mechaniſche, beſonders wenn es, wie bei der Catalani, faſt vollendet erſcheint, vorzugsweis anſpricht, findet in ihr eine nie empfundne Befriedigung.

Betrachten wir Madame Catalani zuvörderſt als Sängerin, ſo muß natürlich zuerſt von ihrer Stimme die Rede ſeyn. Auch in ihr iſt eine Verbindung von ſüdlicher, gleichſam materieller Fülle, und nordiſchem geiſtigen Metallton vorhanden. Ihre Stimme iſt weder eigentlich kräftig ſonor, wie die italieniſchen Organe, noch durchaus ſilbertönend, wie die deutſchen; ja dieſe Stimme offenbart ſogar dann und wann ein gewiſſes Etwas, das gerade im umgekehrten Verhältniß zu dem ſteht, was ſonſt wohl den Charakter einer vollendeten Reinheit der Stimme ausmacht, ein Etwas, das dem Ohr einen wunderbaren Reiz gewährt, da es als eine Unregelmäßigkeit oder Unvollkommenheit neben ſo großen Vollkommenheiten ſteht.

Was den Umfang ihrer Stimme betrifft, ſo iſt, da an und für ſich darauf nichts ankommt, ſo viel ich weiß, nie öffentlich davon die Rede geweſen. Erſtaunen dürfte aber das große Publicum, wenn es erfährt, daß dieſer Umfang ausnehmend beſchränkt iſt. Ich habe zu wiederholtenmalen gehört, daß ſie in dem bekannten Duett im Fanatico per la musica, wo ihr der Vater die Scala zu ſingen befiehlt, ſchon bei dem Ton f in der einmal geſtrichnen Octave die ſonore Bruſtſtimme mit einer weit untergeordneten Kopfſtimme vertauſchte. Dieſer Unterſchied wurde hier um ſo auffallender, als ſie hier in gehaltenen Noten ſingen mußte. Die Töne bis zu b, h ſingt ſie im lang=

langſamen Zeitmaaß, wo ſie folglich jedem derſelben eine Quantität geben muß, ſchon mit großer Anſtrengung, und c. kann kaum noch verſtändlich und in einer geſchwinden Verzierung von ihr angegeben werden. Wenn demnach Pariſer Journaliſten von ihr verlangen, ſie ſolle Mozartſche Muſik ſingen, ſo verrathen ſie dadurch eben ſo große Unbekanntſchaft mit dem Weſen dieſer Muſik, als mit der Stimme der Catalani. Eine Königin der Nacht, eine Conſtanze, eine Donna Elvira u. ſ. w. zu ſingen, iſt ihr phyſiſch unmöglich. Dies iſt auch der Grund, warum ſie ſtets lieber ſolche Muſik, die eigens für ſie componirt worden, als die Muſik fremder Componiſten wird ſingen wollen. Eines noch andern Umſtands, der ſie außer Stand ſetzt, nicht allein Mozartſche, ſondern überhaupt alle eigentlich deutſche Muſik zu ſingen, werde ich noch in der Folge erwähnen. Den beſchränkten Umfang der Stimme theilt übrigens die Catalani, wie muſicaliſchen Litteratoren nicht unbekannt ſeyn wird, mit vielen berühmten Sängerinnen. Die Fauſti, Haſſe's Gattin, konnte das einmal geſtrichne g nicht mehr ſingen, und der Todi war es bei der ungewöhnlichen Stärke und Kraft ihrer von Natur ebenfalls beſchränkten Stimme nur durch große Anſtrengung und Uebung gelungen, ſich eine bedeutende Höhe zu verſchaffen.

In Anſehung der Extenſivität darf die Stimme der Catalani mit der Stimme einer Todi oder Mara nicht verglichen werden. Was bei dieſen Kraft und Fülle, ja oft ein Uebermaaß an Stärke war, iſt bei der Catalani eine gewiſſe gediegne Zierlichkeit, welche ſich zuweilen, wiewohl mit ungleichem Erfolg, auch in Kraft zu äußern ſtrebt. Ein Erſatz für das, was ihrer Stimme an phyſiſcher Stärke abzugehen ſcheint, iſt ein ſo wunderbar leichter Anſatz, eine ſo ausnehmend qualitative Gediegenheit, daß ſich beides ſicher bei keiner andern Sängerin in gleichem Grad finden dürfte. Die Lippen öffnen ſich, und ſchon iſt der Ton in ſeiner ganzen Vollkommenheit, und zugleich mit der möglichſten qualitativen Stärke und Beſtimmtheit vorhanden.

Es ſcheint in der Natur der Sache zu liegen, daß diejenige Methode eines Sängers die einzig richtige ſeyn kann, die der Natur ſeiner Stimme am angemeſſenſten iſt,

die von dieſer bedingt wird. Eine denkende Künſtlerin, wie die Catalani, weiß dieſe Methode aufzufinden, und die, welcher ſie ſich vorzugsweis gewidmet hat, wird auch mit ihrer Stimme in dem richtigſten Verhältniß ſtehn.

Schon aus dem Angeführten ergibt ſich, daß die Catalani mit richtig leitendem Bewußtſeyn verfährt, wenn ſie auf den eigentlich hohen, ernſten Styl im Geſang Verzicht geleiſtet zu haben ſcheint, denn die Eigenſchaften ihrer Stimme werden ihr nie erlauben, ihn ſich mit Glück anzueignen. Ja die Wahrheit gebietet mir hinzuzuſetzen, daß ſie zum ernſten Vortrag ihre Stimme überall nicht genugſam ausgebildet zu haben ſcheint: vielleicht eine Folge der zu frühen praktiſchen Ausübung, wodurch ſie gehindert ward, dem theoretiſchen Studium die genügende Zeit zu widmen. Als Beleg möge mir folgendes dienen. Sie ſingt im Fanatico per la musica die Scala in B dur einigemal im langſamen Zeitmaaß und ohne Begleitung herauf und herunter. Kaum ſollte man glauben, daß ein Organ, welches im geſchwinden Tempo und in der naiven Gattung jede Schwierigkeit mit bewundernswürdigem Glück zu beſiegen vermag, bei dieſer Aufgabe, die jede mittelmäßige deutſche Sängerin vollkommen löſet, gänzlich ſcheitern könne. Und doch iſt dies der Fall. Daran iſt aber nicht allein der beſchränkte Umfang ihrer Stimme Schuld, ſondern ihr geht die eigentliche Natur dieſes Vortrags auch in dem Umkreis der Stimme ab, wo ſie ſich mit größter Freiheit und entſchiedenſtem Erfolg bewegen kann.

Aeußere Umſtände aber haben ſie genöthigt, bisher faſt immer nur tragiſch zu ſingen. Wodurch hat ſie nun zu erſetzen geſucht, was ſie für ihren ernſten Geſangſtyl in der Sphäre des wahrhaft hohen, einfachen Vortrags nicht erreichen konnte? Dadurch, daß ſie — und das iſt die eigentliche, nie genug zu rügende Schattenſeite dieſer ſo einzigen Sängerin — an die Stelle des großen, edlen, würdevollen Styls, der einzig in intenſiver Haltung und Verſchmelzung der Töne unter einander beſteht, eine forcirte Manier des Vortrags ſetzt, welche theils in einer gewaltſam hervorgeſtoßnen und grell aufgetragnen Articulation der Paſſagen, theils aber, und noch häufiger, in einem gänzlich bedeutungsloſen Herauf- und Herabrollen unmit-

telbar auf einander folgender Töne, oft durch anderthalb Octaven hindurch, beſteht. Dieſe unſelige Aftermethode, der ſie ſich vorzugsweis zur Bezeichnung des Zorns bedient, ſchleicht ſich, was allerdings ſonderbar ſcheinen muß, zuweilen auch in den naiven, zierlichen Vortrag als mechaniſches Mittel ein, um die nöthige Abwechslung hervorzubringen, und hier wird ſie zur wahren parodirenden Caricatur. Ja was noch mehr iſt, ſie vertauſcht dieſe widerliche Manier nicht ſelten in demſelben Worte mit dem naiven zierlichen Vortrag, ſowohl in der komiſchen als tragiſchen Oper; dem denkenden, gebildeten Zuhörer ein Beweis, daß auch das eminenteſte Talent nicht vor den ärgſten Verirrungen geſichert iſt. Ueberflüſſig wär es, wenn ich noch weitläuftig anführen wollte, wie auch das Auge des Hörers durch dieſe Afterverzierung beleidigt wird, indem dabei das Kinn der Sängerin in eine höchſt unangenehme zitternde Bewegung geräth.

Nach dieſem vielleicht hart ſcheinenden aber gerechten Tadel, den ich aus Achtung für die Wahrheit nicht verſchweigen durfte, wende ich mich zu dem, was des Lobes und der Bewundrung würdig iſt, und trage kein Bedenken, zu behaupten, daß in der zarten, zierlichen, naiven Gattung die Catalani unter allen lebenden Sängern und Sängerinnen nicht ihres Gleichen hat. Fürwahr, hier ſind ihre Verzierungen ſo wunderbar mannigfaltiger und vollendeter Natur, daß auch der ernſteſte muſikaliſche Kritiker durch das momentane materielle Vergnügen, abgeſehn von jedem künſtleriſchen Bezug auf Einheit und Zweckmäßigkeit zwiſchen Form und Materie, unbewußt zum Lobe, ja zur enthuſiaſtiſchen Verehrung gewaltſam fortgeriſſen wird. Wirkt ſie aber ſchon ſo mächtig auf den ernſten Kritiker, dem das Einzelne, ſo vollendet es auch ſeyn mag, der Verfehltheit oder Unzweckmäßigkeit des Ganzen ſtets untergeordnet erſcheinen muß, ſo läßt ſich ſchon daraus auf den Beifall ſchließen, den ſie bei der Menge findet. Dieſe reißt ſie nicht ſelten zu einem Enthuſiasmus hin, der an einen beſinnungsloſen Taumel gränzt.

So viel von der künſtleriſch-mechaniſchen Natur ihres Geſangs; um mein Urtheil vollſtändig zu machen, iſt mir übrig, von dem äſthetiſch-dramatiſchen Werth deſſelben zu ſprechen.

Der künſtliche Geſang im Allgemeinen zerfällt in zwei Abtheilungen: in den Geſang als Geſang an ſich, und in den Geſang als Erzeugniß eines dramatiſchen Ereigniſſes. Der Vortrag jener erſten Gattung, des Concertgeſangs, welcher nichts weiter als Darlegung einer mechaniſchen Kunſtfertigkeit beabſichtigt, iſt und darf blos äußerlich formell, gleichſam plaſtiſch ſeyn; er wird einzig durch ſich ſelbſt bedingt, und iſt vollendet, ſobald das ganze Gebiet der zur Ausführung erfoderlichen Hülfsmittel mit vollkommner Machthabung beherrſcht wird. In dieſem Geſang ragt Madame Catalani vielleicht als die erſte lebende Sängerin hervor. Die zweite Gattung, die äſthetiſch-dramatiſche, iſt und muß nothwendig das Erzeugniß der dramatiſchen Situation ſeyn, und von dieſer Ausdruck, Colorit, Zeichnung, überhaupt Seyn und Weſen erhalten. Wenn der Concertgeſang in der plaſtiſchen Form abgeſchloſſen iſt, ſo muß der dramatiſche Geſang dagegen alle bloße Form vermeiden, und wenn jener durch die bloße Anſchauung wirkt, ſo kann dieſer nur durch den menſchlich-ſentimentalen Eindruck wirken. In der letzten Gattung iſt die Catalani, wie die meiſten großen Sänger und Sängerinnen, minder ausgezeichnet, und nur in ſolchen Rollen zeigt ſie ſich mit einem vollſtändigen Erfolg, in welchen der plaſtiſche Ausdruck über den dramatiſchen des Geſangs den Sieg davon trägt. Daher iſt die Gräfin in Figaro's Hochzeit, abgeſehn von der hohen Lage der Geſangpartie und von dem gänzlichen Mißverſtehn dieſer Rolle in ſchauſpieleriſcher Hinſicht, wovon ich noch ſprechen werde, wegen der Nothwendigkeit des dramatiſch-ſentimentalen Ausdrucks eine minder gelungne Darſtellung von ihr; und derſelbe Fall wird bei allen Rollen eintreten, welche mehr die Schauſpielerin als die Sängerin in ihr in Anſpruch nehmen.

Indem ich hier von Madame Catalani als Sängerin endige, gehe ich auf ſie als Schauſpielerin über.

Ihre Leiſtungen finde ich in dieſer Kunſtgattung eben ſo weit entfernt von bloßer Routine, als von dem eigentlichen künſtleriſchen Bewußtſeyn; ja, mir iſt in der Wirklichkeit noch kein Talent vorgekommen, das ſo durchaus auf der ſcharfgezognen Grenzlinie zwiſchen Kunſt und Mechanismus, zwiſchen Bewußtſeyn und Zufall ſtände. Alle

Schöpfungen dieſer Frau als Schauſpielerin ſind, wenn wir den Maaßſtab der wahren Kunſt an ſie legen, oft ſo ganz ohne allen künſtleriſchen Zuſammenhang, beſtehen oft ſo ganz nur in den diſparateſten Einzelnheiten, daß dem Kenner ſtatt Befriedigung ein widriges Gefühl daraus entſpringt. Von der andern Seite weiß die Catalani dieſe Einzelnheiten mit einem ſolchen Reichthum von Grazie auszuſtatten, ſie mit ſolcher, an Bewußtſeyn gränzender Keckheit hervorzubringen, daß der Unmuth des Critikers entwaffnet, und der große Hauſe dem imponirenden Blendwerk bewußtlos unterthänig wird. Doch ſoll nur von ihren komiſchen Darſtellungen obiges Urtheil gelten, das ich durch einige Beiſpiele rechtfertigen will.

Zu den Rollen, in welchen die Catalani als Schauſpielerin am meiſten zu gefallen ſcheint, gehört die Ariſtea im Fanatico per la musica, mit Muſik von Simon Mayr. Dieſe Ariſtea iſt, wenn man von einem dergleichen Unweſen überhaupt einen Charakter angeben kann, eine in den Metaſtaſio verliebte, ſentimentale, ſtets in Emphaſe und Extaſe verſunkne Närrin, welche zugleich — und das iſt das einzige Klare, was man in ihrem Thun und Treiben wahrnimmt — einen Abſcheu vor der Ehe hat. Die Art und Weiſe, wie Madam Catalani durch eine ſehr glücklich getroffne, hochtrabende Manier dieſe Rolle darzuſtellen ſucht, ſteht in wirklichem künſtleriſchen Zuſammenhang mit dem Charakter derſelben, und ſelbſt der ſtrenge Kritiker muß ihr darin ein großes Lob ertheilen. Nun begibt es ſich, daß die gute Ariſtea, welche nicht heurathen und auch nicht ſingen will, durch dieſen Eigenſinn den lieben Vater in nicht geringe Wuth ſetzt. Dieſe ſoll beſchwichtigt werden. Und wie geſchieht das? Plötzlich den metroman-ſentimentalen, ja halb wahnwitzigen Charakter der Rolle verlaſſend, geht Madame Catalani, ein zweiter Proteus, in eine wahrhaft beſonnene, kindliche Naivetät über, indem ſie in einem Liede, durch welches der Vater gerührt werden ſoll, rein und wahrhaft, ohne alle künſtleriſche Einſchränkung und Beimiſchung, d. h. mit allen Auswüchſen einer bewußtloſen Natur das Bild eines Kindes, das den erzürnten Vater durch Abbitten und Liebkoſen beſänftigen will, darzuſtellen ſucht. Sie geht um ihn herum, ſieht abwechſelnd mit ſchalkhaften, und dann wieder mit verſchämten Augen,

mit vor der Bruſt gehaltnen Händen und mit zur Erde gebeugtem Kopf von unten zu ihm hinauf, zupft ihn am Kleid und Hand, küßt ihm ſogar das Kleid, ſtößt ihn naiv-unverſchämt mit dem Ellenbogen in die Seite, ſtreichelt ihm das Kinn, und hüpft dann, komiſch am Erfolg verzweifelnd und gleichſam das letzte Mittel zur Beſänftigung ergreifend — ob ernſtlich gemeint, oder perſiflirend, oder parodirend, iſt nicht zu entſcheiden — zum Tiſch, ergreift eine Roſe, und ſteckt ſie dem Vater vor die Bruſt!!

Noch ein andres Beiſpiel einer mit dem Charakter der Rolle in geradem Widerſpruch ſtehenden Darſtellungsweiſe:

In derſelben Oper legt ſie das bekannte: Nel cor non più mi sento (Mich fliehen alle Freuden) ein, und ſingt die Worte erzählend, theils ihrem Vater, theils ihrem Geliebten vor. Obgleich in der vorhandnen Situation dieſe Worte nur eine ernſte Bedeutung haben können, ſo iſt doch Spiel und Vortrag der Catalani ohne allen Ernſt und durchaus parodirend. Bei den Worten: Mi pungichi, mi pizzichi, mi mastichi, mi stuzzichi, fährt ſie mit geſpitzten Fingern, mit geſpitztem Mund, mit geſpitzter Phyſiognomie, ja ich möchte ſagen mit geſpitztem Körper, auf ſich ſelbſt, auf Vater und Bräutigam ein, wogegen Letztere nicht ermangeln, nach hergebrachter Sitte ihr recht ergetzlichen italieniſchen Lazzi zum Beſten zu geben. Sieht man davon ab, daß dies komiſche carikirte Spiel mit dem darzuſtellenden ernſten, hochtrabenden Charakter völlig unverträglich iſt, ſo wird man eingeſtehn, daß Madam Catalani dieſe komiſchen Einzelnheiten mit einem ſolchen Aufwand von Laune, Freiheit und Keckheit hervorbringt, daß man offenbar ſieht, ſie ahne die Kunſt, und es bedurfte vielleicht nur einer leiſen theoretiſchen Andeutung, um ſie in den Stand zu ſetzen, praktiſch das blos Mechaniſche in das Bewußt-Künſtleriſche überzutragen.

Eine wahre Künſtlerin würde ein ſo heterogenes Spiel nie anbringen, noch auch anzubringen wagen. Aber die Freiheit der Madame Catalani, die keine Gefahr kennt, und folglich auch keine fürchtet, dieſe Freiheit, die gerade die haarſcharfe Grenzlinie bezeichnet, auf welcher ſie in der Mitte zwiſchen Kunſt und Mechanismus ſteht, iſt die Ur-

ſache, daß jenes gewagte Spiel wenigſtens in einem mechaniſchen Zuſammenhang erſcheint. Und dieſes Spiel gelingt ihr in meinen Augen ſogar mechaniſch vollendeter, als unſ'rer Händel-Schütz das ihrige in der Margaretha künſtleriſch gelingt, ſo wenig auch, wenn von eigentlichem Künſtlerthum die Rede iſt, beide verglichen werden können. Die Auflöſung dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs liegt darin, daß eine glücklich organiſirte Natur an dem Inſtinct einen ſicherern Führer hat, als die Kunſt ſelbſt iſt. Denn wo dieſe berechnet, wählt und verwirft, ohne gerade immer das Rechte zu treffen, folgt jener einer dunkel gefühlten Nothwendigkeit. Das hindert indeß nicht, daß der Zuſchauer nicht oft das bange Gefühl haben ſollte, es möchte ein ſolches Wagſtück mißlingen. Ich finde dieſes Gefühl der peinlichen Theilnahme nicht unähnlich, die uns ein Seiltänzer durch ſeine halsbrechende Kunſt abnöthigt. Oft habe ich eine bange Erwartung, wie ſie ſich aus dem Labyrinth herauswinden werde, auf den Geſichtern der Zuſchauer ſich malen ſehn, die freilich am Ende in ein um ſo freudigeres Gefühl und in um ſo lautern Beifall ſich auflöſte, als die Beſorgniß vorher peinigend geweſen war.

Noch eines Beiſpiels muß ich erwähnen, wo Madame Catalani ein Spiel anbringt, deſſen eigentliche Natur zwar in der Rolle ſelbſt begründet iſt, das aber troß dem in der äußern mechaniſchen Ausführung einen ſehr gewagten Charakter annimmt. In den Tre Sultane, von welcher Oper noch weiter unten die Rede ſeyn ſoll, tritt ſie in der Scene, wo ſie ſcheinbar vom Sultan Abſchied nehmen will, ohne allen Schmuck in einem kurzen rothen Röckchen mit weißer Schürze auf. Während der Sultan ſie in tiefer Zerknirſchung vermuthet, verhüllt ſie ſich gegen denſelben das Geſicht, lacht ſchalkhaft, ſchlägt die Schürze zurück und begleitet dann die Worte: Mal grado il rispetto, non posso trattenermi dalle risa, mit einem Spiel, welches ſo ſonderbar verfehlt und doch auch wieder ſo ſonderbar reizend iſt, daß man kaum widerſtehen kann, zu Beifallsbezeigungen hingeriſſen zu werden. Sie gibt dieſe Scene im Character der Naivetät, da doch die Rolle ſelbſt durchaus den gefallſüchtigen Charakter der Coquette hat.

Wenn die bisher angeführten Abweichungen von den Geſetzen der Kunſt doch noch eine gewiſſe Befriedigung gewähren, ſo iſt dies nicht immer der Fall. Um auch dafür Beiſpiele anzuführen, nenne ich die Gräfin in Figaro's Hochzeit und das junge naive Mädchen in La Caccia di Enrico Quarto, einer Ueberſetzung der Partie de Chasse d'Henri Quatre. Erſtere Rolle, deren ich ſchon erwähnt habe, vergreift Madame Catalani gänzlich: ſey es nun, daß ſie ihr aus Abneigung keine Aufmerkſamkeit ſchenken mag, ſey es, daß ihr der Charakter der Rolle, der eben ſo weit vom Tragiſchen wie vom Komiſchen entfernt iſt, bisher unverſtändlich geblieben. Am meiſten verfehlt ſie die Scene mit dem Patent. Statt hier eine ſtete Unruhe zu zeigen, die nur durch das Gelingen der Mittel, mit welchen ſie ſich aus der Verlegenheit zu ziehen ſucht, erheitert werden muß, ſpielt ſie die ganze Scene mit einem triumphirenden Muth, der nicht allein mit dem Inhalt dieſer Scene, ſondern überhaupt mit dem Charakter der ganzen Rolle in Widerſpruch ſteht. Das junge Mädchen in der *Jagd Heinrichs des Vierten* aber verfehlt ſie in ſo fern, als ihre Naivetät hier, wo ſie ſich nicht linkiſch zeigt, zur Caricatur wird.

Was ich bisher über Madame Catalani als komiſche Schauſpielerin geſagt habe, würde ſich in folgendes Geſammturtheil zuſammenfaſſen laſſen. Ihren Darſtellungen fehlt der ſtrenge künſtleriſche Zuſammenhang, und man erblickt ſtatt deſſen nur glückliche Einzelnheiten und Andeutungen, die aber von der geiſtigſten Organiſation ihrer Künſtleranlagen zeugen und meiſt durch eine ſo reiche Fülle natürlicher Grazie unterſtützt werden, daß ſelbſt ein Ariſtarch dadurch verſöhnt werden könnte.

Uneingeſchränktes Lob gebührt der Catalani in ihren tragiſchen Darſtellungen. In dieſen herrſcht ein ſo kunſtgerechter, aus dem Innerſten eines großen fruchtbaren Gemüths entſprungner Zuſammenhang, daß er durchaus auf den einzig wahren und unwandelbaren Grundſätzen der Tragik zu beruhen ſcheint. Als Beleg führe ich die Rolle der Semiramis an, die ich ohne Bedenken eine vollendete Kunſtdarſtellung nenne. Man wird dieſen Lobſpruch nicht für übertrieben halten, ſo auffallend es auch im erſten Augenblick ſcheinen mag, daß eine Frau, die in

der Komik nur höchſt bedingungsweiſe befriedigen kann, in der Tragik das Lob erſchöpft, wenn man ſich erinnert, daß die Tragik im Vergleich mit Komik ſich in engen und gemeßnen Grenzen bewegt, und daß überdies der tragiſchen ſowohl, als der komiſchen Darſtellung der Italiener durch den recitativiſchen Vortrag des Dialogs das Verdienſt der Declamation, ſo weit ſie dadurch zur Mechanik wird, abgehen muß.

Um den ganzen Umfang der künſtleriſchen Leiſtungen der Madame Catalani zu erſchöpfen, muß ich noch ein Wort von ihren mimiſchen Darſtellungen hinzuſetzen, womit ſie mich in den Tre Sultane wahrhaft überraſchte. In der bekannten Scene, wo Roxelane den Sultan durch Tanz und Geſang zu feſſeln ſucht, ſetzt die Catalani, die im Geſang ſchon alle Kunſt erſchöpft hat, als Tänzerin aber wahrſcheinlich nicht auftreten mag, an beider Stelle ſogenannte mimiſche Darſtellungen. Anfangs, wo mich zunächſt nur das Gewagte der Unternehmung beſchäfftigte, empfand ich Erſtaunen, das aber bald in Bewunderung überging. Einige ihrer Bilder der Jungfrau erſchienen mir als ſehr gelungen, und überhaupt konnt' ich ihren kecken, freien Beſtrebungen in dieſer Gattung meinen Beifall nicht verſagen.

Später hatte ich Gelegenheit, ſie ſelbſt zu befragen, was ſie auf dieſen Zweig der Kunſt geführt habe; man hatte mir geſagt, daß die Darſtellungen der Lady Hamilton, denen ſie in London beigewohnt, ſie dazu angeregt hätten. Sie dagegen verſicherte mir, daß dies nie der Fall geweſen, ſondern daß ſie ſchon in ihrer frühſten Jugend in Italien durch die Betrachtung der Antiken ſey angereizt worden, dieſe körperlich nachzubilden, und das zu einer Zeit, wo ſie von der Lady Hamilton und ihren Kunſtbeſtrebungen nichts gewußt habe. Da wir dieſer Verſicherung vollkommnen Glauben beimeſſen, ſo ſind wir um ſo mehr genöthigt, über den Umfang der Kunſttendenz, welche dieſe merkwürdige Frau über alles äſthetiſche Wiſſen ausdehnt, zu erſtaunen.

Indem ich hier von Madame Catalani als Künſtlerin ende, halte ich es dem Intereſſe für gemäß, noch folgende Notizen über die verſchiednen und ſehr mannigfaltigen Er-

eigniſſe ihres Lebens, und über ihre Verhältniſſe als Directrice des italieniſchen Theaters zu Paris hinzuzufügen.

Sie iſt zu Sinigaglia im Kirchenſtaate um das Jahr 1784 geboren, und in dem Kloſter Gubbio, in der Nachbarſchaft von Rom, erzogen worden. Bekanntlich iſt Muſik ein Hauptgegenſtand in den klöſterlichen Erziehungsanſtalten Italiens. Schon in ihrem ſiebenten Jahr entwickelte die Catalani ein ſo wunderbares Talent für den Geſang, daß man ſelbſt aus der Ferne herbeiſtrömte, ſie zu hören, und endlich die Ortsobrigkeit dem Kloſter unterſagte, das Wundermädchen ferner öffentlich ſingen zu laſſen.

In ihrem funfzehnten Jahr verließ ſie das Kloſter, und ſang auf einigen Theatern Oberitaliens. Ihr Ruf verbreitete ſich ſchnell bis ins Ausland, und aus Liſſabon wurde ihr ein ausnehmend vortheilhaftes Engagement angeboten, dem ſie ſogleich folgte. Die unglaublich ſchnellen Fortſchritte, mit welchen ſie hier immer mehr und mehr ſich vervollkommnete, ſteigerten nicht nur das Entzücken des Publicums immer höher, ſondern verſchafften ihr auch nach vier Jahren einen Ruf nach dem Lande, welches glänzende Talente am glänzendſten belohnt, nach England. Sie machte ihre Reiſe dahin über Frankreich. Damals erregte ſie in Paris zuerſt einen Enthuſiasmus, der während ihres jetzigen Dortſeyns nur noch zugenommen hat. In England wurde ihr nicht minder, während eines neunthalbjährigen Aufenthaltes daſelbſt, der ungetheilteſte Beifall. Sie erwarb, ihrem eignen Geſtändniß zufolge, in Liſſabon und London ein ſehr bedeutendes Vermögen.

Ludwig XVIII., der ſie ſchon von England her kannte, ertheilte ihr nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich ein zwölfjähriges Privilegium zur Gründung eines neuen königl. italieniſchen Theaters, mit einem jährlichen Zuſchuß von 160,000 Franken. Sie war bereits mit der Organiſirung deſſelben beſchäftigt, als Buonaparte von Elba zurückkehrte. Sie folgte dem König nach Gent, und durchreiſte von hier aus die Niederlande und Holland. Dieſe Reiſe war für ſie ein Triumphzug. Trotz der von außen herandrohenden Gefahr wurde ſie allenthalben mit Enthu-

ſiasmus

ſiasmus empfangen, und gewann, nach ihrer eignen Ausſage, während dieſes dreimonatlichen Aufenthalts im Königreich der Niederlande hundert und funfzig Tauſend Franken reinen Ueberſchuß. Als ſie darauf im Gefolge des Königs nach Paris zurückgekehrt war, gab ſie bis zum October des vorigen Jahres, wo ihre neue Entrepriſe beginnen ſollte, öffentliche Concerte, die mit einem Eifer beſucht wurden, als erſchiene ſie zum erſtenmal in Paris. Vor Allen bemühte ſich die zahlreiche Partei der Königlichgeſinnten, ihr durch einen fleißigen Beſuch ihrer Concerte die bewieſene Anhänglichkeit an Ludwig XVIII. zu lohnen. Sie ſelbſt aber verſäumte nicht, durch eine lobpreiſende Ode auf Frankreich, in der die Worte Evviva la Francia, declamirend und triumphirend vorgetragen, nie ihre Wirkung verfehlen konnten, den Enthuſiasmus noch mehr anzuſchüren.

Am 2ten October 1815 endlich eröffnete ſie in der Straße Favart das Théâtre Royal Italien. Sie hatte den größten Theil der in Paris bereits vorhandnen italieniſchen Operngeſellſchaft — welche bisher in unnatürlicher Vereinigung mit den franzöſiſchen Schauſpielern des weitentlegnen Theaters Odeon ein kümmerliches Daſeyn gefriſtet hatte — engagirt, und mehrere neue Sänger von auswärts her verſchrieben. Von dieſen ſind bis jetzt nur ein Tenoriſt und eine Sängerin eingetroffen, und beide haben unglücklicher Weiſe nicht gefallen. Schon dadurch hätte Madame Catalani in Verlegenheit kommen müſſen. Aber auch noch andre Umſtände trugen dazu bei. Madame Morandi, Mitglied des vormaligen italieniſchen Theaters, eine Frau, die mit einer ausnehmend gefälligen Geſangmethode ein ſeltnes, feines, ſehr verſtändiges Spiel und eine körperliche Grazie ohne Gleichen verbindet, ward nicht wieder engagirt. Sie behauptet, Madam Catalani habe ihr nur darum durchaus unannehmbare Bedingungen angeboten, um ihr Engagement unmöglich zu machen; dieſe dagegen verſichert, ihr Bedingungen gemacht zu haben, wie ſie von den Umſtänden geboten wurden. Madame Fodor-Mainvielle aber, welche vormals auf dem italieniſchen Theater alle erſten Rollen geſungen hatte, mochte die Nähe der Catalani nicht ertragen, und brach ihren Contract. Sie eilte nach England, nachdem ſie ſich von ihren Verbindlichkeiten, denen ſie ſich durch heimliche Flucht hatte entziehen wollen, losgekauft hatte.

[illegible] ſich Madame Catalani in Betreff des wirkli- [illegible] ſich auf ſich ſelbſt, und zugleich auf zwei [illegible] Opern beſchränkt. Nur ſie konnte Zuſchauer her- [illegible] ang ſie nicht, ſo war auch das Haus leer. In [illegible] Zuſtand befand ſich ihre Unternehmung, als ſie ſich zur Reiſe nach Deutſchland anſchickte. Ob inzwiſchen die [illegible] der verheißnen und vom Publicum mit Sehnſucht erwarteten „vielen großen und berühmten Sänger und Sängerinnen" eintreffen werden, kann nur die Zeit lehren. Aber auch im günſtigſten Fall wird dies Unternehmen, wie jede italieniſche Opernbühne, immer eine Fremdlingspflanze auf dem Pariſer Boden ſeyn, und ſchwerlich je zu einem vollen Gedeihn gelangen. Davon liegt der Grund in der Kunſtbildung der Pariſer.

Ich ſchließe mit einigen Bemerkungen über die individuelle Perſönlichkeit dieſer merkwürdigen Frau.

Abweichend von der gewöhnlichen Sitte der Italiener, bei welchen wir oft einen kleinlichen Sinn für gemeine Sparſamkeit neben großen Talenten erblicken, lebt Madame Catalani in Paris auf einem großen Fuß; in einer mittelmäßigen Stadt Deutſchlands könnte er faſt ein fürſtlicher heißen. Der Armen nimmt ſie ſich mit Freigebigkeit an; ſie hat nie die Bitte, mit ihren Talenten die Nothleidenden zu unterſtützen, zurückgewieſen. In der Geſellſchaft erſcheint ſie höchſt anſpruchslos. Sie, die das Entzücken vieler Tauſende geweſen und noch iſt, verſchmäht es gleichſam, in dem engen Kreiſe der Geſellſchaft ihren Geiſt oder ihre Körpergaben geltend machen zu wollen. Sobald die Unterhaltung ihre Kunſt tiefer berührt, ſcheint ein lebendigerer Geiſt in ihr zu erwachen. Denn ſie liebt ihre Kunſt wahrhaft leidenſchaftlich, und mit der beſondern Eigenthümlichkeit, daß ſie ſich unzufrieden, ja unglücklich fühlt, wenn ihr nicht die Nothwendigkeit obliegt, zu einer beſtimmten Stunde das Theater, ſey es für eine Probe oder eine Vorſtellung, betreten zu müſſen. So iſt dieſer Zwang, den andre Künſtler verabſcheuen, für ſie ein Lebenselement. Ihre Leidenſchaftlichkeit für den Geſang zeigt ſich auch darin, daß ſie in geſellſchaftlichen Kreiſen mit eben ſo vieler Bereitwilligkeit und eben ſo ſichtbarer Begeiſtrung ſingt, als im Theater vor Tauſenden von Zuhörern.

Ich weiß dieſen flüchtigen Zügen nichts Schöneres hinzuzuſetzen, als daß Madame Catalani, ſchon ſeit zehn oder zwölf Jahren an einen vormaligen Militär, Namens Valabrègue, verheirathet, auch als Gattin und Mutter die allgemeine Achtung genießt und verdient.

Mit dem Inhalt dieſer wenigen Seiten ſchließe ich dieſe Kunſtnachricht über eine Frau, deren ſeltnes und vielſeitiges Talent nicht auf eben ſo vielen Bogen gehörig ergründet und erörtert werden dürfte.

Paris, im Mai 1816.

* * *

Ein Freund, der Madame Catalani vor mehr als zehn Jahren in Liſſabon, Madrid und Paris hörte, hat uns folgende, damals von ihm niedergeſchriebne Bemerkungen und Notizen mitgetheilt, welche wir wegen einiger intereſſanten Details hier noch anhängen.

„Ich lernte Madame Angelica Catalani in Liſſabon kennen, wo ſie eine Zierde der italieniſchen Oper und der Liebling des Publicums war. Ihr Spiel iſt wahr und natürlich. Als Circe, und vorzüglich als Amelia in der neuen Oper Duca di Foix vereinigte ſie alle Vorzüge ihres Geſangs und Spiels durch jene Innigkeit des Gefühls, welche nur ein begeiſtertes Gemüth hervorbringen kann. Sie iſt nicht ſchön, hat aber Würde und Grazie in ihren Bewegungen. Die Empfindung, mit der ſie ſingt, gibt ihrer Phyſiognomie den ganzen Zauber der Verklärung. Ihr blaſſes, ernſtes Geſicht erheitert ſich, und ſpricht die Ahnungen der Poeſie aus. Nach meinem Gefühl kommen ihr nur wenige von unſern deutſchen Schauſpielerinnen in der Mimik des Hohen, Zärtlichen und Naiven gleich. Was ſie vor allen Opernſchauſpielerinnen, die ich kenne, auszeichnet, iſt die Wahrheit ihres Spiels. Man wird in demſelben keine Spur von Koketterie gewahr, mit der ſich ſonſt wohl oft die Kunſt der italieniſchen Sängerinnen zu ſchmücken pflegt. Sie iſt eben deswegen in der Wahl ihrer Kleidung nicht allemal glücklich. In Madrid gefiel die Künſtlerin nicht weniger als in Liſſabon. Sie ſang vor der Königin in Aranjuez, gab hierauf in Madrid ein öffentliches Concert und ſang in mehrern der erſten Häuſer, wo ſie überall mit Auszeichnung empfangen wurde. Das Publicum war aber mit ihr, und nicht ohne Grund, ſehr unzufrieden; denn ſie

[illegible] hohe Preiſe angeſetzt. Jede Loge des er- [illegible] Rangs im Coliſeo de los Cannos koſtete 6 [illegible] (der Piaſter 1 Thlr. 10 gr. ſächſ.); [illegible] Reihe halb ſo viel. Jede Loge ent- [illegible] Ein Platz auf der Gallerie koſtete [illegible] 4 und im Parterre 2 Piaſter. Die [illegible] dieſem Abend auf 20,000 Piaſter be- [illegible] bezahlte die Logen und andre Plätze [illegible] als der Preis war. Man ſchickte ihr [illegible] Shawls u. ſ. w. Eine ſpaniſche [illegible] Loge nahm, verehrte der Sängerin ein [illegible] ein Bouquet der ſchönſten Blumen lag, [illegible] Brillanten zuſammenband, und unter den [illegible] Medaillen. In Liſſabon, wo ſie mit ähn- [illegible] beſchenkt worden, empfing ſie einſt ein [illegible] Streuſandfaß mit kleinen Diamanten an- [illegible] man auf 2000 neue Cruſaden ſchätzte. Ma- [illegible] ſchien mit Würde und Eleganz. Allein ſo [illegible] Bravour-Arien aus dem Mithridates, der Se- [illegible] Duca di Foix u. ſ. w. ſang, ſo tief wurde ſie [illegible] Orcheſter, welches an ſich nicht viel taugt, [illegible] vielleicht abſichtlich, ſehr ſchlecht, und eine [illegible] Parterre bezeigte der Sängerin ſogar ſeinen Un- [illegible] Pochen und Pfeifen. Nach dieſem zweifelhaften [illegible] Madame Catalani nur noch einmal öffentlich auf. [illegible] zwiſchen Acten eines ſogenannten Drama ſacro, [illegible] Abend war ihr Triumph vollſtändig."

Friedrich Konrad Hornemann.

Von

F. G. Crome,

in Lüneburg.

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Friedrich Konrad Hornemann.

Friedrich Konrad Hornemann, geboren zu Hildesheim im October 1772, zeigte ſchon früh Spuren des Geiſtes und der Sinnesart, die ihn in ſpätern Jahren zu Unternehmungen trieben, welche mit Recht die Aufmerkſamkeit des gebildeten Europa's auf ſich gezogen haben. Indeß ſchienen die Umſtände, unter denen ſeine Bildung begann, die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten ſeines Geiſtes wenig zu begünſtigen, und geraume Zeit verfloß, ehe er ſeine wahre Beſtimmung entdeckte und ſich in Verhältniſſe verſetzt ſah, in denen er die Luſt, aber auch nur zu früh das Ende ſeines Lebens finden ſollte.

Sein Vater war erſter Prediger an der Andreaskirche zu Hildesheim, ſeine Mutter gleichfalls aus einer Familie, deren Häupter alle in öffentlichen, beſonders in geiſtlichen Aemtern ſtanden. Unter dieſen Umſtänden ſchien es ſich nach der Sinnesart jener Zeiten von ſelbſt zu verſtehn, daß der junge Hornemann dem Studiren, und namentlich der Theologie gewidmet wurde. Man hielt ihn zu einer gelehrten Schule; unter die ſchlechtern Schüler gehörte er nicht, aber Ausgezeichnetes entdeckte ſich eben ſo wenig an ihm. Sein Sinn war auf das Neue, Ungewöhnliche, Gefährliche gerichtet, ſein kraftvoller, nie von einer Krankheit befallner Körper hob dieſen Sinn. Aber nach der Beſtimmung, die man ihm gegeben hatte, lag ein wohl nützliches, aber ſtilles, alltägliches Leben vor ihm, und dieſes enthielt nichts, was dem innern Beruf ſeines

Digitized by Google

Geiſtes zuſagte. Dieſe Liebe zu dem Ungewöhnlichen offenbarte ſich auch in der Wahl und der Art ſeines Umgangs. Stand und äußere Verhältniſſe berückſichtigte er nie; wo er etwas Treuherziges und Kräftiges fand, dem ſchloß er ſich an; ſo war ein alter Unterofficier, der viel kriegeriſche Abenteuer erlebt und die Gabe hatte, dieſe auf eine dem jungen Hornemann angenehme Weiſe zu erzählen, lange Zeit und bis zu ſeiner Entfernung von Hildesheim ſein Liebling; und bei aller Anhänglichkeit an ſeine Freunde und Blutsverwandten, von der ſein Leben manchen auffallenden Beweis enthält, fehlte es ihm von jeher an hinlänglicher Kenntniß und Beachtung der willkührlich angenommnen Formen des Umgangs, wodurch er von denen, welche den Werth des Menſchen nach der Abglättung äußerlicher Sitten beurtheilen, oft verkannt, für hart und roh und feinerer Gefühle unfähig gehalten wurde.

Indeſſen war ſein Vater, als Hornemann erſt das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ihm ſchon entriſſen, auch der mütterliche Großvater, deſſen Rath bei allen Familienmitgliedern ſehr viel galt, einige Jahr vorher verſtorben, und der Mutter weicherer Sinn ſchien leichter zu bewegen, den Wünſchen des angehenden Jünglings nachzugeben. Er ging damit um, den Plan einer gelehrten Bildung aufzugeben, und ſich auf eine militäriſche Laufbahn vorzubereiten, die ſeiner Sinnesart mehr Befriedigung verſprach als das ſtille, gleichförmige, gefahrloſe Leben der gelehrten Stände. Der Kampf um Gibraltar, und die Heldenthaten der britiſchen Seemacht im amerikaniſchen Krieg, welche in dieſe Zeit von Hornemanns Leben fielen, beſchäfftigten ihn Tag und Nacht; aber ſein Ideal war doch eigentlich der große Friedrich und das preußiſche Heer. Dieſes prangte damals noch im ungetrübten Glanz der Thaten des ſiebenjährigen Kriegs, und Hornemann kannte dies Heer und die Verhältniſſe des Einzelnen in demſelben nur ſehr oberflächlich und von Weitem. Aber einem ſo geſunden Verſtand, wie der ſeinige war, konnten die wahren Verhältniſſe dieſer Dinge nicht lange unbekannt bleiben; vielleicht trugen ſelbſt die Märſche preußiſcher Truppen durch ſeine Vaterſtadt auf dem Zuge gegen und von Holland dazu bei, ihm die Augen zu öffnen. Wir wiſſen, welche Grundſätze in Hinſicht der innern An-

ordnungen des Kriegsſtands zu jener Zeit von den Regierungen befolgt wurden. Es konnte dem jungen Hornemann nicht unbekannt bleiben, ein wie alltägliches und glanzloſes, damit wir nicht ſagen elendes Loos, ſeiner warte, wenn er, der aus einer rechtlichen und nicht unangeſehenen, immer aber doch nur unadeligen Familie entſproßne, auch mit dem beſten Willen und nach der eifrigſten Vorbereitung, in den Militärſtand treten würde. Solches aber wollte der junge Hornemann nicht und konnte es nicht wollen; daher wurde der ganze Plan aufgegeben, und Hornemann entſchloß ſich wieder zum Studiren.

Aus mehrern Gründen, unter denen die Hoffnung, daß ganz neue Umgebungen es ihm nicht wenig erleichtern würden den wiederaufgenommnen ältern Lebensplan mit neuem Eifer zu verfolgen, wohl der wichtigſte ſeyn mochte, wurde er um Oſtern 1788 in das Haus und den Unterricht ſeines Oheims, des Rectors der Stadtſchule zu Lüneburg, Crome, geſandt, woſelbſt er drei Jahr verweilte. Von Lüneburg ging er nach Göttingen, auf welcher Univerſität er von Oſtern 1791 bis 1794 dem theologiſchen Studium oblag.

Auch in dieſer ganzen Periode zeigte es ſich, daß er noch nicht in den Kreis eingetreten ſey, für den die Natur ihn beſtimmt hatte. Er trieb und erlernte nicht ohne Fleiß und Anſtrengung, was er treiben und erlernen mußte, aus Pflichtgefühl und weil es der einmal gefaßte Lebensplan ſo mit ſich brachte, aber ohne wahre Luſt und Liebe für die Hauptſache deſſelben. Sein Herz hing an andern Dingen; die Neigungen ſeiner Kindheit waren noch in ihrer ganzen Stärke vorhanden. So wie vormals die Geſchichtsbücher des alten Teſtaments, welche die Heldenzeit der Hebräer beſchreiben, der urſprüngliche engländiſche Robinſon, deſſen Geſchichte noch ungleich thatenreicher und alſo anziehender iſt, als die jetzt faſt allein bekannte Campe'ſche Bearbeitung, endlich vor Allen die abenteuerliche Geſchichte der Inſel Felſenburg, diejenigen Bücher waren, welche er las und wieder las und faſt auswendig wußte, ſo zogen ihn auch jetzt die Geſchichten des vielgewanderten Odyſſeus, die Kämpfe um Troja, die Aeneide, und vor Allen die Helden der Varus-Schlacht gar gewaltig an; überhaupt liebte er von Dichtern und Proſaikern nur, was

ſich auf Krieg und Reiſeabenteuer bezog. Sein Geiſt war beſtändig mit ſolchen Dingen beſchäfftigt, ſo oft nicht irgend ein andres nothwendiges Geſchäfft ihn in Anſpruch nahm. Einſt hatte er ſich eine lange, aber wohl zuſammenhängende Geſchichte erſonnen von einem Abenteurer, der unter wunderbaren Schickſalen auf noch unentdeckten Inſeln ein unverdorbnes und bildſames Volk fand, in langen Kriegen voll mannigfaltiger Begebenheiten gegen mächtige, gleichfalls unentdeckte Völker durch das Uebergewicht ſeiner europäiſchen Cultur dieſem Volk große Dienſte leiſtete, deſſelben Anführer und König wurde ꝛc. Vielleicht hatte irgend ein altes Geſchichtbuch ihm den erſten Stoff und Faden dieſer Erzählung gegeben. Allein er hatte ſich ſo ſehr hineingedacht in dieſelbe, daß ſie ganz und gar ſein Eigenthum geworden war. Er erzählte ſie, wie wenn er ſelbſt die Hauptperſon geweſen ſey, und zwar mit einer ſolchen lebendigen Theilnahme, daß er unter den Knaben beſtändig aufmerkſame Zuhörer fand*), denen er immer zu früh abbrach. Seine Wahl des Umgangs war noch immer dieſelbe, in ſeinem Benehmen war noch immer etwas Hartes und von den conventionellen Formen Abweichendes, obgleich die Verhältniſſe, unter denen er lebte, ihn zwangen, ſich unter dieſelben zu fügen. Meilenweite Spaziergänge, bei denen er kein Wetter ſcheute, und querſeldein auf ungebahnten Wegen hervorragende Höhen, oder verborgne Thäler, oder die Ueberbleibſel der alten Zeit in Ritterburgen oder Hühnengräbern am liebſten beſuchte, waren ſeine angenehmſte Erholung. Dabei waren nur ſolche Begleiter ihm willkommen, welche ſeinen Sinn theilten, oder über welche er ein gewiſſes Uebergewicht hatte. Fand er dieſe nicht, ſo zog er lieber allein, er konnte dann ſeinen Gedanken am ungeſtörteſten nachhängen. In Wirthshäuſer, beſonders in ſolchen wo ſich Stadtgeſellſchaften fanden, kehrte er dann nicht leicht ein; er ſuchte etwas darin, der Erfriſchungen, deren Genuß andern Städtern bei ſolchen Ausflügen nothwendig ſcheint, gänzlich entbehren zu können. Ueberhaupt lebte er mäßig, und hat ſich nie irgend eine Art der Ausſchweifungen erlaubt, denen die kräftige männliche Jugend ſich ſo oft zu überlaſſen pflegt.

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes gehörte zu denſelben.

Unter ſolchen Umſtänden war ſeine Schul- und Univerſitätszeit verfloſſen, er mußte nun ſeinen Unterhalt durch eine Hauslehrerſtelle ſuchen. Dieſe fand er um Oſtern 1794 zu Hannover, auch wurde er mit Beibehaltung derſelben im Sommer 1795 zum Mitlehrer an der dortigen Hofſchule ernannt. Die Verbindungen, welche er ſich an dieſem Ort zu verſchaffen wußte, und von denen jene Anſtellung eine Folge war, bewieſen, daß man in ihm einen brauchbaren Mann fand, und eröffneten ihm vortheilhafte Ausſichten; allein er fühlte ſich nicht glücklich in dieſen Verhältniſſen. Alle ſeine Zeit und alle ſeine Kräfte wurden von Beſchäfftigungen in Anſpruch genommen, denen er eigentlich nie mit ganzem Herzen zugethan war, und was ihn noch mehr drückte, war, daß er ſich jetzt ganz und gar in eine Lebensweiſe fügen mußte, die ſeinen Neigungen oft geradezu widerſprach. Ob der erſte Gedanke, ſich in eine ganz andre Laufbahn zu werfen ſchon früher in Göttingen, oder erſt damals in Hannover bei ihm entſtanden iſt, können wir freilich nicht nachweiſen; ſo viel iſt aber gewiß, daß die ihm ſo wenig zuſagenden Verhältniſſe in Hannover nicht wenig beigetragen haben, ſeinen neuen Lebensplan zur Reiſe zu bringen.

Es war nämlich zu ſeiner Kenntniß gekommen, daß zu London eine Geſellſchaft exiſtirt, welche ſich mit der Erforſchung des unbekannten Innern von Afrika beſchäfftigt, und zu dieſem Zweck auf ihre Koſten Reiſende ausſendet. Dieſe Nachricht warf einen mächtigen Funken in ſeine Seele; es leuchtete ihm die Hoffnung auf, ſeinen alten Lieblingswunſch, entfernte noch unerforſchte Gegenden zu bereiſen, erfüllt zu ſehn. Bis dahin hatte er ſich ihm nie ganz überlaſſen können — denn woher die Mittel nehmen ihn zu befriedigen? Jetzt war nur noch die Frage: wie mich mit der afrikaniſchen Geſellſchaft in Verbindung ſetzen? Wie ſie überzeugen, daß ich ein paßliches Werkzeug ihrer Plane bin? Dieſe Fragen beſchäfftigten Hornemann Tag und Nacht, das für ihn ſo Unangenehme in ſeiner Lage zu Hannover gab ihnen ein täglich ſteigendes Intereſſe*), und indem er jeden freien Augenblick, den er nur

*) Wie ſehr ſeine Verhältniſſe in Hannover dazu beitrugen, den Plan ſeiner großen Reiſe zur Reiſe zu bringen, mag unter

erobern konnte, anwandte, um ſich mit den Abſichten und der Verfaſſung jener Geſellſchaft, mit dem was ihre bisherigen Reiſenden ſchon entdeckt hatten und was von den künftigen noch zu entdecken war, bekannt zu machen; ſo bildete er gerade dasjenige in ſich aus, was ihn der afrikaniſchen Geſellſchaft vorzüglich empfehlen mußte. Endlich faßte er ſich ein Herz, dem Hofrath Blumenbach zu Göttingen, deſſen Verbindungen mit der afrikaniſchen Geſellſchaft er kannte, ſeine Wünſche zu entdecken. Es war im Nachſommer 1795 als er dieſes that.

Blumenbach wurde nicht wenig überraſcht durch dieſe Mittheilung des jungen Mannes, welcher früherhin wohl ſeine Vorleſungen beſucht, aber in dem er nichts entdeckt hatte, was ihn von dem großen Haufen ſeiner Zuhörer auszeichnete. Aber er fand bald, daß Hornemann eine nicht gewöhnliche Kenntniß von den Gegenden, welche er zu bereiſen wünſchte, ſo wie von der Natur ſolcher Reiſen beſaß, alle Schwierigkeiten, welche es dabei geben würde, wohl erwogen, und alle Einwürfe, die gegen ſeinen Plan gemacht werden konnten, ſich ſelbſt ſchon gemacht, aber auch ſchon gehoben hatte. Nicht ohne Hoffnung, Hornemanns Wünſche zu unterſtützen, entließ er ihn; doch wollt' er ſich erſt näher nach ihm erkundigen. Alle Nachforſchungen fielen zu Hornemanns Gunſten aus; ſo brachte Blumenbach die Sache an die afrikaniſche Geſellſchaft. Dieſe wollte vor Allem genauere Nachrichten über Hornemanns Anſichten und Plane haben; Blumenbach ſchrieb ihm deshalb nach Hannover. Kaum glaubte er ſeinen Brief in Hornemanns Händen, als dieſer ſchon auf ſei-

---

andern folgender kleine Zug beweiſen. Als es entſchieden, aber nur erſt ſeinen vertrauten Freunden bekannt war, daß er reiſen würde, ſprach er oft und gern davon, welch' ein Vergnügen es ihm machen würde, wenn er vor gewiſſen Perſonen, um derentwillen er bis dahin ſich ſo oft in die läſtigen Formen eines faſt höfiſchen Anſtands hatte ſchmiegen müſſen, nun auf einmal in dem Aufzug eines afrikaniſchen Reiſenden erſcheinen, ſie mit der Ankündigung ſeines Abzugs überraſchen, und im Ton der Gleichheit treuherzigen Abſchied von ihnen nehmen könnte. Er hat nie etwas dieſer Art gethan, aber er ſprach oft und gern von den Auftritten, die eine ſolche Ueberraſchung geben würde, die er ſich gar ſpaßhaft dachte und ſehr lebhaft auszumalen wußte.

nem Zimmer erſchien, die Antwort perſönlich zu bringen. Hornemann hatte eine Nacht durchwacht um den verlangten Aufſatz zu fertigen, und war dann als rüſtiger Fußgänger, bei ungünſtiger Witterung, in gar kurzer Zeit von Hannover zu Blumenbach geeilt. Der Aufſatz erhielt Blumenbachs vollkommnen Beifall, eben ſo den der afrikaniſchen Geſellſchaft zu London. Nach einigen Hin- und Herſchreiben war die Sache in Ordnung. Hornemann ſollte einige Monate in Göttingen zubringen, um ſich auf ſeine Reiſe noch beſſer vorzubereiten, dann in London nähere Inſtructionen abholen und die große Reiſe ſelbſt beginnen.

Seine Freude war grenzenlos; ein neues Leben war ihm aufgegangen. Er eilte, von ſeinen amtlichen Verhältniſſen in Hannover ſich loszumachen, um Göttingen wieder zu beziehn. Dies geſchah im Vorſommer 1796. Hier lebte er einzig der Vorbereitung auf ſeine große Reiſe. Was nur ihre Ausführung begünſtigen oder ihren Nutzen erhöhen konnte: Kenntniß der Sprachen, Sitten und Lebensweiſe der Völker und der Natur der Gegenden, welche er zu beſuchen gedachte, Bekanntſchaft mit der Kunſt, die geographiſche Lage mit unvollkommnen Hülfsmitteln zu beſtimmen, einige mediciniſche Kenntniſſe, um die eigne Geſundheit beſſer erhalten, und den rohen Afrikanern ſich als Arzt empfehlen zu können, Uebungen im Zeichnen nach der Natur, einige mechaniſche Fertigkeiten u. ſ. w. war Gegenſtand ſeines feurigſten Eifers. Man muß bedenken, daß Hornemann von Jugend auf und bis zum Sommer 1796 in Verhältniſſen lebte, die ſeine Thätigkeit größtentheils für ganz andre Dinge in Anſpruch nahmen, als welche zur Vorbereitung auf eine Reiſe ins innere Afrika dienen konnten, daß er, bei aller Lebhaftigkeit des Wunſches, fremde, unentdeckte Gegenden zu beſuchen, bis zum Sommer 1795 nicht wiſſen konnte, ob dieſer Wunſch je in Erfüllung gehen werde, und am wenigſten, welche Gegenden und welche Völker des Erdbodens zu beſuchen ihm vielleicht noch einmal vergönnt ſeyn würde, daß alſo dieſe doppelte Ungewißheit theils ſeinen Eifer im Einſammeln der erforderlichen Kenntniſſe ſchwächen, theils ihn des Vortheils eines beſtimmten Gegenſtands berauben mußte, endlich, daß Hornemanns Faſſungskraft im Allgemeinen keineswegs außerordentlich,

und er für einige Gegenſtände, namentlich für das Zeichnen, ohne künſtleriſche Anlagen war. Dies wohl erwogen, iſt zu bewundern, wie viel Hornemann in den ſechs Monaten leiſtete, welche er zu Göttingen zubrachte; — man ſah an ihm recht augenſcheinlich, wie Luſt und Liebe ſo unendlich Vieles vermögen. Von recht vielen der göttingiſchen Lehrer wurde ihm gar herrlich in ſeinen Bemühungen fortgeholfen; Blumenbach beſonders war ſein thätigſter Gönner und Freund. Das Körperliche wurde auch nicht vernachläſſigt, fortgeſetzt wurden beſonders die Gewöhnungen an eine einfache Lebensart voller Entbehrungen und Anſtrengungen. Da Hornemann die Kinderblattern nie gehabt hatte, und dieſe Krankheit in reifern Jahren und unter einem heißern Himmelsſtrich doppelt gefährlich iſt, ſo ließ er ſich dieſelben mehr als einmal einimpfen, aber jedesmal ohne Erfolg; Beweis genug, daß er ſie nicht zu befürchten hatte.

Ehe wir Hornemanns fernere Schickſale beſchreiben, muß noch eines Umſtands erwähnt werden, der beweiſt, daß diejenigen ihm Unrecht thun, welche, getäuſcht durch eine oberflächliche Bekanntſchaft mit ſeinem Benehmen, ihn einer gewiſſen Rauheit des Sinns und des Mangels an feinerm Gefühl beſchuldigen.

Seine Mutter lebte nach ihres Mannes Tod in den drückenden Verhältniſſen einer faſt vermögensloſen Prediger-Witwe. Von ihren übrigen Kindern, zwei Töchtern und einem jüngern Sohn, konnte ſie für die Unterſtützung ihres Alters wenig erwarten, unſern Hornemann betrachtete ſie mit Recht als die Stütze deſſelben. Er hatte ſich beſtändig als guter Sohn und Bruder bewieſen; manche Züge, die von ſeinem zarten Familienſinn zeugen, könnten angeführt werden. Bei ſeinen großen Planen war ihm nichts ſchmerzhafter, als die Zerſtörung der Hoffnungen, welche die gute Mutter auf ſein Bleiben und ſeine dereinſtige Anſtellung im Vaterland gebaut haben mochte. Es koſtete ihm einen gewaltigen Kampf, ſeine Plane und Hoffnungen ihr mitzutheilen und ihre Einwilligung zu erbitten; ohne dieſe wollte er das große Werk nicht unternehmen. Aber er knüpfte gleich vom Anfang her an ſeine Verhältniſſe zu der afrikaniſchen Geſellſchaft eine Hoffnung, deren Verwirklichung er nie aus den Augen verlor,

er machte es zu einer der Bedingungen, unter denen er in ihre Dienſte trat, daß man ſeiner Mutter, auf den Fall ſeines Todes im Dienſt der Geſellſchaft, eine Penſion zuſichre. Auch dieſer Wunſch fand eine günſtige Aufnahme. So hatte Hornemann die Kindespflichten erfüllt, und konnte mit ruhigem Herzen die Bahn ſeines großen Berufs verfolgen. Aber die vortreffliche Frau, welche, lange vorher ehe dieſe Sache in Ordnung war, ihre Einwilligung zu einer Unternehmung gegeben hatte, welche auch ſie als einen wahrhaft göttlichen Beruf betrachte, ſollte die Früchte der Sorgfalt des guten Sohns nicht genießen; ſie ſtarb im dritten Jahr nach ſeiner Abreiſe, und der letzte Brief, welchen er ihr unter dem 6. April 1800 von Murſuck aus ſchrieb, fand ſie nicht mehr am Leben.

Im Februar 1797 verließ Hornemann Göttingen, und nachdem er einige Tage in ſeiner Familie zu Hildesheim zugebracht hatte*), ging er über Cuxhaven nach London.

---

*) Auch der Verf. dieſes Aufſatzes, welcher damals zu Helmſtädt ſtudirte, hatte ſich, von Hornemann aufgefordert, zu Hildesheim eingefunden. Natürlich drehten ſich alle Unterhaltungen um die afrikaniſche Reiſe. Hornemann war höchſt vergnügt, vorzüglich auch darüber, daß ſeine Plane für die Richtung ſeiner Reiſe den Beifall der afrikaniſchen Geſellſchaft gefunden hatten. Er pflegte ſich zu rühmen: „ihm ſey es vergönnt, den Sturm unmittelbar auf das Herz ſeiner Dame (Afrika) zu machen, während die Mitbewerber, Brown und Parck, ſich begnügen müßten, ihr Hand und Mund zu küſſen." Außerdem gab Knigge's bekannter Roman „Nachrichten über die Aufklärung in Abeſſinien", in Beziehung auf Hornemanns Vorhaben vielfachen Stoff zu manchem Geſpräch. Bekanntlich erzählt jener Roman, wie ein Deutſcher nach manchem Abenteuer in Abeſſinien angekommen und dort zum erſten Miniſter des Königs erhoben ſey, dann die Mitglieder ſeiner Familie nach ſich gezogen, und dieſe zu den wichtigſten Aemtern des Abeſſiniſchen Staats angeſtellt habe u. ſ. w. Ein gleiches Glück wurde Hornemann geweiſſagt; man empfahl ſich ſeiner Protection, und er war gütig genug, Aemter und Würden vorläufig zu vertheilen. Was damals ein unterhaltender Scherz war, diente, als ſpäterhin die Nachrichten über Hornemann ausblieben, manchem ſeiner Freunde zu einigem Troſt. Man dachte ſich, daß ein ausgezeichnetes Glück an einem der Höfe des innern Afrika's Hornemann eben ſo gut zurückhalten und ihn verhindern könnte, Nachrichten von ſich zu geben, als wir leider! dieſen Mangel jetzt nur der Wahrſcheinlichkeit ſeines Todes zuſchreiben müſſen.

Hier fand er die allergünſtigſte Aufnahme, und wurde von der afrikaniſchen Geſellſchaft mit einem Zutraun beehrt, wie es noch keinem ihrer frühern Reiſenden geſchenkt war. Was man ſchon vorhin ihm verſprochen hatte, wurde beſtätigt. Man billigte ſeine Vorſchläge über die Art und Richtung ſeiner Reiſe; man gab ihm keine beſondern Inſtructionen über das Einzelne der Ausführung ſeiner Plane oder der Gegenſtände, auf deren Erforſchung er ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich richten ſollte, ſondern überließ dieſes ſeinem Ermeſſen und ſeiner Beurtheilung der jedesmaligen Umſtände; man ſetzte nichts feſt über die Summe der Reiſekoſten, ſondern empfahl ihm nur, keinen wichtigen Zweck ſeiner Reiſe aus Furcht vor einem vergrößerten Aufwand zu verſäumen u. ſ. w. Hornemann war höchſt erfreut, und fühlte ſeinen Eiſer für eine würdige Ausführung des großen Unternehmens nicht wenig geſtärkt. „Kein einziger Engländer", ſo ſchrieb er ſeiner Mutter unter dem 21. März, „mit dem ich in Verbindungen gekommen bin, hat das blicken laſſen, was man engländiſchen Stolz nennt, wenigſtens nicht gegen mich. Meine hieſige Aufnahme geht weit über meine Erwartung, und iſt ſo, wie ich ſie vernünftiger Weiſe nur je wünſchen konnte. Wie ich mehr Achtung erlangen könnte, wenn ich geborner Engländer und 20 Jahr lang Profeſſor zu Oxford geweſen wäre, ſehe ich nicht ein. Die afrikaniſche Geſellſchaft hat mir völlig überlaſſen, wie ich meine Plane einrichte und ausführe, ſie wünſcht, daß ich nach Aegypten gehen und von da in's Innere, wo möglich nach Kaſchna vordringen möge — gerade ſo wie es immer mein Wunſch war; — ich ſoll mir Zeit nehmen; ſie ermahnt mich zur Geduld und zur größten Vorſicht für meine Geſundheit und Leben, weitere Inſtructionen gibt ſie mir nicht — ſo trug es mir Graf Moira in der Verſammlung des engern Ausſchuſſes vor. Ich kann nicht leugnen, daß ein ſo uneingeſchränktes Zutraun mir nicht wenig ſchmeichelt; denn was ich jetzt von mir ſagen kann, kann wahrlich nicht leicht ein Reiſender, der nicht auf eigne Koſten, ſondern für fremde Rechnung reiſt, von ſich rühmen. Deſto mehr werde ich Alles thun, um mich eines ſo großen Zutrauns würdig zu machen. Da ich nun ganz frei bin, ſo werde ich wenigſtens 3—4 Monate in Aegypten bleiben, mich an's afrikaniſche Klima und die dortige Lebensart gewöhnen, Bekanntſchaften

mit

„mit den Negerkaufleuten machen, — durch dieſe nähern „Vorbereitungen hoffe ich ſchon den dritten Theil des gan„zen Werks vollendet zu haben. — Uebrigens iſt's eine „Luſt hier, und ich denke mir in Cairo auch. London iſt „wahrlich ein Ort, wo man Empfehlungsſchreiben für alle „Gegenden der Welt bekommen kann; ich habe jetzt ſchon „viele für Aegypten u. ſ. w." — Wir ſehen, wie Hornemann ſeinen Aufenthalt in London betrachtete. Bereichert mit mancherlei Nachrichten über die von ihm zu bereiſenden Gegenden, geſtärkt in ſeinem Eifer durch das zuvorkommende Vertraun der afrikaniſchen Geſellſchaft und andrer angeſehenen Männer*), ausgerüſtet mit wirkſamen Empfehlungsſchreiben, verließ er England am 29ſten Junius 1797, ſeine Reiſe über Frankreich weiter fortzuſetzen.

Obgleich mitten im Krieg gegen England, hatte das franzöſiſche Directorium auf die Verwendung eines der thätigſten Mitglieder der afrikaniſchen Geſellſchaft, Sir Joſeph Banks, Hornemann die Erlaubniß und einen Paß durch Frankreich zu reiſen gegeben. Er hoffte auch in Paris einige Beförderungsmittel ſeiner Reiſe zu finden, und dieſe Hoffnung betrog ihn nicht. Der berühmte Aſtronom la Lande intereſſirte ſich beſonders für ihn; er wurde dem National-Inſtitut vorgeſtellt; der Generalconſul du Rochê empfahl ihn einem türkiſchen Kaufmann aus Tripolis ꝛc. Dieſer letztere war beſonders eine ſehr wichtige Bekanntſchaft für Hornemann. Manches, was ſelbſt der gelehrteſte Europäer nicht wiſſen konnte, und was doch für Hornemann höchſt wichtig ſeyn mußte, erfuhr er durch dieſen Afrikaner; ja er wußte ſich ſeine Freundſchaft ſo ſehr zu

*) Sogar von den Mitgliedern der ſogenannten hannöverſchen Geſandtſchaft zu London wurde Hornemann mit Auszeichnung aufgenommen. Er ſchreibt von ihnen: „Baron von Lenthe und Beſt ſind ſehr artige Männer. In Lenthen ſucht man gar den hannöverſchen Miniſter nicht. Am Dienſtag war ich bei'm Miniſter von Lenthe zu Mittag, Thee und Abendeſſen u. ſ. w."

verſchaffen, daß dieſer ihn eines Tags mit einem arabiſch geſchriebnen Empfehlungsſchreiben an einen ſeiner Freunde in Cairo, Hadſchi Caſſan Benhaſſan, überraſchte. Dieſer Brief war in einem recht treuherzigen Tone geſchrieben; — „und wenn du ſiehſt, daß er mit unſichern Leuten „abreiſen oder einen zu gefährlichen Weg nehmen will, „ſo rathe ihm ab und hilf ihm dazu nicht; leiſte ihm alle „Höflichkeit, wie wenn ich ſelbſt zu dir käme u. ſ. w.“ — ſo lautete es in dieſem Briefe.

Mit vergrößerten Hoffnungen verließ Hornemann Paris nach einem vierzehntägigen Aufenthalt, und eilte den Küſten des mittelländiſchen Meeres zu. Aber er fand zu Marſeille keine Gelegenheit unmittelbar nach Alexandrien, wohl aber ein Schiff nach Cyprus, und zugleich die Verſichrung, daß von dieſer Inſel aus mit Aegypten großer Verkehr getrieben würde. So reiſte er am 11ten Auguſt von Marſeille über Cyprus nach Alexandrien, woſelbſt er ohne weitere Abenteuer am 13ten September 1797 ankam.

Das Glück, welches ſeine bisherigen Reiſen begleitet hatte, ſchien ihn auch in Aegypten aufzuſuchen. Zu Alexandrien, wo er vom engländiſchen Conſul ſehr freundſchaftlich aufgenommen wurde, traf er einen Mönch, welcher gerade daſſelbe Kloſter zu Cairo beſuchen wollte, in welchem Hornemann ſeinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, und dieſer Mönch war ein Deutſcher, der aber wegen ſeiner langen Entfernung vom Vaterlande das Arabiſche beſſer ſprach, als das Deutſche. Mit dieſem reiſte er zu Waſſer den Nil hinauf über Roſette nach Cairo, woſelbſt er am 27ſten September ankam. Er traf dort einen andern Deutſchen, den Major Schwarz, welcher in Geſellſchaft eines Engländers jene Gegenden bereiſte, und durch den er manche nützliche Nachricht einzog; — ja, was ihm noch viel mehr werth war, einen andern Deutſchen, Joſeph Freudenburg, gebürtig aus Köln, welcher ſchon vor zwölf Jahren gezwungen worden war die Muhammedaniſche Religion anzunehmen, die Wallfahrt nach Mecca dreimal gemacht hatte, und Arabiſch und Türkiſch mit großer Fer-

tigkeit ſprach. Hornemann bediente ſich ſeiner als Dolmetſcher. Ihm gefiel dieſes Amt, und da er Hornemanns weitere Abſichten erfuhr, ſo bot er ſich ihm zum fernern Begleiter an. Es war nicht zu überſehn, wie große und mannigfaltige Dienſte ein ſolcher Mann leiſten, und wie er der einzige ſeyn mußte, der auf den Fall von Hornemanns Tod ſeine Papiere nach Europa überbringen konnte. Daher nahm Hornemann ihn an, und glaubte ihn überdies durch das Verſprechen einer beſondern Erkenntlichkeit von Seiten der afrikaniſchen Geſellſchaft feſter ſich verbinden zu dürfen und zu müſſen.

Von Cairo aus wollte nun Hornemann ſeine eigentliche Entdeckungsreiſe beginnen. Ueber dieſe Stadt ziehen alljährig die Karavanen der Muhammedaniſchen Pilgrime aus dem nördlichen und weſtlichen Afrika nach Mecca und von dort in's Vaterland zurück; ihnen ſchließt ſich eine Menge andrer Reiſenden an. Die bedeutendſte dieſer Karavanen zieht von Cairo über Sirah und Augela nach Murſuck, der Hauptſtadt des Reiches Feſſan. Murſuck liegt etwa 200 bis 220 d. M. in weſtlicher, ein wenig nach Süden abweichender Richtung von Cairo, und etwa 80 bis 90 d. M. in ſüdlicher, wenig gen Oſten abweichender Richtung von Tripolis. Murſuck iſt ferner der Mittelpunct, in dem ſich faſt alle Wege vereinigen, welche die nördlichen und nordöſtlichen Küſtenländer von Afrika mit den von Europäern noch unbeſuchten, aber höchſt merkwürdigen Binnenländern des mittlern Afrika verbinden. Von Murſuck aus gehen Karavanen nach Cairo, Bergaſi, Tripoli, Gadames, Burnu, Twat, Kaſchna, der Hauptſtadt des Landes Sudan u. ſ. w. Gelang es Hornemann nach Murſuck zu kommen, und dort für einen Muhammedaner zu gelten, ſo konnt' er ohne große Schwierigkeiten ſeine fernere Reiſe mit einer der nach dem Süden ziehenden Karavanen fortſetzen, und die wohlangebauten und ſtarkbevölkerten Länder an den Ufern des Nigers oder Joliba beſuchen, welche durch ungeheure Wüſten von Afrika's Küſtenländern getrennt, gewiſſermaaßen einen beſondern Welttheil für ſich ausmachen. Auf dieſe Binnenländer war Hornemanns Aufmerkſamkeit eigentlich gerichtet. Man wußte ſchon länger, daß dort noch manches Wichtige

zu entdecken ſey, und daß ſich Vieles in der Natur dieſer Gegenden und ihrer Bewohner, in der Beſchaffenheit des Bodens und ſeiner Erzeugniſſe, in der Richtung der Gebirgszüge und dem Laufe und der Verbindung der Gewäſſer ganz anders finden würde, als man früherhin geglaubt hatte. Während Hornemann noch in London war, kamen ſichre Nachrichten von einem andern Reiſenden der afrikaniſchen Geſellſchaft, Mungo Park, dort an, welche es außer allen Zweifel ſetzten, daß die Flüſſe Senegal und Gambia an der Abendſeite eines bedeutenden Gebirges entſpringen, welches kaum anderthalbhundert Meilen von der weſtlichen Küſte von Afrika entfernt iſt; daß von dem entgegengeſetzten Abhange dieſer Gebirge herab ein mächtiger Strom in öſtlicher Richtung ſeinen Lauf durch das mittlere Afrika nimmt, und daß an den fruchtbaren Ufern dieſes Waſſers, welches die Einwohner Joliba, Zad, Nil Abid nennen, ſehr zahlreiche Völkerſchaften wohnen. Dieſe Gegenden zu erforſchen, die Fragen aufzuhellen: ob dieſer Joliba derſelbe Fluß ſey, welchen die Alten den Niger nannten, und ob dieſer ſeine Gewäſſer, wie die Wolga und der Orus, in einen Landſee ergöſſe oder mit dem Nil vereinige? welche Verbindungen und Verhältniſſe zwiſchen dieſen Gegenden und den noch entferntern Landſtrecken des innern ſüdlichern Afrika's und der Gebirgsländer der Oſtküſte ſtatt fänden? u. ſ. w., war die Aufgabe, welche Hornemann zu löſen ſich vorgenommen hatte. Was er auf ſeiner fernern Reiſe von London nach Cairo, und an dieſem Ort erfuhr, vermehrte ſeine Kenntniß von den Mitteln, dieſe Gegenden zu erforſchen. Der ſchon vorhin erwähnte türkiſche Kaufmann aus Tripoli, den Hornemann in Paris kennen lernte, und dem er ſeine Abſichten mittheilte, war gar nicht damit zufrieden, daß er über Cairo gehen wollte, ſondern rieth ihm, von Tripoli aus unmittelbar über Murſuck den Weg in's Innere einzuſchlagen. Allein zu London hatte er nun einmal den Weg über Cairo zu nehmen feſtgeſetzt, und Alles war auf dieſe Richtung ſeiner Reiſe berechnet. Sie bot überdem manche anderweitige Vortheile dar. Es kam Alles darauf an, daß Hornemann im Innern nicht als Chriſt und Europäer erkannt wurde. Dies war leichter zu erreichen, wenn er zu Cairo, an einem Orte, wo eine Menge nichtchriſtlicher Fremdlinge von mehrern Seiten zuſammenſtrömen, als zu

Tripoli, einer Seeſtadt, wo dies bei weitem nicht ſo ſehr der Fall iſt, ſich den in's innere Afrika ziehenden Karavanen anſchloß. Die glücklichen Umſtände, welche Hornemann in Cairo fand, haben wir ſchon vorhin bemerkt. Sie begünſtigten ſeine Verwandlung in einen muhammedaniſchen Kaufmann nicht wenig. Er machte ſich mit den Sitten, der Sprache und den Religionsgebräuchen jener Völker bekannt, wahrſcheinlich hatte er auch, um ſeine Abſichten deſto beſſer zu verbergen, das Kloſter, in welchem er ſich zuerſt aufhielt, ſchon länger verlaſſen. Da die Muhammedaner, welche Mecca beſuchen, dort viele ihrer Glaubensgenoſſen kennen lernen, welche das Arabiſche nicht ſprechen, und in Sitten und Gebräuchen manches Abweichende haben, ſo konnte auch ſeine noch unvollkommne Fertigkeit im Arabiſchen, ſo wie in der Nachahmung der Sitten und Gebräuche des Landes, Niemand auffallen, und nach und nach mußte er ſich in allen dieſen Dingen ſeinen Reiſegefährten gleichſtellen. Die wichtigſten Gebete und Religionsgebräuche der Muhammedaner hatte er ſich ganz zu eigen gemacht, er las täglich den Koran, und wo er ſelbſt nicht ausreichen konnte, ſollte ihm ſein Freudenburg aushelfen. So war Hornemann voller Hoffnung und Muth, welche ſich in allen ſeinen aus Aegypten nach Europa geſchriebnen Briefen auf's lebhafteſte ausdrückten, als plötzlich mehrere unvorhergeſehene Hinderniſſe von großer Wichtigkeit eintraten, deren endliche Beſeitigung aber nur dazu dienen konnte, ſein Zutraun zu der glücklichen Beendigung des großen Unternehmens um ein Bedeutendes zu befeſtigen.

Ende Mai's 1798 gedachte Hornemann von Cairo abzureiſen; aber im April verbreitete ſich die Peſt in dieſer Stadt, und Jedermann mußte ſich eingezogen halten, um die Anſteckung zu vermeiden. Die Karavane nach Feſſan fing an ſich zu verſammeln, aber Hornemann wagte es nicht, ſich hinzubegeben und die Anſchaffung der unmittelbaren Reiſebedürfniſſe zu beſorgen; auch fehlt' es ihm bei dem unterbrochnen Verkehr zu jener Zeit an Geld. Seiner Vorſicht ungeachtet, kam ihm dennoch die Gefahr nahe genug: in demſelben Hauſe, welches er bewohnte, ſtarb eine Frau an der Peſt; er ſelbſt blieb von dieſem Uebel be-

ſtreit. Indeß ließ es allmählig nach, und Hornemann erneuerte ſeine Bekanntſchaft mit einigen Männern der Karavane, die in der Stadt geblieben waren um einige Freunde zu erwarten, die von Mecca kommen ſollten; ein franzöſiſches Handelshaus wollte ihm das nöthige Geld vorſtrecken; er ſah ſeine Abreiſe nahe, da erſcholl plötzlich die Nachricht von der franzöſiſchen Landung bei Alexandrien (den 2. Juli 1798). Die Wuth des Volks drohte alle Fremden zu ermorden, ſie muſten ſich in die Feſtung flüchten, die Karavane nach Feſſan zerſtreute ſich, die von Mecca wurde durch die Furcht vor den Franzoſen zurückgehalten; ſelbſt als dieſe Cairo beſetzt und die Sicherheit der Europäer hergeſtellt hatten, war zu befürchten, theils, daß der Karavanen-Verkehr noch länger unterbrochen werden, theils, daß die Franzoſen die fernern Unternehmungen eines Reiſenden, der im Dienſt einer engländiſchen Geſellſchaft ſtand, beſchränken oder ganz unterſagen würden. Allein Alles ging beſſer als Hornemann gehofft hatte. Franzöſiſche Gelehrte führten ihn bei dem Obergeneral ein, und dieſer, damals noch nicht wenig bemüht, den Ruhm eines Beſchützers der Wiſſenſchaften zu gewinnen, erlaubte ihm nicht allein ſeine Plane zu verfolgen, ſondern gab ihm auch Päſſe und bot ihm Geld und andre Unterſtützungen an. Auch fing, ſo wie der erſte Schrecken vorüber und die Ruhe einigermaaßen wiederhergeſtellt war, der Karavanen-Verkehr wieder an; die von Mecca erwarteten Pilger kamen an, die Karavane nach Feſſan bildete ſich, Hornemann rüſtete ſich aus und ſchloß ſich ihr an, und hatte endlich das Vergnügen, am 4ten Septbr. 1798 in ihrer Mitte aus der Nähe von Cairo gen Feſſan aufbrechen zu können.

Es iſt hier der Ort nicht zu erzählen, welche Beobachtungen er auf dieſer Reiſe machte, welche Nachrichten er einzog, und wie ſehr, was er auf derſelben erfuhr, ihn mit neuem Muth und erhöhter Luſt, ſich in die noch entferntern Länder des innern Afrika's zu begeben, erfüllen mußte. Wen ſolche Dinge anziehen, mag über ſie das Tagebuch ſeiner Reiſe nachſchlagen.*) Aber einer Begeben-

*) S. Fr. Hornemanns Tagebuch ſeiner Reiſe von Cairo nach Murzuck. Weimar 1802.

heit derſelben müſſen wir gedenken. Hornemann hatte ſich vielleicht zu unvorſichtig mit der Durchſuchung der Ueberbleibſel beſchäfftigt, welche von dem im Alterthum hochberühmten Tempel des Jupiter Ammon, neben der Stadt Sirah, befindlich ſind. Die Einwohner dieſer Stadt, auf's höchſte gereizt durch den unerwarteten Einbruch der Franken in Aegypten, wie alle Eingebornen des nordöſtlichen Afrika's, und in jedem Reiſenden, deſſen Betragen von dem gewöhnlichen abwich, einen fränkiſchen Kundſchafter argwöhnend, waren mehrere hundert Bewaffnete ſtark der Karavane nachgeeilt, und ſchienen Hornemanns Tod verlangen zu wollen. Er ahnete nichts von der Gefahr, die über ſeinem Haupt ſchwebte, als ihn Freudenburg, den er ausgeſchickt hatte, zu ſehn, was es gäbe, mit der ſchrecklichen Nachricht überraſchte. Dieſer Menſch hatte den Kopf verloren; er gab Alles auf, und wollte nur ſein Leben ſo theuer als möglich verkaufen. Hornemann unterſagte ihm alles Aufſehnerregende, und ging unbewaffnet auf die Verſammlung der Siraher zu, unter die ſich einige Mitglieder der Karavane gemiſcht hatten. Niemand antwortete ihm, als er mit dem gewöhnlichen Gruß der Muhammedaner unter ſie trat, vielmehr riefen einige ihm zu: „du biſt einer der neuen Chriſten aus Cairo, und hierher gekommen unſer Land auszukundſchaften." Hornemann, ohne darauf zu antworten, ſetzte ſich neben einen angeſehnen Mann aus Sirah, mit dem er ſchon vorher Umgang gehabt hatte, und ſagte zu ihm: „aber ſage mir, „Bruder, ſahſt du je dreihundert bewaffnete Männer drei „Tagereiſen machen, um zwei Männer zu verfolgen, die „zehn Tage als Freunde unter ihnen lebten, mit ihnen „aßen und tranken, und deren Zelt jedem offen ſtand? „Du ſelbſt haſt uns angetroffen wie wir beteten und im „Koran laſen, und nun beſchuldigſt du uns, wir gehörten „zu den Ungläubigen in Cairo, die wir doch jetzt meiden? „Weißt du nicht, daß es eine große Sünde iſt, einem Rechtgläubigen zu ſagen, er ſey ein Heide? Von dir erwar„tete ich mehr Verſtand und mehr Gottesfurcht." Der Ernſt und die Faſſung, mit der Hornemann dieſe Rede vortrug, machte vielen Eindruck; der Angeredete ſuchte ſich zu entſchuldigen. Indeß fuhr einer aus dem gemeinen Haufen mit Beſchuldigungen fort; Hornemann wandte ſich gegen ihn: „Schweige doch ja, Freund", ſagte er zu

ihm, „wollte Gott ich wäre der arabiſchen Sprache hin„länglich mächtig, ich würde dir und Hunderten deines „Gleichen Fragen vorlegen, die euch beweiſen ſollten, daß „ich gründlicher im Islam unterwieſen bin, als ihr.“ — „Wahrlich“, ſagte darauf ein alter Mann, „dieſer iſt jün„ger als jener, und doch unerſchrockner.“ (Sie meinten Freudenburg, deſſen Angſt ſie bemerkt haben mußten.) „Mein Begleiter“, erwiederte Hornemann ſogleich, „fürch„tet ſich nicht vor euch, denn wir haben Freunde, vor de„nen ihr euch fürchten müßt. Weißt du wohl was es ſa„gen will, einem Mann, der mit Sultanen und Prinzen „umgeht, vorzuwerfen, er ſey ein Ungläubiger?“ — Die Verſammlung, durch das Bisherige ſchon ſehr beruhigt, fragte nun noch, warum Hornemann und ſein Begleiter chriſtliche Briefe bei ſich führten? Hornemann merkte, daß Freudenburg die Unvorſichtigkeit gehabt haben müſſe, den franzöſiſchen Paß zu zeigen; aber dieſes Papier, welches kein andrer aus der Karavane zu leſen verſtand, konnte ihnen jetzt nicht mehr ſchaden. Hornemann holte es aus dem Zelte, und brachte zugleich den Koran mit. Einer der Siraher nahm den Paß, entfaltete ihn und fragte gar ehrbar: „ob Niemand dies leſen könne?“ Alle verneinten es, auch Hornemann und ſein Begleiter, denen man dieſelbe Frage vorlegte; ſie ſagten nur: es ſey ihnen gegeben um ſicher aus Cairo zu kommen. „Aber dieſes da“, ſagte Freudenburg und nahm Hornemann den Koran aus der Hand, „dieſes da iſt das Buch, welches ich verſtehe.“ Nun forderte man die beiden Deutſchen auf im Koran zu leſen, um zu zeigen daß ſie Muhammedaner wären. Und ſiehe, ſie laſen nicht allein, ſondern Freudenburg wußte ganze Stellen aus dem Gedächtniß herzuſagen, und Hornemann ganze Sprüche aufzuſchreiben. Dies Letztere beſonders iſt eine gar ſeltne Kunſt in dieſen Gegenden. Alle rechtlichen und religiöſen Männer unter den Sirahern und in der Karavane waren nun ganz und gar für die beiden Deutſchen gewonnen; ſie traten zu ihrer Vertheidigung auf, und die welche nur mitgezogen waren, weil ſie hofften es ſollte etwas zu plündern geben, mußten ſchweigen. So wurden die beiden Deutſchen nicht allein aus dieſer großen Gefahr gerettet, ſondern ihr Ruf als beſonders gelehrte und religiöſe Männer war auch unter ihren Begleitern feſt begründet.

Am 17. November 1798 traf Hornemann mit der Karavane zu Murſuck, der Hauptſtadt des Reiches Feſſan, ein. Anfangs hatte er die Abſicht, mit einer Karavane, welche wenig Tage nach ſeiner Ankunft nach Agades und Kaſchna, (Agades etwa 120 d. M. ſüdlich von Murſuck, Kaſchna etwa 60 bis 70 d. M. ſüdweſtlich von Agades) weiter in's innere Afrika zu ziehn. Allein mehrere Umſtände, beſonders die durch einen Krieg geſtörte Sicherheit dieſes Wegs, bewogen ihn, eine Karavane von Burnu zu erwarten, mit welcher er nach dieſer Stadt (etwa 140 bis 150 d. M. ſüdöſtlich von Murſuck) zu reiſen, und von dort aus die Ufer des Joliba und die Stadt Kaſchna zu bereiſen gedachte. Indeß ſtarb ſein Freudenburg, und er ſelbſt wurde einige Zeit von einem endemiſchen Fieber befallen; Alles, was er zu Murſuck von wichtigen Dingen in Erfahrung bringen konnte, hatte er eingeſammelt, und es wurde bekannt, daß die Karavane aus Burnu erſt ſpät eintreffen und erſt am Ende des Frühjahrs 1800 die Rückkehr antreten werde.*) Hornemann beſchloß, die Zwiſchenzeit zu

*) Nach genauer Durchſicht der dieſen Theil von Hornemanns Leben betreffenden Nachrichten, iſt mir etwas aufgefallen, über welches die Herausgeber ſeines Tagebuchs keine weitere Auskunft geben. Am 17. Nov. 1798 kam H. zu Murſuck an, gleich darauf geht die Karavane nach Agades und Kaſchna ab. Nun verweilt er bis Mitte 1799 in Murſuck, und hat dann noch Zeit genug, den Abſtecher nach Tripoli zu machen, von wo er erſt am 20. Jan. 1800 nach Murſuck zurückkehrt, und dann erſt am 7. April 1800 weiter in's Innere abgereiſt iſt, oder abzureiſen dachte, (denn mit den Briefen vom 6. April ſchließen ſich die Nachrichten von ihm.) War denn vom Novbr. 1798 bis April 1800, alſo in anderthalb Jahren, keine ſichre Reiſegeſellſchaft ins tiefere Innere zu finden? Ging die Karavane nach Burnu, ſo gut wie im April 1800, nicht auch im Frühjahr 1799 ab? So viel mir bekannt iſt, geht auf den großen Karavanenſtraßen alljährig wenigſtens eine Karavane, und die, von denen hier die Rede iſt, ſind doch gewiß unter die beſuchteſten zu rechnen. In den Nachrichten welche ich benutzen kann, (außer den gedruckten liegen noch drei eigenhändige Briefe Hornemanns an ſeine Mutter aus Tripoli vom 20. Aug. 1799, eben daher vom 19. Oct. 1799, und aus Murſuck vom 6. Apr. 1800 vor mir) finde ich keine unmittelbare Beantwortung der vorhin aufgeworfnen Fragen. Nun ſagt H. in dem Brief vom 19. Oct. 1799, „daß er etwa 2 Monat nach ſeiner Ankunft in

einer Reiſe nach Tripoli zu benutzen — denn wer ſollte nach Freudenburgs Tod ſeine bis dahin gemachten Entdeckungen der afrikaniſchen Geſellſchaft überſchicken, wenn auch er umkommen ſollte? Mitte Juni's reiſte er von Murſuck ab, und kam nach zwei Monaten in Tripoli an; hier hielt er ſich bis zum 1. Decbr. auf. Er wohnte in einem türkiſchen Wirthshaus (Fanduck), woſelbſt er das Tagebuch ſeiner Reiſe von Cairo nach Murſuck ordnete, und nebſt mehrern Briefen an ſeine Angehörigen und die afrikaniſche Geſellſchaft abſandte. Um ſeine Rolle als Muhammedaner ſicher fortſpielen zu können, vermied er den Umgang mit den dortigen Chriſten ſo viel als möglich; er ſcheint nur allein das Haus des engländiſchen Conſuls beſucht zu haben, weil dieſer derjenige war, durch welchen er ſeine Briefe und Nachrichten nach Europa ſandte, und das zur fernern Reiſe nothwendige Geld bezog. Von dieſer Reiſe hegte er die größten Hoffnungen. Freudenburgs Tod hielt er für keinen großen Verluſt, da er jetzt das Arabiſche beſſer ſprach als jener, und er war entſchloſſen, nie wieder einen Europäer oder irgend etwas Europäiſches an Kleidungen, Büchern u. ſ. w. mit ſich zu nehmen, überzeugt, deſto ſichrer ſein Geheimniß zu bewahren, und allenthalben für einen Muhammedaner zu gelten. Nur allein der Baſcha von Tripoli wußte was Hornemanns Abſicht war, und hatte verſprochen, ihm in Allem zu helfen, weil er wegen der Nähe der engländiſchen Flotten ein großer Freund der Engländer war, und ſie in Allem ſehr begünſtigte.*) Außerdem fand er zu Tripoli auch den tür-

Murſuck (alſo gegen Ende Januars 1799) das Fieber bekommen habe", ſetzt aber nicht hinzu, wie lange dieſes anhielt. Es iſt möglich, daß es ihn verhindert hat, ſchon im Frühjahr 1799 mit der Karavane nach Burnu abzureiſen, und daß der Tod ſeines Begleiters, welcher während Hs. Krankheit erfolgt zu ſeyn ſcheint, ſo wie die eigne Unpäßlichkeit an die Möglichkeit ſeines Todes durch eine Krankheit (an welche er vormals nie glaubte) ernſtlich erinnernd, ihn bewogen habe, vor allen Dingen ſeine bisherigen Reiſebemerkungen in ſichre Hände zu bringen.

*) Hornemanns eigne Worte, mit denen er ſeine Verhältniſſe zu dem Baſcha von Tripoli in dem Briefe vom 19. Octbr. 1799

kiſchen Kaufmann wieder, deſſen Bekanntſchaft er im Sommer 1797 zu Paris gemacht hatte, und auch dieſer unterſtützte ihn mit Rath und That. Vor ſeiner Rückreiſe nach Murſuck wurde Hornemann in öffentlicher Audienz dem Baſcha vorgeſtellt; dieſer rief ihn bei ſeinem angenommnen türkiſchen Namen auf, und übergab ihm einen auf dieſen Namen ausgeſtellten Paß, in welchem er ihn für einen ſeiner Leute ausgab, der eine weite Geſchäfftsreiſe vorhabe, und jeden Gläubigen erſuchte, dieſen Mann, dem er ſelbſt die Erlaubniß gegeben habe die ganze Welt zu durchreiſen, friedlich ziehen zu laſſen. So verließ Hornemann am 1. Decbr. 1799 Tripoli, und kam nach einer glücklichen Reiſe am 20. Januar 1800 zu Murſuck an. Von Murſuck ſchrieb er drei Briefe an die afrikaniſche Geſellſchaft, unter dem 20. Febr., dem 24. März und dem 6. April; die beiden letztern waren mit Briefen an ſeine Mutter begleitet. Aber die vom 24. März ſind nie angekommen. Die angekommnen ſind voller angenehmer Ausſichten auf die fernere Reiſe. Hornemann hatte zu Murſuck die Freundſchaft eines Sheriffs von Burnu, eines verſtändigen und von dem Sultan jenes Landes ſehr geſchätzten Mannes, gewonnen, mit dem er im März nach Burnu abreiſen wollte, um von da aus in der Mitte des Sommers ſich nach Kaſchna zu begeben. Er freute ſich, nicht mit der Anfangs März von Murſuck unmittelbar nach Kaſchna abgegangnen Karavane gezogen zu ſeyn, da Ende dieſes Monats Nachrichten eingingen, daß ſie von umherſtreifenden Tibbo's bedroht würde. Gewöhnt an den Himmelsſtrich und die Lebensart jener Gegenden, geübt in der Arabiſchen und nicht unbekannt mit der Burnu-Sprache, allgemein für einen Muhammedaner gehalten und unter dem unmittelbaren Schutz zweier Sheriffe ſtehend, glaubte er, ſich für die Fortſetzung ſeiner Reiſe das Beſte verſprechen

an ſeine Mutter beſchreibt. Es wird dadurch außer Zweifel geſetzt, was der deutſche Herausgeber des Hornemannſchen Tagebuchs (S. XIX. der Vorrede) nur zu vermuthen ſcheint. Aber Hornemanns Zuſatz „daß wegen Nähe der engländiſchen Flotten der Baſcha ein großer Freund der Engländer ſey" ſtellt dies Verhältniß in ein Licht, welches nicht blos zu günſtigen Folgerungen Veranlaſſung gibt.

zu können. Ob er den ſchwarzen Eingebornen aus Burnu, deſſen er in dem Briefe vom 19. Oct. 1799 an ſeine Mutter erwähnt, der dreizehnmal von Feſſan nach Burnu, und fünfmal von Burnu nach Kaſchna reiſte, deſſen ſehr große Treue er rühmt, den er zur Aufſicht ſeiner Sachen zu Feſſan zurückgelaſſen zu haben ſcheint, und mit welchem er die Reiſe nach Burnu und Kaſchna unternehmen wollte, bei ſeiner Rückkehr nach Feſſan noch am Leben gefunden hatte und auf die fernere Reiſe wirklich mitnehmen würde, dies geht aus den eingelaufnen Briefen Hornemanns nicht hervor; vielleicht war es in denen vom 24. März gemeldet. Dieſe ſind nie angekommen, obgleich Hornemann bei ihnen, wie bei allen ſeinen Briefen, die Vorſicht gebraucht hatte, ſie als werthloſes Papier um Feſſaniſche Waaren zu wickeln, welche er, mit einem gleichgültigen arabiſchen Handlungsſchreiben begleitet, an einen Vertrauten (wahrſcheinlich den engländiſchen Conſul zu Tripoli), abſchickte. Zufolge der allerletzten Briefe aus Feſſan vom 6. April 1800, dachte Hornemann am Tage darauf mit der Karavane nach Burnu abzureiſen. Welchen Rückweg er nach ſeiner Ankunft am Joliba und zu Kaſchna einſchlagen würde, konnt' er noch nicht beſtimmen. Nach frühern Aeußerungen aus Cairo dachte er von Kaſchna entweder den Joliba hinauf und nach Senegambien, oder über das öſtliche Afrika nach Mecca zu gehn, und von einem dieſer Puncte aus nach Europa zurückzukehren. Er hoffte nicht, auf dieſen Reiſen Gelegenheit zu finden, den Seinigen Nachricht von ſich zu geben, er rieth ihnen nur ruhig zu ſeyn, und immer das Beſte zu hoffen, wenn ſie auch mehrere Jahre hindurch nichts von ihm hören ſollten.

Allein nicht eine Spur von Hornemanns fernern Schickſalen iſt ſeit jener Zeit aufzufinden geweſen, viel weniger iſt er ſelbſt wieder erſchienen. Alles, was hin und wieder über ihn verlautete, hat ſich bald als leeres Gerücht bewieſen. Leider darf wohl an dem Tod dieſes Mannes, der ſo große Hoffnungen erweckte, nicht mehr gezweifelt werden, und ſelbſt die Früchte der Entdeckungen, welche er nach ſeiner Abreiſe von Murſuck gemacht haben kann, ſcheinen gänzlich verloren. Nicht einmal,

wie weit er vorgedrungen, und wo und wann, und ob durch Krankheit oder durch Gewalt er umgekommen ſeyn mag, hat ſich ausfindig machen laſſen. Ein Gedanke läßt ſich dabei nicht wohl unterdrücken. Aus dem Briefe, welchen Hornemann am 31. Auguſt 1798 von Cairo an die afrikaniſche Geſellſchaft abgeſandt, geht hervor, wie nothwendig er es erachtete, daß auch nicht der leiſeſte Verdacht, als ſey er ein reiſender Europäer, auf ihn fallen müſſe. Er wollte nicht einmal, daß der engländiſche Conſul zu Tripoli ſich bei Feſſaniſchen Kaufleuten oder andern Eingebornen nach ihm erkundigen ſollte, ſelbſt wenn dieſe ihm Briefe von Hornemann überbrächten, weil ſchon allein die Nachfrage eines Chriſten dieſe argwöhniſchen Menſchen aufmerkſam machen, und ſein Leben in Gefahr ſetzen würden.

Dieſe zwar große und beſchwerliche, aber doch gewiß ſehr nothwendige Vorſicht, ſcheint nachher nicht immer beachtet worden zu ſeyn. Der Baſcha von Tripoli wurde mit der Natur der Hornemannſchen Reiſe bekannt gemacht, und unterſtützte ſeine Unternehmungen, weil er damals Freund der Engländer war. Man weiß aber, wie veränderlich, argwöhniſch und rückſichtslos in der Wahl ihrer Mittel jede Politik iſt; nun gar die Politik jener Fürſten der afrikaniſchen Raubſtaaten! Ueberdem iſt es, da der Fürſt und außerdem auch der ſchon oft erwähnte türkiſche Kaufmann um das Geheimniß wuſte, faſt unglaublich, daß zu Tripoli kein andrer Muhammedaner außer ihnen etwas von Hornemanns Abſichten erfahren haben ſollte. Nimmt man hinzu, daß ſein Nachfragen und ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände, um welche die Eingebornen ſich wenig bekümmern, gar leicht Argwohn erregen, ja daß der Paß des Baſcha von Tripoli, der in einer der Landesſprachen abgefaßt war, auch von Nichtmuhammedanern oder Feinden der tripolitaniſchen Macht leicht bemerkt werden, und ihm dann mehr zum Nachtheil als zur Empfehlung dienen muſte, ſo iſt es gar wohl denkbar, daß auch Hornemann verfolgt und eines gewaltſamen Todes geſtorben iſt.

* * *

Sein Schickſal mag nun aber auch geweſen ſeyn welches es will, immer wird die Kühnheit ſeines Unternehmens, der Fleiß, mit dem er ſich auf daſſelbe vorbereitete, und die Feſtigkeit, mit der er deſſen Ausführung verfolgte, Hornemann als einen der Männer darſtellen, welche es verdienen, in dem ehrenden Andenken ihrer Mitbürger fortzuleben.

Carl Auguſt Malchus.

Selbſtbiographie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Carl Auguſt Malchus.

Carl Auguſt Malchus, Graf von Marienrode, iſt am 27. September 1770 in Mannheim geboren. Seine Eltern haben in Zweibrücken gelebt, woſelbſt ſein Vater Burgvogt der herzoglichen Schlöſſer geweſen iſt, und die Oberaufſicht über die übrigen herrſchaftlichen Gebäude in der Reſidenz gehabt hat. Gleich in ſeiner früheſten Jugend hat er glückliche Anlagen verrathen, die, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit, die Veranlaſſung zu der beſondern Theilnahme geworden ſind, die der Herzog Carl, ſein Taufpathe, für ſeine fernere Ausbildung bezeigt hat. Den erſten vorbereitenden Unterricht hat er in dem elterlichen Hauſe erhalten, bis er in ſeinem zehnten Lebensjahr das Gymnaſium in Zweibrücken bezogen, außerdem aber noch den beſondern hiſtoriſchen Unterricht des ältern Exter genoſſen hat. Schon als Knabe von acht Jahren hat er ſeinem Vater, und zuweilen auch dem Herzog, die Zeitungen vorleſen müſſen, welcher Umſtand, ſo unbedeutend er auch an und für ſich ſcheinen möchte, dennoch auf ſeine Bildung von weſentlichem Einfluß geweſen iſt, indem dieſes Zeitungsleſen ſeine Wißbegierde, dieſe aber ſeinen Eifer für das Leſen hiſtoriſcher und geographiſcher Bücher, ſo wie für die Lectüre überhaupt, in einem ſolchen Grade geweckt hat, daß er beinah auf allen Umgang mit ſeinen Jugendgeſpielen verzichtet, und ſehr oft die für ſeine Repetitionen beſtimmten Stunden im Geheim auf dieſelbe verwendet hat. Im Jahr 1785 (Michaelis) iſt er auf das Gymnaſium in Mannheim (in wel-

chem er in die vierte Claſſe eingetreten iſt) geſchickt, und als Penſionär in dem bei demſelben befindlichen Convict untergebracht worden, was einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht hat, indem die beinah klöſterliche Ordnung, mit welcher das Leben und Studiren der Penſionäre eingerichtet war, als die erſte Veranlaſſung zu der ſtrengen Ordnung betrachtet werden kann, die er in der Eintheilung ſeiner Zeit und in ſeinen Geſchäfften ſelbſt beobachtet, und nachmals auch von ſeinen Mitarbeitern und Untergebnen verlangt hat. Vielleicht weniger als andre vorzügliche Gymnaſiaſten mit eigentlichen Schulkenntniſſen ausgerüſtet, dagegen aber durch ſeine große Lectüre mehr, als Jünglinge es gewöhnlich ſind, für die höhern Studien vorbereitet, hat er Michaelis 1787 in einem Alter von ſiebenzehn Jahren die Academie in Heidelberg bezogen, ſeit welchem Zeitpunct er ohne Führung irgend einer Art ſich ſelbſt überlaſſen geweſen iſt.

Eine Aeußerung des Herzogs Carl, dem er nach ſeinem Abgang vom Gymnaſio die in demſelben erhaltnen Preiſe und Zeugniſſe vorgelegt hatte: „daß wenn er ferner fleißig ſtudiren würde, er ihn zu ſich nehmen und etwas Rechtes aus ihm machen wolle", hat ihn für das Studium des Staats-Rechts und der Staats- und Cameral-Wiſſenſchaften beſtimmt, welchen er ſich daher auch, ſowohl während ſeines zweijährigen Aufenthalts in Heidelberg, als auch in Göttingen, wohin er ſich Michaelis 1789 begeben hatte, vorzüglich gewidmet hat, ohne daß er jedoch das Studium der Jurisprudenz und andrer Wiſſenſchaften vernachläſſigt hätte, unter welchen er jenes der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften unter Gatterers beſonderer Leitung mit ſo großem Eifer getrieben hat, daß er zum Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts erwählt worden war. Nach ſeinem Plan hatte er bis Oſtern 1791 in Göttingen bleiben wollen, als ihm im December 1790 von dem Hofrath v. Martens und dem G. J. R. Pütter der Antrag gemacht worden war, den zum Staatsminiſter in Mainz ernannten Grafen v. Weſtphalen dahin als Miniſterial-Privatſecretär zu begleiten; welchen Antrag, (nachdem er die Einwilligung des Herzogs erbeten, und zu einer zweijährigen Abweſenheit erhalten hatte,) er um ſo lieber angenommen hatte, als die Wirkungen der franzöſiſchen Revolution auf ſein Vaterland die Ausſicht zu ei-

ner baldigen Verſorgung in demſelben ohnehin getrübt hatten.

Obgleich ſein Wunſch, durch die Praxis ſelbſt Gelegenheit zu ſeiner Ausbildung zum Geſchäftsleben zu erhalten, um deswillen nur ſehr unvollkommen erfüllt worden iſt, weil, wie es ſich ſehr bald gezeigt hat, die Miniſterial-Exiſtenz des Grafen von Weſtphalen mehr als Ehrenpoſten betrachtet worden war, ſo iſt die kurze Zeit, die er in dieſem Verhältniß verlebt hat, durch die Einſicht der Correſpondenz mit dem kaiſerlichen Hof, jener mit den Reichs- und Kreisdirectorial-Geſandten und mit den andern Kurhöfen, die, wie ſo manches Andre, meiſtens mit dem inſtructiven Gutachten des Kanzlers von Albini unter den ſämmtlichen Miniſtern circulirt hat, dennoch für ihn in einem hohen Grad lehrreich geweſen, indem er hierdurch die erſte Anſicht von praktiſcher Behandlung von Geſchäfften der Art erhalten hat, die ihm in ſeinen bald darauf eingetretnen neuen Verhältniſſen vom größten Nutzen geweſen iſt.

Graf von Weſtphalen war nämlich im Julius 1791 zum kaiſerl. königl. bevollmächtigten Miniſter bei den Kurhöfen zu Coblenz und Bonn und bei dem weſtphäliſchen Kreis ernannt worden, welchen Poſten derſelbe im Januar 1792 angetreten, und bei welchem er mit Genehmigung und zu der ihm oft bezeigten Zufriedenheit des Departements die Stelle als Legations-Secretär verſehen hat, da Hr. v. Kornrumpf, der früher als ſolcher angeſtellt geweſen, ſchon ſeit mehrern Jahren ſich zurückgezogen hatte. Das doppelte Verhältniß des kaiſerl. Hofes, als Reichs-Oberhaupt und als Macht, hatte den Legationen im Reiche überhaupt ein vielſeitiges Intereſſe gegeben, welches durch den Aufenthalt der franzöſiſchen Prinzen in Coblenz, den bald darauf ausgebrochnen Reichskrieg, die Beziehungen mit dem General-Commando der k. k. Armeen, ſo wie überhaupt durch manche andre Umſtände und Verhältniſſe für dieſe Legation insbeſondre auf einen ſolchen Grad erhöht worden war, daß ſie, was ſie auch in der That geweſen, als eine der wichtigſten betrachtet worden iſt. — Im Jahr 1792 hat er der Kaiſerkrönung, im Auguſt deſſelben Jahrs der Wahl des Fürſt-Biſchofs in Lüttich, im Jahr 1793 dem Kreisconvent in

beſonders da dieſer, einzig ſeiner Pflicht folgend, Wünſche und Hoffnungen nicht erfüllt hat, die manche der Betheiligten auf ſeine kaum aufgelöſten Verhältniſſe gegründet hatten.*)

Unter den übrigen Arbeiten, durch die er bei der Commiſſion mehr oder weniger auf die neuen Verhältniſſe des Fürſtenthums eingewirkt hat, ſind die Auseinanderſetzung des Staats mit den Eremten wegen der Landes-Schulden, und die den neuen Verhältniſſen gemäße Regulirung des Steuerweſens, ſodann die Einleitung zur Errichtung eines ſtabilen, bei den Landwirthen ſelbſt aſſervirten Land-Magazins, die umfaſſendſten, und letztre vorzüglich um deswillen wichtig geweſen, indem durch ſie der Provinz die für dieſelbe wichtige freie Kornausfuhr bleibend erhalten worden iſt.**) Am 7. März 1803, mithin einige Monate vor Anſtellung der übrigen Staatsdiener, iſt er, und zwar, wie das von Sr. Maj. dem König vollzogene Beſtellungs-Patent ſich ausdrückt: „um ihm einen wohl„verdienten Beweis des Allerhöchſten Beifalls wegen ſei„ner vorzüglichen Geſchicklichkeit und bewährt gefundnen „Rechtſchaffenheit zu geben", zum wirklichen Kriegs- und Domänen-Rath bei der Cammer in Halberſtadt ernannt worden, bei welcher er im Julius deſſelben Jahrs eingetreten iſt. Seit ſeinem Eintritt in die Cammer, bis zu

*) Seine Commiſſions-Acten ſind loco instructionis und als Muſter an die Special-Commiſſionen in den übrigen Provinzen geſchickt, dadurch aber auch die Unzufriedenheit der Cleriſei in denſelben ebenfalls gegen ihn aufgereizt worden. Wie ſehr er übrigens geſucht hat, das Wohl der Kloſtergeiſtlichen, ſo viel es mit ſeiner Dienſtpflicht vereinbarlich war, zu befördern, und wie ſehr dieſes von dieſen anerkannt worden iſt, beweiſt der Umſtand, daß zwei Prälaten ihm nach der Aufhebung zum Beweis ihrer dankbaren Erkenntlichkeit für die ihnen und ihren Kloſter-Geiſtlichen bezeigte Schonung, mittelſt anonymer Briefe, der eine ein ſilbernes Kaffee-Service von etwa 100 Thlr. Werth, der andre ein ſolches von Porzellan zugeſandt haben, was er dem Organiſations-Chef angezeigt, und welcher ihn durch ein auf Special-Befehl ausgefertigtes Reſcript zur Annahme autoriſirt hat.

*) Gr. v. Sooden ſcheint, als er ſpäterhin einen ähnlichen Vorſchlag hat drucken laſſen, jene Einrichtung nicht gekannt zu haben.

ſeinem Austritt aus derſelben, iſt er, theils durch den ihm zugetheilten Wirkungskreis, theils durch vielfältige beſondre Aufträge und Commiſſionen, eins der thätigſten Mitglieder derſelben geweſen. Seine thätigſte Periode fällt indeß in die nach der unglücklichen Schlacht von Jena erfolgte feindliche Occupation des Cammer-Departements, während welcher ihm die Bearbeitung der durch dieſelbe veranlaßten Geſchäffte übertragen geweſen iſt, die er zum Vortheil deſſelben geführt, und (wie damals anerkannt worden iſt) bewirkt hat, daß daſſelbe von der Uebernahme eines Theils der Laſten, die das ſo unverhältnißmäßig angezogene Herzogthum Braunſchweig auf erſteres zu wälzen verſucht hatte, befreit geblieben iſt.

Mit der Errichtung des Königreichs Weſtphalen durch den Tilſiter Frieden hat ſich für ihn zum drittenmal eine neue Laufbahn eröffnet, in welcher er bald auf einen größern Schauplatz geſtellt, in einem fortdauernd ſteigenden Verhältniß bis zur Auflöſung dieſes Staats thätig geweſen iſt. Seine Wünſche waren auf die Präfectur des Saal-Departements (Halberſtadt) gerichtet, ſtatt welcher Anſtellung er aber am 9. Januar 1808 zum Staatsrath ernannt worden iſt. Unter ſämmtlichen damals für die Finanzſection des Staatsraths ernannten Mitgliedern ſind der Magdeburgiſche Cammer-Präſident von Bülow und er die einzigen geweſen, die an der Finanz-Partie gearbeitet, und daher auch practiſche Kenntniſſe und Notizen zur Stelle gebracht hatten, die, bei der Organiſation eines neuen Staats überhaupt wichtig, in dem aus ſo verſchiedenartig conſtituirten und verwalteten Provinzen zuſammengeſetzten Königreich aber um deswillen von ſo größerem Intereſſe geweſen ſind, weil die franzöſiſchen Miniſter in Allem, was auf Localitäten und auf deutſche Adminiſtrations-Grundſätze Bezug gehabt hat, durchaus fremd geweſen ſind. Beide ſind daher auch gleich vom erſten Anfang an in vorzügliche Thätigkeit geſetzt worden, ſo wie auch beide, gleich von jenem Zeitpunct an, einen verſchiednen Weg eingeſchlagen haben, indem erſtrer am Hof und unter dem Adel Connexionen geſucht, letztrer aber ſich mehr an die vorhandnen Geſchäfftsmänner angeſchloſſen hat.

Als der proviſoriſche Finanz-Miniſter Beugnot im März 1808 nach Paris zurückgekehrt war, hatte er für

dieſes Miniſterium beide dem König vorgeſchlagen, der in ſeiner Auswahl mehrere Tage geſchwankt, zuletzt aber, vorzüglich durch den Kriegsminiſter Morio beſtimmt, ſich für den Grafen von Bülow entſchieden hat.*) Die günſtigen Geſinnungen, die bei dieſer Gelegenheit der König für den Staatsrath Malchus gezeigt hatte, ſind indeß die erſte Veranlaſſung zu der Jalouſie geworden, die erſtrer gegen letztern gefaßt, und ſeitdem bei jeder Gelegenheit geäußert hat.

Wenige Monate nach ſeinem Eintritt in den Staats-Rath, iſt er zum General-Director der Steuern (April 1808), bald darauf (Mai) zugleich auch zum General-Liquidator der Staats-Schuld und zum General-Director der Amortiſations-Caſſe ernannt worden, welche letztern beiden Stellen er jedoch im Junius 1809 wieder abgegeben hat, weil, ungeachtet ſeiner ſelbſt unmittelbar beim König gemachten Gegenvorſtellungen, der Miniſter einen großen Theil von den dieſer Caſſe gehörenden Fonds in den Staats-Schatz gezogen, und dadurch erſtere außer Stand geſetzt hatte, ihre Verpflichtungen erfüllen zu können. In dieſer dreifachen Eigenſchaft hat er alle auf die ihm anvertrauten Verwaltungs-Zweige Bezug habenden Decrete und Inſtructionen**) entworfen, und überhaupt

*) Der König hatte durch den Miniſter Jollivet den Staatsrath Malchus von ſeiner Abſicht auf ihn unterrichten laſſen, was dieſer nicht allein verbeten, ſondern ſelbſt den Gr. v. Bülow davon benachrichtigt hatte.

**) Z. B. das Decret vom 29. März 1808 wegen Errichtung der General-Direction der Steuern — die zwei Decrete vom 2. Mai, das Geſetz vom 14. Julius 1808 über die Staats-Schuld, und das Decret vom 17. November über die Organiſation der Amortiſations-Caſſe; — die Geſetze vom 5. Auguſt 1808 und vom 12. Februar 1810 über die Patentſteuer, jene vom 21. Auguſt 1808 über die Grundſteuer, und das Decret vom 3. Septbr. 1808 über die Erhebung der Steuern; — das Decret vom 22. Januar 1809 über die Aufhebung der Zünfte, und viele andre über einzelne Gegenſtände. Ferner gehören hieher die verſchiednen Reden in der Verſammlung der Reichsſtände, in welchen die Motive zu den vorgelegten Geſetz-Entwürfen entwickelt ſind: vom 14. Julius 1808 über die öffentliche Schuld, vom 17. Julius über das Anlehen von 20 Millionen; über die Grundſteuer vom 18. Auguſt 1808, über die Patent- und Stempelſteuer im Februar 1810, ſämmtlich im weſtphäli-

zur Begründung und Ausbildung des Finanz-Syſtems thätig mitgewirkt, außerdem aber, theils aus beſonderm Auftrag, theils auf Erſuchen des Miniſters, viele Gegenſtände bearbeitet, die ſeinem eigentlichen Wirkungskreis fremd geweſen ſind.

Außerdem iſt er mit mehrern Miſſionen, — 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reſervirten Domänen; 1810 vom März bis Auguſt nach Hannover, zur Einleitung und Vorbereitung der Organiſation der hannöverſchen Provinzen, und im September 1810 bis Januar 1811 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domänen-Streitigkeiten — beauftragt, und auch nachmals im Jahr 1813 zweimal an den Kaiſer Napoleon nach Mainz und nach Magdeburg geſandt geweſen, bei welcher letztern Miſſion er dieſen, wiewohl ohne Erfolg, von der Unmöglichkeit der unbedingten Fortſetzung des Requiſitions-Syſtems zu überzeugen verſucht, dagegen aber die Suſpenſion des zur Sequeſtrirung des Elb-, Saal-, Ocker- und Aller-Departements ertheilten Befehls, und den Erlaß einer geforderten bedeutenden Requiſition erwirkt hat. *)

Am 7. April 1811 hat er, nach Entlaſſung des Grafen von Bülow, das Finanz-Miniſterium, anfänglich proviſoriſch, und nachdem der König ſeine wiederholte Bitte: daß er eine andre Wahl treffen möge, zurückgewieſen hatte, am 19. Mai deſinitiv übernehmen müſſen, mit welchem er ſeit dem Anfang des Jahres 1812 die Leitung aller auf die Verpflegung der Truppen Bezug habenden Angelegenheiten, und ſeit October 1813 auch das Miniſterium des Innern verbunden hat. Am 5. Auguſt 1810 iſt er zum Baron, im November deſſelben Jahrs zum Commandeur

ſchen Moniteur abgedruckt; ſodann die Inſtruction für die Directoren der directen Steuern, die Anlage und Erhebung der Patentſteuer betreffend 1808, und acht gedruckte Inſtructionen über die Veranlegung der Grundſteuer.

*) Nämlich zehntauſend Wiſpel Hafer, eben ſo viel Weitzen und Roggen, und vierhundert Tauſend Centner Heu und Stroh. Er hatte gegen Napoleon mit ſolchem Nachdruck geſprochen, daß dieſer ihn mit der Anrede: qui ètes vous, qui m'osez parler de la sorte? unterbrochen hatte.

des Ordens der weſtphäliſchen Krone, und im Jahr 1813 zum Grafen creirt worden.

Während des Beſtehens des Königreichs wegen ſeiner gerade durchgehenden Strenge eben ſo ſehr gefürchtet, als er durch ſeine Carriere und ſeinen ausgedehnten Wirkungskreis der Gegenſtand der Jalouſie von beinah allen Claſſen geweſen iſt, ſind nach der Auflöſung des erſtern ſeine Perſon und ſeine Verwaltung mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit angefeindet worden, ohne daß jedoch einer ſeiner Ankläger ſich genannt, oder durch erwieſene Thatſachen die gegen ihn gerichteten Anſchuldigungen bewahrheitet hätte; welchen er daher auch nur unter dem Titel: Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Weſtphalen, beſonders ſeit dem Monat April 1811. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung 1814, eine öffentlich abgelegte Rechenſchaft entgegengeſetzt hat, die, mit großer Kälte geſchrieben, ohne Widerlegung geblieben iſt.*)

Wenn, wie der würdige Veteran von Struenſee äußert:**) „es überhaupt wahr iſt, daß man das Verfahren eines Miniſters nicht allemal aus Gründen einer „allgemeinen Theorie tadeln oder verwerfen darf, ſondern „daß zu deſſen vollſtändiger Beurtheilung die genaue „Kenntniß der ganz individuellen Umſtände, unter welchen er gehandelt hat, gehört", ſo hätte bei der Aburtheilung über dieſen Miniſter eine ſolche Berückſichtigung um ſo mehr eintreten müſſen, als allgemein, und ſelbſt von ſeinen Anklägern eingeräumt iſt, daß die Finanz-Verwaltung des weſtphäliſchen Staats überhaupt, vorzüglich aber in der Periode, wo ſie ihm übertragen geweſen iſt, zu den allerſchwierigſten Aufgaben gehört hat.

Er hatte ſich zum Grundſatz gemacht, daß jeder Staatsdiener ſich gleichſam als Soldat auf einem vertrau-

*) Specielle Ausſtellungen gegen ſeine Verwaltung in den deutſchen Blättern Nro. 242 (Februar 1815), und ſeine Erläuterungen und Rechtfertigung in den deutſchen Blättern. Neue Folge. 2r Bd. 31s St.

**) In ſeinen Abhandlungen über wichtige Gegenſtände ꝛc. 1r Bd. S. 257.

ten Poſten betrachten müſſe, auf welchem von der gelobten Treue nur vorhergegangene Aufkündigung des Dieners, oder Entlaſſung von Seiten des Regenten, entbinden könne. Dieſem Grundſatz in jedem ſeiner verſchiednen Dienſt-Verhältniſſe unerſchütterlich treu, hat er jedes andre Verhältniß ſeiner Anſicht von Dienſtpflicht untergeordnet, hierdurch aber auch ſich ſehr oft dem Vorwurf von Undank ausgeſetzt.

Seit ſeiner früheſten Jugend an große Thätigkeit gewöhnt, war dieſe ihm zum Bedürfniß, und ſelbſt Gegenſtand ſeiner Ambition, zugleich aber auch, ſo wie die Spannung, in welcher die beſtändige Anſtrengung ſeinen Geiſt erhalten hat, die Urſache der Moroſität und der Kälte geworden, die in ſeiner Art zu ſeyn vorherrſchend geweſen, und oft als Stolz gedeutet worden iſt. Für Vergnügen wenig empfänglich, und nur für ſeine Geſchäffte lebend, hat er mit Strenge, die oft ſelbſt an Härte gegränzt, Gleiches von ſeinen Mitarbeitern und Untergebenen, ſo wie überhaupt ſtrenge Subordination gefordert, die er ſelbſt in ſeinen jedesmaligen Verhältniſſen ſtreng beobachtet hatte.

In den frühern Perioden ſeines Geſchäfftslebens, bis zu ſeinem Eintritt in die Cammer in Halberſtadt, beſtändig nur ſeiner eignen Beurtheilung überlaſſen, hat er in den ſpätern Verhältniſſen eben ſo wenig weitläufige Discuſſionen über Geſchäffte geliebt, als ungern von den Motiven ſeiner Anſichten und Handlungen Rechenſchaft gegeben, ſo wie er überhaupt gegen Widerſpruch empfindlich geweſen iſt, jedoch aber jeder ihm gegebnen beſſern Ueberzeugung jedesmal gleich nachgegeben, nur aber jeden Schein von Aufdringen derſelben ungern geduldet hat.

Für ſeine Freunde warm, hat er auf ſeine Feinde wenig geachtet, ihnen vielmehr ſeine Gleichgültigkeit gegen ſie gern fühlen laſſen, zugleich aber auch eine Art Stolz darein geſetzt, gegen ſie ſtreng gerecht zu ſeyn. Unausgeſetzt darauf bedacht, in Geſchäfften ſich nicht errathen zu laſſen, iſt er in Allem, was auf dieſe Bezug gehabt hat, ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde verſchloſſen geweſen, wogegen er in Privat-Verhältniſſen durch Zuvorkommenheit und bezeigtes Zutrauen leicht hat gewonnen,

eben darum aber auch um ſo leichter hat getäuſcht werden können, je ungerner er von ſeinem einmal geſchenkten Vertrauen zurückgekommen iſt, oder ſeine Täuſchung eingeſtanden, vielmehr in Allem gern die angenehmere Seite aufgefaßt hat.

Eiferſüchtig darauf, nicht allein ſeine Selbſtſtändigkeit zu behaupten, ſondern auch bei Andern den Glauben an dieſe zu erhalten, hat er niemals weder ſich an eine andre Partie angeſchloſſen, noch eine ſolche für ſich gebildet, eben ſo Niemanden, ſelbſt ſeine Freunde nicht, beſonders begünſtigt, vielmehr jeden, entweder auf die Verhältniſſe mit ihm gegründeten, oder durch Exemplificationen motivirten Anſpruch auf Auszeichnung oder Belohnung, vorzüglich aber alle Standes-Prätenſionen zurückgewieſen. Dabei iſt er gegen ſeine Mitarbeiter erkenntlich, bei der Leichtigkeit und Ausdauer, mit der er ſelbſt gearbeitet hat, aber auch ſchwer zu befriedigen geweſen.

Stets nur den Zweck vor Augen habend, hat er vorzugsweis diejenigen Mittel gewählt, die nach ſeiner Ueberzeugung am ſicherſten und ſchnellſten haben zum Ziel führen können, ohne ſich durch ein ängſtliches Abwägen derſelben, oder durch Formalitäten und Formen aufhalten zu laſſen, die er zwar nicht als unweſentlich betrachtet, aber als dem Zweck ſelbſt untergeordnet, jedesmal wo ſie mit dieſem hätten collidiren oder deſſen Erreichung aufhalten können, unbedenklich bei Seite geſetzt hat.*)

Nach ſeiner Anſicht war ein Staatsdiener auf jeder Stufe in der hierarchiſchen Ordnung, nur für ſeine eigne Handlung, und für dieſe nur ſo lange, als nicht Billigung oder Annahme der höhern Behörde ſie zu der ihrigen

*) Aus dieſem Grunde hat er z. B. die durch die Umſtände abſolut nothwendig gewordne Erhöhung der Steuern vorgeſchlagen und ohne Concurrenz der Reichsſtände vorgenommen, die er bei der Unvermögenheit der Stände, auf die Umſtände, durch welche dieſe Dringlichkeit veranlaßt worden iſt, wirken zu können, als eine leere Formalität betrachtet, und bei der nicht ungegründeten Beſorgniß, daß demungeachtet die Stände den durch dieſe Umſtände nothwendig gewordnen Maaßregeln widerſprechen möchten, es für weniger nachtheilig gehalten hat, ohne ſie dem Drang der Zeit nachzugeben, als im offenbaren Widerſpruch mit ihnen handeln zu müſſen.

gemacht hatte, verantwortlich, zugleich aber auch zum paſſiven Gehorſam gegen höhere Befehle verpflichtet, weshalb er nicht allein jede Maaßregel, ſobald ſie, und ſelbſt im Fall ſie gegen ſeine Ueberzeugung und gegen ſeinen Widerſpruch genommen war, mit Beharrlichkeit ausgeführt, ſondern auch unbedingte Folgeleiſtung mit Strenge gefordert, und in dieſer Paſſivität eine Hauptſtütze der Verwaltung geſehen hat.

Er hatte ſich aus der Anſicht der äußern und innern Verhältniſſe des weſtphäliſchen Staats zwei Marimen abſtrahirt, die er gleichſam als die Leitſterne für ſeine Handlungsweiſe unverrückt im Auge gehalten hat, nämlich: daß die politiſche Exiſtenz des Königreichs an ſein Einverſtändniß und an ſein gutes Vernehmen mit Frankreich geknüpft ſey; ſodann: daß die innere Conſolidirung deſſelben nur durch vollſtändige Verſchmelzung aller Verhältniſſe und aller verſchiedenartigen Intereſſen, ſo wie durch Wegräumung aller Hemmniſſe des Ackerbaues und der Induſtrie, und durch gleiche Anziehung der vormals privilegirten Stände zu allen Staats-Laſten bewirkt werden könne.

Dieſen Marimen gemäß hat er in den Verhältniſſen mit Frankreich, beſonders ſeit dem Vorgang vom December 1810, durch genaue Erfüllung aller noch ſo läſtigen tractatmäßigen Verpflichtungen, eben ſo ſehr jeden Anlaß zu gegründeten Beſchwerden zu entfernen geſucht, als er unter Beziehung hierauf und auf die nämlichen Tractaten, jeder neuen Prätenſion ſich ſtandhaft widerſetzt hat. Dabei hat er ſeit Ende 1812, wo bei der Nachbarſchaft der franzöſiſchen Armeen jede Zögerung in Erfüllung der Requiſitionen die gewaltſamſten Maaßregeln zur Folge gehabt haben würde, durch jedesmal ſchleunige Erfüllung derjenigen, die er nach den Umſtänden als unausweichlich hat betrachten müſſen, Zutrauen in die Bereitwilligkeit des Gouvernements zu erwecken geſucht, und dadurch eine große Maſſe drückender Forderungen abgewandt.

Eine Folge der Marime, die er ſich in Betreff der innern Conſolidirung des Staats gebildet hatte, war die Standhaftigkeit, mit welcher er die Annahme der gleich nach Entſtehung des Königreichs von ihm aufgeſtellten

Idee der Zuſammenwerfung aller Schulden bewirkt, die Aufhebung aller Excluſiv-Privilegien, und die Ablöſung der Gutsherrlichen Rechte befördert, vorzüglich aber die Beharrlichkeit, mit welcher er die gleiche Beſteuerung des Grundeigenthums überhaupt, insbeſondre aber die der vormals ſteuerfreien Grundſtücke betrieben hat. Dieſe Beharrlichkeit iſt es auch, die, wo nicht Urſache zu der beſtimmten Beſchuldigung ſeiner Anhänglichkeit an das phyſiokratiſche Syſtem, doch zu der Meinung, daß er für daſſelbe eine beſondre Vorliebe hege, Anlaß gegeben hat, die er indeß ſo wenig für dieſes, als überhaupt für irgend ein andres Syſtem gehabt hat, vielmehr ſich zum Grundſatz gemacht hatte*), daß jeder Staat ſeine Verwaltungs-Maximen aus den Local- und übrigen Verhältniſſen abſtrahiren und dieſen aneignen, überhaupt mehr nach praktiſchen Anſichten, als nach bloß theoretiſchen Abſtractionen handeln müſſe, weshalb er auch, ohne das Studium der neuern ſtaatswirthſchaftlichen Litteratur zu vernachläſſigen, auf die Legislation in andern Staaten und auf die Wirkungen und Folgen derſelben jederzeit eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gerichtet hat.

Mehrere ſeiner Freunde, die die Schwierigkeit ſeiner Lage gefühlt, hatten gewünſcht, daß er ſich von den Geſchäfften hätte zurückziehen mögen, welche Idee er ſelbſt zweimal gefaßt, der König aber unter Hinweiſung darauf, daß ein Staatsdiener ſo wenig als ein Soldat im Augenblick der Gefahr ſeinen Poſten verlaſſen dürfe, zurückgewieſen hat, deſſen Vertraun, ſo wie ſeine eigne ökonomiſche Lage, und auch die Ueberzeugung, daß ſein Abgang in den Verhältniſſen, durch die der Staat gelitten hat, nichts abändern könne, ihn beſtimmt haben, bis zu der am Ende October 1813 erfolgten Occupation deſſelben auszuhalten, wo er, dem Befehl des Königs gemäß, demſelben nach Paris gefolgt, und gleich nach Abſchluß des Pariſer Friedens nach Deutſchland zurückgekehrt iſt.

*) Die Memoires von Sully waren das erſte größere Werk, welches er über die Finanz-Verwaltung geleſen, und für welches er in frühern Zeiten eine große Vorliebe gehabt hat. In neuern Zeiten war Say ſein Lieblings-Schriftſteller.

Schlußerinnerung des Herausgebers.

Nach dem Grundſatz, daß in dieſem der Zeitgeſchichte gewidmeten Werk die verſchiedenartigſten, ſelbſt die entgegengeſetzteſten Stimmen der Zeit verlauten dürfen, und daß es Jedem, der in einem öffentlichen Leben die Augen der Zeitgenoſſen auf ſich gezogen, geſtattet ſeyn ſolle, ſich ſelbſt hier abzubilden, iſt auch der vorſtehenden Selbſtbiographie die Aufnahme nicht verweigert worden. Der Mann, der das vorliegende Bild von ſich entworfen, ſtellt daſſelbe zu ſeiner Selbſtvertheidigung gegen mehrere Angriffe auf, die in der letzten Zeit ihn getroffen. Gehört müſſen aber alle Parteien werden, und obwohl hier weder ein Kampfplatz, noch ein Gerichtshof eröffnet iſt, ſoll doch getreulich aufbewahrt werden, was eine künftige reine Ausbeute des wahrhaft Geſchichtlichen unſrer Zeit fördern, und Aufſchlüſſe über die mannigfaltigen Erſcheinungen in derſelben gewähren kann. Das, zum Glück ſchnell vorübergehende Daſeyn des Königreichs Weſtphalen iſt doch auch ein Glied in der Kette der neuern deutſchen Geſchichte geworden, und die Männer, die in demſelben einige Bedeutung erlangten, haben denn auch eine geſchichtliche Wichtigkeit gewonnen. Ihre Stellung in jenem, mitten in Deutſchland gegründeten und doch undeutſchen Reich gefährdet überall ihr Anſehn unter den Landesgenoſſen. Da es aber an ſich noch kein begründeter Vorwurf iſt, daß ſie, in einer unglücklichen Zeit, unter fremder Herrſchaft, dem Dienſt des Vaterlands ſich nicht ganz entzogen, ſo wird man gern Alles aufnehmen, was hinreichend darthut, wie ſie auch unter verfänglichen Verhältniſſen eine ächtvaterländiſche Geſinnung und ihre Würde nicht verleugneten.

Wir müſſen bezweifeln, daß auch günſtige und geneigte Leſer die vorſtehende Selbſtſchilderung für eine genügende Selbſtvertheidigung halten werden. So willig nun dem Verfaſſer hier das Wort vergönnt ward, ſo wenig kann andern wohlbegründeten Darſtellungen derſelben

Verhältniſſe die Gegenrede verſagt werden, die nicht ausbleiben ſoll. Was wir in dieſer Hinſicht ſchon geſammelt haben, das hoffen wir noch vermehren zu können, und laden Alle, welche durch zuverläſſige Beiträge zu einer allſeitigern Erörterung mitzuwirken vermögen, recht angelegentlich dazu ein.

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteriſtiken

der Zeitgenoſſen.

Digitized by Google

Andeutungen.

Unter dieſem Titel ſollen von nun an die einzelnen Abtheilungen dieſes Werks kürzere Beiträge, die dem Plan und Zweck des Ganzen entſprechen, und von mehrern bewährten, einſichtsvollen und erfahrnen Mitarbeitern ſorgfältig geſammelt werden, den Leſern mittheilen. Es wird dabei nicht nur eine reichere, anziehende Mannigfaltigkeit, ſondern auch eine größere Vollſtändigkeit, die, wenn nur ausführlichere Darſtellungen geliefert würden, unerreichbar bliebe, beabſichtigt. Auch dabei iſt es nicht zunächſt auf bloße Unterhaltung und einen erhöhten Reiz für dieſelbe, ſondern auf eine Sammlung alles deſſen, was die Geſchichte der Zeitgenoſſen wahrhaft bereichern kann, angelegt. In der thätigen Mitwirkung, durch welche viele vortreffliche Männer unſer Unternehmen feſter begründet und vielfältig begünſtigt haben, in der lebhaften Theilnahme, deren daſſelbe ſchon jetzt ſich zu erfreuen hat, fanden wir Aufmuntrung und Erweckung, Alles zu verſuchen, was auf eine empfehlenswürdige Weiſe den Werth deſſelben erhöhen kann.

Der Plan, größere, umfaſſendere Schilderungen merkwürdiger Zeitgenoſſen hier aufzuſtellen, machte, wie uns bald die Erfahrung lehrte, die Ausſchließung vieler gehaltvoller, und für die Zeitgeſchichte nicht unwichtiger Bemerkungen, Nachrichten, größerer und kleinerer Actenſtücke, die nur Theile vollſtändigerer Lebensbeſchreibungen

waren, unvermeidlich, und wiewohl alle Beiträge der Art zum künftigen Gebrauch und zu einer zu hoffenden Verarbeitung in größern Darſtellungen aufbewahrt wurden, ſo trat doch das Bedenken ein, daß Manches zu lange den Leſern vorenthalten werden müßte, Manches vielleicht gar nicht zur öffentlichen Kunde kommen möchte.

Seit der erſten Ankündigung unſers Plans ſind wir mit vielen der Zeitgeſchichte kundigen Männern, Diplomatikern und Gelehrten in Verbindung gekommen, auch mit ſolchen, denen bald Muße, bald Neigung zu weitläuftigern Arbeiten fehlt, die aber mit einzelnen ſchätzbaren und vollkommen beglaubigten Notizen uns beſchenkt haben, und noch ferner beſchenken wollen. Damit dieſe freundliche Geneigtheit nicht erkalte, wollten wir gern recht bald von dem Beſten, was eingeliefert worden, einen zweckmäßigen Gebrauch machen, und auch dadurch zu weitern Mittheilungen ermuntern, damit nichts, was dem künftigen Geſchichtsſchreiber wichtig ſeyn kann, durch den Mangel an Aufforderung und Gelegenheit, auch ſcheinbar kleine Züge hervortreten zu laſſen, verloren gehe.

Es ſchien daher der Entſchluß ſich zu rechtfertigen, ſolche Mittheilungen, in einem beſondern, reichhaltigen Abſchnitt, ſchon jetzt vorzulegen, nicht als ſollten dadurch vollſtändigere Biographieen und Charakteriſtiken erſetzt oder ausgeſchloſſen werden, ſondern vielmehr um durch die aufgenommenen Bruchſtücke auch zu dieſen ſtärker aufzufordern, in jedem Fall aber wenigſtens ſo viel zu liefern, als in unſ'rer Gewalt iſt.

Mancher beobachtet einen Zeitgenoſſen nur in Einem Zeitraum ſeines Lebens, und mag denn wohl manches Wichtige über ihn ausſprechen, ohne gerade ſein ganzes Leben beſchreiben zu können. Es werden ſolche Bruchſtücke hier einen Platz finden, und gewiß nicht unnütz ſeyn.

Es geſchieht auch wohl, daß man ſich lange mit dem Plan zu einer größern Darſtellung umherträgt, und über dem Plan nicht zur Sache kömmt. Denn mit Recht ſehen die Kundigſten eine gute Lebensbeſchreibung für eine nicht geringe, noch leichte Arbeit an. Mancher findet, indem er dazu ſich anſchickt, Lücken, die er nicht ausfüllen, Zwei-

ſel, die er nicht löſen, Fragen, die er nicht beantworten kann, und um nun, da einmal ein ganzes Bild gegeben werden ſoll, nichts unvollkommnes zu leiſten, unterläßt er lieber den ganzen Verſuch. Auch deshalb ſcheint es zweckmäßig, dieſen Raum zu eröffnen, der auch bloße Umriſſe, gehaltvolle und in ſich ſelbſt hinlänglich klare Stücke aus größern Gemälden aufnehmen ſoll.

Auch iſt in unſ'rer Zeit ſo vieles geſchehn, ſo manche ungemeine Kraft hervorgetreten, daß, obwohl die öffentlichen Blätter und Zeitſchriften ſchon viele Wege zur Mittheilung darbieten, doch zur Aufbewahrung ächter und zuverläſſiger Nachrichten von dem reichen und vielgeſtaltigen Zeitleben nicht leicht ein Sammelplatz überflüſſig ſeyn kann, zumal wenn die Beſchaffenheit deſſelben auch die Wahrheit des Inhalts verbürgt. Alles nun, was wirklich geſchichtlich iſt, und in das Leben der Zeitgenoſſen tiefer eingreift, oder aus demſelben bedeutender und beziehungsreicher hervortritt, das ſoll auch in einzelnen mannigfachen Zügen, Winken, Andeutungen, Bemerkungen, hier niedergelegt werden. Selbſt gehaltvolle Anekdoten aus dem Leben der Zeitgenoſſen, minder bekannte, den Menſchen ſelbſt in ſeiner Eigenthümlichkeit bezeichnende, werden eine Aufnahme finden, obwohl eine Anekdotenjagd eben nicht beabſichtigt wird.

Die Bedingungen der Aufnahme ſind übrigens bei dieſen Beiträgen dieſelben, die für die ausführlichern Darſtellungen früher angegeben worden. Doch werden, ſowohl zur Vermeidung möglicher Mißdeutungen und Mißverhältniſſe, als dem Wunſch mehrerer Einſender gemäß, die Namen derſelben in der Regel hier nicht genannt werden. Dem Herausgeber aber haftet der Name und Charakter der Mitarbeiter für die Wahrheit der Berichte. Von Ungenannten wird nichts angenommen. Dieſelbe Abtheilung des Werks ſteht auch allen Ergänzungen und Berichtigungen der ausführlichern, wie der kürzern Aufſätze, jedem begründeten Widerſpruch offen.

Möchten die erſten Andeutungen, die nun folgen, recht Viele zur Einſendung ähnlicher veranlaſſen, wozu wir alle Kundigen recht angelegentlich einladen.

K. E. Oelsner.

Oelsner (K. E.), geboren 1764 in Schleſien (ein Jugendfreund Wilhelms von Humboldt). Er hielt ſich lange als diplomatiſcher Agent der Stadt Frankfurt in Paris auf, bis er unter Bonaparte ſich nach und nach von aller Theilnahme an Staatsſachen zurückzog. Das Schauſpiel der franzöſiſchen Revolution hatte ſeine Aufmerkſamkeit, wie die ſo vieler andern redlichen Deutſchen, ernſtlich angezogen und ſein Nachdenken aufgeregt. Mehrere ſeiner Schriften, wie die über Sieyes, fallen in dieſe Zeit. Seine große Sprachfertigkeit, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe geſchichtlicher und ſtaatswirthſchaftlicher Gegenſtände, ſo wie ſeine richtige Anſicht der Dinge, blieben den franzöſiſchen Staatsmännern, mit welchen er zu thun hatte, nicht unbemerkt, und es geſchahen ihm vortheilhafte und bedeutende Anträge, die er jedesmal ablehnte. Sein Vaterland mocht' er ſo wenig verleugnen, wie ſeine Geſinnung, welche er niemals unter falſchen Schein beugte. Die Verleumdung ſuchte die verſchmähte Heuchelei zu rächen und ihn für einen Kundſchafter Bonaparte's auszugeben; allein dieſe von dem franzöſiſchen Ueberſetzer der berüchtigten geheimen Geſchichte des Hofes von St. Cloud ausgeſonnene Nichtswürdigkeit iſt für den einigermaaßen Unterrichteten nur lächerlich, und durch die Thatſache hinlänglich widerlegt. Für die Zeitgeſchichte werden ſeine in der Archenholz'ſchen Minerva befindlichen, aus dem Dumouriez'ſchen Feldlager vor Grandpré geſchriebenen Briefe, und ſeine Beiträge für die Hu-

berſchen Zeitſchriften (Friedens=Präliminarien, Clio u. ſ. w.) immer ſehr wichtig bleiben. — Auszuzeichnen iſt ſeine Schrift über Mahomet in trefflichem Franzöſiſch. — Von ihm wären Denkwürdigkeiten über die franzöſiſche Revolution zu wünſchen; in ſeiner ſcharfen und eigenthümlichen lebhaften Schreibart würden ſie einen doppelten Reiz für uns haben.

Bei der Wiederkehr Bonaparte's von Elba verließ Oelsner Frankreich, und erhielt von der preußiſchen Regierung, mit welcher er bereits längere Zeit in Verbindung ſtand, einſtweilen eine Anſtellung in dem Fach der auswärtigen Angelegenheiten, wo ſeine helle Einſicht und erfahrungsreiche Geſchicklichkeit dem Staat in vielfacher Art nützlich ſeyn muß.

Guſtav Graf von Schlabrendorf.

(Geboren zu Breslau im Jahr 1749.)

Eine ausführliche Schilderung dieſes höchſt ausgezeichneten Mannes würde ein großes Buch erfordern. Er iſt nie als Schriftſteller aufgetreten, hat niemals ein öffentliches Amt bekleidet, und hat nichts deſto weniger den ausgebreitetſten Einfluß auf unzählige Weiſe für ſein Zeitalter wohlthätig ausgeübt; wie auch einſt Sokrates nichts geſchrieben, ſondern nur deſto mächtiger durch Tugend und Rede gewirkt hat.

Ein ſehr anſehnliches Vermögen und ſonſtige günſtige Verhältniſſe ſetzten ihn früh in den Stand, ganz ſeinem Trieb nach Erkenntniß in faſt allen Kreiſen menſchlicher Forſchung nachzuhängen. Nachdem er Deutſchland durchreiſt und noch vor der Revolution Frankreich geſehn,

bracht' er ſechs Jahr in England zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Bei'm Ausbruch der Revolution ging er nach Frankreich zurück, und blieb ſeitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiſt ſtand er im drängenden Gewühl dieſes großen politiſchen Lebens, eifrig und thätig für Alles, was in dem Wechſel der Ereigniſſe als wahrhaft gut und rechtſchaffen zu erkennen war. Die wohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anſtalten, die er gefördert, die menſchenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen, in den verſchiedenſten Fällen, dargereicht, ſind nicht aufzuzählen.

Doch iſt dies Alles nichts gegen die Wirkung ſeines eben ſo tiefen, als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der herrlichſten Beredtſamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einſtrömte, und beſonders für Deutſche, deren er die Beſten und Würdigſten in Paris ſeit fünf und zwanzig Jahren zu ſeinem ehrenden Umgang ſich drängen geſehn, lehrreich und heilſam war. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geſchehenden, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, hinreißend über die politiſchen Gegenſtände, und Vieles, was in Büchern oder Depeſchen unter anderm Namen Aufſehn und Bewundrung erregte, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich erneuerten Geſpräche; ſein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war ſo groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgeſprochne noch als ſein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefſinnigen Unterſuchungen, die ſich aus eigner, alleinſtehender Kraft in den höchſten Höhen, zu denen der Aufſchwung deutſcher Philoſophen in neuerer Zeit gelangt, einheimiſch fanden, und die großen Anſchauungen, die ſein großartiger Sinn auffaßte, geſtalteten ſich zu einer vollſtändigen Philoſophie des Staats, und zu einem ſtrengen Syſtem aller dahin gehörigen Verfaſſung und Einrichtung. Aber auch in andern Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. ſeine Forſchungen über Sprache mit-

theilte, würde durch die wunderbarſten Aufſchlüſſe überraſchen.

Während der Schreckenszeit war er anderthalb Jahr lang im Gefängniß, und jeden Tag des Todes gewärtig, bis der Fall der Jakobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Bonapartes Herrſchaft, gegen den er nie aufhörte mit allem Nachdruck der Wahrheit zu reden, und deſſen Sturz er lange vorausſagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit ſeiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unſchädlichkeit nehmen mochte. In einem ſchlechten Zimmer, das er nie verſchließt und ſelten verläßt, unter geringer Umgebung, in zerriſſener Kleidung und ohne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Beſuche an, die ihm täglich von Menſchen aller Art und jedes Standes zukommen; ſein ganzes Weſen und Betragen zeigt gleich den Mann, der offen und gerade ſeinen rechtſchaffnen Wandel verfolgt, nichts für ſich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen ſucht, nichts erwartet, der ohne Ehrgeiz und ſogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüſterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er ſeine Geſinnungen und Meinungen nicht verhehlte, ſelbſt den abgeſchickten Kundſchaftern nicht, ſo konnten ſie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beſchäfftigt war, ließ ihn in Ruh; ſeine edle Freimüthigkeit und ſein ungebeugter Trotz hatten geſiegt. Seine Einkünfte verwendet' er, da er für ſich faſt gar nichts brauchte, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, beſonders für Landsleute; denn in faſt dreiſigjähriger Abweſenheit blieb er ein Deutſcher, und ein Preuße, und ein Schleſier, als ob er immerfort im Vaterland geblieben wäre, und ſo wußte und kannte er auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußiſchen Kriegsgefangnen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und das in Zeiten, wo ihm der größte Theil ſeines Vermögens in Preußen, wegen ſeiner langen Abweſenheit, mit Beſchlag belegt worden war, der erſt ſpäterhin wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollt' er an der endlich ſeinen heißeſten Wünſchen entſprechenden Begeiſterung des preußiſchen Volks thätigen Theil nehmen und nach Preußen zurückkehren, allein böſe Ränke wuſten dies zu hintertreiben, und er muſte in Paris die

Ereigniſſe abwarten. Aber auch von hier aus wuſte ſein vaterländiſcher Eifer ſo herrlich in die Heimath zu wirken, daß der König ſich bewogen ſah, ihm das eiſerne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Bonaparte's im folgenden Jahr hinderte ihn abermals, Paris zu verlaſſen und nach Deutſchland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er ſich in Paris, ein unbeſtechlicher Zuſchauer der Dinge die da kommen ſollen, und deren Anſchein wohl nirgends von der Art iſt, um einen Mann wie ihn mit jugendlichen Hoffnungen allzuſehr zu reizen.

Zur Charakteriſtik des Fürſten Talleyrand.

(Aus einem Briefe, in Wien, zur Zeit des Congreſſes geſchrieben.)

Er gehört zu denjenigen Menſchen, welche das Leben durch mancherlei wechſelnde Beſtrebungen am Ende doch nur zu deutlicher Selbſtſucht führt. Das wahre Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beſeelte, war nicht ſtark genug, um nicht den Begebenheiten zu weichen; eben ſo wenig Stand hielt das Vorbild vaterländiſcher Größe, das ihm unter Napoleons Herrſchaft ſeine Dienſtthätigkeit veredeln ſollte, und das er andern und vielleicht ſich ſelbſt einzureden angenehm finden mußte; es blieb ihm zuletzt keine andre Triebfeder mehr, als ſein perſönlicher Nutzen, und ſo wurde er für dieſen Zweck ein Diener der Bourbons, wie er vorher ein Diener Napoleons geweſen war. Der Eigennutz bildete ſich bei ihm deſto mehr als Geldgier aus, je mehr er früher den Druck der Armuth gefühlt hatte, und dieſe Sucht nach Geld blieb in ihm alleinherrſchend, und beſtimmt die Hauptrichtung ſeines Handelns. Die Art deſſelben hat viel von dem Weſen ſeines frühern Standes behalten, daher Verſchloſſen-

heit, ruhige Verſtellung, ſchwerer Ernſt und geiſtreiche geſellige Leichtigkeit, wie Alles dies bei Leuten gewöhnlich iſt, deren innerer Ueberlegenheit das äußere Auftreten ihrer Perſon nicht entſpricht. Wie jedoch die Menſchen, wenn ſie aufhören ſich von ſogenannten ſchwärmeriſchen Ideen beherrſchen zu laſſen, dieſen darum noch gar nicht entſagt zu haben brauchen, ſondern ſie nur nicht mehr allem Andern vorziehen, ſo neigt auch Talleyrand mit Vergnügen ſich zu den Richtungen ſeiner Jugend, und hat inmitten alles Wechſels, ſofern nur ſein eigner Vortheil es erlaubte, für die erſten Revolutionsideen eine ſtarke Vorliebe bewahrt, die ihn auch oft in äußern Handlungen und Urtheilen leitete. Auf gleiche Weiſe iſt er auch ſo lange als möglich ein Freund ſeiner Freunde, mit aufrichtigem Herzen, das ſchwer zur Verleugnung zu bringen iſt; eben ſo ein beharrlicher Begünſtiger der Schriftſteller und Gelehrten, die er unter allen Umſtänden für ſich zu gewinnen und zu erhalten geſucht hat. Die große Ueberſicht und Zuſammengenommenheit ſeines Geiſtes, die Richtigkeit ſeines Blicks, und die kundige Erfahrenheit im großen Gang der Geſchäffte würden ihn an ſeiner jetzigen Stelle bedeutender machen, wenn nicht die Achtung der Beſſern ihm gänzlich entzogen, und ſein verſtecktes und ränkeſüchtiges Weſen ſelbſt den Bourbons zweideutig wäre. Er arbeitet wenig und ungern, und ſein größtes Talent beſteht darin, Andre arbeiten zu machen; ſelbſt bedeutende Männer weiß er in dieſer Hinſicht ſeinen Zwecken glücklich unterzuordnen. Er verſteht beſſer die auf ſeiner Seite wirkenden Menſchen, als die ihm gegenüberſtehenden zu gebrauchen. Als kalter Beobachter läßt er ſich in ſeinem ſcharfen Urtheil durch nichts irren, keine Leidenſchaftlichkeit ſtört ihn, auch kein Haß, keine Rachſucht, die ihm ganz fremd iſt, keine Eigenſchaft imponirt ihm, und bliebe gegen ihn wenig zu machen, wenn er nicht die Entſcheidung der Waffen ſcheute, und das Geld liebte. —

Charakteriſtik des Generals, Grafen von Wallmoden.

Edles Gemüth, ſcharfer Verſtand, kalter Entſchluß und eine gewiſſe Gelaſſenheit, die ſich wenigſtens über das ganze äußere Handeln verbreitet, ſind die Eigenſchaften, die man ſogleich beim erſten Anblick Wallmodens wahrnimmt. Der Gang der Weltbegebenheiten, an welchen er ſeit vielen Jahren, ſowohl im Krieg als im Frieden, thätig Theil nahm, war in der Periode Napoleons für Alle, die unter ſo vielartigen Umſtänden mit ihrer politiſchen Thätigkeit eine entſchiedne Gegnerſchaft gegen ihn behaupteten, zugleich eine Schule kluger Verleugnung und beſonnener Ruhe. Wir finden auch in Wallmoden die ohne Zweifel durch dieſe Schule geübte Geſchicklichkeit, eine Menge von Rückſichten zu beachten und glücklich zu verarbeiten, für welche ohne dieſe Geſchicklichkeit vielleicht nur noch das Mittel übrig bliebe, ſich darüber hinauszuſetzen.

Er faßt die Mängel und Hinderniſſe einer Sache deſto ſchärfer auf, je weniger ſein Verſtand durch Bilder der Begeiſtrung geſtört wird, die er wohl würdigt, erwägt und ehrt, aber nie willkührlich in ſich hervorbringt. Er wird daher als Feldherr nicht leicht ein großes Unglück erleiden, noch ein erlittenes gleich unerſetzlich glauben; aber im Gegentheil auch nicht leicht für große Wagniſſe die ſichre Eingebung fühlen; damit verträgt ſich ſehr gut die unerſchrockne Tapferkeit, mit welcher er die Gefahr perſönlich verachtet und ſucht, ſobald es einmal zum Treffen gekommen iſt. Er iſt unterrichtet, hat äußerſt viel Welt, und dabei doch eine edle Nachläſſigkeit in unbefangner Freiheit, beſitzt die angenehmſte Gabe zu ſprechen, doch mehr für die höhere Geſellſchaft, als für die Menge, die er weder verachtet noch ehrt, ſondern ſeinem Weſen blos fremd fühlt. Seine Ruhe und Mäßigung ſind größtentheils ein Erzeugniß des Erlebten, und nicht ohne Beimi-

ſchung des Ueberdruſſes, den das vornehme Leben ſo leicht herbeiführt, und der Gleichgültigkeit, welche das Gefühl nicht ſowohl tödtet als einſchläfert. Haß und Neid kennt er nicht, und ſelbſt ſein Ehrgeiz, der nur auf das Wirkliche geht und durch Aeußerlichkeiten nicht gereizt wird, iſt ohne Leidenſchaft. Er macht nie mit Aufwand geltend, was er beſitzt, und noch weniger ſucht er den Schein deſſen, was ihm fehlt.

* * *

Die in den europ. Annalen (bei Cotta) gegebne Nachricht von Wallmodens Feldzug gegen Davouſt hat allerdings Wallmoden ſelbſt zum Verfaſſer, obgleich er dieſer Angabe in öffentlichen Blättern widerſprechen ließ. Er ſchrieb franzöſiſch, und der Aufſatz konnte, ſo wie er war, nicht öffentlich erſcheinen, und wie er gegeben ward, von ihm nicht anerkannt werden.

Winke zur Charakteriſtik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen.

Von dem tiefen Innern, den Anlagen menſchlicher Einſicht und herrlicher Größe dieſes vielverkannten Prinzen mögen folgende an ſich unſcheinbare Züge, die von einer liebenden Hand, unmittelbar in ſeiner Nähe, aufgezeichnet worden, für manchen Sinnvollen beſſeres Zeugniß ſeyn, als die ausführlichſte Schilderung.

Er ſagte tauſendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir ſolch Unglück haben, ſterbe ich!“ Dieſer Gedanke war ſchon lange die Triebfeder ſeines ganzen Lebens, und in ſeinen Leidenſchaften, in ſeiner großen Liebe, erlaubte er ſich nur Alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und ohne für dieſen Gedanken einen Ausweg zu haben, alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich ſchlecht zuſammengeſetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verſtieß, zog er die Beſſern an ſich und ſchätzte ſie, wie z. B. Johannes von Müller, Phull, Gualtieri, Gentz, Schiller ꝛc. Auch kannt' er ſeine Leute genau, und trug im Innern ein ganz andres Urtheil über ſie, als die Gleichförmigkeit ſeines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So ſagt' er einmal, als ihm ein Freund Vorwürfe machte, daß er manche Leute in ſeinem Hauſe ſähe und vor der Welt als ſeine Freunde gelten ließ, die ſeiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen bekannten Schwelger nannte, der ſich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß Alles von ihm, ſagt' er lächelnd, aber er iſt mir wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich rufe ihn mal heran, klopfe und zoddle ihn ein Bischen, und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“

Daß er auch Lob und Bewundrung nur nach wahrem Werthe ſchätzte, und ſich durch kein falſches beſtechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angeſehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenſtand ihres Lobpreiſens gewählt hatte, gelegentlich äußerte. „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die ſie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben ſo; ſie wußte gar nichts von mir, und ſie kann ſich eben ſo hinausreizen und ſich gegen den Mann, der da geht, eben ſo betragen — (es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber) — wenn ſie von ihm gehört hat; nicht ein Funken von Urtheil iſt in ihr.“ Von einer andern Frau, die er unendlich liebte, aber doch nicht in aller Rückſicht hoch ſtellen konnte, ſagt' er mit ſchmerzlichklarem Bewußtſeyn: „ſie fällt mir nie ein, wenn ich beim Fortepiano bin, bei meinen edelſten Stimmungen und Ideen!“

Ein andermal fragt' ihn Jemand nach einem Mann, deſſen Namen er in einer gewiſſen Beziehung erwähnt hatte, und wollte wiſſen, was denn an dem Mann ſey? Er wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich, weil die Frage ſchon öfter geſchehen war, wartete dann ein wenig, und ſagte nach einer Pauſe ſehr gelaſſen und geſammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken wäre: „das iſt ein ſo gewöhnlicher Menſch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier — (und wie hoch hielt er die in anderm

Sinn!) — kurz, um Ihnen mit Einem zu zeigen, was er für ein Mann iſt, will ich Ihnen weiter gar nichts ſagen, als daß er die Uniform ohne Hemd auf bloßem Leibe trägt, damit ſie knapp ſitzt.“

Er war in ſeinem Innern unaufhörlich beſchäfftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken und überraſchte nicht ſelten ſeine vertrauten Freunde durch wahre Geiſtesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man ſie ihm am wenigſten zutraute. Sein Geiſt reichte ſehr weit, und alles eigentlich Menſchliche faßt' er tief und lebhaft auf; ſeine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und ſelbſtſtändigen Wegs, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle deſſen, was er geſehn, erlebt und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redefluſſe ſeine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeiſterung fortreißend ſprach. Er wußte aber auch jenes recht gut, und als er eines Abends mit einem Freunde und ſeinem dreijährigen Knaben allein bei'm Theetiſch ſaß, und das Kind immer um den Tiſch lief und etwas ſagen wollte, ohne damit fertig werden zu können, ſagt' er, nachdem er es lange innig angeſehn, mit Lächeln: „Es geht dir wie deinem Vater, du ſprichſt auch mit großer Schwierigkeit.“

Als ein Beiſpiel ſeiner muntern und gütigen Sinnesart, die jeder menſchlichen Schwäche nachſichtig vertraut, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender angenehme Zug: In Magdeburg beſucht' er einmal mit einer ganzen Geſellſchaft die Kunſtübungen engliſcher Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für ſich und ſeine Geſellſchaft ein Goldſtück, was den Umſtänden nach eben nicht zu verſchwenderiſch, noch zu karg ſeyn mochte. Ein kleiner, eleganter Kaufmann, der dicht dabei ſtand, wollte die Gelegenheit, den königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbei laſſen, und gab mit auffallender Art zwei Goldſtücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Geſellſchaft machte dieſen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns lachend aufmerkſam; der Prinz aber zog ſogleich den Hut ab, und ſagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichſam betroffen: „O davor habe ich den größten Reſpect!“

Rudolſtadt 1816,
gedruckt in D. G. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Beilagen.
(Pièces justificatives.)

Nr. 1.

Umlaufſchreiben an die Biſchöfe.
(Circulaire aux évêques.)

Paris, le 25 Brumaire.
(16 Nov. 1799.) An 1. du Consulat.

Aucun peuple civilisé n'a été sans culte ou sans plusieurs cultes; mais aucun peuple connu n'a été assez éclairé pour donner à la religion la place qu'elle doit avoir.

Les uns ont fait des loix religieuses, comme des loix civiles et criminelles une partie du code social, et leur Pontificat étoit une magistrature. Le gouvernement en étoit d'abord plus fort; mais quand les opinions religieuses perdoient leur force, il perdoit la sienne.

Chez d'autres peuples le gouvernement et la religion ont été deux puissances à côté l'une de l'autre qui se touchoient sans cesse, pour s'appuyer; pour se combattre; là les Ministres du Culte ont été tour à tour oppresseurs, opprimés. C'est l'histoire de l'Europe moderne.

D'autres temps sont arrivés; la Raison les a préparés; la Religion doit les bénir. Vous ne serez plus exposés ni à exercer la persecution ni à la souffrir. Tous les cultes seront libres; et s'il en est qui reçoive une protection particulière, ce sera celui qui servira le mieux la République. Le Gouvernement ne veut pas accorder de privilège, mais il veut reconnoitre les services.

Après tant de querelles dont nous avons tous payé les torts ou les erreurs de notre sang, ne jettez plus des regards trop douloureux sur votre puissance et votre fortune passée: un gouvernement, qui vient de se former au milieu du peuple et des malheurs, connoit trop la nature pour vous faire un crime de vos regrets: peut-être même pense-t-il qu'il eût été plus juste comme plus généreux et plus prudent de vous épargner tant de sacrifices et de graduer ceux que vous deviez faire. Mais

dans vos malheurs personnels, si vous avez la foi que vous prêchez, vous avez une grande consolation: ils ont ramene votre culte à ce qui a toujours relevé les puissances qui declinent, aux principes de son institution.

Voyez déjà comme vos infortunes ont fléchi les haines de ceux même qui vous accuseut de leurs maux. Un assentiment universel a applaudi au décret qui n'exige plus de vous aucun serment, qui ne vous demande que votre promesse de lui être fidèles. Rien ne vous gêne plus dans vos scrupules même les plus timides.

Celui qui apparut aux hommes pour leur apporter les maximes de cette morale céleste que vous leur prêchez, n'en demandoit pas autant aux Puissances de la terre; ils n'avoient pas plus de moyens de faire de leur foi la foi de l'univers, eux qui trois siècles après la naissance du Christianisme le placèrent sur le trône de l'Empire Romain avec Constantin qui leur devoit aussi ce trône. Mais songez-y: ces magnifiques perspectives qui se rouvrent pour se prolonger au-delà des temps et des mondes visibles, se refermeront devant vous, si vous ne tenez pas tout ce que vous promettez au gouvernement.

Ce n'est pas d'être fidèle à la République de prêcher qu'il faut lui obéir, en prêchant aussi qu'il faut la haïr. Lui enlever l'amour des François c'est la trahir.

Songez-y encore; c'est envain qu'on tiendroit un langage différent dans les prédications qui sont entendues et dans les confessions qui sont secrettes; le secret de vos inspirations dans ce tribunal où vous disposez des ames, sera révélé par les dispositions des ames que vous dirigez et que vous formez.

Non, rien ne vous est plus possible à l'égard de la République que d'acquérir des titres à ses faveurs en prêchant ses maximes avec les vôtres, en les gravant ensemble au fond des coeurs émus par les motifs et par les prix immortels que vous présentez aux vertus.

Signé: *Fouché.*

Nr. 2.

Umlaufſchreiben an die Präfecten.

(Circulaire aux préfets.)

Paris, le 30 Brumaire. (21 Nov. 1799.) An 1. du Consulat.

Citoyen Préfet,

Vos rapports avec la Justice sont intimes et nombreux, les relations qu'ont entre elles l'action de la Police et l'action de

la Justice, se touchent réellement, elles se pénètrent et semblent se confondre. Sans cesse elles concourent aux mêmes actes. Combien cependant, en général, ce concours a été loin d'être un accord! Entourée de formes qu'elle ne trouve jamais assez multipliées la Justice n'a jamais pardonné à la Police sa rapidité, la Police affranchie de presque toutes les entraves n'a jamais excusé dans la Justice ses lenteurs. Les reproches qu'elles se font mutuellement, la société entière les fait souvent à l'une et à l'autre. On reproche à la Police d'inquiéter l'innocent, à la Justice de ne savoir ni prévenir, ni saisir le crime. Parce qu'elle a été dans la main des Rois, la Police a passé plus généralement pour un instrument du Despotisme: la Justice parcequ'elle est rendue par les organes des loix, a paru souvent égarée dans leurs obscurités et dans leurs contradictions. Chez certains peuples ombrageux à l'excès, jaloux á l excès de leur liberté, on a sacrifié la Police à la Justice: chez d'autres peuples plus impatiens d'être traînés avec lenteur dans les formes et dans le labyrinthe de tant de loix, on a fait de la Justice elle-même une Police.

Qu'on porte un oeil attentif sur les lieux et sur les momens de leur action, on pensera que la Police et la Justice ne peuvent exister pour le véritable ordre social, ni l'une sans l'autre, ni entièrement confondues l'une dans l'autre.

Considérez, en effet, la Justice avant qu'elle juge et après; avant, renfermée dans ses temples, elle ne pourra pas avec honneur et elle ne voudra pas en sortir pour promener ses pas et ses regards dans les lieux publics, dans les asiles secrets où la sûreté générale et particulière peuvent être troublées, où les délits, les crimes et les forfaits peuvent être commis. Ce n'est pas seulement sa gravité auguste qui seroit compromise, c'est son intégrité. Dans cette surveillance active les juges seroient souvent témoins; et un juge ne doit jamais l'être. Pour bien peser les témoignages des autres dans les balances, il ne doit jamais y mettre le sien. En faisant arrêter elle même les prévenus, par cet acte seule, la Justice se constitueroit avec eux en état de guerre, état si contraire à un bon jugement. Elle n'auroit ni la confiance de l'accusé, ni la confiance de la société, ni entièrement sa propre confiance excepté dans les momens où elle auroit perdu celle de tout le monde.

Considérez la Justice après qu'elle a jugé et lorsqu'il faut exécuter ses jugemens: est-ce elle qui dressera les échafauds, qui conduira aux lieux des supplices les malheureux qu'elle a condamnés? Tous les peuples de la terre ont senti que si le même pouvoir qui prononce une sentence de mort, la fait exécuter, la Justice ne paroit plus condamner des coupables, mais tuer des hommes. Tous les peuples de la terre ont senti qu'au milieu des scènes terribles de l'exécution de ses arrêts, la Justice si elle en préside elle-même l'exécution, peut cesser d'être l'amour des hommes pour en devenir la terreur. Rien de tout ce qui entoure la puissance judiciaire ne doit montrer en elle que la pure et céleste puissance de la raison éternelle;

c'est alors que la Justice sera ce qu'elle doit être : une véritable religion sociale.

Les momens qui précèdent les arrêts de la Justice et les momens qui les suivent sont donc deux momens où la Justice elle-même ne doit pas agir ; et ces deux momens appartiennent à l'action de la Police.

C'est la Police, qui, ayant partout des regards et des bras, peut faire arrêter les coupables partout où les crimes peuvent être commis ; c'est elle qui, disposant pour maintenir l'ordre public d'une force armée supérieure à toutes les forces qui peuvent le troubler, a tous les moyens et de mettre les prévenus sous la main de la Justice et d'écarter ou de vaincre tout ce qui s'opposeroit à l'exécution des arrêts.

Dans ce partage de fonctions entre la Police et la Justice les plus pénibles, sans doute, sont celles que la nature des choses décerne à la Police. Mais les fonctions les plus rigoureuses sont celles qui ont les plus douces récompenses dans le coeur des magistrats qui vivent pour leurs devoirs et pour la patrie : c'est lorsqu'ils s'immolent le plus qu'ils jouissent davantage : quand ceux, qui prononcent un arrêt ne le font pas exécuter et quand ceux qui président aux moyens d'exécution ne l'ont pas prononcé ; dans cette division de deux ministères rigoureux la rigueur de tous les deux se tempère.

Pour les Magistrats de la Police, lorsqu'ils dirigent l'exécution des décrets de la puissance judiciaire, cette exécution se place sous le même point de vue et presque à la même distance que pour la société elle-même dont l'existence la rend nécessaire et dont la volonté générale l'ordonne.

Que dis-je ? Citoyen Préfet, c'est lorsque vous vous en approcherez de plus près que vous aurez souvent le plus d'occasions et le plus de moyens d'adoucir pour votre coeur les sévérités de vos fonctions. Ces moyens et ces occasions vous les trouverez toujours dans votre vigilance à faire suivre dans les arrestations des prévenus les ordres positifs des loix et dans l'accomplissement des arrêts contre les coupables les voeux de ce sentiment sublime d'humanité qui depuis un demi-siècle et chez toutes les nations éclairées de l'Europe a retenti autour des tribunaux et des échafauds.

Ce que les ordres positifs des loix vous commandent le plus impérieusement, c'est de ne tenir aucun citoyen sous la main de la Police que le tems strictement nécessaire pour le mettre sous la main de la Justice. Les loix font elles-mêmes quelques exceptions à cette loi, unique garantie de toutes les autres, ces exceptions rares et bien déterminées, bien limitées les loix les font comme à regret et presque avec effroi. Si nous en ajoutions une seule, nous ne serions plus les magistrats de la Police, mais les agens de la Tyrannie.

Pour toutes les arrestations et à tous les instans les agens de la Police doivent donc être en état de produire les preuves écrites qui constatent le moment précis où un citoyen a été arrêté et le moment précis où il a été déposé sous la garde

des loix La société toute entière à cet égard a le droit d'interroger et le Ministre de la Police et les Préfets et tous leurs agens.

N'oubliez jamais combien il est dangereux de faire des arrestations sur de simples soupçons. Songez que vos actes, alors même qu'ils seront des erreurs, seront une première présomption contre ceux que vous conduirez devant la justice; et méditez dans votre conscience tremblante les histoires de tant d'innocens qui n'ont été envoyés par la justice sur les échafauds que parcequ'ils avoient été menés par l'erreur devant la Justice.

Ces voeux de l'humanité présentés par la philosophie de la France aux Puissances et aux juges de l'Europe ne sont pas de même gravés dans le coeur de tous ceux qui servent la République. Ce n'est pas seulement en ajoutant la moindre rigueur aux rigueurs absolument indispensables pour l'exécution des loix et des arrêts de la Justice, que nous serions coupables; nous le serions encore, si nous ne tempérions pas ces rigueurs par tous les adoucissemens qu'elles peuvent recevoir. Celui qui n'a pas encore entendu sa sentence, n'est pas encore pour nous un ennemi de la société; celui qui s'est entendu prononcer la peine qu'il va subir, ne l'est plus. Il n'a rien à expier avant; après, il a tout expié. La pitié de tout ce qui n'est pas inexorable et barbare l'environne, ce n'est plus qu'une victime que la société est condamnée à immoler; la société doit pleurer sur elle et sur lui.

La nécessité de punir les délits tient beaucoup aux imperfections de l'art social qui ne sait pas les prévenir: en les punissant, les ministres de l'ordre social contractent une grande dette envers l'humanité qui se couvre de voiles de deuil, qui murmure et gémit.

Aquittez la, Citoyen Préfet, cette dette sacrée par tous les ménagemens, par tous les égards que la pitié vous inspirera pour de si grands malheurs.

Signé: *Fouché.*

No. 3.

Schreiben an den Kaiſer Napoleon.

(Lettre à l'Empereur Napoléon.)

J'ai pris congé du Roi de Naples; je ne dois dissimuler à V. M. aucune des causes qui ont arrêté l'activité naturelle de ce Prince. La première est l'incertitude où Vous l'avez laissé sur le commandement des armées de l'Italie. Le Roi dans ces deux dernières campagnes Vous a donné tant de preuves

de son dévonement et de ses qualités militaires qu'il s'attendoit à recevoir de Vous cette marque de confiance. Il se sent humilié à la fois, et de Vos soupçons et de l'idée de se trouver placé sur la même ligne que Vos Généraux.

2. On dit sans cesse au Roi: si pour conserver l'Italie à l'Empereur, vous degarnissez votre royaume de troupes, les Anglois vont y operer des débarquemens et y exciter des séditions d'autant plus dangereuses que les Napolitains se plaignent hautement de l'influence de la France: dans quel état, ajoute-t-on, se trouve cet Empire? sans armée, découragé par une campagne que ses ennemis ne regardent pas comme le terme de ses maux, puisque le Rhin n'est plus une barrière et que l'Empereur loin de pouvoir garantir l'Italie a peine à s'opposer à l'envahissement de ses frontières d'Allemagne, de Suisse et d'Espagne. Songez à vous, lui écrit-on de Paris, ne comptez que sur vous même. L'Empereur ne peut plus rien même pour la France, comment garantiroit-il vos etats? Si dans le tems de sa toute-puissance il eut la pensée de réunir Naples à l'empire: quel sacrifice seroit-il porté à faire pour vous; il vous sacrifieroit aujourd'hui à une place forte.

3. D'un autre côté Vos ennemis opposent au tableau de la situation de la France celui des avantages immenses que présente au Roi son accession à la coalition: ce Prince consolide son trône, aggrandit ses etats; au lieu de faire à l'Empereur le sacrifice inutile de sa gloire et de sa couronne, il va répandre sur l'un et l'autre l'éclat le plus brillant en se proclamant le défenseur de l'Italie, le garant de son indépendance. Se declare-t-il pour Votre Majesté, son armée l'abandonne, son peuple se soulève. Sépare-t-il sa cause de celle de la France, l'Italie toute entière accourt sous ses drapeaux; tel est le langage que parlent au Roi des hommes qui tiennent de près à Votre gouvernement. Peut-être ne faiton en cela que s'abuser sur les moyens de servir V. M. La paix est necessaire à tout le monde: déterminer le Roi à se mettre à la tête de l'Italie est à leurs yeux le plus sûr moyen de Vous forcer à faire la paix.

Je suis arrivé à Rome le 18. Ici comme dans toute l'Italie le mot *d'indépendance* a acquis une vertu magique. Sous cette bannière se rangent, sans doute, des intérêts divers, mais tous les pays veulent un gouvernement local, chacun se plaint d'être obligé d'aller à Paris pour des réclamations de la moindre importance. Le gouvernement de la France, à une distance aussi considérable de la capitale ne leur présente que des charges pesantes, sans aucune compensation, conscriptions, impôts, vexations, privations, sacrifices, voilà, se disent les Romains, ce que nous connoissons du gouvernement de la France. Ajoutons que nous n'avons aucune espèce de commerce, ni intérieur, ni exterieur, que nos produits sont sans débouchés, et que le peu qui nous vient du dehors nous le payons un prix excessif.

Sire, lorsque Votre Majesté étoit au plus haut degré de la gloire et de la puissance, j'avois le courage de Lui dire la vérité parceque c'étoit la seule chose qui Lui manquoit. Aujourd'hui, je la Lui dois également, mais avec plus de ménagement puisqu'Elle est dans le malheur. Son discours au corps législatif auroit fait une profonde impression sur l'Europe et auroit touché tous les coeurs, si Votre Majesté eût ajouté au désir qu'Elle a manifesté pour la paix, une renonciation magnanime à Son ancien système de monarchie universelle. Tant qu'Elle ne se prononcera pas sur ce point, les puissances coalisées croiront ou diront que ce système n'est qu'ajourné, que Vous profiterez des evénemens pour y revenir. La nation Françoise elle-même restera dans les mêmes alarmes. Il me semble que si, dans cette circonstance, Vous concentriez toutes Vos forces entre les Alpes, les Pyrenées et le Rhin, et que Vous fissiez une déclaration franche de ne pas dépasser ces frontières naturelles, Vous auriez tous les voeux et tous les bras de la nation pour défendre Votre Empire: et certes cet empire seroit encore le plus beau et le plus puissant du monde; il suffiroit à Votre gloire et à la prospérité de la France. Je suis convaincu que Vous ne pouvez avoir de véritable paix qu'à ce prix. Je crains d'être seul à Vous parler ce langage. Défiez Vous des mensonges des courtisans; l'expérience a dû Vous les faire connoître. Ce sont eux qui ont poussé Vos armées en Espagne, en Pologne, en Russie, qui Vous ont fait éloigner de Vous Vos plus fidèles amis, et qui dernièrement encore Vous ont détourné de signer la paix à Dresde. Ce sont eux qui Vous trompent aujourd'hui et qui Vous exagèrent Votre puissance. Il Vous en reste assez, pour être heureux et pour rendre la France paisible et prospère, mais Vous n'avez rien de plus et toute l'Europe en est persuadée, il seroit même inutile de chercher à lui faire illusion, on ne la tromperoit plus.

Je conjure Votre Majesté, de ne pas rejetter mes conseils, ils partent d'un coeur qui n'a cessé de Vous être attaché même dans les momens où il l'auroit voulu. Je n'ai point le sot amour-propre de voir mieux qu'un autre, si chacun avoit la même franchise, il Vous tiendroit le même langage. Il Vous auroit parlé comme moi après la paix de Tilsit, après la paix de Vienne, avant la guerre contre la Russie, et en dernier lieu à Dresde.

Il est affligeant pour la dignité de l'homme que je sois le seul qui ose Vous dire ce qu'il pense. Si Votre Majesté éprouve de nouveaux malheurs, je n'aurai pas à me reprocher d'avoir cessé de Lui dire la vérité. Au nom du ciel mettez un terme à la guerre; faites que les ames puissent trouver un moment pour se reposer!

J'ai l'houneur d'être etc.

à Rome, le 27. Decbr. 1813.

signé: *le Duc d'Otrante.*

Nr. 4.

Schreiben an den König Joachim.

(Lettre au Roi Joachim.)

J'ai reçu vos lettres, et la copie de celles que vous avez écrites à l'Empereur. Je les conserve pour en fair usage, lorsque l'occasion s'en présentera. Si vous lisiez le compte que j'ai rendu à l'Empereur de la situation de l'Italie et des motifs qui vous ont déterminé à négocier avec les puissances coalisées, vous seriez convaincu que je n'ai pas besoin d'être encouragé à oser dire la vérité. J'ai toujours pensé que c'est trahir les Princes, que de la leur cacher.

Vous croyez que votre alliance avec la coalition est le seul moyen de conserver le trône, et que cette alliance servira mieux que vos armes les véritables intérêts de la France. Il seroit superflu de vous répéter les objections que je vous ai faites à ce sujet; mais je dois insister sur la nécessité où vous vous trouvez de constituer une bonne armée. C'est votre garantie; c'est le moyen d'avoir de l'influence dans la coalition. Ne craignez point de défections parmi vos officiers et vos soldats, quand vous serez à leur tête, quand ils seront convaincus que vous servez votre patrie. Qui plus que vous a exposé sa vie pour elle et d'une manière plus glorieuse? Faites-leur connoitre que vous ne mettez en mouvement votre armée, que pour le bonheur de la France et celui de votre pays.

On vous a cru indécis jusqu'à ce jour et alors toutes les opinions, tous les sentimens, n'ont eu aucun centre, aucun appui, aucune direction. Votre armée, au lieu de former son moral et sa discipline, a perdu son tems dans des débats politiques. Vos Généraux ont jetté eux-mêmes de l'incertitude dans los esprits, en demandant ce qu'on ne pouvoit ni leur accorder ni leur refuser.

Je vous en conjure; songez surtout à vous créer une grande considération, faites estimer votre caractère, ce sera, à la longue votre seule puissance, ce sera la seule barrière qu'on n'osera franchir; quel souverain voudroit s'attirer le reproche odieux d'avoir violé la foi qu'il vous a donnée! L'ambition n'est pas aveugle à ce point: on n'ose pas toujours tout ce qu'on peut.

Vous m'inviiez à vous défendre contre la calomnie; ne vous inquiétez point du jugement qu'on portera sur le parti que vous avez pris. Il étoit de mon devoir de vous en détourner, j'ai rempli ce devoir avec conscience. Mais aujourd'hui que votre décision est arrêtée, je dois à l'amitié que vous avez pour moi, de vous dire, que la moindre hésitation seroit funeste. Elle donnerait à vos nouveaux alliés le droit de se délier de vous et de vous demander des garanties. Votre conduite, dans cette circonstance, sera appréciée,

comme toutes les choses de ce monde, par les succès. Si vous pouvez contribuer à la pacification générale, si votre nom acquiert assez de poids dans la balance des affaires de l'Europe, pour relever la dignité des trônes et l'indépendance des nations, on vous bénira sur toute la terre. Hâtez-vous de proclamer que vous n'avez fait alliance avec la coalition, que parcequ'elle prête son appui à ce noble dessein. Montrez à l'Italie l'étendue et la solidité de vos vues positives sur sa prospérité. Des espérances vagues ne feroient que l'agiter, et n'obtiendroient pas sa confiance.

Je vois avec peine les soulèvemens dans les campagnes; ils détruiront vos ressources et amèneront une anarchie que vous ne pourrez plus comprimer. Si vous êtes obligé de faire des levées en masse, il faut y mettre de la mesure. L'ordre et la discipline ne nuisent pas à l'activité. Veillez à ne remuer que les passions que vous pourrez satisfaire.

Pardonnez la franchise de mes conseils au désir que j'ai de vous voir heureux et assez puissant pour rendre à la France ce que vous en avez reçu.

J'ai l'honneur d'être etc.

Florence, le 20. Janvier 1814.

signé: *le Duc d'Otrante.*

P. S. Je reçois, à l'instant, la lettre dans la quelle vous m'invitez à mettre par écrit les réflexions que j'ai eu l'honneur de vous faire sur la constitution qu'on vous demande. Je vais m'occuper de ce travail. Ne vous laissez pas entraîner, je vous prie, de jetter au milieu du peuple *napolitain* des idées auxquelles il n'est pas préparé. Traitez-le comme vous avez traité vos enfans: ne lui accordez que ce qui lui convient. Je crains que ce mot de constitution que j'entends sur toute ma route, ne soit, dans le grand nombre, qu'un désir vague de ne pas obéir.

Nr. 5.

Schreiben an den Kaiſer Napoleon, vom 23. April 1814.

(Lettre à l'Empereur Napoléon.)

Sire,

Lorsque la France et une partie de l'Europe étoient à Vos pieds, j'ai osé Vous faire entendre constamment la vérité. Maintenant que Vous êtes dans le malheur, j'éprouve plus de crainte de blesser Votre sensibilité en Vous parlant le langage de la sincérité; mais je Vous le dois, puisqu'il Vous sera utile et même nécessaire.

Vous avez accepté, comme retraite, l'île d'Elbe et sa souveraineté. Je prête une oreille attentive à tout ce qui est dit au sujet de cette souveraineté et de cette île. Je crois qu'il est de mon devoir de Vous assurer que la situation de cette île en Europe ne Vous convient pas, et que le titre de souverain de quelques acres de terre convient encore moins à celui qui a possédé un Empire immense.

Je Vous supplie de peser ces deux considérations, et Vous sentirez combien elles sont fondées.

L'île d'Elbe est à très-peu de distance à l'Afrique, de la Grèce et de l'Espagne; elle touche presque aux côtes d'Italie et de France. De cette île, la mer, les vents et une petite felouque peuvent Vous amener subitement dans les pays les plus exposés à l'agitation, aux evénemens, aux révolutions. La stabilité n'existe encore nulle part; dans cet état de mobilité des nations, un génie comme le Vôtre peut toujours exciter de l'inquiétude et des soupçons parmi les puissances Européennes; sans être criminel, Vous pouvez être accusé, et sans être criminel, Vous pouvez aussi faire du mal; car l'alarme est un grand mal, tant pour les gouvernemens que pour les nations.

Le Roi qui monte sur le trône de France désire regner uniquement par la justise; mais Vous savez de combien de passions un trône est entouré, et avec quelle adresse la haine donne à la calomnie les couleurs de la vérité.

Les titres que Vous conservez, en rappellant à chaque instant ce que Vous avez perdu, ne peuvent servir qu'à augmenter l'amertume de Vos regrets; ils ne paroitront pas des débris, mais une vaine répresentation de tant de grandeurs qui se sont évanouies. Je dis plus; sans Vous honorer, ils Vous exposeront à de plus grands dangers. On dira que Vous ne gardez ces titres, que parceque Vous conservez toutes Vos prétentions. On dira que le rocher de l'île d'Elbe est le point d'appui sur lequel Vous voulez placer le levier, d'où Vous chercherez à soulever de nouveau le monde entier.

Permettez-moi de Vous dire toute ma pensée. Il seroit plus glorieux et plus consolant pour Vous de vivre comme un simple particulier; et à présent l'asile le plus sûr et le plus convenable pour un homme comme Vous, est dans les Etats-Unis de l'Amérique.

Là, Vous recommencerez Votre existence au milieu d'un peuple encore neuf qui saura admirer Votre génie sans le craindre. Vous serez sous la protection de loix également impartiales et inviolables comme tout ce qui respire dans la patrie de Franklin, de Washington et de Jefferson. Vous prouverez aux Américains que si Vous étiez né parmi eux, Vous auriez pensé et voté comme eux; et que Vous eussiez preféré leurs vertus et leur liberté à toutes les dominations de la terre.

signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 6.

Schreiben an den Grafen von Blacas, vom 23. Juni 1814.

(Lettre au Comte de Blacas, du 23 Juin 1814.)

L'agitation de la France a pour causes, dans le peuple, la crainte du retour des droits féodaux, dans les possesseurs des domaines nationaux qui forment une si grande partie de notre population, l'inquiétude pour leurs domaines, dans ceux qui se sont prononcés fortement pour la République ou pour Bonaparte, le doute sur leur sûreté personnelle, dans l'armée la perte et le regret de tant d'éspérances de gloire et de fortune que Bonaparte présentoit sans cesse à l'ambition et à l'imagination des soldats et des généraux, dans la classe de ceux qui vouloient pour la France ce que possède l'Angleterre depuis plusieurs siècles, l'étonnement où les laisse la Carte constitutionelle dont le Roi a voulu faire une émanation de la puissance héréditaire de son trône.

Parmi ces causes la plus dangereuse étoit précisément celle dont toute la sagesse du Roi et de ses Ministres n'auroit pu prévoir ni empêcher entièrement l'action. Le mécontentement des troupes, cet inconvénient qui a lieu, plus ou moins, à la fin de toutes les guerres, devoit nécessairement agir avec bien plus d'étendue et de danger à la fin des guerres de Bonaparte qui sembloient promettre le partage de l'Europe à ses lieutenans: mais ce n'est que par les autres causes que l'action de celle-là peut devenir très-grave.

Une armée, et une armée surtout formée par la conscription, prend toujours l'esprit de la nation au milieu de laquelle elle vit; elle finit toujours par être contente ou mécontente avec la nation et comme elle; et si lorsqu'elle a perdu, tout-à-coup, toutes les chances de fortune que lui offroient les guerres. D'un conquérant les soldats rentrés dans leurs foyers entendent leurs père et mère, leurs frères et leurs amis exprimer des craintes pour leurs propriétés, pour leur sûreté et pour leur liberté: le gouvernement quelque fort qu'il soit et quelque cher qu'il doive être à la nation, doit aussi tout craindre pour lui-même; il aura en vain des yeux et des oreilles présens et ouverts partout, il devra toujours craindre.

Mallet n'étoit pas un fou; c'étoit un audacieux. Il y aura d'autres hommes qui seront fous et qui mettront en péril tout ce que la France attend du retour de ses Rois.

Pour arrêter sûrement l'action de cette cause, la seule réellement menaçante, la seule à laquelle peut se mêler encore le génie de Buonaparte, il faut étouffer les autres causes; il eût été plus aisé de ne pas les mettre en mouvement.

Qu'est-ce qui a répandu des inquiétudes si vives et si universelles parmi les acquéreurs des domaines nationaux? C'est que la garantie qui leur a été donnée avoit été donnée également et par les mêmes proclamations et par les mêmes déclarations à des millions de François qui durant la République ont émis des votes qui n'ont pu devenir des fautes ou des crimes imputables que sous la Monarchie; leur cause est la même, et quand les engagemens pris envers les uns n'ont pas été remplis, les promesses faites aux autres ne les rassurent plus.

Une nation où depuis 25 ans les esprits et les ames ont été dans une action assez forte pour donner des secousses à l'univers, ne peut pas, sans de longues gradations, rentrer dans un état doux et paisible: il ne faut donc pas entreprendre d'arrêter son activité, il faut donner à cette activité devenue dévorante d'autres alimens, il ne faut pas lui dire qu'elle doit renoncer à l'idée d'être la première nation de l'Europe, il faut diriger son génie et ses incomparables facultés naturelles vers une grandeur utile aux autres nations et infiniment plus glorieuse pour elle-même; il faut ouvrir et élargir de toute part les carrières sans bornes de toutes les industries, de toutes les branches de commerce, de tous les arts de la main et du goût, de toutes les sciences et de leurs découvertes, enfin de tout ce qui étend la raison et la puissance de l'homme. Le 19me siècle commence à peine: il faut qu'il porte le nom de Louis XVIII., comme le 17me le nom de Louis XIV.

Les intérêts devenus les plus chers de la nation sont tous attachés et subordonnés à l'intérêt du nouvel ordre social établi par la Carte constitutionelle. Le moyen le plus prompt d'environner le trône de toutes les affections du peuple françois, c'est de présenter à sa passion pour les débats politiques et législatifs les discussions de la chambre des Pairs et de la chambre des Députés, sur des projets de loix tels que la loi répressive des abus du pouvoir et des délits de la presse, tels que la loi de *l'habeas corpus* qui détermine les conditions de la plus grande liberté individuelle, tels qu'un plan d'instruction publique où ce qu'il y a de plus pur dans la raison et de plus certain dans la religion concurroient à enseigner la morale à toutes les classes du peuple.

Eh! que de sacrifices des passions les plus personnelles et les plus dures on obtiendroit, s'ils étoient demandés à un peuple satisfait de ses loix et de son gouvernement!

Une multitude de François dévoués à tous les malheurs des Bourbons, comme ils l'avoient été à leur puissance, sont revenus avec la dynastie de leurs Rois; mais ils ne peuvent pas rentrer dans des domaines qui ne sont plus les leurs, sans exciter de violentes commotions et une guerre civile. Le plus grand nombre n'a pas même de domaines à réclamer. Eh bien! qu'un des Ministres de sa Majesté avec la logique d'un esprit sain et l'éloquence d'une ame qui sent tout ce

qu'on doit à de grands malheurs et à de grandes vertus, demande à la chambre des Pairs et à la chambre des Députés une somme annuelle destinée à servir d'indemnité à des infortunes et à des indigences si dignes d'être assistées par une nation héroïque et sensible; j'en réponds, la proposition dans les chambres seroit transformée en loi par acclamation.

C'est ainsi que les réactions ont un terme et que ce terme devient la paix et le bonheur de tous.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

No. 7.

Schreiben an einen Miniſter des Congreſſes in Wien, vom 25ſten September 1814.

(Lettre à un Ministre au Congrès de Vienne, du 25 Septbr. 1814.)

Une personne, qui a eu l'honneur de vous voir à Vienne, m'a rendu compte de la manière obligeante dont vous lui avez parlé de moi: j'en suis extrèmement touché. Cette personne m'a assuré que vous étiez dans la persuasion que j'avois ici de l'influence dans les affaires publiques. Je dois vous parler avec confiance: depuis que j'ai pris congé de vous à Paris, je me suis retiré avec mes enfants dans ma terre, où je m'occupe de leur éducation. Ne croyez pas cependant que j'oublie, dans ma retraite, les intérêts de la France et de l'Europe; ils me seront toûjours chers, et ils sont inséparables dans ma pensée comme dans mes affections. Ma plus profonde conviction c'est que dans tous les temps, mais aujourd'hui surtout et à l'avenir, toutes les nations de l'Europe, à quelque distance les unes des autres qu'elles soient placées, doivent être ensemble éclairées ou ignorantes, en paix ou en guerre, dans les malheurs ou dans les prospérités; elles s'aideront ou se nuiront plus que jamais. L'Angleterre elle-même sera soumise à cette loi; pour conserver ses prospérités elle a besoin de les répandre au loin.

Dans cette circonstance où les plus grands intérêts vont être agités au congrès qui va s'ouvrir à Vienne, je ne puis refuser de m'en entretenir avec vous. Vous connoissez la franchise de mon caractère et mon amour pour la vérité; je ne vous dissimulerai rien. Je vous parlerai d'abord de la France; je suis François. Je parlerai ensuite de l'Empire Germanique: et parler de cet empire ce sera parler de tous. Il est bien vrai et bien convenu que les Césars de Vienne n'ont

rien de commun avec les Césars de l'ancienne Rome; mais il est très-vrai aussi que, non seulement depuis Charles-Quint, mais depuis Charlemagne, c'est dans votre Empire et par vos Césars que les destinées publiques de l'Europe ont toujours été soumises à des loix moins versatiles et moins arbitraires que celles que la force seule impose aux peuples. Le Congrès de Vienne rappelle le traité de Westphalie, qui a fait tant de bien à plus de vingt nations; et on en attend davantage de celui de Vienne. Ici ce sont les souverains eux-mêmes qui sont rassemblés. Ils n'auront aucune excuse aux yeux des nations, s'ils ne leur assurent pas la paix et le bonheur.

Elles ont été pour longtemps de grandes révolutions, celles qui ont fait passer la France de l'antique Monarchie à la République, de la République à l'Empire de Bonaparte et de cet Empire à la Royauté constituée des Bourbons. Dans tous ces mouvements il n'y en a eu qu'un auquel la nation toute entière ait pris une véritable part; celui qui en 1789 tendit à donner au roi et au peuple une constitution destinée à légitimer, à consacrer et à perpétuer l'autorité de l'un et la liberté de l'autre; voilà uniquement où l'on tendait; on a été entraîné à tout le reste: nous avons été comme précipités à cette conquête d'une grande partie de l'Europe que nous expions assez.

Il y a quelques mois et sur le bord même d'un abîme plus profond que tous les autres, la France a cru toucher au terme de tous les torts et de tous les malheurs. Ce rayon d'espérance a brillé et s'est éteint. Nous ne voyons plus d'abîmes autour de nous; mais nous entendons le bruit sourd des passions qui les creusent.

Que sont ces menaces et ces présages? d'où naissent-ils? il faut bien le savoir pour les écarter.

Il est très certain que depuis le 30 et 31 Mars dernier le retour des Bourbons en France et sur le trône a paru à tous les François de tous les partis le moyen le plus prompt et le plus sûr de mettre fin à toutes les révolutions et à toutes les guerres; et cette fin, après tant de fatigues et de maux, a semblé à tous, non pas un bonheur, mais un repos trop nécessaire pour être refusé, assez doux pour être même désiré. Mais est-ce dans l'obéissance à des maitres, ou dans une liberté soumise à des loix et à des rois qu'on a entendu se reposer? Vous étiez à cette époque à Paris, je m'en rapporte à votre témoignage.

La France n'a plus un sentiment exagéré de son indépendance, elle sait aujourd'hui qu'il ne peut y avoir de liberté, de paix et de prospérité que là où règne l'esprit d'ordre, de règle et de subordination. Mais elle n'est pas dans la même situation où se trouvent quelques états de l'Europe. Ils ont des usages et des moeurs qui sont des appuis contre les invasions du pouvoir, et en France tout est détruit, il n'y a plus qu'une constitution qui puisse être notre égide.

Vous m'objectez peut-être que la France a obtenu du oeu et de la volonté du Roi toute l'indépendance constitutionelle qu elle désiroit, toute celle au moins, dont elle a beoin et dont elle peut jouir sans danger. Oui, sans doute, si n juge de la Carte constitutionelle *octroyée* sous Louis XVIII. ar la bonne foi de son caractère royal, par le soin qu'il prentra constamment à interpréter tous les articles équivoques lans le sens le plus national; non, si on juge par la manière lont ces articles sont déjà interprétés: ce mot même *d octroyer* a effarouché tous les esprits.

La nation a vu, avec douleur et avec humiliation, que son Roi n'ait pas voulu recevoir d elle les nouvelles loix fondamentales et régulatrices de toutes les autorités et de toutes les destinées; elle s'est étonnée qu'appellé par elle à un trône élevé sur des nouvelles bases, il ait dédaigné de joindre aux titres de ses aveux les suffrages donnés par les représentans de trente millions de François.

Toutes les ames ont été oppressées lorsqu'on a fait violer au Roi ses engagemens qui devoient être sacrés et inviolables comme sa personne. Depuis ce moment les idées de franchise et de loyauté qu'on avoit conçu du gouvernement des Bourbons et qui rendoient leur retour et leur règne si faciles, se sont changées en défiance et en inquiétudes extrêmes. Les partis qui étoient disposés à montrer les uns envers les autres une émulation de sacrifices et de générosité, out repris leurs prétentions. Au lieu d'une scène touchante et dont l'effet eût été si utile, si moral, osons dire ce que nous apercevons au fond des coeurs, toutes les existences paroissent livrées aux ressentimens et aux vengeances; et dans ces dangers qui peuvent n'être qu'imaginaires, on tourne de toutes parts les yeux pour trouver des remparts, des appuis et des défenseurs.

On ne m'accusera pas d'avoir montré peu de zèle et de prévoyance dans ma correspondance avec la Cour. Le 23 Avril j'écrivois à S. A. R. Monsieur: „En jouissant du présent il faut s'assurer de l'avenir. Notre avenir doit se composer non de quelques jours d'acclamations, mais d un long cours de règnes heureux et de siècles. Les beaux jours qui luisent sur la France seront bientôt altérés et obscurcis, si on laisse répandre les moindres alarmes.“ Le 23 Juin j'écrivis à Mr. le comte de Blacas: „On sait bien où commencent les réactions, on ne sait pas où on les arrête, elles entrainent tout, elles entrainent surtout la puissance souveraine devant laquelle les résistances ne deviennent sensibles et visibles qu'à l'instant où elles sont plus fortes que cette puissance même.

Je viens de vous faire connoître les routes dangereuses dans lesquelles on a engagé le Roi et l'influence de ce premier pas sur la disposition des esprits. Je vais vous parler avec la même sincérité sur ce que les François éprouvent de la ré-

duction de leur territoire et leurs rapports nouveaux avec l'Europe.

A l'origine de la révolution, dans ces jours sereins encore, et dont la sérénité se répandoit sur la raison publique, l'un des premiers dogmes politiques professés et décrétés par l'Assemblée constituante, fut *l'horreur* des conquêtes; et ce n'étoit pas là une de ces formules de modérations qui voilent souvent les ambitions les plus ardentes; c'étoit l'expression sincère et pure d'un peuple qui se préparant à être libre, sentoit profondément le besoin d'être juste, et d'environner de limites sa force comme celles des rois et des autres peuples, esclaves ou affranchis. Il y avoit plus d'un demi siècle que cette *horreur* des conquêtes remplissoit les pages les plus éloquentes de nos écrivains les plus sublimes; et averties par les leçons des sages, les ames s'étoient ouvertes aux douces impressions des sentimens de la nature: nous pensions tous alors non comme Louis XIV. et Louvois, mais comme Fénélon et le duc de Bourgogne.

Pourquoi donc nous sommes nous précipités sur toute l'Europe? Ma réponse sera bien simple. C'est que toute l'Europe se précipita sur nous. L'Europe nous menaçoit de toutes parts, non parceque nous voulions conquérir, mais parceque nous voulions être libres. Les Emigrés ne sortoient pas de la France pour l'abandonner, mais pour y rentrer les armes à la main, soutenus des armées de l'Autriche et de la Prusse. Nos frontières retentissoient de trompettes guerrières, trois ou quatre grandes armées ennemies étoient déjà aux portes de Paris; et nous décrétions des principes et des loix; nous n'avions pas encore une armée. Dès que nous en eumes une, elle fut forte de toute l'énergie et de tout l'enthousiasme de la liberté. Victorieux à Jemappes les François arrivèrent bientôt dans la Belgique, mais la Belgique ne fût pas conquise, elle s'offroit et se donnoit. Elle étoit une indemnité, très riche à la vérité, de nos provinces ravagées, de tous les maux qu'on nous avoit fait, de ceux qu'on nous promettoit encore, et quoiqu'une antique tradition, consacrée déjà dans les Gaules et toujours conservée, eût fait de la rive gauche du Rhin la barrière naturelle de la France; depuis même que la supériorité de nos armes fut établie; depuis que nous nous mimes à avancer toujours, sans jamais rétrograder, parmi les citoyens françois, ceux qui entendoient peut-être le mieux les intérêts de la République, ne vouloient pas qu'elle s'étendît jusqu'au Rhin.

C'est sous l'Empire et sous le règne de Napoléon, non sous nos constitutions populaires, que toutes les limites données à la France par la nature et par le droit des gens de l'Europe ont été renversées et franchies par nos conquêtes.

La France a fait des conquêtes sans les désirer avant de les faire, sans les aimer après les avoir faites. Mais je dois

lire: Elle les regrette amèrement depuis qu'elle les a perdues, non parceque cette perte est une diminution de son territoire, mais parcequ'elle en est une de sa gloire.

C'est de la vanité, je l'avoue; mais les peuples sont vains comme les individus. Vous ne pensez pas que la vanité qui gémit de ses blessures, ne mérite ni égards ni ménagemens.

Quand un peuple qui est vain est de plus fier, intrépide, savant et héroique dans l'art militaire, il faut donner à la vanité blessée d'un tel peuple tout ce qui est nécessaire pour le consoler, tout ce que les droits des autres peuples et la morale universelle ne lui refusent pas. C'est de la vanité mortifiée que, plus d'une fois, sont sorties les tempêtes qui ont bouleversé le globe.

Ce fut, sans doute, un grand bienfait pour l'Empire Germanique et pour l'Europe d'avoir mis fin à une guerre qui avoit duré trente années presque sans trève et sans interruption, et dans laquelle on s'égorgeoit souvent à la fois sur plus de trente champs de bataille: ce ne fut pas là cependant le bienfait le plus grand du traité de Westphalie. Ce qui mérite une éternelle reconnoissance des hommes, c'est d'avoir étouffé par ce traité un si grand nombre de querelles et de combats que cette guerre même avoit fait éclore; c'est d'avoir trouvé des points et des noeuds de conciliation pour les intérêts divers; c'est d'avoir donné à la terre le premier exemple de plusieurs sectes religieuses qui consentent à vivre en paix à côté les unes des autres, à se partager les temples, et même à s'en servir quelquefois par indivis; c'est d'avoir stipulé les intérêts de tant de petits princes, de tant de petites villes, de tant d'individus presqu'imperceptibles dans ce traité où de puissants Electeurs, des Rois et un Empereur figuroient comme parties contractantes; c'est d'avoir fait sortir de cet immense chaos où tout paroissoit à jamais brouillé et perdu, non un autre chaos, mais l'ordre et même des principes de morale et de justice qui ne se sont plus séparés de la politique, que Leibnitz a sanctionnés par son admiration et Frédéric le Grand par son glaive qui les avoit, un instant, compromis; c'est enfin d'avoir placé au milieu de l'Europe, où tout, depuis de tant de siècles, se décidoit par les armes, un empire composé de puissances soumises à des tribunaux et à des loix.

Cette construction sociale, composée de matériaux tous gothiques, mais unis par un plan et un ciment moderne; cet édifice dans lequel trente millions d'hommes trouvoient protection et sûreté, n'existe plus! une autre guerre, de près de trente ans aussi, n'en a pas seulement détruit l'architecture, mais jusqu'aux matériaux même; il seroit au moins très difficile de les retrouver tous! et il seroit impossible de les ajuster dans leur ancienne intégrité et dans la même disposition.

Que faut-il donc faire? un autre plan, qui s'éloigne, sans doute le moins possible, des habitudes germaniques, mais

qui cependant reçoive les changemens que le mouvement des siècles a rendu nécessaires. Je voudrois une autre organisation sociale qui se rapprochât de la première en ce qu'elle seroit de même composée de différens peuples, de différens états, de différens princes, unis par des conventions, par des loix et par des forces communes, mais qui, pour l'avantage de tous, en différât autant que les lumières du 19me siècle sont au-dessus des lumières du 17me.

Le sol de la Germanie, depuis la Baltique jusqu'aux Alpes tyroliennes, et depuis le Rhin jusqu'aux frontières de la Pologne, peut contenir assez au large et faire vivre dans une assez grande aisanse dix à douze peuples qui ne seroient ni trop forts ni trop foibles. Ces dix à douze peuples auroient une existence distincte et ils en auroient une commune. Ils obéiroient à des loix qui pourroient être différentes et à des loix qui devroient être nécessairement les mêmes. Il est aisé de voir qu'il s'agit ici d'une conféderation de peuples dont chacun auroit sa souveraineté interieure, et tous ensemble formeroient et reconnoîtroient une autre souveraineté destinée à protéger chacun de la force et de la justice de tous.

Il faudroit dans ce plan autant de constitutions particulières que de peuples, et une constitution générale qui seroit le bien fédéral et même social de ces dix à douze états.

Dans ces constitutions chaque état feroit ses loix par ses représentans; et à la tête de ces législations seroient des Princes, des Rois, revêtus d une partie de la puissance exécutive.

La représentation et la puissance fédérale sortiroient comme d'elles-mêmes de ces douze peuples et de ces douze gouvernemens représentatifs, et elles auroient pour chef suprême un Empereur électif.

Je ne fais qu'indiquer des vues; mais si on ne les dédaignoit pas comme des chimères ou comme des rêves, les moyens d'exécution se trouveroient aisément; ils se présenteroient en foule à tant d'hommes éclairés qui vont former le congrès de Vienne.

Je terminerai cette longue lettre en indiquant les avantages de ce plan qui ne peut déplaire qu'aux partisans aveugles du pouvoir absolu, et qui donneroit à douze monarques une puissance plus grande et plus inviolable que toutes celles qui jusqu'à présent ont gouverné et désolé la terre.

1. Tous les Princes de la Germanie dépossédés de leurs titres et dépouillés de leur fortune, en tout ou en grande partie, trouveront dans les hautes chambres des constitutions de leurs pays respectifs des traitemens en honneur et en fortune et des indemnités de toutes leurs pertes; les grands Electeurs et les Rois verront leur territoire s'étendre, leur puissance s'agrandir et leur autorité devenir plus sacrée et plus chère; les villes libres seront plus libres que jamais; elles seront en-

tourées à la fois de leurs droits, de leurs remparts et de toute la force encore de la monarchie dont elles feront partie, et de l'Empire dont leur monarchie sera partie elle-même; le titre de chef de l'Empire Germanique ne sera plus un titre presque aussi vain que superbe; ce titre auguste remettra dans les mains de l'Empereur une puissance réelle aussi grande que celle des anciens Césars de Rome.

2. On assure que la Pologne, si voisine de la Germanie, rétablie dans son ancienne intégrité, et constituée en monarchie, doit avoir pour Roi l'Empereur Alexandre. Quelle réunion de forces dans la même main! dans celles d'Alexandre elles ne peuvent être que bienfaisantes; elles le seront et pour les peuples dont il va diriger les destinées, et même pour tous les autres: la haute magnanimite qu'il a deployée dans la capitale de la France et son amour si tendre pour l'humanité en sont de sûrs garans; mais dans une autre main, dans celle de son successeur, s'il n'est pas un autre Alexandre, que cette réunion de forces peut devenir terrible pour tout le globe!

L'Empire Germanique constitué sur ce nouveau plan contiendroit et arrêteroit toutes les irruptions du nord du côté de l'occident et de l'Europe; et la Russie et la Pologne réunies ne pourroient plus se précipiter avec succès que dans les vastes déserts qui les séparent de la Chine, ou vers les parties de l'Asie plus méridionales, plus fertiles, et retombées depuis longtemps de la civilisation des Sémiramis et des Cyrus dans la barbarie presque des Tartares.

3. Il n'y a rien qui tourne en accroissement de puissance pour les Princes comme le bien qu'ils font aux peuples. La Germanie et ses douze monarchies, libres par la seule force de leurs influences et de la puissance de la raison ne tarderoient pas longtemps à être imitées dans tous les pays de l'Europe où il n'y a encore rien de semblable. La marche du gouvernement françois qui n'est pas équivoque, mais incertaine, deviendroit plus ferme et ne donneroit plus aucune inquiétude. La liberté de la presse ne seroit plus employée qu'à porter autour du trône des Bourbons les expressions de l'amour des François et les créations du genie ami de l'ordre social. Ferdinand VII. peut-être a trop fait de mal aux Cortès et aux hommes eclairés de sa nation pour jamais les aimer; mais si sous son règne l'Espagne ne peut pas être sans inquisition, l'inquisition, à coup sûr, seroit toujours sans bûchers; et dès qu'on aura bien vu que les bûchers ne peuvent jamais être rallumés, il n'y aura de l'inquisition que le nom de redoutable. Le congrès de Vienne s'honoreroit aux yeux de la raison humaine, s'il demandoit que le nom même de l'inquisition fût aboli à Madrid et à Rome. Le Pape avoueroit alors qu'il ne faut pas entreprendre d'épurer ce qui est monstrueux et abhorré.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 8.

Schreiben an den Herzog von Wellington, vom 27. Juni 1815.

(Lettre au Duc de Wellington, du 27 Juin 1815.)

Mylord,

Vous venez d'agrandir votre nom par de nouvelles victoires remportées sur les François, c'est donc par vous surtout que les François sont connus et appréciés. Vous voterez pour leurs droits au milieu des puissances de l'Europe.

Dans ce conseil de souverains votre crédit et votre influence ne peuvent pas être moindres que votre gloire.

Les voeux des nations qui ne calomnient ni ne flattent, ont fait connoitre votre caractère. Dans vos conquètes votre droit de gens a été la justice, et votre politique la voix de votre conscience.

Vous trouverez les demandes que nous vous ferons par nos plénipotentiaires conformes à la justice la plus rigoureuse.

La nation françoise veut vivre sous un Monarque, elle veut aussi que le Monarque règne sous l'empire des loix.

La République nous a fait connoitre tout ce qu'ont de funeste les excès de la liberté, l'Empire tout ce qu'a de funeste l'excès du pouvoir. Notre voeu, et il est immuable, est de trouver, à égale distance de ces excès, l'indépendance, l'ordre et la paix de l'Europe.

Tous les regards en France sont fixés sur la constitution de l'Angleterre, nous ne prétendons pas être plus libres qu'elle, nous ne consentirons pas à l'être moins.

Les représentans du peuple françois travaillent à son pacte social. Les pouvoirs seront séparés, mais non divisés; c'est de leur séparation même qu'on veut faire naître leur harmonie.

Dès que ce traité aura reçu la signature du souverain qui sera appelé à gouverner la France, ce souverain recevra le sceptre et la couronne des mains de la nation.

Dans l'état actuel des lumières de l'Europe un des plus grands malheurs du genre humain ce sont les divisions de la France et de l'Angleterre; unissons-nous pour le bonheur du monde!

Mylord, nul homme en ce moment ne peut aussi puissamment que vous concourir à mettre l'humanité toute entière sous le meilleur génie et dans une meilleure condition.

Le Président du Gouvernement de la France.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

Nr. 9.

Schreiben an den Fürſten Blücher, vom 1ten Juli 1815.

(Lettre au Prince Blücher, du 1 Juillet 1815.)

Prince,

Indépendemment du cours des négociations, je me fais un devoir d'écrire personnellement à votre Altesse au sujet d'un armistice dont le refus, je l'avoue, me semble inexplicable. Nos plénipotentiaires sont au quartier-général depuis le vingt-huit, et nous sommes encore sans une réponse positive.

La paix existe déjà, puisque la guerre n'a plus d'objet. Nos droits à l'indépendance, l'engagement pris par les souverains de les respecter n'en subsisteroient pas moins après la prise de Paris; il seroit donc inhumain il seroit atroce de livrer des batailles sanglantes qui ne changeroient en rien les questions qui sont à décider.

Je dois parler franchement à votre Altesse. Notre état de possession, notre état légal qui a la double sanction du peuple et des deux chambres, est celui d'un gouvernement où le petit-fils de l'Empereur d'Autriche est le chef de l'état. Nous ne pourrions songer à changer cet état des choses que dans le cas, où la nation auroit acquis la certitude que les puissances révoquent leurs promesses, et que leur voeu commun s'oppose à la conservation de notre gouvernement actuel.

Ainsi quoi de plus juste que de conclure un armistice? Y a-t-il un autre moyen de laisser aux puissances le temps de s'expliquer, et à la France le temps de connoitre le voeu des puissances?

Il n'échappera point à votre Altesse que déjà une grande puissance trouve dans notre état de possession un droit personnel d'intervenir pour ses propres intérêts dans nos affaires intérieures aussi longtemps que cet état ne sera point changé, il en résulte une obligation de plus pour les deux chambres de ne pouvoir consentir aujourd'hui à aucune mesure capable d'altérer notre possession.

La marche la plus naturelle à suivre n'est-elle pas celle que l'on vient d'adopter sur nos frontières de l'est? On ne s'est pas borné à un armistice entre le maréchal Bubna et le maréchal Suchet, il a été stipulé que nous rentrerions dans nos limites du traité de Paris, parce qu'en effet la guerre doit être regardée comme terminée par le seul fait de l'abdication de Napoléon.

Le Feldmaréchal Frimont de son côté a consenti à l'armistice, pour venir, a-t-il dit, par des arrangemens préliminaires au devant de ceux qui peuvent avoir lieu entre les Alliés.

Nous ne savons même pas, si l'Angleterre et la Prusse ont changé de volonté au sujet de notre indépendance; car la marche des armées ne peut pas être un indice certain de la volonté des cabinets. La volonté de deux puissances ne pourroit même pas nous suffire, c'est leur accord que nous avons besoin de connoître. Voudriez-vous, Prince, dévancer cet accord? voudriez-vous y mettre obstacle, et faire naître une nouvelle tempête politique d'un état de choses qui est si voisin de la paix?

Je ne crains pas moi d'aller au devant de toutes les objections. On s'imagine peut-être que l'occupation de Paris par deux des armées alliées seconderoit les vues que vous pouvez avoir de rétablir Louis XVIII. sur le trône; mais comment l augmentation des maux de la guerre qu'on ne pourroit plus attribuer qu'à ce motif, seroit-elle un moyen de réconciliation?

Je dois déclarer à votre Altesse que toute tentative détournée pour nous imposer un gouvernement avant que les puissances se soient expliquées, forceroit aussitôt les chambres à des mesures qui ne laisseroient dans aucun cas la possibilité d'un rapprochement. L'intérêt même du Roi est que tout reste en suspens. La force peut le replacer sur le trône, mais ne l'y maintiendra pas. Ce n'est ni par la force, ni par des surprises, ni par les voeux d'un parti, que la volonté nationale pourroit être ramenée à changer son gouvernement. C'est même en vain que dans le moment actuel on nous offriroit des conditions pour nous rendre un nouveau gouvernement plus supportable. Il n'y a point de conditions à examiner, tant que la nécessité de plier sous le joug et de renoncer à notre indépendance ne nous sera pas démontrée. Or, Prince, cette nécessité ne peut pas même être soupçonnée avant que les puissances soient d'accord. Aucun de leurs engagemens n'a été révoqué, notre indépendance est sous leur garde; c'est nous qui entrons dans leurs vues et dans le sens de leurs déclarations, ce sont les armées assiegeantes qui s'en écartent.

D'après ces mêmes déclarations, il n'y en eut jamais de plus solemnelles, tout emploi de la force en faveur du Roi par ces mêmes armées sur la partie de notre territoire où elles seules dominent, seroit regardé par la France comme l'aveu du dessein formel de nous imposer un gouvernement malgré notre volonté. Il nous est permis de demander à votre Altesse, si elle-même a reçu un tel pouvoir. D'ailleurs ce n'est pas la force qui pacifie. Une resistance morale repousse la forme de gouvernement qu'on avoit fait adopter au Roi; plus on useroit envers la nation de violence, plus on rendroit cette résistance invincible. L'intention des généraux des armées assiégeantes ne peut être de compromettre leur propre gouvernement et de révoquer par le fait la loi que les puissances se sont imposées à elles-mêmes.

Mon Prince, la question est toute entière dans ce peu de mots:

Napoléon a abdiqué, comme le désiroient les puissances; la paix est donc rétablie; on ne devroit pas même mettre en question quel est le prince qui recueillera le fruit de cette abdication.

Notre état de possession seroit-il changé par la force? les puissances ne rempliroient plus leur but, outre qu'elles violeroient leurs promesses, des promesses faites à la face du monde entier.

Le changement viendroit-il de la volonté nationale, il faudroit alors, pour que cette volonté fût dans le cas de se prononcer, que les puissances eûssent d'abord fait connoître leur refus formel de laisser subsister notre gouvernement actuel. Leur armistice est donc indispensable.

Voilà, mon Prince, des considérations dont il est impossible de ne pas sentir toute la force. Dans Paris même, si l'issue d'une bataille vous en ouvroit les portes, je tiendrois encore à votre Altesse le même langage: c'est celui que tient toute la France; on auroit donc fait couler sans utilité des flots de sang? Les prétentions qui en seroient la cause, en seroient-elles mieux assurées et moins odieuses?

J'espère avoir bientôt avec votre Altesse des rapprochemens qui nous conduiront, les uns et les autres, à l'oeuvre de la paix, par des moyens plus conformes à la raison et à la justice. L'armistice nous permettra de traiter dans Paris; et il sera facile de nous entendre sur le grand principe que le repos de la France est une condition indispensable du repos de l'Europe.

Ce n'est qu'en voyant de près la nation et l'armée que vous pourrez juger à quoi tient ce repos et la stabilité de notre avenir.

J'ai l'honneur d'être etc.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

No. 10.

Schreiben an den König, vom 7ten Juli 1815.

(Lettre au Roi, du 7 Juillet 1815.

Sire,

Le retour de Votre Majesté ne laisse plus aux membres du gouvernement d'autre devoir à remplir que celui de se séparer. Je demande, à l'acquit de ma conscience personnelle, à Lui exposer fidèlement l'opinion et les sentimens de la France.

Ce n'est pas Votre Majesté que l'on redoute; Elle a vu pendant onze mois que la confiance dans Sa modération et dans

Sa justice soutenoit les François au milieu des craintes que leur inspiroient les entreprises d'une partie de Sa cour.

Tout le monde sait que ce ne sont ni les lumières, ni l'expérience qui manquent à Votre Majesté; Elle connoit la France et son siècle, Elle connoît le pouvoir de l'opinion; mais Sa bonté Lui a trop souvent fait écouter les prétentions de ceux qui L'ont suivie dans l'adversité. Dès-lors il y a eu deux peuples en France. Il étoit pénible, sans doute, à Votre Majesté d'avoir sans cesse à repousser ces prétentions par des actes de Sa volonté. Combien de fois Elle a dû regretter de ne pouvoir leur opposer des loix nationales!

Si le même système se reproduit, et que, tirant tous les pouvoirs de l'hérédité, Votre Majesté ne reconnoisse aucun des droits du peuple autres que ceux qui lui viennent des concessions du trône, la France, comme la première fois, sera incertaine dans ses devoirs; elle aura à hésiter entre son amour pour la patrie et son amour pour le Prince, entre son penchant et ses lumières; son obéissance n'aura d'autre base que sa confiance personnelle dans Votre Majesté; et si cette confiance suffit pour maintenir le respect, ce n'est pas du moins ainsi que les Dynasties s'affermissent, et qu'on écarte tous les dangers.

Sire, Votre Majesté a reconnu que ceux qui entraînoient le pouvoir au delà de ses limites, sont peu propres à le soutenir quand il est ébranlé; que l'autorité se perd elle-même dans le combat continuel qui la force de rétrograder dans ses mesures; que moins on laisse de droits à un peuple, plus sa juste défiance le porte à conserver ceux qu'on ne peut lui disputer, et que c'est toujours ainsi que l'amour s'affoiblit, et que les révolutions se préparent.

Nous Vous en conjurons, Sire, daignez cette fois ne consulter que Votre propre justice et Vos lumières! Croyez que le peuple françois met aujourd'hui à sa liberté autant d'importance qu'à sa propre vie. Il ne se croira jamais libre, s'il n'y a pas entre les pouvoirs des droits également inviolables. N'avions-nous pas, sous Votre Dynastie, des Etats-Généraux qui étoient indépendans du Monarque?

Sire, Votre Majesté ne peut attendre les évènemens fâcheux pour faire des concessions; c'est alors qu'elles seroient nuisibles à Votre intérêt, et peut-être même plus étendues. Aujourd'hui les concessions rapprochent les esprits, pacifient et donnent de la force à l'autorité royale; plus tard, les concessions prouveroient sa foiblesse: c'est le désordre qui les arracheroit, les esprits resteroient aigris.

Signé: *le Duc d'Otrante.*

No. 11.

Note an die vier Miniſter der verbündeten Mächte. Paris, den 20ſten Juli 1815.

(Note adressée aux quatre Ministres des Puissances Alliées. Paris, le 20 Juillet 1815.)

La situation de la France se compose d'un grand nombre de données, qu'il est nécessaire de bien apprécier, si l'on ne veut pas être trompé par de fausses apparences. Plusieurs de ces données se rattachent à des faits antérieurs; les unes tiennent à nos opinions permanentes, à des principes qui n'ont rien de commun avec les coups de la fortune; les autres n'ont été produites que par les derniers évènemens.

Les maux de la France avoient déjà éclairé et rapproché les esprits avant l'abdication de Bonaparte, et même avant les hostilités; il ne s'agissoit plus de défendre des intérêts personnels et étrangers à ceux de la patrie; et le Roi, dès son entrée à Paris, a trouvé dans tous les coeurs les élémens d'une prompte pacification. Un état de désordre subsiste encore; mais il tient à des causes faciles à écarter, il cessera même bientôt, à moins qu'une fausse politique n'y mette obstacle; et il y auroit autant d'erreur que d'injustice, si l'on donnoit à ce désordre inévitable le nom de résistance ou de révolte.

Pour juger de notre situation, il faut remonter à ce qui s'est passé avant et depuis le 20 Mars. Bonaparte a employé plus d'un prestige pour ressaisir et retenir le pouvoir; et une nation, quand elle est trompée avec adresse, ne peut s'éclairer que par les évènemens. L'illusion avoit déjà cessé pour tous les hommes sages avant le revers de l'armée; la conviction ne se forme pas dans la multitude avec la même rapidité.

Les causes du mal étoient anciennes. On n'avoit point assez remarqué qu'une révolution de vingt-cinq ans ne pouvoit pas se terminer sans des conciliations, des précautions et des ménagemens. Une grande partie de nos malheurs est venue de ce défaut de prévoyance. Pourquoi le dissimuler maintenant? un zèle imprudent et exagéré pour les règles et les maximes de l'ancienne monarchie fit bientôt commettre plusieurs fautes aux royalistes et même à quelques-uns des Ministres du Roi: il en résulta des inquiétudes de plus d'un genre, un ébranlement dans l'opinion et une désaffection pour le gouvernement.

Cette opposition morale qui étoit connue de toute l'Europe, ne pouvoit échapper aux calculs de Bonaparte: il n'eut pas besoin d'une autre incitation pour venir se jeter au milieu de ce mécontentement et de ces élémens de discorde. Autant les chances perilleuses d'une conspiration et du secret qu'elle auroit exigé, auroient pu faire avorter ses projets, autant il put compter avec une espèce de certitude sur la stupeur que

produit toujours une grande nouveauté, et sur l'irréflexion et l'entraînement des esprits, quand ils sont frappés soudainement par une entreprise audacieuse et inattendue.

Une défection isolée et qui ne devint que trop décisive, facilita sans doute l'entrée de Bonaparte à Grenoble, dans le seul moment où l'on pouvoit encore écarter les maux qu'il nous apportoit; il n'en fut pas ainsi trois jours après : il avoit déjà, quand il se présenta devant Lyon, une force quelconque, ou du moins des moyens suffisans pour une guerre intestine. Ce fut d'ailleurs à Lyon qu'il commença à développer ses plans astucieux. Ses promesses d'affermir la liberté civile et politique par tous les genres de garantie, et les assurances qu'il donnoit ou qu'il faisoit entendre, d'être soutenu par l'Autriche, produisirent l'effet qu'il vouloit en obtenir. Il eut dès ce moment un appui dans la population; ce qui ne permettoit plus de le repousser, sans armer les citoyens les uns contre les autres. Cette crise fut d'ailleurs si rapide, que dans le court passage de l'hésitation à l'entraînement, et de là à la nécessité d'obéir, la justice la plus rigoureuse trouveroit bien peu de coupables, quand même la crainte de se jeter dans la guerre civile permettroit ici l'application du mot: révolte: il étoit bien difficile aux citoyens d'empêcher ce que le gouvernement ne put empêcher lui-même.

Il importe surtout de faire remarquer tout ce qui se rattache à la pacification de la France. L'illusion qui seule maintenoit le gouvernement de Bonaparte, s'affoiblit successivement. On n'eut aucun doute, peu de tems après son entrée dans Paris, qu'il nous apportoit la guerre étrangère. Mais dans cet intervalle il s'étoit emparé de tous les ressorts du gouvernement. Ses forces augmentoient chaque jour par l'appel des anciens soldats. Il avoit d'ailleurs remplacé l'espérance de la paix par celle des négociations.

Forcé de s'expliquer sur cette constitution libérale et populaire qu'il avoit si pompeusement annoncée, l'attente publique fut trompée à un tel point qu'un cri d'indignation retentit dans toute la France. Il y a à regretter que dans ce moment décisif des négociations n'aient pu s'ouvrir, tant avec le Roi qu'avec les Puissances: la publication que fit Bonaparte de son acte additionel aux Constitutions auroit été pour lui le signal de sa déchéance.

On découvrit encore, quoiqu'un peu plus tard, qu'il nous avoit trompés sur les forces qu'il disoit avoir, et qu'il nous sacrifioit à sa situation désespérée. Mais les choses en étoient venues à cette extrémité que, sans un revers, ni la France, ni l'armée n'auroient pu se prononcer. Les Souverains avoient fait des promesses, et l'on ignoroit leurs desseins, parcequ'il étoit resté en effet beaucoup de vague dans leurs déclarations. On ignoroit également les desseins du Roi, et l'on craignoit pour lui-même autant que pour le repos de la France, que ses Ministres ne voulussent persister dans quelques-unes des erreurs de son précédent gouvernement. Les

Chambres de leur côté ne vouloient pas s'exposer à aggraver les maux en employant de faux remèdes, et en dévançant les évènemens. On vouloit surtout éviter l'inconvénient de se tromper sur la volonté des Souverains; et c'est ce qui a produit ce défaut d'unanimité qui subsiste encore en partie, mais qu'il ne faut attribuer qu'à une hésitation excusable. Enfin, on pourroit affirmer que si l'exclusion donnée par les actes du congrès au gouvernement de Bonaparte, avoit été étendue à tout autre gouvernement que celui du Roi, on seroit parvenu en France à empêcher la guerre d'éclater. Cette dernière remarque ne paroitra point indifférente dans un moment où il faut faire avec équité la part des fautes réelles, pour ne pas les confondre avec les effets de la nécessité ou de l'embarras des circonstances.

Ces considérations, quoique générales, étoient des données indispensables pour le jugement qu'il s'agit de porter de notre situation. Bonaparte étoit déjà perdu sans retour avant son abdication; il ne lui étoit resté d'influence que sur les simples soldats qui s'imaginoient le retrouver encore invincible; les derniers revers ont enfin détruit ce dernier prestige. Etranger désormais à la France, comme il l'a été à nos moeurs et à nos véritables intérêts, il n'a plus, il n'aura jamais en France de partisans que l'on puisse être dans le cas de redouter.

L'armée est dans la situation où l'a mise la convention de l'armistice; elle n'en violera point les conditions; on ne la verra point non plus enfreindre ses devoirs. Si elle diffère de se prononcer avec unanimité, c'est qu'on l'abandonne à elle-même, et que le gouvernement hésite sur les ordres qu'il a à lui donner, parcequ'il voudroit pouvoir les concilier avec toutes les mesures d'une pacification générale. L'armée de son côté, en se considérant comme l'armée de la nation et comme l'armée du Roi, ignore comment elle doit se conduire pour servir le Roi et la patrie. Le Roi cependant n'aura qu'à disposer d'elle pour se faire obéir. La dissolution de l'armée, soit qu'on l'ordonne, soit qu'on la provoque indirectement, seroit une faute des plus graves. Des troupes réunies se décident facilement à l'obéissance, et l'obéissance est toujours l'auxiliaire du bon ordre. La conduite et l'exemple de l'armée, qui est essentiellement citoyenne et nationale, auroit la plus grande influence sur la pacification des départemens.

Il y a aussi de l'hésitation dans une partie de l'intérieur de la France; il y a même de la résistence sur quelques points. Il faut l'attribuer à l'ignorance de ce qui se passe, à l'interruption des communications, à la marche des troupes étrangères, qu'on avoit espéré de voir stationnaires, quand la guerre est terminée, et aux inquiétudes qu'on a sur l'avenir; les négociations de la paix ne sont point encore commencées, le peuple ne connoit aucune des intentions des Puissances.

La vérité est cependant que la France n'aspire qu'à resserrer son union avec le Monarque. Les Souverains desirent, sans doute, que la France soit calme et tranquille sur toutes

les parties de son territoire. Il est en leur pouvoir d'obtenir dans l'instant même ce résultat: on n'a qu'à annoncer que, sauf l'issue des négociations, ils regardent eux-mêmes la guerre comme finie, et la France comme pacifiée. Cette déclaration ne fût-elle pas dans les règles ordinaires de la politique, notre situation et l'intérêt même des Puissances exigeroient cette exception. La pacification ne préjuge rien, elle ne fait cesser que des maux. Les restes de nos troubles ne peuvent plus s'appeler de la résistance. Tout le monde veut obéir au Roi; on ne veut plus séparer les intérêts du peuple de ceux du trône; chacun est même convaincu que le Roi, pour affermir à jamais son pouvoir, ne trouvera autour de lui aucun obstacle qui l'empêche de donner à la liberté civile et politique des garanties suffisantes.

Les proclamations du Roi rétabliroient sans doute l'ordre public; mais en parlant à son peuple, le Roi ne pourroit se dispenser de faire entrevoir, du moins en partie, les destinées de la France. En attendant, le peuple ne veut et ne peut juger de l'avenir que par les promesses des Souverains; et il n'y eut jamais de promesses plus solemnelles. La France a rempli, aussitôt que cela a été possible, les seules conditions qui lui étoient démandées, et qui devoient écarter la guerre, ou la faire cesser; elle a même regardé comme une condition formelle ce qui n'étoit qu'un désir et un voeu des Souverains.

Aucun des dangers que l'on pouvoit craindre à l'époque de la paix de Paris n'existe plus. On avoit laissé à Bonaparte un territoire, un titre et un état de Souverain; son abdication n'étoit qu'un traité avec les Puissances. Il a été maintenant abandonné par la fortune: il n'a plus ni peuple, ni armée, ni prétentions. La prudence exige cependant que sa position ne lui laisse plus aucun moyen de troubler le repos des autres.

Ses frères n'ont jamais eu en France aucun crédit: ils n'ont pas les grandes qualités qui donnent de l'influence. Toutefois il convient de les éloigner de la France: sans être d'aucun danger personnel, de fausses espérances pourroient survenir, et les engager à servir d'instrumens à d'autres. Le chef de cette famille survivra peut-être à son abdication; il a d'ailleurs un fils; et s'il a manqué quelque développement aux déclarations des Puissances, il pourroit paroitre nécessaire de les rendre maintenant plus explicites. Au reste, il ne seroit ni dans nos moeurs ni dans les principes de la justice d'empêcher les membres de la famille de Bonaparte de vendre leurs biens en France, et d'en jouir dans les pays étrangers. Leurs biens sont même peu importans.

Le même esprit de prévoyance pourroit s'appliquer peut-être à quelques autres individus, mais en bien petit nombre; car sur ce point il y a bien plus de danger à étendre les applications qu'à les restreindre. Il ne faut jamais voir dans les troubles publics que la première cause qui les a produits; tout cesse avec cette cause; et l'on a toujours vu que

les recherches après une faction ne servent qu'à faire naître d'autres factions. La situation d'Henry IV. quand il entra dans Paris, étoit moins fâcheuse que celle du Roi, puisqu'il monta sur le trône sans le secours des troupes étrangères, et par ses propres victoires. Sa clemence cependant fut sans bornes. C'est à ses ennemis qu'il prodigua ses faveurs, ne croyant pas avoir besoin de recourir à ce moyen pour retenir ses partisans. Ses bontés envers le Duc de Mayenne laissoient douter, s'il ne l'avoit pas toujours eu à ses côtés pour compagnon de ses combats. Mademoiselle de Guise avoit engagé ses diamans pour mettre à prix la tête de son Roi; cette circonstance ne fut pour Henri IV. qu'une raison de plus de lui accorder la distinction la plus marquée. Ce Prince savoit bien que la paix ne s'établit qu'en faisant cesser toutes les inquiétudes; qu'on ne pourroit frapper une seule tête qui n'est plus d'aucun danger, sans menacer des milliers de citoyens, et sans s'exposer, par cela même, plus tôt ou plus tard, à de nouveaux bouleversemens. Les germes de haine que l'on jette dans les coeurs au commencement d'un nouveau règne, n'y meurent jamais.

On auroit beau multiplier les recherches, on se convaincra que personne n'a eu conoissance d'aucune conspiration, qui ait précédé l'arrivée de Bonaparte sur les côtes de Provence; et avant d'attaquer qui que ce soit à ce sujet, ne faudroit-il pas accuser d'abord les Ministres du Roi, qui n'ont su ni deviner ni prévenir le départ de l'ile d'Elbe? Après que le débarquement a été effectué, tout ce qui s'est passé n'a été que le déplorable résultat de l'entraînement et de la précipitation. On sent fort bien que ce n'est pas une poignée de soldats qui protégeoit Bonaparte dans la ville de Lyon, au milieu d'une population de cent-mille ames. Quelques individus à cette époque ont peut-être un peu plus marqué que les autres; mais celui-ci diroit qu'il a été entraîné par ses officiers et par ses soldats; un autre répondroit que ses troupes l'ont abandonné, ou qu'elles l'ont emporté dans leur mouvement; et pour un principal coupable que l'on chercheroit à convaincre, on l'on ne découvriroit que des innocens, ou bien l'on trouveroit des milliers de complices. On ne peut se dissimuler combien de pareilles poursuites paroîtroient encore plus odieuses au milieu des malheurs publics. On opposeroit à ces inutiles vengeances l'éclatant contraste de la magnanimité si connue des Souverains. On voudroit envain faire croire que ceux-ci les exigent, c'est au Roi seul qu'on les imputeroit; et l'on se rappelleroit que Bonaparte lui-même, dans les derniers momens de son dangereux pouvoir, n'a pas du moins manqué de modération. Que répondroit-on encore à cette objection que le trône devoit préserver la France du retour de Bonaparte au moins autant que la France devoit en preserver le trône?

Enfin, vouloit-on écarter huit ou dix individus, car à peine arriveroit-on à ce nombre, on n'a qu'à attendre quel-

[illegible] le moment [illegible] : s'il s'agit de le [illegible]. Il n'y a [illegible] de la [illegible], le despotisme même [illegible], la [illegible] n'est que dans la modération. L'immortelle Catherine [illegible] fait pour l'homme, et qu'il ne pouvoit supporter que [illegible].

C'est ainsi que [illegible] chacun [illegible] l'indigence [illegible] La [illegible], avec son double rapport de la force et de la modération, s'appliquera à tous les actes du gouvernement. [illegible] les parties de l'ordre public : on ne souffrira aucune [illegible], aucune négligence ; tous les [illegible] ; tous [illegible] seront [illegible] ; on pourra [illegible] tous les [illegible] qui se placeront en eux d'habitude [illegible] gouvernement.

Ces premiers moyens ne suffisent point encore. En nous rapprochant de l'Angleterre autant que peut le comporter notre caractère national, sous le rapport de la [illegible] de nos libertés civiles et politiques, nous aurons l'avantage de nous rapprocher aussi de ces institutions sociales dont les unes se rattachent ; à la forme du gouvernement, et les autres à l'état extérieur d'une nation. Il n'y a à sauver de la révolution française que les droits et les principes que le tems a consacrés. Il faut nous mettre en harmonie avec toute l'Europe, pour avoir le moyen de prendre part à tous les avantages de la civilisation générale. Une habile direction de l'éducation publique amènera bientôt ce but important. Les moeurs reprendront leur [illegible] empire ; par les mêmes moyens l'amour de la patrie renaîtra : le besoin de nous unir viendra de nos malheurs mêmes et de la nécessité de les réparer. C'est à cette union, c'est au [illegible] qu'elle produira, que nous devrons un nouvel esprit public.

c
d
dé
les
ni d
pécher
biens e
biens su
Le
peut-être
nombre ; c
les applicat
dans les tro
duits ; tout c

Zeitgenoſſen.

Erſten Bandes

Vierte Abtheilung.

ques instans, et ces individus s'éloigneront d'eux-mêmes. Dans tous les cas, des arrestations et des jugemens seroient nécessaires à éviter; la police n'auroit qu'un avis à donner, et le but seroit rempli, sans détruire la sécurité, et sans compromettre la clémence. La France sera pacifiée en un clin d'oeil sous tous les rapports qui peuvent intéresser les Souverains; mais elle ne le sera jamais pleinement relativement au repos et au bonheur du Roi, si tout n'est pas oublié, s'il n'y a pas une égale répression de toutes les opinions extrêmes, de quelque hauteur que partent ces opinions, et si tous les partis ne jouissent pas de la protection des loix avec la même certitude et la même confiance.

Signé: *Le Duc d'Otrante.*

Nr. 12.

Ein Bruchſtück aus dem Bericht vom 15ten Auguſt 1815.

(Fragment du rapport du 15 Août 1815.)

L'organisation de la force morale exige que Votre Majesté prenne une résolution ferme et immuable. Il faut partir du principe que l'opinion publique est entrée comme un élément dans l'art de gouverner, et qu'elle en a changé toutes les combinaisons. La France ne peut plus être gouvernée que par le regime constitutionnel. La question n'est pas d'étendre le pouvoir, la grande question est de conserver et de pouvoir regner.

Après cette première résolution il faudra en venir à une seconde. Il y a deux régimes constitutionnels bien differens l'un de l'autre. Dans l'un le roi accorde le moins qu'il peut. Alors tout devient obstacle, parceque tout devient, de part et d'autre, un objet de dispute. Il a fallu plusieurs siècles à l'Angleterre pour obtenir, l'une après l'autre, ses loix politiques. Cette lutte a plusieurs fois bouleversé l'état. Quand on rétrécit l'espace qu'on laisse à la liberté du peuple, le premier soin de celui-ci est de fortifier aussitôt ce terrain; il l'entoure de nouveaux ouvrages à chaque danger nouveau, et il finit par en faire une forte citadelle: il auroit mieux valu dans le principe le lui accorder. Dans le second état du régime constitutionnel il y a un ministère homogène et responsable. Le monarque qui est dépositaire de toute la puissance et de toute la majesté nationales, est placé, au moyen du ministère, dans une enceinte impénétrable, à l'abri de toutes les agitations politiques. La loi est également proposée par les chambres et le gouvernement. Les trois branches de la légis-

lation défendent, avec le même soin, les droits du peuple et les prérogatives royales.

La loi constitutionnelle se forme de la même manière que les loix ordinaires, et la base de cet édifice est une constitution dans laquelle on a fait entrer scrupuleusement toutes les garanties de la liberté. Sous ces divers rapports, je ne puis dissimuler que la nouvelle Chambre, qui va se former, peut donner des inquiétudes. Il ne resteroit aucun moyen de salut, si elle n'etoit pas constitutionnelle, et si les opinions ultra-royalistes y dominoient.

Sous le rapport de l'union et de la pacification intérieure, V. M. auroit de grandes mesures à prendre. Toute union seroit impossible avec des plans de réaction. Il y a eu des ordonnances d'exil. V. M. devoit cet acte de répression à sa propre dignité, et chacun sent que d'autres circonstances ont pu encore nécessiter cette punition. Il est certain cependant que le parti constitutionnel a craint de voir dans ces premiers actes de l'autorité la couleur de tout un règne, comme il a craint d'en voir les principes dans les ordonnances sur les collèges electoraux.

Les diverses idées que j'ai eu l'honneur de soumettre à V. M., sont peu différentes de celles qu'il auroit été plus facile d'adopter en 1814, et le monde entier peut juger du changement qu'un tel système auroit apporté dans notre situation et dans celle de toute l'Europe; que de maux auroient été prévenus!

La même carrière est à parcourir, et les mêmes écueils sont devant nous. Le ciel semble avoir voulu réserver à V. M. la plus grande des gloires, celle de mettre un terme à toutes nos révolutions. En 1814, les hommes qui nous agitent aujourd'hui, vouloient aussi frapper le passé, en ne songeant ni au présent ni à l'avenir. Osons le dire: le passé n'a jamais été d'aucune consideration pour les grands princes, ni pour les hommes d'état, que pour y puiser des leçons; le présent et l'avenir sont les deux seules boussoles des gouvernemens. Ce n'est pas de ce qu'on a fait, mais de ce qu'on fait, ce n'est pas de ce qu'on a dit, mais de ce qu'on dit, qu'il faut s'occuper principalement. Les réactions ne sont plus dans nos moeurs, et dès qu'une goutte de sang vient à couler dans une révolution politique, il n'y a plus aucune certitude qu'il n'en sera pas versé des torrens.

Si d'après les mesures que je propose, il y avoit encore quelques résistances partielles, on les contiendroit par la vigilance et par la fermeté. Cette dernière qualité fut toujours celle des grands rois; une autre qualité lui est cependant supérieure, c'est la prudence. Les Souverains, quelque grand que soit leur pouvoir, sont soumis à la commune loi de la nécessité. Il y a des temps où il faut calmer au lieu d'aigrir, où il faut, avant tout, concilier, rassurer et faire espérer. Deux doctrines sont opposées; commençons par décider laquelle des deux sera suivie, et si nous voulons remonter con-

tre le torrent ou bien le descendre : s'il s'agit de le remonter, il n'y a rien à attendre de la fermeté, le despotisme même seroit impuissant, la fermeté n'est que dans la modération. L'immortelle Cathérine trouvoit que le mot *justice* étoit trop fort pour l'homme, et qu'il ne pouvoit supporter que *l'equite*.

Une fois que l'ordre sera rétabli, chacun sentira que l'indulgence sur le passé ne peut s'étendre au présent. La même fermeté, sous son double rapport de la force et de la modération, s'appliquera à tous les actes du gouvernement, à toutes les parties de l'ordre public ; on ne souffrira aucune déviation, aucune négligence ; tous les partis seront contenus, tous les écarts seront redressés ; on punira avec sévérité tous les indiscrets qui se placeront en état d'hostilité envers le gouvernement.

Ces premiers succès ne suffiront point encore. En nous rapprochant de l'Angleterre (autant que peut le comporter notre caractère national) sous le rapport de lé tendue de nos libertés civiles et politiques, nous aurons l'avantage de nous rapprocher aussi de ces distinctions sociales dont les unes se rattachent ; à la forme du gouvernement, et les autres à l'état extérieur d'une nation. Il n'y a à sauver de la révolution françoise que les droits et les principes que le tems a consacrés. Il faut nous mettre en harmonie avec toute l'Europe, pour avoir le moyen de prendre part à tous les avantages de la civilisation générale. Une habile direction de l'éducation publique atteindra bientôt ce but important. Les moeurs reprendront leur doux empire ; par les mêmes moyens l'amour de la patrie renaitra ; le besoin de nous unir viendra de nos malheurs mêmes et de la nécessité de les réparer. C'est à cette union, c'est au bien qu'elle produira, que nous devrons un nouvel esprit public.

Zeitgenoſſen.

Erſten Bandes

Vierte Abtheilung.

Friedrich von Matthiſſon.

Selbſtbiographie.

Digitized by Google

Friedrich von Matthiſſon.

Matthias Matthiſſon, geboren 1699 zu Elbing in Weſtpreußen, wohin ſein Vater, ein ſchwediſcher Kaufmann, Familie und Handelshaus von Stockholm verſetzt hatte, geſtorben 1773 als Prediger der Dorfgemeinden Krakau und Preſter bei Magdeburg, nach beinahe funfzigjähriger Amtsführung, war ſo glücklich, die Verſorgung von ſechs wohlgerathnen Söhnen zu erleben. Der älteſte von dieſen, Johann Friedrich, war als preußiſcher Feldprediger Augenzeuge der größten und entſcheidendſten Scenen des ſiebenjährigen Kriegs. Als Kanzelredner ward ihm ungetheilter Beifall. Officiere und Gemeine von allen Regimentern beſuchten ſeine Betſtunden. Außerdem hatte die Natur ihn mit der, in Italien häufig, in Deutſchland ſelten vorkommenden Gabe, in Verſen zu improviſiren, freigebig ausgeſtattet. Von einer metriſchen Predigt, die er kurz vor einem Treffen, nach dem Wunſch des Prinzen Heinrich von Preußen hielt, hat ſich im Gedächtniß mehrerer Veteranen aus jener Heldenzeit noch lange manches kernhafte Bruchſtück bewahrt.

Als bei'm Ueberfalle von Hochkirchen ſich einige Regimenter der preußiſchen Armee zuſammenzogen, und aus dem Lager gegen des unerwarteten Feindes zahlreichere Macht andrangen, faßte der Obriſt von Phull, Commandeur eines Magdeburger Garniſonregiments, den

Feldprediger in's Auge, wie er ſich ſchnell auf das Pferd warf, um ſeine Perſon hinter der Fronte pflichtmäßig in Sicherheit zu bringen. „Wohin, Herr Feldprediger?“, rief der Obriſt in ſcherzhaft-gutmüthigem Ton ihm zu, „halten Sie fein Stich und bleiben Sie bei uns.“ Mit kaltblütiger Beſonnenheit gab der Mann des Friedens dem Mann des Kriegs zur Antwort:

Der Ruf geht nur an euch, ihr Streiter,
Und nicht an mich, der ich nur Hirte bin;
Stich halt' ich nicht, ich reite weiter,
Bis dort zu jenen Bergen hin;
Da bet' ich dann, wie Moſes that,
Bis ſich der Kampf geendet hat.

Und ſo ritt er den Höhen von Doberſchütz zu, wo das preußiſche Heer nach der Schlacht in concentrirten Maſſen wieder ein Lager bezog. Im Jahr 1758 folgte er dem Ruf als Prediger nach Hohendodeleben, einem anſehnlichen, in der magdeburgiſchen Börde gelegenen Dorfe, und wurde ſo mit ſeiner Lebensgefährtin, einer gebornen Salezki aus Zerbſt, nach langer Trennung auf's Neue vereinigt. Aber kaum waren zwei *glückliche* Jahre verfloſſen, als er dieſem ſtillern Wirkungskreiſe durch den Tod entriſſen wurde, bevor er das Kind noch ſegnen konnte, welches die troſtloſe Gattin in Kurzem gebären ſollte. Einen Monat nach dem Hintritte dieſes Frommen und Gerechten, deſſen Wandel der Spiegel ſeiner Lehre war, erblickte Friedrich Matthiſſon, von deſſen Leben hier ein kurzer Abriß mitgetheilt werden ſoll, neben des Vaters kaum geſchloſſenem Grabe das Licht, am drei und zwanzigſten Tage des Jahres 1761. Bald mußte ſeine Mutter nun das große und bequeme Pfarrgebäude räumen, und ſich in dem engen und unheimlichen Witwenhauſe einrichten, ſo gut als der Umſtand es nur irgend geſtatten wollte, daß die arme Frau genöthigt war, nicht nur die Wohnung, ſondern auch das daran ſtoßende Gärtchen mit der Witwe des Vorgängers von ihrem verſtorbenen Gatten zu theilen. Sie ſetzte dem liebloſen und heimtückiſchen Benehmen dieſer Megäre, die ſogar ihre ſorgfältig beſäeten und bepflanzten Gemüſebeete, nach dem Zeugniß der Nachbarn, mehr als einmal verwüſtete, ſtets den ſich nie verläugnenden frommen, gelaſſenen, aber doch feſten Sinn entgegen, und erhielt ſo den häuslichen

Frieden. Uebrigens fand ſie den genügendſten Erſatz für jeden Verluſt und für jedes Entbehren in den beiden fröhlich aufblühenden Kindern. Dorothea war nur um ein Jahr älter, als Friedrich. Die Abgeſchiedenheit, worin die Kleinen aufwuchſen, machte eins dem andern mit jedem Tage unentbehrlicher. Sie liebten ſich mit kindlicher Schwärmerei, und nicht ſelten ließ die Schweſter den aufrichtigen Willen laut werden, für jedes Vergehn des Bruders die Schuld auf ſich zu nehmen, und ſtatt ſeiner dafür zu büßen. Den erſten Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen hatten die Geſchwiſter mit der übrigen Dorfjugend gemein. Die Knaben gingen zum Cantor, die Mädchen zum Organiſten in die Schule. Friedrich war bald im Stande, der Mutter, während ſie ſich mit Handarbeiten beſchäfftigte, aus der Bibel vorzuleſen. Dieſe gab ihm aber, alles Bittens ungeachtet, das Buch niemals in die Hand, ſondern beſtimmte die vorzutragenden Kapitel mit kluger Auswahl. Bei der Erkennungsſcene in der Geſchichte Josephs und ſeiner Brüder verſagte dem Knaben die Stimme, und er konnte vor Schluchzen lange nicht fortfahren. Bald ward es eine Belohnung muſterhaften Betragens und außerordentlichen Fleißes, die Geſchichte Joſephs laut leſen zu dürfen.

An einem Frühlingsabend des Jahres 1770, als die Mutter nach der frugalen Abendmahlzeit in der Gartenlaube den Kindern ſo eben, wie ſie oft pflegte, viel von des verewigten Vaters Kriegsreiſen, mehr aber noch von ſeinen Tugenden erzählt hatte, brachte die Magdeburger Botenfrau einen Brief mit einem Siegel, das herrnhutiſche Fahnenlamm vorſtellend. „Ach! vom lieben Herrn Schwager in Salza!“ war der freudige Ausruf der Gutes ahnenden Empfängerin. Friedrichs zweiter Oheim väterlicher Seite, Diaconus in der Stadt Großen-Salza (durch ihre Gradirwerke und Salzpfannen den preußiſchen Landen von hoher Bedeutendheit), gab in dieſem Schreiben den angelegentlichen Wunſch zu erkennen, des unvergeßlichen Bruders einzigen Sohn um ſo mehr als den ſeinigen betrachten zu dürfen, da er feſt entſchloſſen ſey, ſich niemals zu verheirathen. Er endete mit der Verſicherung, väterlich für den Knaben zu ſorgen, und ihn vorzugsweiſe nur das lernen zu laſſen, wozu er die entſchiedenſten Anlagen in ihm entdecken würde.

Die Mutter, hocherfreut über die günſtige Schickſalsfügung, brachte nun unverzüglich die kleine Mitgabe des, zufolge ihrer Hoffnung in jeder Hinſicht geborgenen Sohns in Ordnung, und führte ihn ſelbſt in die Arme ſeines guten Oheims, der den Pflegling mit warmer Herzlichkeit aufnahm, eben ſo wie die Tante, eine ſchöne, ungefähr neunzehnjährige Jungfrau, welche dem Hausweſen des Bruders vorſtand. Dieſe galt in der ganzen Gegend wegen ihres angebauten Verſtandes und gebildeten Geſchmacks für eine merkwürdige Erſcheinung, und gar nicht mit Unrecht, wie ſolches unter andern auch ihre Briefe an den edlen Dichter von Köpken, den Stifter des, unter dem Namen der Mittwochsgeſellſchaft in Magdeburg noch beſtehenden litterariſchen Vereins, unwiderſprechlich beurkunden. Die Schriften von Klopſtock, Wieland, Leſſing, Uz, Gellert, Rabener, Zachariä und Geßner ſtanden in ihrer kleinen, aber erleſenen Büchersammlung oben an; dann folgten die bremiſchen Beiträge, die Litteraturbriefe und einige Erbauungsbücher von Spalding, Tiede, Sturm und Pazke. Dieſe Zierde ihres Geſchlechts, die in Abſicht auf ächte Geiſtescultur dem Zeitalter, worin ſie geboren wurde, vorausgeeilt war, machte ſich eine beſondere Angelegenheit daraus, der Geſchmacksbildung des Neffen, der ſich ihr Wohlwollen in hohem Grade zu erwerben gewußt hatte, auf jede Weiſe förderlich zu ſeyn. Alles, was in ihren Lieblingsbüchern ſie des Knaben Faſſungsvermögen irgend nur angemeſſen glaubte, mußte dieſer, nach vollbrachtem Tagewerk in der Stadtſchule, theils vorleſen, theils abſchreiben, und mitunter auch auswendig lernen. So wußte er in kurzer Zeit mehrere von Gellerts Erzählungen und Geßners Idyllen mit Geläufigkeit, und, nach dem Urtheil der Tante, nicht ganz ohne Gefühl und Ausdruck herzuſagen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß von Geßners Hirtendichtungen diejenigen ungewählt blieben, worin der kleine Amor zu mancherlei loſem und muthwilligem Spiel auf Roſenblättern durch die Luft ſchwimmt. Mit ſolcher heitern Gedächtnißübung trat eine andre in etwas nebelhaften Contraſt. Der Oheim, ein redlicher, pflichtgetreuer, gelehrter und kanzelberedter, nur durch immer zunehmende Kränklichkeit etwas verſtimmter Mann neigte zu dem, durch die Aebte Steinmetz und Hähn von Kloſter Berge ausgegangenen

Pietismus, und ſtand auch mit einigen Mitgliedern der benachbarten Herrnhutercolonie zu Gnadau in vertrautem Umgang. Sein Pflegeſohn, dem er der ſorglichſte und liebevollſte Vater war, mußte von Zeit zu Zeit Lieder aus dem alten magdeburgiſchen Geſangbuch auswendig lernen, und vorzugsweiſe ſolche, worin die myſtiſchen Symbole und Embleme der Nachfolger Zinzendorfs am wenigſten geſpart waren. Deſſen ungeachtet nahm er, als ehemaliger eifriger Beförderer der vorgenannten Mittwochsgeſellſchaft, lebhaften Antheil an den Fortſchritten der vaterländiſchen Litteratur, und hatte jedesmal große Freude, wenn Köpken, Pazke, Funk, Sturm und andre gelehrte Bekannte einige Stunden unter ſeinem Dache fröhlich zubrachten. Da wurden denn die neueſten Bände der allgemeinen deutſchen Bibliothek mit rückſichtloſer Unpartheilichkeit beurtheilt, oder irgend ein vorzügliches Muſenproduct mitgetheilt. Indem der adoptirte Sohn vom Hauſe in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Scheine nach ſich mit etwas anderm zu ſchaffen machte, war er einer der aufmerkſamſten Hörer dieſer Verhandlungen, ungeachtet ihm wer weiß wie vieles davon dunkel und unbegreiflich vorkommen mußte. Schon damals wirkten harmoniſche Verſe mit einer Art von Zauber auf ſein Ohr, und es war ihm daher ein wahres Feſt, wenn Pazke, der in Magdeburg und ſeinen Umgebungen für den größten Declamator galt, eine neue Ode von Ramler vortrug.

Des Oheims kränkelnder Zuſtand ward immer bedenklicher. Die Symptome der Schwindſucht zeigten ſich bald unverkennbar. Er ſtarb 1771. Die Schweſter zog nun mit ihrem zum zweitenmal vaterlos gewordenen Neffen, wieder nach Krakau in das Elternhaus, wo der fromme Greis Matthias Matthiſſon und ſeine ehrwürdige Gattin Tochter und Enkel nach Patriarchenweiſe aufnahmen. Des letztern Mutter und Schweſter kamen zum Beſuch, um ihn wieder nach Hohendodeleben abzuholen. Das wollte der Großvater aber keineswegs zugeben, ſondern verhieß mit Freuden, ſo lange Vaterſtelle bei dem Knaben zu vertreten, als Gott ihm das Leben noch friſten würde. Der treue Seelſorger und Rathgeber ſeiner Pfarrkinder ward nun im hohen Alter noch der Lehrer des zweimal verwaiſten Enkels, mit einem ſo unermüdlichen Eifer

und einer ſo ſtrengen Regelmäßigkeit, als wenn von gar keinem andern Berufswerk die Rede geweſen wäre. Er hatte die Genugthuung, ſein redliches Bemühn im Ganzen durch des Lehrlings aufrichtiges Wollen und regen Fleiß vergolten zu ſehen. Als dieſer das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, erklärte der treffliche Mentor, daß er keineswegs im Wiſſen und Können hinter ſeinem Alter zurückgeblieben ſey, beſonders in den Sprachen von Griechenland und Rom, die er als die ſolideſten Grundlagen zu allem Nützlichen und Schönen betrachtete, und für die er folglich dem Zögling überwiegende Vorliebe einzuflößen geſtrebt hatte. Hierzu geſellte die Tante eine noch immer gedeihlich fortwirkende Thätigkeit für Friedrichs Geſchmacksbildung. Er war dieſer Wohlthäterin ſeiner Jugend mit einer Dankbarkeit hingegeben, die an Schwärmerei gränzte. Sie erſchien ihm als der Inbegriff aller Geiſtesvollkommenheit im Reden, und aller Herzensvollkommenheit im Handeln. Ihm war kein größeres Glück bekannt als ihr Beifall, und kein größeres Unglück als ihr Mißfallen. Ermunterungen und Warnungen, von ihr ausgeſprochen, waren ihm gleich wichtig und gleich unvergeßlich. So näherte ſich Friedrich im Pfarrhauſe zu Krakau, unter heitern und freundlichen Vorzeichen, dem Uebertritt in das Jünglingsalter. Eines Abends, als er der Tante die erſten Roſen aus dem Gärtchen bringen wollte, das er ſelber anbaute, fand er ſie nicht im Wohnzimmer, wo ſie um die Stunde gewöhnlich ihrem Vater die Zeitungen vorlas. Plötzliches Uebelſeyn hatte ſie befallen, das in Kurzem ſich als hitziges Fieber ankündigte. Nach wenigen Tagen folgte ſie dem vorangegangenen Bruder. Dies war der erſte gewaltige Schlag, der das innere Weſen Friedrichs und ſeinen angebornen Frohſinn erſchütterte. Er war unzertrennlich von der Leiche, ſprach zu ihr und bat ſie mit dem Tone der Verzweiflung, ihm doch zu antworten. Wie man den Sarg einſenkte, war ihm zu Muthe, als ginge vor ſeinen Augen die Welt unter. Jeder Abend fand ihn am Grabe der Verklärten, und niemals ohne Zweig oder Blume aus dem eignen Gärtchen.

Von jetzt an wurden die Stellen aus Klopſtocks Meſſias, welche die Verſtorbene wenige Wochen zuvor mit ihm geleſen hatte, ihm zur Lieblingsunterhaltung. Sein kräftigſter Troſt aber waren der Engländerin Eli-

ſabeth Rowe Sendſchreiben von Verſtorbnen an Lebende, weil ſie den Glauben in ihm befeſtigten und ſtärkten, daß es den Geiſtern der Abgeſchiedenen vergönnt ſey, die Pfade der Hinterbliebenen ſegnend und mitwiſſend bis zur Wiedervereinigung zu umſchweben. Die Eltern trauerten in ſich gewendet und ſchweigend. Niemand vermochte dem greiſen Vater nach der Trennung vom Liebling ſeines Herzens noch ein Lächeln abzugewinnen. Er überlebte die einzige Tochter nur wenige Wochen. Sein Hinſcheiden erfolgte 1773 mit den fallenden Blättern. Die lauten Klagen der Pfarrkinder, von denen er die meiſten getauft, confirmirt und getraut hatte, waren die ſchönſten Lobreden des Unbeſcholtnen und Geſegneten. Da Friedrich faſt jeden Tag davon Zeuge ſeyn konnte, (denn er war oft ſein Begleiter zu Hülfsbedürſtigen und Kranken), wie der Verewigte gleich einem Schutzgeiſt in der Gemeinde waltete, und wie dieſe dagegen wieder von ihrer Seite mit jedem Tage einmüthiger darauf bedacht war, durch Erfreulichkeiten mancher Art ſich ihm dankbar und liebreich zu erweiſen, ſo bildete ſich nach und nach in ſeinem Gemüth der feſt beſtehende Wunſch, daß ihm das Loos eines Dorfpredigers fallen, und er dieſes Loos im unbeneideten und geräuſchloſen Wirkungskreiſe des Großvaters würdig erfüllen möge.

Der verdienſtvolle Frommann war Abt zu Kloſter Berge. Er hatte dem von ihm geſchätzten Prediger in Krakau vor geraumer Zeit ſchon das Wort gegeben, ſeinen Enkel unter die Freiſchüler des Pädagogiums aufzunehmen. Dem gemäß nun bezog der junge Matthiſſon jene berühmte Lehranſtalt, deren Gebäude, hart an den ſüdlichen Feſtungswerken von Magdeburg und nicht fern vom Elbufer gelegen, mit ihrem hohen Rüſterngange anſehnlich und maleriſch in's Auge fielen. Hier that ſich ihm ein ungewohnter und neuer Schauplatz auf, beſonders im Betreff des Tons, welcher damals in Worten und Benehmen unter dem zahlreichen, größtentheils aus Adlichen beſtehenden Schülerperſonale vorherrſchte. Faſt alle Studirende, ſelbſt die jüngſten von ihnen, ſuchten vor der Zeit, entweder den Officier oder Academiker zu ſpielen, und wem es ernſtlich darum zu thun war, als ein würdiges Mitglied vom ſogenannten Renommiſtenorden anerkannt und geprieſen zu werden, der durfte ſich, wie

die jungen Herrn ſich ausdrückten, von keinem Präceptor etwas bieten laſſen. Hieraus entſprang eine permanente, höchſt ärgerliche Oppoſition des Lehr- und Lernſtandes. Nur wenigen Individuen des erſtern gelang es, durch überwiegende Talente, feinere Weltſitte und männliche Haltung dem rohen Haufen Achtung und Folgſamkeit abzugewinnen. Die ordnungliebenden, rechtlichen und fleißigen Schüler, deren Zahl übrigens gar nicht unbeträchtlich war, konnten gegen die tonangebende Partei niemals aufkommen, und bildeten deshalb unter ſich eine ſtille Gemeinde, die, den rechten Gebrauch der Schuljahre unverrückt vor Augen und im Herzen, ſich die Neckereien und Pagenſtreiche der luſtigen Wildfänge, die in Treſſenkleidern und Federhüten einher ſtolzirten und ſich mitunter auch ſchon auf den Degen forderten, wenig oder gar nicht kümmern ließ. Eins der achtungswertheſten Mitglieder der ſtillen Gemeinde war ein Berliner, Namens Coppius. Dieſer vortreffliche Jüngling, der mit achtzehn Jahren bereits Mann war, hatte ſich das Geſetz als heilig vorgeſchrieben, jeden ahnungsloſen und unverdorbenen Ankömmling vor phyſiſcher und moraliſcher Gefahr liebevoll zu warnen. Da Matthiſſon ſeinem prüfenden Blick als ein ſolcher erſchien, ſo war er ohne Zeitverluſt eifrig darauf bedacht, ſich ihm zuvorkommend und freundlich anzunähern. Bald hatte man gegenſeitig ein offnes und herzliches Verhältniß begründet. Der ältere Freund verlor den jüngern faſt niemals aus dem Geſicht, und ertappte die Verführung, ſo oft ſie dem Unerfahrnen eine Schlinge bereitete, jedesmal auf der That. Durch die Leſung von Lavaters Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt, die Coppius ihm angelegentlich empfahl, ward ſein Gewiſſen zwar auf einen Grad verengt, daß es ihm ein ſündhaftes Beginnen ſchien, in fremdem Garten eine abgefallene Frucht aufzuleſen; aber im Allgemeinen hat ſie doch zur Geſunderhaltung ſeines geiſtigen und körperlichen Menſchen bedeutend mitgewirkt.

Während eines Ferienaufenthalts in Hohendodeleben bei Mutter und Schweſter, lernte Matthiſſon den jungen Roſenfeld kennen, dem der Vater ſchon vor mehrern Jahren als Prediger im benachbarten Dorfe Hohenwarsleben verſtorben war, und welcher ſich nun auf dem Kloſter unſrer lieben Frauen in Mag-

deburg zur Univerſität vorbereitete. Beide Jünglinge fühlten ſchon bei'm erſten Sehen ſich zu einander hingezogen, und ſchloſſen einige Tage ſpäter den Vertrag, jeden Gedanken und jedes Gefühl durch Red' oder Schrift in Zukunft immer brüderlich umzutauſchen. So ging es auch in Erfüllung bis zu Roſenfelds Tod. Poeſie und Muſik waren die Zielpuncte ſeines geiſtigen Strebens, und alſo Klopſtock und Gluck, wie ſich das jedem Kunſtgeweihten von ſelbſt darſtellen muß, die gefeierteſten Heroen ſeines aufkeimenden Genies. Nur um den Wünſchen einer geliebten Mutter nicht unkindlich zu begegnen, widmete der feurige Jüngling vor der Hand ſich dem Studium der Theologie.

Im Garten von Kloſter Berge, unter den hohen Rüſterngewölben des nicht unpaſſend alſo getauften Poetenganges, dichtete Friedrich Schmit, Lehrer der engliſchen und italieniſchen Litteratur und Sprache am dortigen Pädagogium, ſeine ſchönſten Lieder an Stella, welche die frühern Göttinger Muſenalmanache bekannt machten. Durch dieſe ſchwärmeriſchen Ergießungen eines tiefen und innigen Gefühls, im Geiſte Petrarca's, noch mehr aber durch das freundliche Aufmuntern ihres humanen Verfaſſers, entglomm zuerſt in der Seele Matthiſſons die Liebe zur Dichtkunſt, die kurz darauf durch Hölty's Geſänge noch ſtärker angefacht wurde. Der einzige lyriſche Verſuch aus jener Zeit, welcher durch alle Ausgaben ſeiner Poeſien ſich erhielt, und woran er niemals eine Sylbe änderte, iſt ein von mehrern Tonkünſtlern in Muſik geſetztes Lied, überſchrieben: die Betende. Er behielt für das kleine Jugendgedicht ſtets beſondere Vorliebe, weil der Gegenſtand, welcher es veranlaßte, wenn auch ſchon längſt in die Stille der Geiſterwelt übergegangen, in allen Lagen und Verhältniſſen der ſpätern Jahre dennoch ſeinem Herzen immer gleich theuer und unvergeßlich blieb. Er wagte nun auch metriſche Ueberſetzungen aus Horaz und Anakreon. Von den letztern ließ Borheck, ſein griechiſcher Sprachlehrer, einige drucken in den Kloſterbergiſchen Vorleſungen über Anakreons Lieder. Gotters Ueberſetzung von Gray's Kirchhofselegie, und Heinſe's Biographie Taſſo's trieben ihn mächtig an zur Erlernung des Engliſchen und Italieniſchen, wozu ſich auch erwünſchte Gelegenheit fand.

in der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts meiſterhaft verdeutſchten Bibelſtellen mit dem Grundtext vergleichen ließ, wandte ſein Erkenntniß- und Beurtheilungsvermögen ſo viel als möglich von einſeitiger Anſchauung ab, und ſuchte vor allen Dingen ihm die Gewohnheit unbedingt anzueignen, täglich nicht nur etwas Nützliches oder Schönes auswendig zu lernen, ſondern auch etwas Selbſtgedachtes oder Selbſtempfundnes zu Papier zu bringen. Oft hieß er ihn auch Monologe aus Shakſpeare declamiren, den er für das größte Dichtergenie aller Zeiten erklärte, und trug dann Hamlets *To be or not to be* gewöhnlich ſelber vor, wobei er in Ton und Geberde Brockmann zu copiren ſuchte, deſſen warmer Bewundrer er zu Hannover geworden war. Das Kunſtſtück mißlang ihm auch um ſo weniger, da er wirklich in Gang, Statur und Organ manches mit Brockmann gemein hatte.

Die Rohheit und Verwilderung in Treiben und Rede, womit, wie ſchon oben bemerkt ward, ein großer Theil der Studirenden befangen war, ſahen die Vorgeſetzten mit großem Wohlgefallen ſeit Jahr und Tag *entweder* ſich merklich mildern, oder auch ganz und gar verſchwinden; aber keineswegs durch Lehren vom Catheder und Exempel im Lebenskreiſe, ſondern durch die drei Romane: Werther, Siegwart und Sophiens Reiſe, deren Leſung unter den jungen Leuten an der Tagsordnung war, und eine merkwürdige Sittenreform hervorbrachte. Nur wegen der moraliſch-gleichen Wirkungen konnten dieſe äſthetiſch-ungleichen Geiſteswerke hier neben einander geſtellt werden. Wie viel aber eigentlich bei dem Tauſch gewonnen, und ob ſchlechterdings gar nichts dabei verloren wurde, das dürfte zur allſeitigen Befriedigung ſtrenger und eigenſinniger Moraliſten, wenigſtens nicht auf den erſten Wink zu erörtern ſeyn. Aber zu den erwieſenen Thatſachen gehört es, daß nach der wunderbaren Revolution die Schlägereien allmählig aufhörten, der geheimen Spielgeſellſchaften weniger wurden, die zuchtloſen Bücher, welche Perückenmachergeſellen aus Leihbibliotheken zutrugen, keinen Eingang mehr fanden, das Verhalten gegen die Vorgeſetzten eine Art von Geſchliffenheit annahm, und von Inſolenzen gegen dieſe geplagten Männer kaum noch die Rede war. Die Zeit, welche

von

von aufgegebenen Klaſſenarbeiten übrig blieb, wandten mehrere junge Leute nun dazu an, Tagebücher zu führen, poetiſche Anthologien aus den Muſenalmanachen zuſammenzutragen, oder Epiſteln voll religiöſer Minneſchwärmerei an überirdiſche Lotten, Marianen und Julien zu dichten. Auch an Miller und Hermes wurden Dank- und Lobſchreiben gerichtet. Letzterer antwortete, zur hohen Freude eines dieſer jugendlichen Briefſteller, im herzlichſten und geiſtreichſten Tone von der Welt. Um, wie Werther, auf romantiſchen Spaziergängen den Homer dereinſt in der Urſchrift leſen zu können, lernten zwei Schüler mit größtem Fleiß und Eifer die bisher als drückenden Schulzwang von ihnen vernachläſſigte Sprache des Mäoniden. Als der ehrwürdige Abt Jeruſalem gerade in dieſer ſeltſamen Romanenperiode mit ſeinen Töchtern der Familie des Abts Reſewitz einen Beſuch machte, lief die Kunde davon ſogleich von Zimmer zu Zimmer, und bald hörte man überall die Frage: „haſt du ſchon die Schweſtern Werthers geſehen?“ Nur von fern ſie erblickt zu haben, galt für ein beneidenswerthes und unvergeßliches Glück. Uebrigens läßt ſich hiſtoriſch darthun, daß von allen damals verwertherten Schuljünglingen zu Kloſter Berge Göthe's Meiſterwerk nicht nur keinen zum Selbſtmord verleitet, ſondern vielmehr noch manche derſelben angefeuert habe, ſich näher mit Mutter Natur und ihren Schooßkindern Homer und Oſſian zu befreunden.

Schon längſt brannten Roſenfeld und Matthiſſon vor Begierde, Friedrich den Großen, welchen ſie mit Stolz ihren Landesvater nannten, von Angeſicht kennen zu lernen. Daher wanderten ſie im Sommer 1777 nach dem Dorfe Körbelitz unweit Magdeburg, wo der Monarch über die Regimenter der Provinzen Magdeburg und Halberſtadt Heerſchau halten ſollte. Sie ſtaunten den hochgefeierten Verewiger und Emporbringer eines der kleinſten Königreiche von Europa mit einer Bewunderung an, als ob er ein Xenophon oder Epaminondas geweſen wäre, und hörten zum erſten wie zum letztenmale die Harmonie ſeiner unglaublich wohlklingenden Stimme. Es iſt beglückend, außerordentlichen Männern gerade in Momenten zu begegnen, wo ſie einen kräftigen Pinſelſtrich zu ihrer eignen Charakteriſtik liefern. So

ging es den beiden Freunden mit Friedrich dem Großen. Bei'm Abreiten aus dem Standquartiere, der gewohnten Dorfſchenke, hätte der kürzeſte Weg zu den verſammelten Heerſchaaren durch eine fröhlich aufſprießende Saatbreite geführt. Schon zeigten ſich einige Männer der Umgebung bereit, hineinzuſprengen, als der König nicht mit unwilligem, aber kalt befehlendem Tone die denkwürdigen Worte ſprach: „Meine Herrn! wir müſſen die Hoffnungen armer Leute reſpectiren.“ Ein weiter Umweg war die Folge dieſes humanen Herrſcherworts.

Perſchke war ein eifriger Freimaurer. Das Wohl des Ordens lag ihm faſt eben ſo ſehr am Herzen, wie das Wohl ſeiner Freunde. Er ſchlug daher ungeſäumt, als hätt' es die Erfüllung einer Gewiſſenspflicht gegolten, der Magdeburger Loge, worin er als Bruder Redner in Anſehn und Achtung ſtand, Roſenfeld und Matthiſſon zu Mitgliedern vor. Die Sache ward mit ſo günſtigem Erfolg von ihm betrieben, daß die Freunde, trotz ihrer maureriſchen Minderjährigkeit, nach einem Ballotage ohne ſchwarze Kugel, der Aufnahme werth erfunden und am nämlichen Abend zu Lehrlingen eingeweiht wurden. Dankbar erkannten beide während ihres akademiſchen Lebens, daß die Freimaurerei ſie vor den gefährlichen Thorheiten der Winkelorden bewahrte, und ſie näher mit vielen guten und weiſen Männern in Beziehung ſetzte, deren Beiſpiel und Lehre auf ihre moraliſche und wiſſenſchaftliche Bildung nicht ohne bedeutenden Einfluß blieb.

Im Frühjahr 1778 überraſchte Perſchke die Freunde durch den Vorſchlag, ihn auf einer Luſtfahrt nach Deſſau zu begleiten, um dem Philanthropin Baſedows, worauf die Blicke von ganz Deutſchland gerichtet waren, und auch dem ſchönen Landſchaftsgarten von Wörlitz den lange von ihm projectirten Beſuch zu machen. Ein wohlgezogener und gutmüthiger Jüngling aus Holſtein, Namens Hedemann, den die Eltern der beſondern Aufſicht Perſchkes vertraut hatten, war ebenfalls von der Partie.

Die fröhliche Reiſegeſellſchaft wohnte, kurz nach ihrer Ankunft in Deſſau, der Gottesverehrung im Betſaale des Philanthropins bei, der mit Blumengewinden

und Tangelreis feſtlich verziert war. Baſedow hielt eine Rede voll Kraft und Salbung über die Pflichten des kindlich geſinnten Zöglings gegen den väterlich geſinnten Lehrer. Die Zöglinge, faſt alle von freiem Ausblick und blühender Geſichtsfarbe, trugen geſtutztes Haar und gleichförmige Kleidung. Kein Federhut unterſchied, wie zu Kloſter Berge, den Edelmann vom Bürgerlichen, eben ſo wenig als eine reichlicher beſetzte Tafel. Der Fürſt von Deſſau und ſeine Gemahlin, durch die edelſte Wohlgeſtalt vor allen Anweſenden ausgezeichnet, fehlten ſelten in dieſen wahrhaft erbaulichen und herzerhebenden Sonntagsverſammlungen. Nach der Gottesverehrung machten die Fremdlinge im Garten des Philanthropins, der in umgitterten Quadraten unter die Zöglinge vertheilt war, Baſedows Bekanntſchaft. Die Phyſiognomie des finſtern Mannes gehörte zu den urkräftigen und kernhaften, welche man häufig auf Albrecht Dürers und Lukas Kranachs Gemälden antrifft. Sein Sprechen war kurz und gediegen, wie der altrömiſche Steinſchriftenſtyl. Einen ſchönen Knaben von ungefähr acht Jahren ſtellte Baſedow den Reiſenden vor, indem er ſagte: „Das iſt unſer Erbprinz. Er lernt itzt gehorchen, um einſt befehlen zu können.“

Perſchkes Enthuſiasmus für Alles, was er im Deſſauer Erziehungsinſtitute ſah und hörte, ſprühte nicht in Funken, ſondern ſchlug in Flammen auf. Matthiſſon that im Stillen den Wunſch, nach vollbrachtem Univerſitätswerke hier in die Reihe der Lehrer zu treten. Hedemann hatte ſo großes Wohlgefallen am Thun und Weſen der Philanthropiſten gefunden, daß er, um der Natur auch wieder näher zu rücken, gleich dieſen ihren zwangloſen Kindern, ſich, mit Perſchkes freudiger Zuſtimmung, unverzüglich das Haar ſtutzen ließ.

Die Parkanlagen von Wörlitz übertrafen ſelbſt Perſchkes Erwartungen, die doch gewiß immer viel näher an den Sternen, als am Erdboden hinſtreiften. Für Matthiſſon blieben ſie, ſogar im Laufe ſeines vieljährigen Reiſelebens, das Muſterbild einer landſchaftlichen Gartenſchöpfung. Die Freunde feierten hier das Bundesfeſt ihrer Verbrüderung, und einen ſeligern Tag hatten ſie nie zuvor mit einander durchlebt. Wie aus Ei-

nem Munde quoll der Wunſch, nach Jahren in dieſem, aus Dichterträumen in Wirklichkeit übergegangenen Elyſium, wenn auch nicht unter gleichen Umſtänden, doch gewiß mit gleichen Herzen wieder zuſammenzutreffen.

Um die Gondelfahrt auf dem See nicht allein zu machen, ſchloß gegen Abend ein Franzos ſich der Geſellſchaft an. Dieſer glaubte dem herrlichen Park die glänzendſte Lobrede zu halten, indem er ausrief: „*Ma foi! c'est Chantilly!*“ Das klang nicht viel anders, als wenn jemand nach Leſung der Meſſiade ſeinem Entzücken durch die Worte Luft machen wollte: „*Ma foi! c'est la Henriade!*“

Nach dieſem angenehmen Ausflug ſchickten Roſenfeld und Matthiſſon ſich zur Abreiſe nach der Univerſität an. Sie hatten die Schuljahre gewiſſenhaft benutzt, und, wie die Vorgeſetzten ſich darüber ſchriftlich erklärten, in Sprachen und Wiſſenſchaften einen guten und ſoliden Grund gelegt. Zur Steuer der Wahrheit muß hier noch im Allgemeinen bemerkt werden, daß auf beiden Pädagogien die Sprach- und Wiſſenſchaftsfächer größtentheils zweckgemäß und genügend beſetzt waren. Zu Kloſter Berge trug Lorenz, der verdienſtvolle Ueberſetzer des Euklid, auch Botanik nach dem Sexualſyſtem vor, woran Althof (jetzt königl. Leibarzt in Dresden), Walther (jetzt lutheriſcher Oberpfarrer in Deſſau) und Matthiſſon den lebhafteſten Antheil nahmen. Letzterer beſtieg in der Folge keinen Alpengipfel, ohne ſich dieſes Elementarunterrichts dankbar zu erinnern.

Die Trennung von Perſchke wurde den beiden Freunden durch den Umſtand noch um vieles bitterer, daß ſie von dieſem treuen Führer und Rathgeber in einem Augenblicke ſcheiden mußten, wo er ſich mit Reſewitz in Streitigkeiten verwickelt ſah, die täglich einen ernſthaftern Charakter annahmen. Den erſten Anlaß dazu gab das Haarabſchneiden des jungen Hedemann, welches der Abt für eine eigenmächtige Neuerung erklärte, und gegen Perſchke, den er einen Begünſtiger und Anhänger der philanthropiſchen Schwindler nannte, darüber in die bitterſten Schmähungen ausbrach. Da dieſer ſtürmiſchen Scene bald eine noch ſtürmiſchere folgte, ſo hielt es

Perſchke für das Gerathenſte, der Uebermacht aus dem Wege zu gehen, und verließ Kloſter Berge, wo nach ſolchen Vorgängen, wie mit Sicherheit vorauszubeſtimmen war, ihm durch andre und andern durch ihn kein Heil mehr gedeihen konnte. Er lebte nun als Privatgelehrter zu Magdeburg, bis der Graf Burghaus unter vortheilhaften Bedingungen ihn zum Oberprediger auf ſeiner Standesherrſchaft Sulau in Niederſchleſien ernannte. Das Wohlwollen dieſes begüterten und edeldenkenden Mannes, der als preußiſcher Rittmeiſter zu Aſchersleben in Garniſon ſtand, und ſich ſtets mit ausgezeichnetem Eifer für das Freimaurerweſen thätig bewies, erwarb ſich Perſchke durch den Vortrag einiger Logenreden voll Energie, Geiſt, Feuer und Leben.

Kurz vor der Abreiſe nach Halle begleitete Matthiſſon ſeine Schweſter noch zum Traualtare. Sie wurde die Gattin des Predigers Beuſt, der ihrem unvergeßlichen Großvater im Seelſorgeramte zu Krakau und Preßer nachgefolgt war. Die Mutter vertauſchte das für ſie jetzo völlig vereinſamte Witwenhaus in Hohendodeleben, auf der Tochter dringendes Verlangen, nun gegen die wohlbekannte Pfarrwohnung in Krakau.

Hier iſt auch noch des bedeutenden Antheils Erwähnung zu thun, welchen der Dichter von Köpken, der in Magdeburg einem gaſtfreien, beſonders durchreiſenden Gelehrten und Künſtlern offen ſtehenden Haushalt, viel Anmuth und Leben gab, an Roſenfelds und Matthiſſons äſthetiſcher Bildung hatte, beſonders in Hinſicht auf die ſchöne Litteratur der Britten, Italiener und Franzoſen. Beide durften während ihrer Schuljahre ſeine Wohnung wie die heimathliche betrachten, und fanden ſtets in ihm einen väterlichen und belehrenden Freund. Durch ihn wurden ſie, bei'm Abgang nach der Academie, ſeinem nachmaligen Schwiegerſohn Niemeyer angelegentlich empfohlen, der ſchon im Jünglingsalter durch die Charakteriſtik der Bibel und das religiöſe Drama Abraham auf Moria zu einem vielgenannten Schriftſtellernamen gelangte. Was ihnen Köpken im Laufe der Schulzeit geweſen war, das wurde Niemeyer ihnen im Laufe der Univerſitätszeit. Beſonders that ſein anſehnlicher Bücherſchatz, namentlich in Bezug auf geſchicht=

liche, philologiſche und antiquariſche Studien, jedem ihrer litterariſchen Wünſche die vollſte Genüge. Was die Freunde noch außerdem zu dieſem Thäter und Beförderer alles Guten und Schönen hinzog, war ſeine Vorliebe für Klopſtock, die faſt an Vergötterung gränzte, und welche ſie, mit jugendlicher Schwärmerei, ſo innig theilten. Erſt vor Kurzem hatte Niemeyer ausdrücklich die Reiſe nach Hamburg unternommen, um des großen Dichters perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Durch die anziehenden Erzählungen von dieſer Wallfahrt wurde das Verlangen der Freunde, Klopſtocks Antlitz zu ſehen und ſeine Stimme zu hören, um vieles noch erhöht, und ihrem Lebensplan von Stund' an eine Reiſe nach Hamburg mit eingeſchaltet.

In Halle lebten die Freunde, in Gemäßheit ihres Lieblingswunſches, nun ſtets ungetrennt. Sie bewohnten das nämliche Zimmer und beſuchten die nämlichen Hörſäle. Der Curſus der theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ward, unter Semler, Nöſſelt, Knapp, Niemeyer und Eberhard, nach der hergebrachten Scala von ihnen durchmeſſen, und ohne namhaftes Hinderniß keine Vorleſung verſäumt.

Roſenfeld betrat niemals die Kanzel, weil der Gedanke, den Tonſetzer mit dem Dichter in ſeiner Perſon auf das innigſte zu vereinbaren, jeden Tag unumſchränktere Herrſchaft über ihn ausübte. Er nahm Privatunterricht im Generalbaß bei dem bekannten Muſikdirector Türk, und verſuchte ſich in der Compoſition von eignen Gedichten, die den aufmunternden Beifall des Lehrers erhielten. Auch half er, mit warmer Liebe zur Sache, ſeinem Stubengenoſſen im Klavierſpielen vorwärts, worin dieſer vom Organiſten zu Kloſter Berge den erſten Unterricht erhielt. Durch gleichen Enthuſiasmus für die Muſik ward auch ein Freundſchaftsband zwiſchen Roſenfeld und Spazier geknüpft, deſſen Tenorſtimme ſchon bei theatraliſchen Feſtlichkeiten in Rheinsberg vom Prinzen Heinrich von Preußen als volltönend und gefällig war anerkannt worden. Durch den Beitritt mehrerer tonkundigen Jünglinge bildete ſich nach und nach ein muſikaliſcher Verein zu wöchentlichen Uebungskonzerten. In einer andern Geſellſchaft, die Mittwochs und Sonn-

abends zuſammenkam, und welcher die beiden Freunde gleichfalls angehörten, wurden Homers Werke und die griechiſchen Tragiker geleſen. Wen eben die Reihe traf, als Ueberſetzer und Ausleger aufzutreten, oder, wie die Jünglinge ſprachen, den Profeſſor zu ſpielen, der mußte ſich wohl vorbereitet haben, und auf mancherlei Fragen und Einwürfe gefaßt ſeyn. Bürger und Stolberg wurden, als Ueberſetzer der Ilias, fleißig mit einander verglichen, und, ähnlich dem großen Kampf zwiſchen den Gluckiſten und Picciniſten, brach bei dieſem Anlaß ein kleiner Kampf zwiſchen den Bürgerianern und Stolbergianern aus, nach deſſen ſchneller Endigung beide Theile ſich, wie gewöhnlich, den Sieg zuſchrieben.

Durch einen Schweizer Namens Veith, der ſich überall als dankbarer Zögling und feuriger Lobredner Lavaters ankündigte, wurde Matthiſſon bewogen, des letztern phyſiognomiſche Fragmente zu einem kurzen Studium zu machen. Klingt es vielleicht auch paradox, ſo bleibt es dennoch wahr, daß für ihn aus dieſer Lectüre ſich nur das dankenswerthe Reſultat ergab, in Winkelmanns Werke tiefer einzudringen; denn es wurde dadurch ein brennendes Verlangen in ihm erweckt, ſich den bildenden Künſten und ihren geprieſenſten Werken vertrauter anzunähern.

Einige Verſuche im Predigen, die Matthiſſon zu Holleben, einem ſächſiſchen Dorfe unweit Lauchſtädt, anſtellte, mochten ſich, mit ähnlichen in der Nachbarſchaft von Halle verglichen, immer noch gut genug ausnehmen. Wenigſtens gelang es ihm, die fleißig memorirten Kanzelreden ohne Stocken und Anſtoß vorzutragen. Zu ſeiner nicht geringen Unluſt aber hatte jede Predigt ſtechenden und beklemmenden Schmerz in der Bruſt für ihn zur unausbleiblichen Folge. Er ſuchte daher, nach eines geſchickten Arztes wohl beherzigter Warnung, das reizende Bild von Goldſmiths ländlichem Presbyterium aus der Phantaſie los zu werden, und beſchloß, im Schul- und Erziehungsweſen für den zerſtörten Lieblingsplan Entſchädigung zu ſuchen, weil ihm, ohne beträchtlichen Zeitverluſt, wenigſtens in der Nähe, kein anderes Wirkungsfach offen ſtand. Rouſſeaus Emil und Trapps Collegium über die Pädagogik, neben der entſchiedenen Vorliebe für

das Deſſauer Philanthropin, trugen zur Befeſtigung dieſes Entſchluſſes unſtreitig das meiſte bei.

Die Bewohner der nächſten Dörfer um Halle waren in der That übel daran. Sie ſahn ſich nicht nur verurtheilt, den meiſtens gehaltloſen, oft mit Angſtſchweiß vor der Stirn mühſelig herausgeſtotterten Probeſtücken unbärtiger Tugend- und Bußprediger zuzuhören, ſondern auch oft noch höchſt ärgerlichen Auftritten in der Kirche dabei zuzuſehen; denn gewöhnlich ſuchten andre Studenten, die der Kanzel gegenüber ſich in Reih und Glied ſtellten, dem Redner durch unverwandtes Anſtieren und grimaſſirendes Geſichterſchneiden, nach ihrer Sprachweiſe, das Concept zu verrücken. Auch ereignete ſich damals der Fall, daß ein treuer Pudel, den ein Predigerſtudent vor dem Gottesdienſte ſorgfältig eingeſperrt hatte, von ſolchen Andachtſtörern in Freiheit geſetzt, und ſeinem Herrn, zum gerechten Aergerniß der ganzen Gemeinde, auf die Kanzel nachgeſchickt wurde.

Unter dem Titel Religionsvorträge ſchrieb Matthiſſon ſeine Predigten, mit ſtrenger Sorgfalt revidirt und verbeſſert, ſauber ins Reine, um damit in der Schriftſtellerwelt zu debütiren, ſobald ein Buchhändler ſich zum Verlage des Werkchens würde geneigt finden laſſen.

Auf einer Fußwanderung, welche die beiden Freunde nach Leipzig machten, in der Abſicht eine Predigt von Zollikofer zu hören, wurde das Manuſcript wirklich dem Verleger des Siegwart und anderer vielgeleſenen Modebücher gegen ein mäßiges Honorar zum Verlagsartikel vorgeſchlagen. Weygand gab es, nach einem flüchtigen Blick auf Titel und Vorrede, mit dem Bedeuten zurück, daß er mit ſolchen erbaulichen und andächtigen Schriften ſich keineswegs befaſſe, denn dabei komme wenig oder gar nichts heraus. „Sollten Sie aber einmal", ſprach er weiter, „einen hübſchen Roman nach dem Geſchmack des heutigen Leſepublicums zu Stande bringen, ſo könnten wir ja vielleicht alsdann des Handels einig werden. Was aber Ihre Predigten anlangt, ſo rathe ich Ihnen, ſich damit an den Buchhändler * * * zu wenden, der aus purer Frömmigkeit dergleichen übernimmt. Neu-

lich kam wieder ein Andachtsbuch auf ſein Lager, ſo herzbrechend, daß wenn Sie's einer alten Frau nur von fern zeigen, die ſchon in Thränen ausbrechen muß." Anſtatt aber dieſem Rathe zu folgen, faßte der junge Autor, deſſen Empfindlichkeit durch den platten und ſkoptiſchen Ton des Mannes gereizt worden war, vielmehr den löblichen Vorſatz, vor der Hand nicht wieder als Verkäufer an die Thür eines Buchladens zu klopfen.

In den Oſterferien 1779 führte der Poſtwagen die beiden Freunde nach Magdeburg. Hier trennten ſie ſich auf einige Tage, und jeder eilte dem Wiederſehn von Mutter und Geſchwiſter entgegen. Am nächſten Maurertage trafen ſie in der Loge zu den drei Kleeblättern zuſammen. Hier lernte Matthiſſon den Major von H*** kennen, der ſich im Geſpräch als ein Mann von Bildung und Biederkeit ankündigte. Dieſer lud ihn des folgenden Tags in ſeine Wohnung. Vertrauen und Wohlwollen wurden bald gegenſeitig. Nach mancherlei Geſprächen that endlich Herr von H*** ſeinem Gaſt die Frage: „Haben Sie Berlin ſchon geſehn?" Auf die Verneinung derſelben fuhr er fort: „Nun da wüßt' ich eine gute Gelegenheit für Sie, nach Berlin zu kommen. Es befindet ſich daſelbſt ein achtjähriger Knabe, deſſen Erziehung ich übernommen habe, in einer Penſion, wo die Wirthſchaft eben nicht viel taugen ſoll. Sie würden mir daher einen angenehmen Dienſt erweiſen, ihn von dort abzuholen. Wagen, Pferde und Alles, was zu der kleinen Reiſe ſonſt erforderlich ſeyn dürfte, werd' ich mit Vergnügen beſorgen. Aber lange wird freilich in Berlin der Aufenthalt nicht währen können, denn ich möchte gern den armen Jungen recht bald unter beſſerer Zucht wiſſen." Dieſe beſſere Zucht verſprach ſich Herr von H*** von der Bildungsanſtalt für Knaben, welche der Prediger Herbing zu Nachterſtädt, einem Dorf unweit Halberſtadt, vor Kurzem eröffnet hatte.

Mit froher Bereitwilligkeit wurde der Vorſchlag angenommen, und am folgenden Morgen die Reiſe ſchon begonnen. Alles konnte, der Zeitbeſchränktheit wegen, in Potsdam ſowohl als in Berlin, nur ſchneller Ueberblick ſeyn. In letzterer Stadt machte des Herrn von H*** gütiger Empfehlungsbrief einen Officier, der die Artigkeit

und Zuvorkommenheit ſelbſt war, zu des vielfach überraſchten Fremdlings Wirth und Führer.

Auf Döbbelins damals berühmter Schaubühne wurde der Deſerteur mit Monſigny's Muſik dargeſtellt. Demoiſelle Niklas, der Liebling des Publicums durch Wohlgeſtalt, Spiel und Stimme, ſang ſo wunderſchön, daß man, wie folgenden Tags an der Wirthstafel ein muntrer Theaterfreund berichtete, in allen Straßen und auf allen Kaffeehäuſern nichts anders mehr trallern oder pfeifen hörte, als:

Mein Schäferſtab iſt fort.

Ramler nahm den Studenten, deſſen Muſenliebe ſchwer zu verkennen war, nicht nur freundlich auf, ſondern hatte ſogar die Gefälligkeit ihn zu Bernhard Rode, den von ihm dichteriſch gefeierten Hiſtorienmaler, zu führen. Nach Ramlers Behauptung hatte zu jener Zeit ein Reiſender, der die Gemälde dieſes Künſtlers unbeachtet ließ, in Berlin gar nichts geſehen. Unſerm Reiſenden, der noch keine Vergleichung anſtellen konnte, weil ihm noch nichts Höheres und Vollendeteres erſchienen war, kam es in der That vor, als habe der deutſche Horaz in dem ſchönen Gedicht auf Bernhard Rode, ſo hoch er ihm darin den Rang als Maler auch anweiſt, dennoch Ziel und Maaß nicht allzuweit aus dem Auge verloren.

Herrn von H***s Pflegling wurde nun von der alten Franzöſin, die bisher ihn mehr aufgefüttert als aufgezogen hatte, der neuen Behörde nicht ohne ſichtbaren Gegenwillen übergeben, und mit ſeiner geſammten fahrenden Habe ſogleich in den Wagen gepackt. Der kleine Hurone war noch nie vor das Thor gekommen. Er mahnte daher nicht ſelten, durch den Ausdruck ſeines Erſtaunens über hundert ihm neue und unerhörte Gegenſtände, an Cheſeldens Blinden, als man ihm zum erſtenmal von den geöffneten Augen die Binde losknüpfte. Matthiſſon begleitete den Knaben, auf des Pflegevaters dringendes Verlangen, noch von Magdeburg bis Nachterſtädt, als dem erwählten Ort ſeiner Beſtimmung, wo er wenigſtens geſunde Landluft einathmen, und in Gottes freier Natur ſich frei entwickeln konnte.

Auch Herbings Inſtitut gehörte zu den ſchnell vorüberleuchtenden Erſcheinungen dieſer pädagogiſchen Reformationsepoche. Nach einem geringen Zeitraum von Ruf und Anſehn, ward es durch allerlei Wunderlichkeiten und Mißgriffe gänzlich aufgelöſt.

Bei der Wiederkehr zu den Hörſälen von Halle, fanden die Freunde den berüchtigten D. Barth in voller Strebſamkeit, unter dem Burgfrieden der preußiſchen Toleranz auf dieſer Univerſität feſten Fuß zu faſſen, welches dem gewandten und menſchenkundigen Mann im Allgemeinen auch nicht mißlang. Er machte ſein ausgezeichnetes Talent für die Declamation in öffentlichen Vorleſungen über die Rhetorik mit glänzendem Erfolg geltend, indem er erleſene Stellen aus Klopſtocks Meſſias als ein Meiſter vortrug. Zunächſt hierdurch erwarb er ſich den Beifall und die Theilnahme der akademiſchen Jünglinge. Daß durch ſchöne Declamation einem ſchönen Gedicht erſt eigentlich der Stempel der Vollendung aufgedrückt werde, davon wurden Beweiſe durch Barth aufgeſtellt, welche nichts zu widerlegen übrig ließen. Wenn Matthiſſon als Vorleſer in der Folge nicht ungern gehört wurde, ſo war dies einzig und allein den elektriſchen Funken zuzuſchreiben, die von des hinreißenden Redners Catheder ſprühten. In zahlreicher Geſellſchaft erzählte Barth einen charakteriſtiſchen Zug ſeines Jünglingslebens, der nirgends aufbewahrt wurde, aber der Aufbewahrung werth iſt. Nicht auf einem Dorfe, ſondern in der Vaterſtadt Leipzig ſelbſt, wollte Barth als Prediger zum erſtenmal auftreten. Er verſchmähte die Vorſichtsmaaßregel, von ſeiner Predigt Concept oder Handſchrift in die Bibel zu legen. Ein ſchweres Gewitter ſtand am Himmel und brach aus, als ungefähr die Hälfte des Vortrags vollendet war. Bei'm Krachen eines furchtbaren Donnerſchlags verließ ihn zwar die Gegenwart des Gedächtniſſes, keineswegs aber die Gegenwart des Geiſtes. Mit Beſonnenheit und Würde ſchlug er die Bibel zu, indem er mit kraftvoller Betonung die Worte ſprach: „Wenn Gott redet muß der Menſch ſchweigen.“ Und ſo verließ er die Kanzel, von der ganzen Verſammlung als ein gewaltiger Pfeiler der Kirche geprieſen und angeſtaunt. Schwerlich hat es jemals auf allen Rednerbühnen der Welt, von Demoſthenes und Cicero bis zu Zolli-

koſer und Herder, einen erhabnern Schlußfall gegeben. Der leichtſinnige Barth aber hatte vielleicht Unrecht ſein Geheimniß unter die Leute zu bringen, und ſo die Täuſchung der Bewunderer unwiederbringlich zu zerſtören.

Die Mitglieder der Magdeburger Freimaurergemeinde zu den drei Kleeblättern, wurden vom Grafen Burghaus nach Aſchersleben eingeladen, um allda Loge zu halten und bei einem brüderlichen Banket ſeine Gäſte zu ſeyn. Dieſe Feſtlichkeit fiel in die Pfingſtferien. Um ſo weniger trugen die beiden Freunde Bedenken, daran Theil zu nehmen. Der Hauptgewinn dieſes Ausflugs war die Bekanntſchaft mit Gleim, dem feurigen Ausüber und noch feurigern Beförderer der menſchenfreundlichen Künſte der Muſen, der ſich eben zum Beſuch in Aſchersleben befand. Die Scene der Geſellſchaft, worin ſie den ehrwürdigen preußiſchen Grenadier antrafen, war eine Geisblattlaube im Garten Sangerhauſens, der in der Epiſtel und im Epigramm ſich als ein würdiger Nachbar von Michaelis und Göcking Beifall erwarb. Gleim las einige Scenen aus Leſſings Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen, und ergoß über das herrliche Ganze ſich in Lobſprüchen, die aus tiefer Gemüthsfülle ſtrömten. Zum Patriarchen, der auf dem großen Gemälde, als die einzige ſchwarze Figur, ſo grell gegen die weiße Gruppe der übrigen Geſtalten abſticht, konnte ſeiner Meinung nach dem Künſtler niemand anders geſeſſen haben, als der Pabſt Hammoniens, mit welchem jener, als Vertheidiger des Wolfenbüttler Ungenannten, eben in offner Fehde begriffen war. Noch erzählte Gleim, daß Leſſing, nachdem er die Bearbeitung der Volkstradition vom Doctor Fauſt ſchon längſt aufgegeben, die Idee ziemlich lange mit ſich herumgetragen habe, Nero, den Inbegriff aller Verruchtheit und alles Irrſinns, zum Helden einer Tragödie zu machen. Doch ward am Ende der ſchon angelegte Plan durch die Vorſtellung verworfen, daß ein moraliſches Ungeheuer, wie Nero, als hiſtoriſche Perſon den Leſer zwar anziehend beſchäfftigen, als dramatiſche dagegen den Zuſchauer nur convulſiviſch empören könne.

Wegen des argen Fehlgriffs in der Jahreszeit mag einer Winterwanderung der beiden Freunde um die Weih-

nachtswoche des Jahres 1779, bei tiefem Schnee und ſtrenger Kälte, nach Erfurt, Weimar und Jena, in Geſellſchaft ihres Landsmanns von A***, der, um den Manen Rouſſeaus zu huldigen, deſſen armeniſche Tracht adoptirt hatte, als des abenteuerlichſten Beginnens ihres akademiſchen Lebenslaufs, hier flüchtig erwähnt werden. Es war bloß darauf abgeſehen, dem alten Satze wieder aufzuhelfen, daß Jahrszeit und Reiſeluſt in jedem Augenblicke des feſten Wollens miteinander außer Berührung gerathen. Die Widerlegung des alten Satzes war bündig. Sie koſtete den Schneepilgern manchen unberechneten Thaler, indem ſie genöthigt waren, Roß und Mann wegen der bahnloſen Straßen in Anſpruch zu nehmen. Doch gewährte dieſer winterliche Ritterzug, trotz mancher Noth und Beſchwerde, den Reiſenden eine Schadloshaltung, vermöge welcher ſie denſelben niemals zu bereuen hatten. Dieſe beſtand in einer Predigt von Herder, welche der originelle von A*** würdig erfand, nicht nur in alle lebende Sprachen überſetzt, ſondern auch für die fernſte Nachwelt in Granit eingegraben zu werden. Charakteriſtiſch erſchien ihnen der Umſtand, daß im Lauf des ganzen Vortrags an Herders edler Geſtalt keine Bewegung weiter bemerkbar wurde, als die des Kopfs, der in abgemeſſenen Pauſen der Gemeinde die Vollſeite zukehrte. Die Hände ruhten unbewegt in den weiten Aermeln des Prieſtergewands. Organ und Geſichtsausdruck genügten hier dem Rednergolde. Andre Prediger aber würden ſelbſt noch im Hafen Schiffbruch leiden, wenn ſie, ohne Herders Organ und Geſichtsausdruck, vor allen Dingen aber ohne Herders Rednergold, von den Schultern bis zu den Fingerſpitzen ſich als unbewegliche Marmorbilder darſtellen wollten.

Roſenfelds oben ſchon erwähnte Lieblingsgedanken in Hinſicht auf Dichtkunſt und Muſik ſprachen ſich faſt mit jedem Tage deutlicher und ſtärker aus. Zu ihnen geſellte ſich noch der Wunſch, die teutoniſchen Bardengeſänge, welche Carl der Große ſammeln hieß, in irgend einer Mönchsbibliothek am Rheinſtrom wieder aufzufinden, und auch das Verlangen, in Bezug auf Oſſians Gedichte eine Reiſe nach Schottlands Hochgebirgen zu unternehmen.

Ohne eigne oder fremde Anklage wegen verſchwendeter Zeit oder verſchwendeter Geſundheit fürchten zu dürfen, konnten die beiden Freunde von der Univerſität im Herbſt 1780 Abſchied nehmen. Roſenfeld begab ſich für den Winter nach dem Dorfe Niederndodeleben bei Magdeburg, zu ſeinem Vetter und Vormund, dem Prediger Bodenburg, deſſen zweite Tochter ſein Herz, nach der Entſcheidung des gegenſeitigen Einklanges der Gemüther, zur künftigen Lebensgefährtin feſt und unwiederruflich erkor.

Matthiſſon folgte der Einladung des Amtmanns Calezki, eines Oheims mütterlicher Seite, nach Coswig. In dieſem zwiſchen Deſſau und Wittenberg angenehm an der Elbe gelegenen anhalt-zerbſtiſchen Städtchen, wurden die zahlreichen Stunden der Muſe zu einer ordnenden Reviſion der akademiſchen Hefte ſorgfältig von ihm benutzt. Auch beförderte er, auf Perſchke's Anmahnen, mit welchem er fortwährend im Briefwechſel geblieben war, unter dem Titel Reliquien eines Freidenkers, einige, theils von jenem Freunde, *theils* von ihm ſelbſt verfaßte Aufſätze theologiſchen und *philoſophi*ſchen Inhalts, zum Druck, denen verſchiedne Zeitblätter kein unehrenhaftes Urtheil ſprachen.

Im Philanthropin zu Deſſau, das er von Coswig aus mehreremal beſuchte, ward er durch die äußerſt einnehmende Geſichtsbildung eines Lehrers Namens Olivier, gebürtig aus dem Waadtlande, ſo wunderbar ergriffen und angezogen, daß er mit einer Zuvorkommenheit, die ſonſt keineswegs zu den auffallenden Zügen ſeines Charakters gehörte, darum bemüht war, ſich mit dem jungen Manne in genaueres Verhältniß zu ſetzen. In Kurzem webte zwiſchen beiden ſich ein Freundſchaftsband, welches die ſpätere Lebensfolge noch als dauerbar bewährte. Nicht aber durch phyſiognomiſches Ahnungsvermögen allein ward er zu Olivier hingezogen, ſondern auch durch den Umſtand, welcher nicht unbeachtet bleiben darf, daß er in deſſelben edler und ſchöner Geſtalt ein treues Urbild von Rouſſeau's St. Preux zu erkennen glaubte. Durch mächtigern Zauber, als irgend eine romantiſche Dichtung je zuvor, ſelbſt Göthe's Werther nicht ausgenommen, hatte die neue Heloiſe des Genfer Philoſophen ſich

ſeiner Einbildungskraft bemeiſtert. Olivier wurde nun dazu bei jedem ruhigen Zuſammentreffen dringend in Anſpruch genommen, ihm die Landſchaften, welchen Rouſſeau ſeine Figuren einſtaffirte, nach der Natur zu ſchildern, beſonders die Umgebungen des Dorfes Clarens und Meilleries erhabne Felſenwelt. Auch verlor er keinen Augenblick, Olivier den ſchon lange gehegten Wunſch zu vertrauen, mit einer Lehrerſtelle am Philanthropin, welches Baſedow, ziemlich unväterlich, als ein widerſpenſtiges Kind ſchon fremder Obhut überlaſſen hatte, ſeine pädagogiſche Laufbahn zu eröffnen. Der Director Wolke, ſogleich davon in Kenntniß geſetzt, kam der Erfüllung deſſelben um ſo willfähriger entgegen, da man eben, wegen eines bedeutenden Zuwachſes an Zöglingen, im Begriff ſtand, zwei neue Lehrer anzuſtellen, über deren beſtimmte Wahl vor der Hand aber noch nichts entſchieden war.

Zugleich mit Spazier, dem akademiſchen Freund, trat Matthiſſon im Frühjahr 1781 in den freudig erkornen Wirkungskreis, unter günſtigen Vorbedeutungen, ein. So waren z. B. die acht Knaben, welche ſeiner unmittelbaren Aufſicht übergeben wurden, durchaus gutartig und wohlgezogen, ſo daß es von ſeiner Seite gar keiner ſtudirten Kunſtmethode bedurfte, um ihnen Wohlwollen, Vertrauen und Folgſamkeit abzugewinnen. Mit ganz beſondrer Liebe hingen an ihm zwei Brüder aus Liefland, der eine von zehn, der andre von acht Jahren. Ihre Mutter, Juliane Gräfin Sievers, war eine Frau von männlichſtarkem und weiblichmildem Charakter, die zurückverpflanzt ſchien aus den goldnen Zeiten der altrömiſchen Sitteneinfalt und Herzenskraft. Der feſtbegründete Ruf des philoſophiſchen Arztes Hensler zu Altona beſtimmte die ſchon ſeit Jahren kränkelnde Gräfin, in ſeiner Nähe Geneſung oder Tod ruhig zu erwarten. Auf ihrer Durchreiſe nach Altona lernte Matthiſſon die würdige Frau, mit welcher er ſchon in regelmäßigem Briefwechſel ſtand, perſönlich kennen. Sie ſchied mit den Worten: „Auf frohes Wiederſehn in Altona!“ Die Verabredung war nämlich getroffen worden, daß Matthiſſon binnen Jahresfriſt in Geſellſchaft ihrer Kinder eine Beſuchreiſe dahin machen ſollte. So reiſte denn wieder einer der Lieblingswünſche ſeiner Jünglingsjahre, die Bekanntſchaft mit Klopſtock, der Gewährung entgegen.

Unter den Collegen kam er, nächſt Olivier und Spazier, mit keinem in erfreulichere Beziehung, als mit Chriſtian Lävinus Sander, geboren 1759 zu Itzehoe im Holſteiniſchen, deſſen Phyſiognomie den geiſtvollen und feinſinnigen Mann auf den erſten Blick zu erkennen gab. Er lebt gegenwärtig als Profeſſor am pädagogiſchen Seminarium zu Kopenhagen. Bekanntlich hat er durch mehrere in däniſcher Sprache geſchriebene Theaterſtücke ſchon manchen Lorbeerkranz in dieſer Hauptſtadt geerndtet. Unter den deutſchen Schriften, die er größtentheils pſeudonymiſch herausgab, und wovon Meuſel das Verzeichniß im Gelehrten Deutſchland aufbewahrte, verdient vor allen der vortreffliche Roman: Geſchichte meines Freundes Bernhard Ambroſius Rund, von Chriſtoph Bachmann, wieder in das Andenken des Publicums zurückgerufen zu werden. Auf der kleinen Schaubühne des Philanthropins wurden zuweilen, beſonders zur Geburtsfeier des Fürſten oder des Erbprinzen, von den Zöglingen dramatiſche Darſtellungen verſucht, wobei denn Sander faſt immer ſich als Theaterdichter hervorthat, beſonders durch das *Luſtſpiel*: der kleine Herzog, welchem competente *Beurtheiler* den verdienten Beifall nicht verſagten. Als eine ſolche Feſtlichkeit einmal mit Sanders periodiſchem Kopfſchmerz zuſammentraf, der ihm nicht ſelten alles Lebensglück verkümmerte, ward Matthiſſon ſein Stellvertreter, und ſo entſtand unter dem Titel: die glückliche Familie, ſein erſter und letzter Schauſpielverſuch, worin er die Rolle des Hausvaters übernahm.

Unter den ſechs Profeſſoren, die unter Wolke's Vorſitz das Directorium bildeten, gab es nur zwei, die ſich durch facultätgerechte Studien als ächte Profeſſoren, nach dem alten Syſtemsbegriff, hätten legitimiren können, nämlich Salzmann und Buſſe. In voller Thätigkeit wirkt letzterer noch an der Seite Werners zu Freiberg im Erzgebirge, als tiefer Mathematiker und Naturkundiger, zum Fortblühn der dortigen Bergacademie. Unter dem Lehrerperſonal, das durch unaufhörliche Reibungen, wofür aber keiner aus der Mitte deſſelben auch nur verantwortlich ſcheinen konnte, den Profeſſoren, als Oppoſitionspartei, am Ende zu einer Art von Strafgericht wurde, befanden ſich hervorſtechende Mitglieder, von denen

nen hier nur Göze, der Philolog und Aeſthetiker, Sander, der Dichter und Litterator, Crome, der Geograph und Statiſtiker, Spazier, der Tonkünſtler und Journaliſt, Becker, der Philoſoph und Volksaufklärer und Kolbe, der Sprachforſcher und Kupferſtecher, vorzugsweis genannt werden ſollen.

In Deſſau herrſchte damals ein Geſellſchaftston, der bei allen gebildeten und empfänglichen Fremden die Wirkung hervorbrachte, daß die freundliche Stadt mit Bedauern von ihnen verlaſſen und mit Vergnügen wieder beſucht wurde. Ein zahlreicher Verein aus den beſten Häuſern hatte die Abrede getroffen, monatlich einmal durch Schauſpiel, Tafelgenuß und Ballfreude des Lebens recht nach Herzenswunſch froh zu werden. Der Erfolg überbot jedes Erwarten. Ein Liebhabertheater kam zu Stande, das mit allen gleichzeitigen Kunſtinſtituten dieſer Art in Wien, Dresden und Gotha die ſtrengſte Vergleichung nicht ſcheuen durfte. Es befanden ſich einige Mitglieder von lobenswerthem Talent darunter, unter andern ein Hofrath Herrmann im ernſten, und ein Kaufmann Steinacker im komiſchen Fach. Daß auch Hillers und Benda's Opern mit Erfolg auf die Bühne gebracht werden konnten, dazu wirkte der ſchöne Geſang der Demoiſelle Niethardt und ihrer Schweſter, der Gattin des verdienſtvollen Kapelldirectors Ruſt, unſtreitig am bedeutendſten mit. Auch die Action der beiden Schweſtern war voll Anmuth, Feinheit und Ausdruck.

Roſenfeld, eingedenk des Plans, wenn es die Umſtände nur irgend geſtatten würden, immer am nämlichen Orte mit ſeinem Freunde zu leben, zog nun ebenfalls nach Deſſau, um unter dem Kapelldirector Ruſt, einem der erſten theoretiſchen und praktiſchen Muſikgelehrten jener Zeit, die unter Türk in Halle begonnenen Studien fortzuſetzen: denn feſter als je zuvor war er jetzt entſchieden, die Geſammtkräfte ſeines Geiſtes der Tonkunſt und Poeſie einzig und ganz zu widmen. Die Verſchwiſterung beider Künſte, hoffte der hochſtrebende Jüngling, würden ihn unausbleiblich zu großen und unſterblichen Reſultaten führen. Der ſchwer zu befriedigende Ruſt ehrte des unermüdeten Kunſtjüngers Verſuche in der Compoſition durch ermunternden Beifall, und nannte ſie

vielverheißend für die Zukunſt. Auch bewegten ſich ſchon manche Plane zu großen Opern in ſeiner Seele, wozu die Gegenſtände nicht aus der griechiſchen Fabel = und Sagenwelt, ſondern aus dem hiſtoriſchen Bilderſaale des deutſchen Helden = und Ritterthums entliehen wurden.

Das Volksfeſt, wodurch der Geburtstag der Fürſtin von Deſſau, am 24ſten September, ſchon ſeit mehrern Jahren auf einem Wieſenplan unweit Wörlitz fröhlich gefeiert ward, verſammelte ſtets eine Menge von Fremden, und in der That vergütete das Ganze vollkommen die Mühe des Herbeireiſens aus der Nähe, wie aus der Ferne. Mitten im Schauplatz des ländlichen Wettreitens und Wettrennens, wobei der Sieger den Preis aus den Händen der Landesmutter empfing, erhebt ſich das vorbeſtimmte Mauſoleum des edlen Fürſtenpaars, bekrönt von einem hell erleuchteten Rundgebäude mit umherlaufender Gallerie, worin der Hof an dieſem Tag banketirte. Das geſammte Perſonal des Philanthropins, Profeſſoren, Lehrer und Zöglinge, that in Zelten ein Gleiches. *Unter den* Hofgäſten befand ſich der Herzog von Weimar, *und in ſeinem* Gefolge Göthe. Die Freude, das Antlitz des berühmten Mannes zu ſehen, machte vielen Perſonen dieſen Tag zum doppelten Feſt. Das Intereſſe, welches Matthiſſon ſchon damals darin fand, die Phyſiognomie der Bücher mit der Phyſiognomie des Urhebers zu vergleichen, erhielt hier die vollſte Befriedigung. Göthe's Geſicht glich noch ganz dem ſeelenvollen Profilportrait vom Jahr 1776, worüber Lavater in den phyſiognomiſchen Fragmenten ſo ſeelenvoll commentirt.

Der deutſche Philoſoph Garve und der franzöſiſche Philoſoph Raynal verweilten einige Tage zu Deſſau. Erſterem quoll die Rede ſo klar, gehaltvoll und attiſch von den Lippen, daß man den Mann nicht nur zu hören, ſondern auch zu leſen glaubte; letzterer war dagegen ein ſo leerer, fader und gemeiner Vielſchwätzer, daß Verſtand und Geſchmack ſich dagegen empören mußten, ihn für den Verfaſſer des claſſiſchen Werks: über die Niederlaſſungen der Europäer in beiden Indien, anzuerkennen. In der That erſchien hier das Autorgeſicht neben dem Büchergeſicht mehr als caricaturmäßig.

Der eben ſo ſprachkundige als geſchmackvolle Verdeutſcher des Vitruv, Auguſt von Rode, welcher, was nur ſelten der Fall iſt, den feinen Weltmann mit dem gründlichen Gelehrten vereinigt, trug in Deſſau viel zu Matthiſſons fortwährendem Eifer für die römiſche Litteratur bei.

Matthiſſon fand eines Morgens Roſenfeld beſchäfftigt, ſeine Stubenthür mit einer langen Reihe von Kreideſtrichen zu bezeichnen. Auf die Frage, was das wohl bedeuten könne, war die Antwort: „Zwiſchen den Weihnachtsfeiertagen, wo ich meiner guten Eliſa einen Beſuch verſprochen habe, liegen von heut an gerade noch vier Wochen. Da macht' ich nun ein und dreißig Striche, um jeden Morgen einen davon wegzuwiſchen, und mich dann immer königlich darüber zu freuen, daß der Striche täglich weniger werden. Nach dem Erlöſchen des letzten ſteig' ich zu Pferde." Drei Wochen ſpäter griff er zu den Schlittſchuhen, deren Erfinder nicht weniger hoch von ihm verehrt wurde, wie von Klopſtock, um des kryſtallklaren Wintertags auf der Eisbahn froh zu werden. Zuvor ließ er Matthiſſon bitten, den Kaffee, welcher die Freunde Nachmittags gewöhnlich vereinte, heute, des Schlittſchuhlaufens wegen, einige Viertelſtunden zu verſpäten. Statt Roſenfelds kam ſein treuer Aufwärter mit verſtörten Geſichtszügen, und brachte die Nachricht, man habe Herrn Roſenfeld ſo eben auf einem Schlitten nach Hauſe gebracht; es müſſe ihm wohl etwas Gefährliches zugeſtoßen ſeyn, indem der Hausherr ſogleich nach einem Wundarzt geſchickt habe. Matthiſſon fand ſeinen Freund ohne Bewußtſeyn. Durch einen Fall auf dem Eis ward ihm der Schädel ſchwer verletzt und das Gehirn völlig zerrüttet. Bis zu ſeinem Tode ſprach er kein Wort, und erkannte keinen Freund mehr. Inſtinctmäßig hat er aber doch, nach der Kataſtrophe, an der Stubenthür noch drei Kreideſtriche ausgelöſcht. Fünf davon waren übrig, als er vom Leben ſchied. Dies begab ſich im December 1782. Vielleicht ging in ihm ein Dryden und Händel zugleich verloren.

Eliſa wurde durch des Geliebten Tod, wovon ſie am nämlichen Tage die Nachricht erhielt, welcher dem Wiederſehn vorbeſtimmt war, bis zur Gruft niedergebeugt.

„Sie verſchloß die Quaal in ihr Herz, und in bleicher, hinwelkender Schwermuth ſahen wir ſie daſitzen, wie die Geduld auf einem Grabmale, welche den Kummer anlächelt.“ Scheint es doch, als ob Shakſpeare Eliſa's Zuſtand in dieſen Zeilen prophetiſch habe ſchildern wollen! Sie ſtarb im ſtrengſten Wortſinn vor Gram. Daß aber der Gram, den wir uns gewöhnlich, nach allgemeiner Erfahrung, als einen langſamen Zerſtörer der Lebenskraft vorſtellen, ſo ſchnell töden könne, und zwar ein vollblühendes Landmädchen, welches nie zuvor bedeutend krank war, davon hat Matthiſſon, im ganzen Laufe ſeines nachfolgenden Lebens, kein ähnliches Beiſpiel weder erblickt noch vernommen. Die heiterſten Zukunftsbilder waren mit den beiden Liebenden für ihn auch in das Grab geſunken. Aber ſein Glaube an Wiederfinden und Wiedererkennen, auf einer höhern Stufe der Veredlung, ſtand unerſchütterlich feſt, Dank ſey es dem Tagverkündenden Morgenſtern Mendelsſohn, und ſo blieb durch Himmelsglauben ſein Lebensmuth aufrecht im Kampf gegen Widerwärtigkeit und Verzweiflung. Sander und Olivier riethen dem Freund mit redlicher Theilnahme, ſich eine Zeit lang von Deſſau zu entfernen, und dem wiederkehrenden Frühling entgegen zu reiſen. Er gab dem guten Rath Gehör, und beſuchte im April 1783 Erfurt, Weimar und Gotha. Ein College, treu und willig zwiſchen eigenem und fremdem Geſchäfft ſich theilend, trat indeß an ſeinen Platz als Lehrer und Aufſeher. In Erfurt ward er vom Statthalter, Baron Dalberg, der von Baſedow als Erziehungs- und Methodenreformator eine günſtige Meinung hegte, mit wohlwollender Artigkeit aufgenommen. Dieſer merkwürdige Mann ſtand eben in der ganzen Energie und Fülle des phyſiſchen und pſychiſchen Lebens. Ein kräftiger, regelmäßiger Körperbau, und eine geiſtreiche, edle Geſichtsbildung, aus der man allein den kleinen Zug von ſinnlicher Weichheit um den Mund hätte wegwünſchen mögen, machten zu Weimar im Hofzirkel, wie zu Erfurt im Akademieſaale, ſein Erſcheinen in gleichem Grad willkommen und anſprechend. Die Betrachtungen über das Univerſum, welche mehrere Auflagen erlebten, hatten ihn bereits als genialen Denker und originellen Schriftſteller in der litterariſchen Welt auszeichnend verkündigt. Jetzt war die Chemie, mit ihren angränzenden Wiſſenſchaften, ſein Lieblings-

fach geworden. Oeffentliche Urkunden beweiſen unwiderſprechlich, was Dalberg für Philoſophie und Naturwiſſenſchaft geleiſtet haben würde, wenn Verhältniſſe der ſpätern Politik, deren Ueberlegenheit vielleicht jeden verſuchten Gegenkampf niederſchlug, die Pole ſeines geiſtigen Strebens nicht umgekehrt hätten.

In Weimar ward es dem Reiſenden ſo gut, wieder eine Predigt von Herder zu hören, und Göthe's nähere Bekanntſchaft zu machen. Dieſer gab ein Kinderfeſt in einem Garten außerhalb der Stadt. Es galt Oſtereier auszuwittern. Die muntre Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerſchlug ſich durch den Garten, und jubelte bei'm endlichen Entdecken der ſchlau verborgnen Schätze. Mitten in der muthwilligen Gruppe erſchien Göthe als ein wohlgewogener aber ernſter Vater, der zugleich Ehrfurcht und Liebe gebot. Ihre Spiele theilend und leitend, blieb er, bis es Abend ward, unter den Kindern. Beim Erblicken der ihm gar nicht fremden Uniform des Deſſauer Philanthropins ſprach er zu dem Fremdling: „Sie ſind hier in Ihrem Elemente. Ich bitte Sie bei uns zu bleiben, ſo lange es Ihnen angenehm iſt.“

Mit dem biedern Muſäus brachte Matthiſſon, in deſſen kleinem, vor der Stadt gelegenen Sorgenfrei, anſpruchslos wie er ſelbſt, einen unvergeßlichen Nachmittag zu. Sein Erholungsgeſchäfft war eben die Fortſetzung der Volksmährchen der Deutſchen, die dem Namen Muſäus Berühmtheit, und unſ'rer Litteratur einen Hamilton erwarben. Gegen Abend kam Bode, den man den würdigſten Geiſtesbruder des humoriſtiſchen Muſäus nennen würde, wenn er nicht, einem ſelbſtverkennenden Eigenſinn hingegeben, ſich mit dem Ruhm des trefflichſten Copiſten ausländiſcher Originale begnügt hätte.

Der Bibliothekar Reichard, ſchon zu jener Zeit hochverdient um deutſche Litteratur und Kunſt, als Dichter, Dramaturg, Ueberſetzer und Journaliſt, war in Gotha des Reiſenden gefälliger Wegweiſer durch die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. An allen Klavieren ertönte ſein gemüthvoller Geſang: Gefilde des Todes, Ge-

filde der Ruh! und auf allen Putztiſchen lag ſeine Bibliothek der Romane.

Bei der Wiederkehr zu den guten Zöglingen ſehnte Matthiſſon ſich mehr als je nach ſeiner Mutter. Die ehrwürdige Frau hatte Roſenfeld von Kindheit an gekannt, und kein Geſpräch über den Verſtorbnen konnte daher an wohlthuender Befriedigung ihm über das ihrige gehen. Sie gab der dringenden Einladung nach, und blieb mehrere Wochen in Deſſau. Die Zöglinge wetteiferten miteinander, durch kleine Aufmerkſamkeiten aller Art, ihr Freude zu machen, und nannten ſie nicht anders als die gute Mutter. Während ihres Beſuchs kam ein Brief aus Altona von der Gräfin Sievers, worin ſie dem bisherigen Aufſeher ihrer Söhne den Vorſchlag that, mit ihnen das Deſſauer Erziehungshaus zu verlaſſen, und ſich dieſen hoffnungsvollen Knaben allein zu widmen, in deren Geſellſchaft ſie die letzten, vielleicht nur noch ſparſam gezählten Lebenstage zuzubringen wünſchte. „Meine Geſundheit", war der Schluß, „verſchlimmert ſich täglich, und ich habe dem Glauben an Geneſung, trotz Henslers gutgemeinter Scheinüberzeugung vom *Gegentheil*, völlig entſagt. Dieſen Umſtand bitt' ich Sie bei meinem Antrag am ſchärſſten ins Auge zu faſſen."

Auch gänzlich abgeſehn von dem entſcheidenden Umſtande, würde Matthiſſon dieſem Ruf ohne weiteres Bedenken gefolgt ſeyn: denn es war ihm ſeit Roſenfelds Tod hier und da leer und öde geworden in Deſſau. Auch begannen die unaufhörlich wiederkehrenden Fehden zwiſchen den Directoren und Lehrern nach und nach auf die Annehmlichkeiten ſeiner bisherigen Lage, worunter die vertrauenvolle Zuneigung der meiſten Zöglinge eine der erheblichſten war, immer dunklere Schatten zu werfen.

Welch ein preiswürdiges Inſtitut nach Geiſt und Organiſation, und welch ein begünſtigtes, in Abſicht auf Localverhältniſſe, ſah Deutſchland hier, durch die Einſeitigkeit und Streitſucht, durch den Dünkel und Abderitismus einiger Individuen, ehe der Augenblick des Culminirens noch gekommen war, ſchon wieder untergehn! Aber nicht ſpurlos: denn es hat Jünglinge gebildet, die ſich, in mili-

täriſchen, politiſchen, gelehrten, artiſtiſchen und kaufmänniſchen Berufskreiſen, ehrenvoll hervorthaten und noch hervorthun. Auch ein Sänger, deſſen poetiſches Verdienſt befugte Richter, unter andern Gleim, Bürger und Eſchenburg, einſtimmig anerkannten, ging daraus hervor. Er heißt August Friedrich Müller, und ſchrieb die drei epiſchen Gedichte: Alfonſo, Richard Löwenherz und Adelbert der Wilde, die das Publicum günſtig aufnahm, und die, beim gebildetern Theil deſſelben, ſich noch immer in freundlichem Andenken erhielten. Sein ſittliches Verhalten war eben ſo muſterhaft, wie ſein wiſſenſchaftliches Emporſtreben. Daher wählte der Fürſt von Deſſau ihn, vor allen übrigen Eleven, zum täglichen Geſellſchafter des jungen Erbprinzen.

Salzmann, der, als Liturg und Religionslehrer, des Guten ſehr viel für die Erziehung und Entwicklung des moraliſchen Menſchen im Philanthropin zu Stande gebracht hatte, zog ſich daraus zurück, um den Grundſtein zu der, in der Folge berühmt gewordenen Erziehungsanſtalt in Schnepfenthal bei Gotha zu legen.

Dem Verluſt dieſes ächten Weiſen und Menſchenfreundes folgte Sanders Verluſt. Ausſichten für eine beſſere Zukunft hatten ſich ihm in Kopenhagen eröffnet, wohin er nun den Lauf unverzüglich antrat. Matthiſſon gab ihm das Geleit bis Halberſtadt. Gleim erleichterte den Freunden das Bittre der Trennung durch die Troſtworte: „Menſchen, die jung und rüſtig ſind, und noch für keine Familie zu ſorgen haben, dürfen, beſonders auf dieſer kleinen Erde, niemals am Wiederſehn verzweifeln, und wenn auch Alpen und Meere zwiſchen ihnen liegen.“

Nach Sanders Abreiſe brachte Matthiſſon noch einige Tage in Gleims gaſtfreundlicher Wohnung zu, wurde mit Göcking, Klamer Schmidt, Benzler, Villaume und Fiſcher bekannt, und ging des deutſchen Tyrtäus Briefwechſel mit Bodmer, Sulzer, Kleiſt, Ramler und Heinſe durch. Beſonders gewährten die Briefe des letztern ihm ein wahres Götterfeſt. Sie dürfen ſich dem Vortrefflichſten an die Seite ſtellen, was, in der langen Periode zwiſchen Plinius und

Winkelmann über Italiens Natur- und Kunſtwunder vom erſten Rang geſchrieben wurde; auch laſſen ſie an tiefem Originalgepräge und körniger Gediegenheit faſt Alles weit hinter ſich zurück, was Heinſe einzeln drucken ließ, oder in Zeitſchriften umherſtreute. Das Zimmer in Gleims Hauſe, welches er ſeinen Muſen- oder Freundſchaftstempel nennt, enthält eine kräftig anziehende Sammlung von Bildniſſen deutſcher Gelehrten, Dichter und Künſtler, die zum Theil auch von Seiten der Malerei ſchätzbar ſind.

Im April 1784 verließ Matthiſſon mit ſeinen beiden Zöglingen Deſſau, und ging dem friedlichern und ſtillern Berufe wohlgemuth entgegen, nachdem er in Krakau noch den Segen der Mutter erbeten, und in Magdeburg eine poetiſche Epiſtel für Klopſtock, als Erinnerung an gemeinſam verlebte Muſenſtunden, von Köpken empfangen hatte.

Bei der Ankunft in Altona trafen unſ're Reiſenden die kranke Gräfin Sievers ſehr leidend an. Durch die Vorſtellung, von ihren Kindern ungetrennt bis zum Tode zu bleiben, ſchien indeß der ſchwach glimmende Lebensfunke noch einmal heller aufzuleuchten. Ueber ihr blaſſes Geſicht flog ein augenblicklicher Schimmer von Heiterkeit oder vielmehr von Verklärung, der nicht mehr von dieſer Welt war. Den Gemahl der Gräfin hielten Familiengeſchäffte noch im Vaterland zurück. Seine Stelle vertrat, als Reiſegefährte und Sachwalter, ihr älteſter Bruder, Graf Gotthard Mannteuffel. Dieſer ausgezeichnete Nordländer verband mit einer ſchönen, männlichen Geſtalt feingeſchliffne Hofſitte, mannigfache Geiſtesbildung, vielſeitige Welterfahrung und weitumſichtige Lebensklugheit. Er hatte nach und nach die ganze franzöſiſche Encyklopädie durchgeleſen, und verſtand ſich vortrefflich darauf, in der Converſation die Früchte dieſer Lektüre, vermöge ſeiner ausnehmenden Urtheils- und Gedächtnißkraft, immer ſchicklich und ortgerecht anzubringen, und auf dieſe Weiſe, dem Schein nach ganz ohne Wiſſen und Wollen, ſich in das Anſehn eines gründlichen und facultätgerechten Gelehrten zu ſetzen. Auch war er einer der angenehmſten Erzähler, ſelbſt nach dem Ausſpruch der Kaiſerin Katharina, und ſeinen kleinen Poeſien, in franzöſiſcher und

deutſcher Sprache, nur dem engern Geſellſchaftszirkel beſtimmt, gebrach es gar nicht an Zierlichkeit und Witz. Dabei ward von ihm die nur allzuoft vernachläſſigte Klugheitsregel in Ausübung gebracht, den Vorgeſetzten der Zöglinge, beſonders wenn dieſe zugegen waren, nicht als gedungenen Miethling, ſondern als erworbenen Freund zu behandeln. Ihm verdankt Matthiſſon die wichtigſten Vorſchriften, Winke und Aufſchlüſſe über Weltleben, Geſellſchaftsweiſe und Schicklichkeiten, zugleich ward er aber auch, durch den Eintauſch trauriger Wahrheit gegen fröhlichen Wahn, auf den Uebertritt aus der idealiſchen Welt in die wirkliche allmählig vorbereitet.

In Hamburg war ſein erſter Gang zu Klopſtock, der beinah ganz dem Bilde ſeiner Einbildungskraft glich, nur daß er ſich den großen Dichter nicht ſo natürlich und menſchlich-liebenswürdig, ſondern vielmehr überirdiſch und ſeraphiſch-feierlich in Benehmen und Reden vorgeſtellt hatte. Um ſo angenehmer ward er durch Klopſtocks heitres Entgegenkommen und ſein eben ſo heiteres Einladungswort überraſcht, ihn öfter zu beſuchen. Von welcher Einwirkung der Umgang mit Klopſtock für ſeine Bildung und Entwicklung in äſthetiſcher Hinſicht war, darüber hat er ſich, eben ſo dankbar als ausführlich, in den Erinnerungen ausgeſprochen, welche dem größern Theile dieſes Textes, der die vorgezeichnete Linie nicht überſchreiten durfte, überhaupt als ergänzender Commentar dienen können.

Claudius, der nie dem Range, ſondern immer nur dem Verdienſt huldigte, kam öfters zu der kranken Gräfin Sievers, welche ſeine Schriften liebte. Ihre Kinder erwiederten, in Begleitung des Lehrers, dieſe Beſuche zu Wandsbeck, wo Claudius ein geräumiges, gut gebautes Haus bewohnte, und einen großen Küchen- und Obſtgarten cultivirte ut prisca gens mortalium.

Hensler der Arzt, von dem gelehrten Theil der Nation als tiefer Denker und ſcharfſinniger Aufklärer im Kreiſe der mediciniſchen Wiſſenſchaften anerkannt, war auch als einer der edelſten Sterblichen, in den Verrichtungen ſeines wohlthätigen Wirkens unermüdlich, und für Nothleidende bis zur Aufopferung thätig. Er wurde

Matthiſſons väterlicher Freund, und ihm verdankte dieſer es hauptſächlich, daß er den griechiſchen und römiſchen Claſſikern, als den ſicherſten Wegweiſern zu allem Nützlichen und Schönen in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht nur unverbrüchliche Treue gelobte, ſondern auch bewahrte.

Schröder, Director der Hamburger Schaubühne, und Brockmann, der in einigen Gaſtrollen auf derſelben erſchien, ſtanden in dieſer Epoche auf dem Gipfel ihrer künſtleriſchen Vollkommenheit.

Wenn Hensler auch die Heilung der Gräfin Sievers aufgeben mußte, ſo geſang es ihm doch wenigſtens, ihr die Grenze des unbekannten Landes mit Blumen zu beſtreuen. Sie war nie fortdauernd bettlägrig, und ſtarb, als der Frühling 1785 zu grünen begann, in ihren Armſeſſel zurückgeſunken, mit dem Lächeln einer Heiligen. Wenig Tage vor ihrem Tod machte ſie die letzte Spazierfahrt, um ihrem Bruder die Stätte zu bezeichnen, wo man ſie hinlegen ſollte. Dem zufolge ward ſie auf dem Gottesacker des Dorfs Ottenſee, an der Seite von Margaretha Klopſtock, begraben. Ein einfacher Sandſtein, ohne Wappen und Grafenkrone, ſagt dem *Wanderer*, daß ſie tugendhaft lebte und glaubensvoll ſtarb.

Um den Schmerz der troſtloſen Knaben zu mildern, ließ der Graf Mannteuffel ſie mit ihrem Lehrer eine Fußreiſe durch einen Theil von Schleswig und Holſtein machen. In Eutin wurde dieſer mit Gerſtenberg und Voß, zu deſſen Muſenalmanach er damals anfing Beiträge zu liefern, in Kiel mit Ehlers, Fabricius und Karl Friedrich Cramer, und in Lübeck mit Overbeck bekannt. Die Beſuche der ſchönen Landſitze Sielbeck, Schierenſee, Raſtorf und Aſchberg lagen ganz natürlich im Plan der kleinen Excurſion. Bei Däniſchneuhof hatten die Wanderer zum erſtenmal den Anblick des Meeres von ſchroffer Felſenhöhe, an einem der hellſten Sommerabende, als eben die Sonne ſich zum Untergang neigte, und Schiffe mit geſchwellten Segeln am Horizont vorüberſchwebten.

Der Graf Mannteuffel hatte nun den Entſchluß gefaßt, die Oberaufſicht über die Erziehung ſeiner Neffen

zu führen, und bis zur vorläufigen Endigung derſelben ſich nicht von ihnen zu trennen. Es war eine ſeiner vorherrſchenden Erziehungsideen, den Aufenthaltsort der jungen Leute von Zeit zu Zeit wo anders hin zu verlegen. Er vertauſchte daher, im Sommer 1785, Altona mit Heidelberg. Zu ſolcher Wahl ward er durch die einladende Schilderung des berühmten Sulzer von Heidelbergs maleriſcher und romantiſcher Lage, im Reiſetagebuche dieſes Gelehrten von Berlin bis Nizza, hauptſächlich beſtimmt. Wenn wir nun, bei dem reizenden Bilde der Gegend, noch die geſunde Luft, die wohlfeilen Lebensmittel und den guten Geſellſchaftston mit in Anſchlag bringen, ſo war die getroffene Wahl im höchſten Grad gerechtfertigt. Der Graf nahm eine Wohnung, welche die Ausſicht nach dem Neckar und dem angränzenden Waldgebirg hatte, traf eine wohlberechnete Hauseinrichtung, und ordnete Alles auf das zweckmäßigſte nach dem augenblicklichen Bedarf der kleinen Colonie.

Nicht nur des Oheims väterliche Vorſorge, ſondern auch des Lehrers redliches Bemühn belohnten die hoffnungsvollen Knaben im reichſten Maaß. Zur Aufmunterung und Belehrung der letztern dienten Spaziergänge nach Mannheim. Hier wurden die Gemäldegallerie, reich an Meiſterſtücken, beſonders aus der niederländiſchen Schule, und der Antikenſaal, in welchem die Gypsabgüſſe der vorzüglichſten Sculpturwerke des Alterthums ein wahres Kunſtpantheon darſtellten, mit Eifer durchgemuſtert. Auch das Theater dieſer freundlichen Stadt, deſſen Zierden, im Zeitpunct ihrer ſchönſten Vollendung, Böck und Beil, und in dem ihrer kräftigſten Entwicklung, Iffland, Beck und die Withöft waren, blieb ſelten bei ſolchen Ausflügen unbeſucht.

Ungeachtet auffallender Verſchiedenheit im philoſophiſchen und theologiſchen Denken, Glauben und Meinen, wurde Jung, welcher als Profeſſor an der Cameralſchule zu Heidelberg lebte, Matthiſſons warmer und herzlicher Bekannter. In ſeinem Hauſe ſah dieſer zuerſt Sophie von la Roche, die Dichterin der Sternheim, und Pfeffel, den lebensfrohen Blinden, als beide dem Freund Stilling die Schuld eines längſtverheißnen Beſuchs abtrugen. Auch Auguſt Hartmann von

Stuttgart, (wo er jetzt als königlicher Staatsrath der gerechteſten Achtung genießt,) einen Jüngling von ſeltner Verſtandes- und Herzensgediegenheit, führte der Genius der Freundſchaft ihm in Heidelberg zu. Der kleinen Reiſe, die Matthiſſon in Jungs Geſellſchaft nach Karlsruhe machte, um die Wundererſcheinungen des Magnetismus zu prüfen, der es dort, unter Böckmanns Vorſitz, zu einer Art von akademiſcher Verbrüderung gebracht hatte, würde kaum hier Meldung geſchehn, wenn er dadurch nicht einen Fürſten von Angeſicht und Rede hätte kennen lernen, deſſen Lob von der bekannten Denkſäule im Badiſchen in den einfachedlen Worten am würdigſten ausgeſprochen wird: „Wohl dem Lande, wo der beſte Mann Fürſt iſt.“

Um dieſe Zeit brachte Carl Victor von Bonſtetten aus Bern, dem Johannes Müller, der Hiſtoriograph der Schweiz, für den Grundbau des vaterländiſchen Tempels unbeſchränkte Geiſtesfreiheit und ſorgenloſe Muſe verdankte, einen jungen Verwandten nach Kolmar, um ihn der Militärſchule Pfeffels zu übergeben. Schon lange gehörte die perſönliche Bekanntſchaft mit der Verfaſſerin von Roſaliens Briefen und der Freundin von Julie Bondeli zu ſeinen Lieblingswünſchen. Er folgte alſo dem Laufe des Rheins bis nach Speier, wo die edle Sophie von la Roche den willkommenen Fremden aufnahm wie die beſte Mutter den von Reiſen heimkehrenden Sohn. Eines Nachmittags wollte der Gaſt, was er noch von Italien aus gewohnt war, nach dem Eſſen einige Minuten Sieſte halten. Dem Einſchlummern ſchon ganz nahe, wird er in der halb offenen Schublade des vor dem Sopha ſtehenden Arbeitstiſches eines mit Verſen beſchriebenen Heftes gewahr. Mechaniſch greift er darnach und zieht es hervor. Das Manuſcript, welches der Zufall ihm vor die Augen brachte, war die Elegie, in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben. Der Dichter hatte Sophien dieſe Copie davon mitgetheilt, um ihr Urtheil darüber zu erfahren. Bonſtetten wünſchte dieſem zu begegnen, und kam nach Heidelberg. Schnell erkannten ſich Beide. Sie blieben mehrere Tage miteinander. Unter den hohen Kaſtanienbäumen, an der Quelle des Wolfsbrunnens, wurde der Plan ihres nachherigen Schweizerlebens entworfen, und mit

freudiger Zuverſicht in die Hände des Schickſals niedergelegt. Wirklich zog dieſes auch ein günſtiges Loos für Bonſtetten, bald nach ſeiner Wiederankunft in Bern. Die Verwaltung der ſchönen Landvogtei Nyon am Genferſee war ihm auf ſechs Jahre, durch die hergebrachte Kugelung, zugefallen.

Im Frühjahr 1786 verlegte der Graf Manteuffel ſeinen Wohnſitz nach Mannheim, wo unter dem Kurfürſten Theodor, für Wiſſenſchaften und Künſte ſchon viel Nachahmungswerthes eingerichtet war, und noch eingerichtet wurde. Beſonders erfreuten ſich Schauſpielkunſt und Muſik einer Epoche des Blühens und Reifens, die für unſer Vaterland, ſo lange darin Theater und Orcheſter beſtehen werden, auf immer denkwürdig und unvergeßlich bleiben muß. Zwiſchen Böck und Matthiſſon bildete ſich ein freundſchaftliches Verhältniß. Böck war nicht nur ehrenvoll ausgezeichnet als einer der vorzüglichſten Heldendarſteller auf der Bühne, ſondern auch als einer der trefflichſten Menſchen im Leben. An der Seite dieſes würdigen Zöglings von Eckhof, traf er auch nicht ſelten mit Iffland, Beil und Beck zuſammen, deren Bruder- und Künſtlerbündniß nur der Tod löſte.

Vom Grafen Manteuffel, der ſelbſt ein poetiſcher Dilettant war, dazu aufgemuntert, gab Matthiſſon zu Mannheim, im Verlag der akademiſchen Buchhandlung, ein Bändchen von lyriſchen Gedichten heraus, wozu der geſchickte Kupferſtecher Verhelſt, aus Wohlwollen für den jungen Autor, die zierliche Vignette unentgeltlich lieferte. Die Allgemeine deutſche Bibliothek ſprach dieſer Sammlung ein aufmunterndes Urtheil, und ſtellte dem Sänger kein ungünſtiges Horoſkop.

Im Herbſt 1787 machte Matthiſſon die Rheinfahrt von Mainz bis Düſſeldorf, und lernte ſo das reichhaltigſte und belehrendſte Reiſerevier kennen, welches man in Deutſchland wählen kann, wenn Zeit und Umſtände den Ausflug beſchränken. Einen Umriß der herrlichen Landſchaft, worin Johann Müller, Wilhelm Heinſe, Chriſtian Wilhelm Dohm und Friedrich Jakobi als Hauptfiguren erſcheinen, hat er im dritten Bande der Erinnerungen ausgeſtellt. Kaum nach

Mannheim wiedergekehrt, ward er von einem hartnäckigen Fieber befallen, deſſen Folgen für jede anhaltende Thätigkeit oder Anſtrengung ſo nachtheilig waren, daß die fortgeſetzte Uebung der Berufspflicht ſeine Wiederherſtellung, nach dem Ausſpruch des Arztes, hätte gefährlich verſpäten können. Der treue Jung hatte, ohne des langſam Geneſenden Wollen und Wiſſen, hierüber an Bonſtetten Bericht erſtattet. Da wurde Matthiſſon von dieſem beſorgten Freunde dringend aufgefordert, ſeine Feſſeln, wie er ſich ausdrückte, abzuſtreifen, eine ſo weite Strecke durch das Erdenleben, als Fatum und Parze vergönnen würden, mit ihm Hand in Hand zu wandeln, und die alte Burg von Nyon nicht anders forthin zu betrachten, als hätte ſeine Wiege darin geſtanden. Er ſollte dort nur der Freundſchaft, den Muſen und der Natur angehören, und von jeder geiſtbedrückenden Sorge des Alltagslebens befreit bleiben.

Der Graf Manteuffel, immer conſequent und gerecht, ſo oft vom Wohl oder Wehe des hinlänglich erprüften Familienfreundes die Rede war, bot hierzu die Hand um ſo williger, da die Privaterziehung ſeiner Neffen vollendet war. Dem zufolge trat ihr bisheriger Lehrer, im Sommer 1787, die Reiſe nach der Schweiz an, und hielt, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, in Stuttgart einige Raſttage. Hier ward er im Vaterhauſe ſeines Freundes Auguſt Hartmann, von deſſen ehrwürdigen Eltern ſo herzlich aufgenommen, als hätten ihn Verwandtſchaftsbande damit verknüpft. Dieſer Aufenthalt begründete zugleich ſein Freundſchaftsverhältniß mit dem trefflichen Dichter Haug, der, eben ſo vielſeitig als unerſchöpflich, in der Folge ſich einen bedeutenden Rang unter den Lieblingen des geſchmackvollern Publicums erwarb. Huber, der ächte Deutſche von altem Schrot und Korn, ſchien mit den Verſuchen in Reden mit Gott, worin des Gefangenen Morgenlied einen eignen Kranz verdient, die poetiſche Laufbahn beſchloſſen zu haben. Schubart, eben aus der grauſamen Kerkerhaft von Hohenasperg wieder in Freiheit geſetzt, widmete ſich der ihm anvertrauten Leitung des Theaters, und hatte nichts Beſſeres mehr gedichtet, als die Fürſtengruft und das Kaplied. Weiſſer verſprach für Poeſie und Proſa ſchon zwiefach, was er in der Folge mehr als

zehnfach leiſtete. Conz hatte ſich als lyriſcher Sänger vortheilhaft angekündigt. Peterſen erweckte durch die Vorarbeiten zu einer Allgemeinen Kulturgeſchichte der Deutſchen die gerechteſten Erwartungen, und war als Ueberſetzer Oſſians mit Beifall aufgetreten. Stäudlin übte ſeine noch jugendliche Kraft theils an Liedern, Oden und Romanzen, theils an einer metriſchen Verdeutſchung der Aeneis, hat aber das Ziel eigner und fremder Hoffnungen, aus Mangel an Beharrlichkeit, niemals erreicht. Zumſteeg verſprach durch die Muſikbegleitung von Klopſtocks Frühlingsfeier dem Vaterland einen der genialſten und gemüthvollſten Tonſetzer als Jüngling, und er hat Wort gehalten als Mann. Haller, der in der ſchwierigen Rolle des Mönchs vom Karmel wenig zu wünſchen übrig ließ, wäre gewiß einer der erſten dramatiſchen Künſtler geworden, hätte der Tod nicht allzufrüh ſeinem kräftigen Streben ein Ziel geſetzt.

Von Stuttgart richtete ſich der Lauf über Ulm, Lindau, Konſtanz und Schaffhauſen dem Rheinfall entgegen, von dem Klopſtock unlängſt noch unſerm Reiſenden ſagte: „Der Rheinfall will nur geſehn und gehört, aber nicht gemalt und beſungen ſeyn." Was dieſer in Hamburg nur halb faßte, begriff er nun ganz auf der Gallerie unter dem Schloſſe Laufen.

In Zürich bereitete der edle Rathsherr Füßli, einer der aufgeklärteſten und für das Geſammtwohl am thätigſten mitwirkenden Männer Helvetiens, dem durch Bonſtetten empfohlnen Fremdling, Tage voll Sonnenſchein und Frühlingswärme. Was Füßli als Geſchichtforſcher leiſtete, davon zeugen ſeine Schriften, und mit wie unerſchütterlicher Beſtändigkeit er, vom Jünglingsalter an, Freunden ein Freund war, davon zeugen, als redende Denkmäler, ſeine Briefwechſel mit Winkelmann, Bonſtetten und Johann Müller. Füßli führte den Gaſt in den Sihlwald, wo Salomo Geßner, in einer ländlichen Wohnung, die Sommermonate gewöhnlich zubrachte. Der biedere, jugendlichheitre und anſpruchloſe Mann war ſeit Jahren ſchon der Dichtkunſt untreu geworden, und widmete nun ſeine Nebenſtunden der Malerei ausſchließend. Den erſten Schiffer hielt er für ſein gelungenſtes Dichterwerk.

Schon von der Schule zu Kloſter Berge hatte Matthiſſon ein Dankſchreiben an Lavater gerichtet, weil ihn, wie ſchon früher bemerkt wurde, das Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt vor jedem verderblichen Einfluß ärgerlicher Exempel auf ſein phyſiſches und moraliſches Leben bewahrte. Gütig und human fiel die Antwort aus, worin unter andern die Worte vorkommen: „Gottlob! daß die Hand voll Erde, welche Lavater heißt, gewürdigt ward, eine Seele vom Verderben zu retten.“ Nicht ganz als ein Unbekannter trat er folglich in die Wohnung des, von der einen Seite apotheoſirten und angebeteten, von der andern hingegen beſpöttelten und verleumdeten Mannes. Gewiß lag hier die Wahrheit, nicht, wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt, in der Mitte, ſondern weit näher an der Licht- als an der Schattenlinie. Auch muß jeden unbefangenen Menſchenkenner, der Gelegenheit fand Lavater im geſelligen Leben zu beobachten, die Erfahrung gelehrt haben, daß zuverläſſig nur wenige Sterbliche, in Weſen und Rede, von Stunde zu Stunde mehr für ſich einnehmen, und herzengewinnender ſeyn konnten, als er. Während Lavater in ein Geſpräch mit Mesmer, der ihn für die Wunderlehre des Magnetismus zu gewinnen trachtete und bekanntlich auch gewann, immer tiefer einging, wurde von dem frühern Beſucher, welchem der Magus faſt auf dem Fuß gefolgt war, die Zwiſchenſcene dazu benutzt, ſich in Lavaters Arbeitszimmer zu orientiren, das durch Ordnungsgeiſt, Bequemlichkeit, Geſchmack und Eleganz erfreulich überraſchte, und bei ähnlichen Einrichtungen als Richtſchnur empfohlen werden durfte. Während eines zweiten Beſuchs bei Lavater drängten ſich mehrere Perſonen herbei, die theils um Geldunterſtützung, theils um Gewiſſensrath nachſuchten. In dem kurzen Zeitraum von einer Stunde traten acht Menſchen auf, von denen augenſcheinlich ein jeder zufriedner, glücklicher, beruhigter und getröſteter wieder von dannen ging, als er gekommen war.

Die namhaften Männer, welche dem Reiſenden von Stuttgart bis Zürich außerdem noch perſönlich bekannt wurden, waren: zu Ulm, Johann Martin Miller, der gefällige Darſteller und ſanfte Sänger ländlicher Natur und frommer Liebe; zu Memmingen, Städele, der poetiſche Zögling des eigenen Gottes im Bu-

Buſen; zu Conſtanz, Pizenberger, der vorurtheilsfreie Philoſoph, welcher ſtill aber ſicher auf das Denken und Handeln der ihm zu Füßen ſitzenden Schüler wirkte; zu Schaffhauſen, Johann Georg Müller, Bruder des Hiſtoriographen, der, gleich dieſem, keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens berühren kann, ohne zugleich ihn zu veredeln, und Ammann, der eifrige Urkundenſammler für das archäologiſche Studium der Erdkataſtrophen; zu Zürich, Tobler, der patriarchaliſche Aſcet und kräftige Copiſt von Thomſons vier großen Jahrszeitgemälden; Hirzel, der Verewiger des weiſen Bauern Kleinjogg und Heß, der treffliche Maler der Wald- und Gebirgsnatur.

Noch hatte Bonſtetten die reizende, dicht vor den Thoren von Bern am Ufer der Aar gelegene Villa, ſeinen gewohnten Sommeraufenthalt, nicht verlaſſen. Als Matthiſſon daſelbſt anlangte, traf er ihn ſchon in vollem Beſchicken und Ordnen zur Abreiſe nach Nyon, wo ihm die Einführung als Landvogt in Kurzem bevorſtand. Aber ſelbſt im Wirrwarr des mannigfachen Treibens und Waltens, das der Verſetzung eines großen Haushalts auf neuen Grund und Boden immer vorangeht, wußte Bonſtetten, mit der ganzen Sorglichkeit und Liberalität edler Freundſchaft, dem neuen Hausgenoſſen jeden Tag zu verſchönern. Man machte Spazierfahrten in der herrlichen Gegend, oder lagerte ſich am Ufer der Aar zur gemeinſamen Lectüre eines Lieblingsdichters, oder der ältere Freund erzählte dem jüngern, im Schatten der Gartenlaube, von ſeinen Reiſen durch Holland, England, Frankreich und Italien, wo dann der Erzähler über die Namen van Santen, Gray, d'Alembert, Diderot, Mably, Thomas und Voltaire, bald begeiſtert, bald witzig commentirte.

Die Alpenkette des Grindelwaldes, von Bern aus geſehen, behauptet bekanntlich unter den prachtvollen und erhabenen Schauſpielen, welche die Schweiz der Bewunderung des Naturfreundes darzubieten hat, eine der erſten Stellen. Nicht häufig aber ſchwindet die Wolkenhülle ganz, die einen großen Theil des Jahres davor verbreitet liegt. Ein günſtiger Nordwind zerriß den Vor-

hang des Allerheiligſten, wenig Tage nach der Beſitznahme des Ankömmlings von ſeinem freundlichen Zimmer, aus deſſen Fenſtern man eine Landſchaft beherrſcht, wovon gegen Oſten die Bergkoloſſe des Berner Oberlandes, und gegen Weſten der Juraſſus die Einfaſſung bilden. Als er, kurz nach Sonnenaufgang, den Blick gegen Oſten wandte, erſchienen Finſteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Jungfrau und die übrigen Rieſenhäupter der Urgebirgswelt, mit ihren ewigen Eiskronen, in der dunkeln Bläue des Morgenhimmels. Von ſo ungeheuern Maſſen und ſo blendenden Farbencontraſten kannte ſeine Phantaſie bisher weder Verhältniß noch Wirkung. Aber es war ihm bei dem Anblick zu Muthe, als würden ſeinem Geiſt neue Flügel gegeben, ſich zu höheren Regionen aufzuſchwingen und im Haine der Muſen etwas zu vollführen, des Beifalls der Edlen nicht unwerth. Dieſer Moment war die eigentliche Sängerweihe des aufſtrebenden Kunſtjüngers. Wenige Stunden darauf, in einem einſamen Wäldchen an den Ufern der Aar, entſtand Elyſium, und wenige Wochen ſpäter der Genferſee. Beide lyriſche Dichtungen haben Wieland und Schiller mit ehrenvoller Ausführlichkeit beurtheilt, und hierdurch *zuerſt ihrem* Verfaſſer die Aufmerkſamkeit eines Publicums zugewendet, das in der Folge, nicht ohne Theilnahme, ſeinen Liedern horchte.

Gegen Ausgang des Octobers 1787 wurde Bonſtetten zu Nyon, mit allen üblichen Förmlichkeiten, als Landvogt eingeſetzt. Die edelſte Freundſchaft und die erhabenſte Natur, gaben hier dem Geiſt wie dem Körper Matthiſſons erneute Kraft und erneutes Leben. Er benutzte die glückliche Lage vorzüglich zum fortgeſetzten Studium der alten Literatur und einiger Zweige der Naturgeſchichte. Letztere Wiſſenſchaft machte den Umgang mit Bonnet ihm doppelt wichtig. Während eines Aufenthalts von mehrern Monaten auf deſſen ſchönem Landſitze zu Genthod unweit Genf, wurde dieſer berühmte Weltweiſe und Naturforſcher dadurch ſein unvergeßlicher Wohlthäter, daß er einen großen Theil der Werke erläuternd und ergänzend mit ihm las, in welchen er ſich bei der Nachwelt unſterblich machte. Die treffendſte Schilderung von Matthiſſons beneidenswerthem Leben auf

dem Schloß zu Nyon, enthält folgender Brief Bonſtettens an Sander in Kopenhagen:

„Würdiger Freund meines M., erlauben Sie ſeinem und Ihrem in M. Sie liebenden Bonſtetten dieſe wenigen Zeilen.

Auf einem ſanften Hügel, deſſen Haupt die graue Ringmauer der obern Stadt Nyon demüthig umgibt, erhebt ſich ein halb alterthümliches, halb modernes Schloß mit ſeinen vier Thürmen hoch über die Dächer der untern Stadt, die ſich am Geſtade des kleinen Genferſees hinzieht. Zwei von den vier Thürmen ſind durch eine hohe Ringmauer vereinigt, der eine Gallerie angebaut iſt, worüber man zum Cabinet unſres Freundes gelangt. Dies freundliche Poëtaculum, mit hellgrünen Wänden, hat in der nördlichen Ecke einen Kamin. Links erblickt man durch das Fenſter

„Des Lemans reichbegrünte Traubenhügel
Und überall ein Paradies enthüllt."

Vom See ſelbſt ſieht man die ſanft gebognen Ufer nur, die ſich weit in ſeine Fluthen hinaus erſtrecken, und mit einem langen Arm den kleinen Genferſee bilden. Wo der See am tiefſten Landein dringt, ſteht auf einem Rebhügel das prächtige Schloß Prangins. Das ganze Gemälde begrenzt, mit ſeinen dunkeln Waldungen und heerdenreichen Triften, der hohe Juraſſus. Rechts zeigen dem Freunde die zwei andern Fenſter, den weithingedehnten Spiegel des ganzen Genferſees und die ſtolz umthürmten Thäler der Savoyer, in deren Schutz die Freiheit nie entwich. Hoch über ihren Zinnen ragt des Montblancs glänzender Scheitel empor. Unter M—s Füßen rauſcht ein idylliſcher Bach, und auf der Terraſſe waren im Januar noch Blumen. Beim Kamin ſteht der Tiſch, wo die Sammlung der griechiſchen Dichter, in einem gewaltigen Folianten, neben Sulzer und Bonnet ſich erhebt. Dem Kamin gegenüber ſtehn die Bücherſchränke, und das grüne Bett ſchmiegt ſich traulich an das letzte Fenſter, durch welches der große See, gleich einem treuen Miniaturbilde des Oceans, bis zu den Felſen von Meillerie erſcheint. Da lebt M. glücklich. Nichts fehlt ihm, als

Sander; aber dieſes Entbehren rührt ihn oft bis zur tiefſten Wehmuth. Er liebt Sie, wie vielleicht keiner, und ich verehre Sie beide, wie die Götter der Freundſchaft. Sein Leben iſt reiner und unbereuter Genuß. Kein Tag vergeht, daß er mir nicht die herrliche Geſchichte ſeiner Glückſeligkeit erzählt. Oft iſt er noch über die ungewohnte Freiheit erſtaunt, und putzt nun die zerzausten Schwungfedern aus, die er im Käfig angeſtoßen hatte. Außer um neun Uhr, wo der Kaffee uns verſammelt, bleibt er den ganzen Morgen bei der ſelbſtgewählten Arbeit. Um ein Uhr wird aufgetragen. Nach Tiſch iſt noch ein wenig Converſation. Um fünf Uhr kommt er wieder von Athen zum Theetrinken, welches unpſychologiſche Geſchäft er anfänglich verſchmähte. Iſt nicht etwa Geſellſchaft oder Concert, ſo kehrt er wieder über ſeine Ringmauer zu den harmoniſchen Chören der Euripiden zurück. Unſer Familienkreis beſteht aus meiner Frau, ihrer Mutter, einer Frau von Wattewyl, von welcher Sophie von la Roche in ihrem Reiſebuch ſpricht, und meinen zwei kleinen Knaben. Wir alle ſind glücklich in ihm, und er in uns. Doch dies ganze Gemälde von Seligkeit ſinkt zum ungenügenden Schattenriß herab, wenn ich Ihnen den noch edlern Genuß ſeines Lebens ſchildere. Anderthalb Stunden weit von Nyon lebt in ſeinem ſchönen Palaſt, umgeben von einem noch reizendern Feenlande, der weiſeſte aller Sterblichen, Bonnet, allein mit der geiſtreichſten und liebenswertheſten Gattin, wie ein menſchenfreundlicher Genius hingebannt auf dieſe Erdenwelt. Wenigen gelingt es, den freien Zutritt in dieſes Haus zu erhalten. Nun da iſt M. aufgenommen, wie Telemach unter dem Dache des Menelaus. Nie kommt er von Genthod zurück, als trunken von der reinen Wonne der Tugend, der Freundſchaft und des hohen Gefühls, auf der Bahn der Veredlung täglich vorzuſchreiten. Dies iſt, in flüchtigem Abriß, das gegenwärtige Leben unſres Freundes."

Matthiſſons denkwürdigſte Bekanntſchaften in dieſer gehaltreichen Lebensperiode, waren die mit Sauſſüre, dem genialen Hiſtoriographen der Alpen und kühnen Erſteiger des Montblanc; Bouroit, dem glücklichen Wiederholer von Sauſſüre's gefahrvollſten Bergreiſen; Sennebier, dem ſcharfſinnigen Phyſiker;

Montgolfier, dem Erfinder des Aëroſtaten; Chandler, dem gelehrten Reiſenden durch Griechenland und Kleinaſien; Gibbon, dem claſſiſchen Geſchichtſchreiber; Gorani, dem geiſtvollen, aber nicht unbefangenen Verfaſſer der Denkwürdigkeiten über Italien; Larive, dem geſchätzten Landſchaftsmaler, und Larive, dem würdigſten Zögling Lekains, der in Genf, als Tankred und Mahomet, nach dem Urtheil von Kennern, denen die Vergleichung noch zu Gebot ſtand, in dieſen Darſtellungen den Meiſter in mancher Hinſicht übertraf.

Zwei Jahre waren in dieſer ſorgenfreien Unabhängigkeit nur allzuraſch dem glücklichen Matthiſſon entſchwunden, als auf's Neue ſich in ihm das nicht unehrenhafte Verlangen regte, ſein bisher durchaus willkürliches Tagewerk wieder in einen beſtimmten Berufskreis überzutragen. Beinah zu gleicher Stunde eröffneten ſich hierzu zwei recht freundlich anlockende Ausſichten. In Lauſanne wünſchte der daſelbſt angeſiedelte Engländer Gibbon ihn zum Hausgenoſſen, hauptſächlich der deutſchen Sprache wegen, welche dieſer berühmte Gelehrte noch zu lernen wünſchte, und von Lyon aus machte Herr Scherer, einer der begütertſten Banquiers in dieſer damals noch herrlich blühenden Fabrikſtadt, unter vortheilhaften Bedingungen, ihm den Antrag, die Erziehung eines kaum ſiebenjährigen, hoffnungsvollen Sohnes zu übernehmen. Er entſchied ſich für das Letztere: denn der biedere und joviale Scherer ſprach, als Bonſtettens bewährter Jugendfreund und unzertrennlicher Gefährte durch Italien, ſein Gemüth mit ungleich wärmerer Beredtſamkeit an, als der kalt höfliche und nicht ſelten ein wenig deſpotiſche Gibbon. Vollkommen über ſeine Wahl mit ſich einverſtanden, ſtieg er im Herbſt 1789 zu Genf in die Diligence, und gelangte, ungeachtet mancher Vorzeichen der das ahnungsvolle Frankreich bedrohenden ungeheuren Staatserſchütterung, dennoch ohne verfängliches Abenteuer nach Lyon. Nur auf kurze Friſt nahm er indeß Abſchied von der geliebten, ihm heimathlich gewordnen Schweiz, weil die Familie Scherer die milde Jahrszeit auf ihrem Landſitz Grandelos, unweit Villeneuve am Genferſee, und nur die Wintermonate in Lyon oder Paris zuzubringen pflegte. Dieſe achtungswerthen Men=

ſchen, in deren häuslichem Cirkel Urbanität, Geiſtescultur und Seelenadel einheimiſch waren, betrachteten ihn, unter allen Umſtänden und in allen Verhältniſſen des Land- oder Stadtlebens, niemals anders, als den zweiten Oheim des Knaben, den ſie ſeiner Führung anvertraut hatten. In ihrem Umgang verfloſſen ihm einige Jahr ruhig und unumwölkt, mitten unter den Stürmen der indeß ausgebrochenen Revolution. Durch den Umgang mit Gilibert dem Naturforſcher, Chinard dem Bildhauer, und St. Aubin dem Schauſpieler, mußte der Aufenthalt in Lyon, was Wiſſenſchafts- und Kunſtpflege betrifft, an ertragreicher Annehmlichkeit für ihn auf ausgezeichnete Weiſe gewinnen.

In dieſe Zeiten fällt ſein Freundſchaftsbündniß mit dem Dichter von Salis, damals franzöſiſchem Hauptmann im Regiment Salis-Samaden, und mit Friderike Brun aus Kopenhagen, die nebſt ihrem Gatten, auf einer Geſchäftsreiſe nach Bordeaux, auch Lyon beſuchte, ſeine merkwürdige Lebensrettung auf den Walliſer Eisgebirgen, die er in den Erinnerungen umſtändlich ſchildert, ein Frühlingsausflug in die ſüdlichen Provinzen von Frankreich, und der Tod ſeines großen Wohlthäters Bonnet, welcher am 20. Mai 1793 zu Genf erfolgte.

Der von den Pariſer Blutrichtern ausgegangene Terrorismus erſchütterte nun immer furchtbarer und für den Augenblick immer unabwendlicher das, nach dem Ausdruck eines wüthenden Volksredners, patriotiſch-vulcaniſirte Frankreich.

Unter andern Freiheits- und Gleichheitsapoſteln des Auslands, ward auch der Amerikaner Maddiſon durch ein Decret jener entmenſchten Demagogen zum franzöſiſchen Bürger ernannt. Deutſche Zeitungsredactoren glaubten, daß dieſer Name einem damals in Lyon lebenden Landsmann gehöre, und verbeſſerten gutmüthig den vermeintlichen Druckfehler. Hierdurch kam nun Matthiſſon, auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt, vor allem Volk in den böſen Ruf eines Erzjacobiners, dem er auch ſo lange öffentlich ausgeſtellt blieb, bis Girtanners

politiſche Annalen, durch eine berichtigende Note, den verunglimpften Deutſchen wieder zu Ehren brachten. Anſtatt ſeine Phantaſie an den Flammen des großen politiſchen Vulcans zu erwärmen, opferte Matthiſſon weit lieber den Muſen, und beſorgte von Lyon aus ein Bändchen lyriſcher Gedichte, das, mit einer Vorrede von H. H. Füßli begleitet, in Zürich herauskam. Wenige Stücke nur aus der Mannheimer Ausgabe trug er in die neue Sammlung über, welche nach und nach acht rechtmäßige, zum Theil vermehrte Auflagen, und eine noch beträchtlichere Reihe von Nachdrücken erlebte.

Bei der Belagerung der Stadt Lyon durch die Conventstruppen büßte Matthiſſon Alles ein, was er an geſammelten Papieren beſaß, worunter eine ſorgfältig aufbewahrte und geordnete Briefſammlung ihm weit empfindlicher zu Herzen ging, als alle nachgeſchriebnen Collegienhefte oder eignen Aufſätze.

Endlich riefen Familienpflichten ihn im Jahr 1794 in das Vaterland zurück. Nachdem er zuvor noch, auf Henslers Anrathen, die Reiſe nach Kopenhagen gethan hatte, wovon die Erinnerungen eine kurze Darſtellung enthalten, wurden ihm einige glückliche Monate im Schooß ſeiner Familie zu Krakau bei Magdeburg. Nicht lange nach der Wiederankunft in der Heimath, ertheilte der Landgraf von Heſſen-Homburg ihm den Hofrathscharakter, und die Naturforſcher-Geſellſchaft in Jena das Diplom eines Ehrenmitgliedes. Auch ward er zu eben der Zeit Mitarbeiter an der Jenaer Literatur-Zeitung im ſchönwiſſenſchaftlichen Fach. Im Jahr 1795 trat er in Anhalt-Deſſauiſche Dienſte, als Lector und Reiſe-Geſchäfftsführer der regierenden Fürſtin. Die edle Frau mußte, ſchon ſeit mehrern Jahren, ihrer zerſtörten Geſundheit wegen, zu wärmern Himmelsgegenden abwechſelnd ihre Zuflucht nehmen, und ſo ward ihm das Glück zu Theil, im Gefolge dieſer erhabenen Kennerin und Beſchützerin der Wiſſenſchaften und Künſte, noch vor dem traurigen Zeitpunct Italien zu beſuchen, der die trefflichſten Kunſtwerke Roms und der Lombardei nach Frankreich verſetzte. Die Hinreiſe ging über den St. Gotthardsberg, die Rückreiſe über Venedig und Wien.

Einige Andeutungen dieſer ſchönen Wallfahrten auf Heſperiens claſſiſchem Boden, von der Villa Pliniane bis zu Päſtums Tempeln, findet man im vierten Band der Erinnerungen aufbewahrt.

Die von den Aerzten ihr permanent vorgeſchriebene Traubenkur, führte die leidende Fürſtin faſt jeden Herbſt in ein ſüdliches Rebenland. Im Jahr 1799, wo die Schweiz, in welcher ſonſt immer die Norduſer des Genferſees ſie am ſtärkſten anzogen und am längſten feſthielten, von Kriegsgewittern furchtbar bedroht wurde, wählte ſie zu dieſer heilbringenden Geſundheitspflege die Stadt Botzen im italieniſchen Tyrol. Von hier aus ward eine Luſtfahrt nach Verona unternommen, wo Matthiſſon der, für die Geſchichte der Erdrevolutionen überaus wichtigen Petrefacten-Sammlung des Grafen Gazzola die meiſte Zeit und Aufmerkſamkeit widmete. Auf der Heimreiſe wurde die Fürſtin zu Innsbruck von einer gefährlichen Krankheit befallen, die das Weiterkommen um einen ganzen Monat verzögerte. In dieſe dunkeln Tage fällt Matthiſſons Freundſchaftsbund mit Wenceslaus Grafen von Wolkenſtein, Major im Dienſt des Vaterlands, der, wie Kleiſt und Salis, Muſenliebe mit Heldenmuth vereinte. Gewöhnlich kehrte die Fürſtin nach vollendeter Herbſtkur wieder nach Wörlitz zurück, wo Matthiſſon ſich einer heitern, dem ſchönſten Landſchaftsgarten von Deutſchland angrenzenden Wohnung erfreute. Was er, mit warmer Kunſt- und Naturliebhaberei, auf ſeinen Reiſen an altgriechiſchen Vaſen, antiken Münzen, Kupferſtichen, Mineralien und Conchylien zuſammengebracht hatte, ward hier, in einem vortheilhaft beleuchteten Locale, mit eben dem frohen Eifer, als gält es die Einrichtung eines brittiſchen Muſeums, hergeordnet und aufgeſtellt. Am meiſten verſchönerte jedoch den Aufenthalt in Wörlitz ihm das nie ſich verleugnende Vertrauen eines Fürſten, deſſen bloßer Name für den würdigſten Lobſpruch gilt.

Einigemal, während aller Herbſtwechſel, die Matthiſſon in ihrer Nähe zubrachte, erkor die Fürſtin für den Gebrauch der Trauben Stuttgart, und fand allda den Aufenthalt ihr in phyſiſcher Hinſicht ſo zuſagend, daß

ſie gewöhnlich weit über die Kurzeit hinaus ihn verlängerte. Hier war es, wo ihr Begleiter dem Herzog Friedrich dem Zweiten zuerſt bekannt wurde. Dieſer wünſchte von ihm einen Prolog mit Chören zur Feier der bevorſtehenden Kurfürſtenwürde. Der Verſuch wurde nachſichtsvoll aufgenommen. Mehr indeß, als die dafür erhaltenen Erinnerungszeichen, mußte dem Verfaſſer die perſönliche Bekanntſchaft mit einem geiſtvollen und kenntnißreichen Fürſten gelten, der auf ſeine ſpätern Lebensverhältniſſe ſo beglückend einwirkte. Auch gingen zwei von Matthiſſons genußreichſten Reiſen von Stuttgart aus. Die eine, im Frühling 1803, nach Innsbruck, um den Grafen von Wolkenſtein, auf deſſen freundliches Einladen, zu beſuchen, und die andre, im Herbſt des nämlichen Jahres, nach Paris, um die, einſt auf italieniſchem Boden von ihm einzeln bewunderten Kunſtwerke, in ihrem Exil vereint wiederzuſehen.

Den Südreiſen der Fürſtin mußte das Kriegsgewitter bei Jena 1806 nothwendig ein unbeſtimmtes Ziel ſetzen. Nach dieſer verhängnißvollen Kataſtrophe richtete die franzöſiſche Armee durch die anhaltiſchen Fürſtenthümer den verheerenden Lauf gegen Berlin. Vier Tage währte der Hauptſturm. In dieſer Unheilsperiode war der Schirmbeſtand aller herrſchaftlichen Gebäude zu Wörlitz nur aus wenigen Jägern zuſammengeſetzt. Matthiſſons genauere Kenntniß des Charakters einer Nation, unter welcher er mehrere Jahre lebte, und vorzüglich die Gewohnheit, ihre Sprache zu reden, ließen ihn Manches glücklich vollbringen, was er, auf den erſten Blick, als unausführbar betrachten mußte. Es gelang ihm, von den fürſtlichen Wohnungen manche Gefahr abzuwenden.

Der Herzogin von Anhalt-Deſſau (die anhaltiſchen Fürſtenhäuſer hatten um dieſe Zeit die Herzogswürde angenommen) letzter Aufenthalt am Genferſee fällt in das Jahr 1809. Sie bewohnte das Landhaus Bury, zwiſchen Vevey und Clarens, das, wie ein wahrer Feenpallaſt, auf einem weitumſchauenden, den ganzen Leman beherrſchenden Felſen thront. Von hier aus machte Matthiſſon die Reiſe nach Mailand, Turin

und Grenoble über den Simplon und Cenisberg, wovon die Erinnerungen, unter der Aufſchrift: Wallfahrt nach der großen Karthauſe bei Grenoble, eine Schilderung lieferten. Während ſeines Beſuchs in Stuttgart, auf der Heimkehr nach Deſſau, ertheilte der König von Würtemberg ihm das Adelsdiplom, und beſtimmte zugleich das Wappen, beſtehend in einer geflügelten goldnen Harfe im blauen Felde, und einem geflügelten weißen Roß auf dem Helme. Auch beehrte der Monarch ihn mit dem Ritterkreuz des Civil-Verdienſtordens.

Im Jahr 1810 verheirathete ſich Matthiſſon mit der älteſten Tochter des um die ſchöne Gartenkunſt hochverdienten Ober-Hofgärtners Schoch zu Wörlitz.

Bald nach dem Tod ſeiner fürſtlichen Wohlthäterin, der im December 1811 erfolgte, und wodurch Alle, ſo dieſe Freundin Gottes und der Menſchen, dieſe Thäterin des Guten im Verborgnen, dieſe Beſchützerin der Wahrheit und des Rechts, genauer kannten, in die gerechteſte Trauer verſetzt wurden, öffnete ſich ihm in Stuttgart eine neue Laufbahn. Der König von Würtemberg ernannte ihn, mit dem Charakter eines geheimen Legationsraths, zum Mitglied der Oberintendanz des Hoftheaters, und einige Wochen ſpäter auch zum Oberbibliothekar, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er in Abſicht auf ſeine Amtsverhältniſſe unmittelbar unter ihm ſtehe. Im Frühling 1812 traf er in Stuttgart ein, wo er eine bequeme Wohnung in den Schloß-Nebengebäuden fand. Auch in Ludwigsburg war ihm ein Sommerquartier bereitet. Unter den zahlreichen Beweiſen von der Huld und dem Wohlwollen des großmüthigen Monarchen machte keiner einen tiefern und bleibendern Eindruck auf Matthiſſons Gemüth, als das eigenhändige Troſtſchreiben, welches dieſer über den Tod eines geliebten Kindes an ihn richtete. „Mit inniger, aufrichtiger Theilnahme“, heißt es darin, „habe ich den Verluſt vernommen, den Sie erlitten. Wie ſehr ſind wir zu bedauern, die wir in ſolchen Fällen nichts mehr zu ſagen vermögen, als daß unſre Schickſale das Werk einer guten und weiſen Vorſehung ſind. Indeſſen

iſt das Bewußtſeyn, unſern Schmerz getheilt zu ſehn, auch Troſt, und dies iſt wahrlich Ihr Fall bei mir."

Um den Schmerz der Gattin zu zerſtreuen und zu mildern, ging er mit ihr auf zwei Monate nach der Schweiz, wo manche unvergeßliche Feier des Wiederſehns und der Erinnerung ihn erwartete. Zu Vevey vermochte er keineswegs der Verſuchung zu widerſtehn, die Wunderſtraße des Simplon, die borromäiſchen Inſeln und das kunſtberühmte Mailand noch in den Reiſeplan mit aufzunehmen.

Im Frühjahr 1815 unternahm er eine Beſuchreiſe nach Wörlitz, um den todtkranken Schwiegervater durch die Stimme der geliebten Tochter vom Rande des Grabes zurückzurufen, und um dem ehrwürdigen Neſtor der deutſchen Fürſten noch einmal im Leben die Verſicherung mündlich zu erneuern, daß er nie aufhören werde, dankbar und innig ihn zu verehren und zu lieben.

Zuſatz vom Herausgeber.

Selbſtbiographieen haben für die gewöhnlichen Anſprüche der Leſer in der Regel Einen Mangel, den nämlich, daß die eigne, heilig zu haltende Beſcheidenheit oder Selbſtliebe das verſchweigt, was man in der Darſtellung einer fremden Perſönlichkeit vielleicht am ſtärkſten heraushebt. Diejenigen, die den Werth und die Verdienſte eines merkwürdigen Menſchen gern, Schwarz auf Weiß, in einigen Zeilen abgebildet und abgeurtheilt ſehen, daß man ſein leicht abwägen könne, warum er dieſen oder jenen Rang in der Geſellſchaft und in der Achtung der Zeitgenoſſen, den Grad ſeiner perſönlichen Bedeutſamkeit ein=

nehme, die daher eine ſolche Verdienſteswürdigung als einen Haupttheil einer Lebensbeſchreibung fordern, mögen denn wohl wünſchen, daß dem Selbſtbiographen ein Anderer mit der richtenden Wage nachfolge, und ſchließlich entſcheide, wie hoch das Verdienſt etwa anzuſchlagen ſey.

Der Herausgeber dieſer Sammlung führt eine ſolche Wage nicht, und hat ſich nicht herausnehmen mögen, den Selbſtbiographieen, die hier geliefert werden, eine ſolche Krone aufzuſetzen. Man mag auch ſeiner Beſcheidenheit dies nachſehen, und was man demnach etwa vermißt, ſelbſt ergänzen.

Die voranſtehende Geſchichte charakteriſirt ſich ſelbſt; der Mann, der, auf unſer Erſuchen, ſich hier ſelbſt geſchildert hat, iſt überdem durch ſeine Werke und durch das jetzt ziemlich allgemeine und entſchiedne Urtheil der Mitlebenden über dieſelben, gewürdigt. Was er als Dichter und Schriftſteller ſeinen Landsleuten war und iſt, das bedarf hier kaum noch einer umſtändlichen Unterſuchung, zu der ohnehin dem Werke der Raum, dem Herausgeber die Zuverſicht fehlt.

Wir ſchließen dafür einige Urtheile an, die zwei unſrer bewährteſten, nun ſchon entſchlafenen Meiſter, bei denen jeder Verdacht einer Parteilichkeit und befangenmachenden Rückſicht wegfällt, gegeben haben, und die daher die Wohlmeinenden am meiſten befriedigen werden. Sie ſind meiſt aus der erſten Zeit des Auftretens unſers Dichters, und ſprechen nicht blos Erwartungen aus, zu denen er berechtigte, ſondern ein Lob, das er ſchon damals erworben hatte.

Teutſcher Merkur. Januar 1789.

Voſſiſcher Muſenalmanach für 1789.

Hätte ich einen Preis zu geben, ſo würde ich verſucht,)r allen den hundert und fünf Stücken, woraus die ;ammlung diesmal beſteht, ihn dem Elyſium zu ge= en, einer kleinen Compoſition, die mir den ſeltnen Ge= uß dieſer faſt ununterbrochnen Melodie der Empfindung, nd dieſes reinen Zuſammenklangs der Bilder, der Spra=)e, des Rhythmus und des Reims, worin, däucht mich, ie wahre poetiſche Muſik beſteht, gewährt hat. Es iſt in leichter, lieblicher Morgentraum, aus den anmuthig= :en Bildern wie aus elyſiſchen Blumendüften gewebt, eine agiſche Viſion, ſo geiſtigſinnlich, ſo transparent, ſo un=)eſentlich, ſo ſüßtäuſchend wie Elyſium ſelbſt. Wie lücklich hat der Dichter in den vier letzten Stanzen die chönſten Formen und Ideale, die für eine empfängliche ınd an das dichteriſche Ambroſia gewöhnte Phantaſie den neiſten Reitz haben, zuſammengezaubert, und wie mei= ſterhaft ſie durch den Ton, der das ſo lebhaft und doch ıicht zu bunt colorirte Ganze zuſammenhält, zu ver= ſchmelzen gewußt! Auch die Wahl des trochäiſchen Rhyth= mus beweiſt ſein zartes Gefühl des Schicklichen, ohne wel= ches alle andern Gaben, womit die Feen des Helikons ei= ıen neugebornen Dichter beſchenken können, an ihm ver= loren ſind. Man transponire es in Jamben, Daktyle, oder irgend eine gemiſchte Versart, und der ganze Effect dieſes Zauberliedes wird auf einmal verſchwunden ſeyn.

Noch ein Gedicht von eben dieſem Verfaſſer, die Ele= gie am Genferſee, verdient ausgehoben und als ein würdiges Seitenſtück zu ſeinem Elyſium aufgeſtellt zu wer= den. Wer den Genferſee geſehen hat, wird die ſchöne Fiction ſehr natürlich finden, die das Weſen dieſes Ge= dichts iſt, und dem Wunſche des Dichters, ſich hier eine Hütte bauen zu können, als dem eigentlich elegiſchen Theile dieſer Elegie, zur Haltung dient: aber ſo natür= lich ſie iſt, ſo möchte ſie doch manchen Mitbrüdern des Dichters nicht eingefallen ſeyn. Dieſes doppelte, ſo ſchön contraſtirende Gemälde der herrlichen Gegend von Genf,

wie man ſie ſich in ihrer uralten Wildheit denken kann, und wie man ſie jetzt in der prächtigen und reizenden Geſtalt, die ihr der Genius der Künſte, lange Cultur, Reichthum und Geſchmack gegeben haben, vor Augen ſieht, iſt der Geſichtspunct, aus welchem ſich ein ſolcher Anblick dem Dichter darſtellt, deſſen Blick, durch eine immer zugleich mit ſeinem körperlichen Auge ſehende Imagination geſtärkt und erweitert, ihm im Gegenwärtigen zugleich die Vergangenheit und die Zukunft, wär' es dieſe auch nur durch Wünſche, darſtellt. Alles an dieſem ſchönen Gemälde, Erfindung und Zuſammenſetzung, Ausdruck und Ton der Farben, hat meinen vollen Beifall; Alles iſt kräftig und warm, alle Bilder ſtehen in einem natürlichen, wohl vertheilten Lichte, das Colorit iſt (wie es die Sache erforderte), nicht ſo bunt und ſchimmernd als im Elyſium; aber der Antheil, den das wirkliche Gefühl des Dichters an dem Product hatte, gibt ihm dafür eine Art von Intereſſe, das jene Zaubervision nicht hat, aber entbehren kann. Auch der Sprache und Verſification gebührt vieles Lob, und der alternirende zehn- und eilfſylbige Jambus, den Hr. M. ſehr gut zu behandeln weiß, ſcheint für die Seelenſtimmung, die in dieſem Gedicht herrſcht, für die Gattung der Elegie, worin Traurigkeit und Melancholie nicht der herrſchende Ton iſt, das angemeſſenſte Metrum zu ſeyn.

Teutſcher Merkur. April 1790.

Auf eine ganz vorzügliche Art hat die Natur und die Muſe Hrn. M. mit der glücklichſten aller Feen-Gaben beſchenkt, mit der Gabe ſeine Situationen, und die individuellen Empfindungen, Gedanken, Träumereien und Wünſche, welche ſie in ihm erregen, auch ſeinen Leſern intereſſant zu machen, — was ihm ſelbſt ſo warm aus dem Herzen fließt, in den lieblichſten Tönen auch ins Herz ſeiner Zuhörer hinein zu ſingen, — und dadurch unfehl-

ar gerade ſo viel Freunde zu gewinnen, als er Leſer hat. [uch die nicht weniger (unter uns) ſeltne Gabe, mit dem arteſten Gefühl eine lieblich ſpielende Phantaſie ſo geſhickt zu verweben, daß beide faſt unmerklich in einander ießen, kenne ich, außer Hölty, keinen unſrer zahlreichen iederſänger, der ihm den Preis ſo leicht ſtreitig machen önnte. Zum Beweis wäre ich verſucht, das kleine Lied ſdelaide ganz hieherzuſetzen, wenn der Raum es geſtattete."

Teutſcher Merkur. Februar 1791.

Herr Matthiſſon hat diesmal zehn Stücke beigetragen, die ihm ſeine eigne Stelle unter den anmuthigſten Sängern unſers Parnaſſes auf immer verſichern. Ich age ſeine eigne Stelle; denn ich wenigſtens kenne keinen, veder in unſrer noch in einer andern Sprache, der ihm in ›er Manier, worin ſeine vorzüglichſten Lieder, z. B. die Kinderjahre (im November des N. T. Merkurs 1790) ›der das Mondſcheinlied in gegenwärtiger Sammlung (S. 10.) gedichtet ſind, zum Muſter gedient hätte. Dieſes letztere verdient eher den Namen eines Mondſchein-Gemäldes; denn ein Pölemburg könnte es ihm Zug oor Zug nachmalen. Herr M. beſitzt ein ſonderbar glückiches Talent, aus einer Menge kleiner der Natur abgenerkter einzelner Erſcheinungen und charakteriſtiſcher Züge Gemälde zuſammenzuſetzen, die durch Beſtimmtheit der Formen, täuſchende Wahrheit des Colorits, und Harmonie aller Theile zu einem ſchönen Ganzen, bezaubern; o wie ſie durch die anſcheinende Leichtigkeit der Ausführung in kleinen Verſen, worin jedes Wort, jeder Reim ich auf den Wink des Dichters an ſeinen Platz geſtellt zu haben ſcheint, ſelbſt einen Kunſtverwandten in Verwunderung ſetzen. Ich möchte alle Stanzen dieſes reizenden Landſchaftsgemäldes abſchreiben dürfen, um diejenigen,

die es etwa noch nicht kennen ſollten, zu überzeugen, daß ich es ohne Parteilichkeit angeſehen habe. Folgende drei mögen zur Probe dienen, wiewohl jede der übrigen mit gleichem Recht hätte gewählt werden können:

Wie ſchön der Mond die Wellen
des Erlenbachs beſäumt,
der hier durch Binſenſtellen,
dort unter Blumen ſchäumt,
als lodernde Kaskade
des Dorfes Mühle treibt,
und wild vom lauten Rade
in Silberfunken ſtäubt.

Durch Fichten ſenkt der Schimmer
ſo bleich und ſchauerlich
auf die bebüſchten Trümmer
der Waſſerleitung ſich,
beſtrahlt die düſtern Eiben
der kleinen Meierei,
und hellt die bunten Scheiben
der gothiſchen Abtei.

Wie ſanft verſchmilzt der blaſſen
Beleuchtung Zauberſchein
die ungeheuern Maſſen
gezackter Felſenreihn,
dort, wo in milder Helle,
von Immergrün umwebt,
die Eremitenzelle
an grauer Klippe ſchwebt.

Man ſieht augenſcheinlich, daß dies Alles nach der Natur copirt, daß das ganze Gemälde die Darſtellung einer wirklichen Landſchaft iſt, wie ſie ſich dem poetiſchen Maler in einer ſchönen Vollmondsnacht zeigte; aber der Maler iſt auch Dichter; das was er ſah, ſchloß auf ſeinen innern Sinn auf, und dieſer gab durch Erſcheinun-

ge

gen der Phantaſie ſeinem Gemälde das Idealiſche, wodurch jedes kleine oder große Product der poetiſchen Kunſt erſt zum Gedicht im eigentlichen Verſtande erhoben wird. Für den Dichter gibt es (ſo wie für den Philoſophen) keine todte Natur — ſie ſchlummert im Mondſchein, aber ihr Athem regt das ganze Gemälde, warmes Leben glüht in allen ſeinen Theilen, und, da die Gegend um dieſe Zeit gewöhnlich menſchenleer iſt, ſo zeigt er uns einen Sylphen, der in Lunens Glanz an der Linde dahin ſtreift, läßt Irrwiſche im dunkeln Uferſchilfe leichte Tänze weben, und Elfenheere durch Felder und Wieſen ſchweifen. Die ganze Stanze, womit ſich dieſes poetiſche Nachtſtück ſchließt, iſt von dieſer Art, und zerfließt, ſo zu ſagen, in Luft und unbeſtimmten Duftgeſtalten:

> Bald bergen, bald entfalten,
> in lieblicher Magie,
> ſich wechſelnd die Geſtalten
> der regen Phantaſie:
> Die zarten Blüthen keimen
> o Mond, an deinem Licht,
> die ſie in Feenträumen
> um unſre Schläfe flicht.

Ich geſtehe, das allegoriſche Bild in dieſen vier letzten Zeilen hat für mich, bei aller ſeiner Zartheit, etwas zu geſpieltes und froſtiges; und wenn ich an dieſem ſchönen Gedichtchen etwas ausſtellen müßte, ſo wäre es dies. — Doch, ſo etwas, das einem kleinen Froſtſchauer gleicht, gehört vielleicht zum ganzen Effect eines Nachtſtücks.

Das Gegenſtück zu dieſem, von eben demſelben Dichter, in der nämlichen Versart, aber nach meinem Gefühl noch vollkommner als dieſes, iſt das Todtenopfer überſchrieben (S. 162.) Auch dies beginnt in den drei erſten Stanzen mit einem aus lauter düſtern, ſanfte Trauer athmenden Bildern zuſammengeſetzten Gemälde einer Alpengegend in der letzten Abenddämmerung; aber ſchon die erſte Strophe verräth, daß nicht ſowohl in den Gegen-

ſtänden ſelbſt, als in der Gemüthsſtimmung des Dichters die Urſache liegt, warum ihm jene in einem ſo melancholiſchen Kolorit erſcheinen; kurz, dieſe ganze Schilderung macht, ſo zu ſagen, nur den dunkeln Grund zu dem Bilde des zärtlichen Gefühls aus, welches in dieſen Augenblicken die Seele des Dichters erfüllt. Unvermerkt entfaltet ſich in ihr (in der 4ten Stanze) wie eine leichte Luftgeſtalt ſich ſanft von einem ſchwarzgrauen Nebel ablößt, die Erinnerung an ſeine Geliebten, die nicht mehr ſind, und mit einer rührenden Apoſtrophe an dieſe ſchließt und ründet das ganze Gedicht ſich in ſich ſelbſt, mit einer Schönheit und Grazie, die dem, der zu ſtumpfſinnig iſt ſie zu fühlen, nicht beſchrieben werden kann.

Des Traurenden Gedanken
entſchweifen bang dem Schooß
der Alpenwelt und wanken
um ferner Gräber Moos.
Tief iſt die Ruh der Grüfte!
Der Morgenſonne Licht,
das Wehn der Frühlingslüfte
weckt ihre Schlummrer nicht.

O Freunde, deren holde
Geſtalten, mild umſtrahlt
von blaſſem Abendgolde,
mir die Erinnrung malt,
fünf Kränze von Platanen
bringt hier am Felsaltar
die Sehnſucht euern Manen
zum Todtenopfer dar!

Sollen wir den Dichter beklagen oder beneiden, der ſchon im Sommer ſeines Lebens fünf Freunde zu betrauren hat?

Zunächſt an dieſe beiden ſetze ich die Wandrer, ein aus zwei prächtig contraſtirenden Gemälden zuſammengeſetztes Alpen-Stück, in ebenderſelben Art von Stanzen,

die Hrn. M. vorzüglich geläufig, aber zu der grauſenvollen Schilderung der furchtbar-wilden Natur nicht ſo paſſend iſt als zu den anmuthigen Zauber-Scenen, die zu jenen führen, wiewohl ſie dem Dichter im einen Fall nicht ſchwerer zu werden ſcheinen als im andern. Ich habe dieſe drei ausgehoben, weil mir der Raum nicht erlaubt aller übrigen beſonders zu erwähnen, wiewohl Hr. M. für jedes derſelben einen Kranz verdient hat.

* * *

Schiller ſagt in ſeinen kleinern proſaiſchen Schriften, 4r Th., unter der Aufſchrift: Ueber Matthiſſons Gedichte, unter andern: „Herr Matthiſſon iſt nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt ſich ſchon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiß, mit der beſeelten, die einen ſo viel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im Voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühl der großen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eignen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens und dergleichen ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauern Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerei, wozu die Einſamkeit und die ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gern neigen. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit claſſiſchen Muſtern hat ſeinen Geiſt genährt, ſeinen Geſchmack gereinigt, ſeine ſittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte, heitere Menſchlichkeit beſeelt ſeine Dichtungen, und rein, wie ſie auf der ſpiegelnden Fläche des Waſſers liegen,

malen ſich die ſchönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit ſeines Geiſtes. Durchgängig bemerkt man in ſeinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, ein nie ermüdendes Streben nach einem Maximum von Schönheit."

„Wer eine Phantaſie, wie Elyſium, componiren kann, der iſt als ein Eingeweihter in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt, und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt."

Pius VI.

Vom

Herausgeber.

Digitized by Google

„Patior, sed non confundor."

Die Genoſſen unſrer allesbewegenden Zeit, in der auch das Feſteſte zu wanken begann, und die außerordentlichſten Erſcheinungen ſo raſch, ſo gewaltſam wechſelten, daß ſelbſt das Unerhörteſte wenig Verwunderung erregte, und die Theilnahme daran ſchnell wieder durch ein neues Unerwartetes verdrängt ward, ſahen auch den Rieſenbau der geiſtlichen Herrſchaft in ſeinen Grundfeſten erſchüttern und rettungslos, wie es ſchien, auf immer vernichten. Jahrhunderte lang hatte ſie im feſten und meiſt gleichmäßigen Fortſchritt ſich gegründet, erweitert, zur kühnſten Höh' erhoben, und minder durch ſolche Siege, die andere irdiſche Reiche geſtiftet und mächtig gemacht, als durch die geiſtige Gewalt der ſo fein geleiteten, als klüglich benutzten öffentlichen Meinung, alle Herrſchaften der Erde unter ſich gebeugt. Dann, nie das Ziel, wohl aber das naturgemäße Maaß verlierend, und faſt nie in ihren Anſprüchen, aber mehr und mehr in ihrem Einfluß beſchränkt, durch ein heldenmüthiges Unternehmen Gottvertrauender Gegner in einen unglücklichen Kampf verwickelt, der ſchon einen bedeutenden Theil der alten Macht zertrümmerte, und lange genug nachwirkte, um noch mehr zu gefährden und zu entreißen, war ſie dem Geiſt einer neuen Zeit gewichen, ohne ſich je als beſiegt zu erkennen. Doch hatte ſie von ſchwerem Fall ſich immer wieder erhoben, und, ohne, wie vordem, gefürchtet zu ſeyn, in Anſehn und gemäßigter Kraft ſich erhalten.

Da brach das Ungewitter der franzöſiſchen Staatsumwälzung auch über ſie herein, und, in unwiderſtehlicher Eile ward das in ſeinem Weſen wahrhaft einzige und kühnſte Werk des Menſchengeiſtes und der Zeiten zertrümmert. Der Mann, den dieſes ungeheure Schickſal am härteſten traf, der, als das damalige Haupt des ſich auflöſenden geiſtlichen Staates zugleich in dieſem und in eigner Perſönlichkeit auf's bitterſte gekränkt ward, den man eine Zeit lang für den Letzten in der langen Reihe der kirchlichen Herrſcher Roms anſah; er hat ſchon in dieſer Beziehung, und eben ſo ſehr durch die Art, wie er das große Verhängniß trug, die allgemeinſte Theilnahme, auch bei denen erregt, die durch kein andres Band, als das der Menſchlichkeit, mit ihm verbunden waren.

Seine Lebensgeſchichte ſoll hier in ihren Hauptzügen, kurz aber getreu, dargeſtellt werden. Man wird hoffentlich die Wahrheit und Unbefangenheit dieſer Skizze nicht darum bezweifeln, weil der, der ſie entwarf, der Kirche des unglücklichen Mannes nicht angehört. Die Geſchichte, die nur darnach ſtrebt, daß der Menſch, weß Standes und Glaubens er ſey, in ſeiner Eigenthümlichkeit, rein und ſicher aufgefaßt werde, iſt nicht gefeſſelt an die perſönliche Meinung, und ergreift, ſelbſt von verſchiedenen Standpuncten aus, doch immer das Eine Weſentlichſte, was das äußere und innere Seyn des Gegenſtandes ausmacht. Wie beſchränkt würde alle Menſchenkunde, wie dürftig alle Geſchichte ſeyn, wenn wir nur den, der ganz unſres Geiſtes und unſrer Meinung iſt, recht zu erkennen vermöchten! Es nöthigt uns eine heilige Gerechtigkeit, den, mit dem wir uns enger verbunden fühlen, um ſo ſtrenger, den, von dem die Meinung uns trennt, um ſo vorſichtiger zu würdigen. Und mehr, als meiſt in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen, herrſcht in der Geſchichte die Liebe, die am unbefangenſten macht, und, aller unfreundlichen Deutung ſich entäußernd, den Menſchen gern liebenswürdig findet.

So trete auch hier die freie, ruhige Anſicht eines denkwürdigen, durch ſeinen erhabenen Standpunct, ſeine Schickſale, ſeine Perſönlichkeit ausgezeichneten Zeitgenoſſen hervor; nicht getrübt von vorgefaßter Meinung, un-

erblendet von parteiiſchem Urtheil der Freunde oder der Gegner, ſelbſt unbeſtochen von einem ſonſt achtbaren, aber er geſchichtlichen Darſtellung leicht gefährlichen Mitleid nit dem vielgekränkten, ſchmerzlich leidenden Greiſe, möge as Bild ſeines Lebens ſich enthüllen. Wechſelnd, wie ein Schickſal war, iſt das Urtheil geweſen, das beſonders Nichtkatholiſche über ihn gefällt haben; früher oft ngerecht angefeindet und angeklagt, ſelbſt gemißdeutet nd geſchmäht, iſt er ſpäter, als ein Leidender, viel beklagt und betrauert worden. Nun ſeine menſchliche Gebrechlichkeit begraben, einem leidenſchaftlichen Gericht iberhoben iſt, ſeine Leiden aber überwunden ſind; jetzt ibt die Geſchichte ihre unveräußerlichen Rechte.

Als Quellen und Hülfsmittel ſind für die nachfolgende Darſtellung, außer mehrern allgemeinen Werken, Geſchichtsbüchern und Reiſebeſchreibungen, beſonders folgende benutzt worden:

1) Lebens- und Regierungsgeſchichte des nun verewigten Papſtes Pius VI. (Mit ſeinem Bildniß.) Mit dem angeblichen Druckort Ceſena. 1800.

2) Lebensgeſchichte Pius VI., Röm. Papſtes. In einer Trauerrede auf deſſen Tod, entworfen von Cäſar Brancadoro ꝛc., Erzbiſchof von Niſibis und Secretair der Congregatio de propaganda fide. Nach dem latein. Original frei bearbeitet, und mit einigen hiſtoriſchen Anmerk. aus dem Franz. begleitet von Placidus Muth ꝛc. Erfurt 1800.

3) Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. à Paris l'an sept (1800.) II. Voll. (Der Verfaſſer iſt der bekannte franz. Geſandte in Spanien und Sachſen, Bourgoing.)

Die ausführliche Lebens- und Regierungs-Geſchichte des Papſtes Pius VI. aus ächten und bewährten Quellen zuſammengetragen, Ceſena (Ulm) 1781—1796. Bände, deren ungenannter Verfaſſer ein proteſtantiſcher Prediger, Ade, im Würtembergiſchen geweſen ſeyn ſoll, hat man nicht auffinden können. Dies iſt um ſo unangenehmer, da dieſes Werk (das aber nur bis zum Jahr

1790 reicht) als reichhaltig und unparteiiſch gerühmt wird.

Dagegen boten die ſchätzbaren „Denkwürdigkeiten meiner Zeit", von Chr. W. v. Dohm. 2r Bd. 15. Kap. ein ſehr brauchbares Hülfsmittel dar, beſonders zur Geſchichte der Verhältniſſe des Papſtes mit Kaiſer Joſeph II.

Digitized by Google

Giovanni Angelo, aus der gräflichen Familie Braſchi, ward zu Ceſena (einer Stadt am Fluß Savio, in der päpſtlichen Provinz Romagna) am 27. December des Jahres eintauſend ſiebenhundert und ſiebzehn gebohren. Die Verhältniſſe ſeines Hauſes waren nicht glänzend, aber hinreichend, um ſeiner Bildung eine vorzügliche Sorgfalt und nicht zu kargen Aufwand zu gewähren.

Man glaubte früh ungemeine Anlagen in ihm zu bemerken; ſein Vater ſelbſt war redlich bemüht, dieſe durch Erziehung und Unterricht zu entwickeln und zu leiten. Des Knaben ſtiller Ernſt, ſeine Sanftmuth und Freundlichkeit nahmen eben ſo ſehr, wie ſeine durch reges Ehrgefühl erhöhte Wißbegier, für ihn ein, und ſchienen bei einem zwar lebhaften, doch ſo verſtändigen Geiſt jede Strenge entbehrlich zu machen. So gewöhnt' er ſich an eine geneigte Willfahrung ſeiner Wünſche und an eine gütige Begegnung, ohne, bei ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit, in Verſuchung zu kommen, dieſelbe zu mißbrauchen. Aber die Auszeichnung, die ihm ſchon ſo früh zu Theil ward, das ſichtbare Wohlgefallen, das man ihm bewies, mochten vielleicht ſchon in ſeiner zarten Jugend den Keim einiger Selbſtgefälligkeit und Eitelkeit in ihm entfalten und nähren, wiewohl er auch dadurch nur zu freudigerem Eifer, ſich hervorzuthun und wirkliche Vorzüge ſich zu erwerben, angefeuert ward.

Als er dreizehn Jahr alt geworden, hatte, nach der Ueberzeugung der Seinigen, ſein Geiſt ſchon eine ſolche Reife erlangt, daß er von zweckmäßigen Vorübungen zu den ſtrengern Wiſſenſchaften übergehen, und ſich insbe-

ſondre der Rechtskunde widmen konnte. Mit dieſer, die auch in dem Mittelpunct der Römiſchen Kirche eine ſichre Führerin zu höhern Würden war, beſchäfftigt' er, obwohl zum geiſtlichen Stand beſtimmt, ſich ſechs Jahre lang. Schon in ſeinem neunzehnten Jahr erlangt' er darin die Doctorwürde, und konnte nun als ein Meiſter des canoniſchen Rechts gelten.

Indeß hatte der künftige Geiſtliche mit der Theologie ſich noch wenig beſchäfftigt, und das, was zum Weſen ſeines eigentlichen kirchlichen Berufs vorzüglich gehörte, war bis dahin, nach der herkömmlichen Gewohnheit derer, die auf eine größere Laufbahn im Kirchenſtaat ſich vorbereiteten, nur Nebenſache geweſen. Die allgemeinere Bildung für einen höhern Rang in der Geſellſchaft ließ man der beſondern für den eigenthümlichen Stand, in dem ſich der Jüngling, mit einem erweiterten Geſichtskreis, emporarbeiten ſollte, den herrſchenden Verhältniſſen gemäß, vorangehen. Und in der That konnte, wenn jene allgemeinere Bildung nur eine zweckmäßige war, und der künftigen Beſtimmung nicht zu ſehr entfremdete, dann, bei größerer Reife des Geiſtes, die vielumfaſſende Wiſſenſchaft des Geiſtlichen ſowohl raſcher, als mit größerer Selbſtſtändigkeit gewonnen werden. Nur mußte die dazu erforderliche Muße nachher nicht durch zu viele weltliche Rückſichten und Zerſtreuungen verkürzt werden.

Kaum aber hatte der Jüngling ſich die Kenntniſſe angeeignet, die in der Römiſchen Kirche für höhere geiſtliche Würden unerläßlich waren, aber doch immer nur dem Aeußerlichen derſelben angehörten, als man glaubte, es ſey Zeit, daß er ſeine öffentliche Laufbahn, den reizenden Weg zu Ehren und Auszeichnungen, antrete. Rom, noch der mächtige Mittelpunct der katholiſchen Kirche, war der Ort, wo ein aufſtrebender, dem Kirchendienſt geweihter Jüngling ſeine Bildung vollenden, mit dem günſtigſten Erfolg das öffentliche Leben beginnen, und am ſchnellſten zum Ziel kommen konnte. Dorthin eilte auch Braſchi, von den kühnen Hoffnungen eines ehrbegierigen Herzens geleitet.

Doch wollt' er vorher noch, ehe er aus dem kleinen Ceſena in die glänzende Hauptſtadt überging, ſeinen

Oheim Carl Bandi in Ferrara begrüßen, um von dieſem mit gutem Rath und günſtiger Empfehlung für ſeine Abſichten ausgeſtattet zu werden. Dieſer ihm wohlwollende Bruder ſeiner Mutter, der eine ähnliche Laufbahn, nicht ohne Glück, erwählt hatte, und damals Advocat und Auditor bei dem berühmten Cardinal-Biſchof Ruffo war, konnte vor Allen dem Neffen in ſeinem Plan förderlich ſeyn, und ihm die beſten Vorſchriften für ſein Verhalten, die ſicherſte Anleitung zur Erringung ſeines Ziels ertheilen.

Bandi aber, ein Mann von Erfahrung, Einſicht und Lebensklugheit, mochte fürchten, ſein Neffe könne, bei ſo jugendlichem Alter, in dem verführeriſchen und mit dem mannigfachſten Leben faſt überladenen Rom leicht irregeleitet, beſonders aber überſehen werden, wenn er nicht gleich beim erſten Auftreten mit noch glänzendern Vorzügen und beſſer begründeten Anſprüchen ausgerüſtet erſchiene, und in der neuen Welt, die ihn aufnehmen ſollte, ſchon heimiſcher wäre. Es war auch in jeder Hinſicht rathſam, der aufſtrebenden Seele des Jünglings, bevor er auf den größern Schauplatz ſich wagte, mehr Sicherheit und Gewandtheit, und die unverwandte Richtung auf Ein Ziel mitzutheilen, die in jener vielgeſtaltigen Römiſchen Welt, dem Zuſammenfluß der verſchiedenartigſten Beſtrebungen, Beſchäfftigungen und Genüſſe, und ſo vieler wetteifernder Geiſter, nicht ſo leicht zu bewahren iſt. Der Eintritt aus der Schule in das öffentliche Leben, zumal mit großen Anſprüchen an daſſelbe, mußte von einer gediegneren Weltkenntniß erſt mehr vorbereitet werden, damit der jugendliche Geiſt gleich in Verhältniſſe eintrete, die ihm nicht mehr durchaus neu, die ihm ſchon befreundeter wären, und weder die Wünſche und Neigungen des Herzens, noch vorgefaßte Meinungen, weder Staunen und Bewunderung, noch raſcher Unmuth und Selbſttäuſchung ihn ſeiner Laufbahn entfremde.

Zu ſolcher Vorbereitung konnte Braſchi keine günſtigere Gelegenheit finden, als in dem Hauſe ſeines Oheims Bandi, in der Nähe des feinen Cardinals Ruffo, der mit ſeinen Umgebungen ſelbſt einen kleinen geiſtlichen Hof, ein verjüngtes Bild des päpſtlichen, darſtellte, und ein

lebendiges Beiſpiel gab, wie man zu geiſtlichen Ehren und Würden gelangen könnte. Darum gefiel es Bandi, ſeinen Neffen bei ſich zu behalten, und eben ſowohl ſeine gelehrten Studien zu leiten, als die doppelte Bildung zum Geiſtlichen und Staatsmann ſorgfältig zu befördern. Dabei konnte zugleich in dem vielvermögenden Cardinal ihm früh ein Beſchützer und Gönner gewonnen, und ſo der ſchutzbedürftige Lebensplan am ſicherſten eingeleitet werden. Aber nicht eine gewöhnliche Hofbildung, und nicht blos die oberflächliche Einübung zum künftigen Staatsmann ſollte Braſchi in Ferrara erhalten; ein Reichthum mannigfacher und vielſeitiger Kenntniſſe, ein Schatz auszeichnender Gelehrſamkeit, die auch am römiſchen Hofe nicht verſchmäht, ſondern begünſtigt ward, und mehr als irgendwo glänzende Ausſichten eröffnete, ſollte ihn auszeichnen, und es ward von ſeiner und des Oheims Seite nichts verſäumt, eine gründliche Bildung zu vollenden.

So zweckmäßig verwendet' er fünf Jahre im Hauſe ſeines um ihn ſehr verdienten Oheims zu Ferrara. Was dieſer beabſichtigte, war erreicht. Braſchi, nun ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, leuchtete ſchon durch ſeine Gelehrſamkeit und vielſeitige Bildung hervor, und rechtfertigte dadurch, auch bei näherer Bekanntſchaft, die Gunſt, die ſein gefälliges und einnehmendes Aeußere, der Anſtand mit Anmuth, die ſchon früh ihn auszeichnende Würde ſeiner ganzen Erſcheinung, ihm gewann. Auch Ruffo hatte ſeine Neigung ihm zugewendet und ihn ſeines Schutzes um ſo williger verſichert, als der Jüngling mit andern liebenswürdigen Eigenſchaften auch eine Frömmigkeit verband, die durch andächtige Uebungen und durch einen unbeſcholtenen Wandel ſich bethätigte, und eine Beſcheidenheit, die keine ſeiner, wie es auch jetzt ſchien, nicht gemeinen Anlagen, und keinen ſeiner glänzenden Vorzüge, wohl aber ſeine Selbſtgefälligkeit und ſeine größern Anſprüche verbarg.

Damit war er denn ſeinem Ziel um Vieles näher gekommen; der Aufenthalt in Ferrara hatte ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen bereichert, ihn noch mehr zu einem feinen und angenehmen Hof- und Weltmann gemacht, die

Gunſt eines mächtigen Beſchützers ihm wirklich gewonnen, und die geiſtliche Laufbahn, für die er ſo ganz geeignet ſchien, eingeleitet. Aber noch immer war die Beſchäfftigung mit der eigentlichen Theologie ihm nur Nebenſache geweſen, und eh er in ſtiller Muße ſich derſelben widmen konnte, trat er ſchon in das öffentliche zerſtreuende Leben ein.

Im Februar des Jahres 1740 war der Papſt Clemens XII. geſtorben, und im Auguſt Proſper Lambertini, unter dem Namen Benedict XIV., auf den päpſtlichen Stuhl erhoben worden. Bald darauf ging Ruffo als Dechant des Cardinalcollegiums nach Rom, und Bandi, den ſeine Amtsverhältniſſe auch dahin führten, brachte nun ſelbſt ſeinen Neffen auf den größern Schauplatz.

Braſchi wohnte auch in Rom im Hauſe ſeines Oheims, der für ſeine Bildung und Beförderung fortwährend mit der größten Freundlichkeit ſorgte, und nichts verſäumte, was ihm zur Empfehlung dienen könnte. Benedict XIV., ein gebildeter und gelehrter Mann, zeichnete nur kenntnißreiche Männer aus, und nur ſolche durften Begünſtigung von ihm hoffen. Darum durfte auch Braſchi nichts verſäumen, was die Aufmerkſamkeit eines ſolchen Oberhauptes der Kirche, und deſſen Geneigtheit ihm gewinnen konnte. Nun erſt widmet' er ſich den theologiſchen Wiſſenſchaften, mit ſchon reiferem Geiſt, mit Fleiß und Eifer, und darum nicht ohne Erfolg, aber doch unter Verhältniſſen und Zerſtreuungen, die ein tieferes Eindringen und gründliches Forſchen kaum geſtatteten. Günſtiger mußte die Nähe des päpſtlichen Hofes auf ihn einwirken, da eine ungeheuchelte Frömmigkeit, Sittenſtrenge, und überhaupt ein guter Geiſt zu dieſer Zeit dort herrſchte.

Bandi's Ernennung zum Suffragan von Velletri, und ſein bald darauf (1745) erfolgter Abgang von Rom, änderten auch Braſchi's Verhältniß und Lage. Jener aber hatte noch ſcheidend ihn ſeinem Beſchützer, dem einflußreichen Cardinal Ruffo, dringend empfohlen, und deſſen Gunſt verſetzte ihn jetzt in einen größern Wirkungskreis,

der ihn zugleich feſter an den Römiſchen Hof anſchloß. Er ward Auditor der päpſtlichen Canzlei, und hatte nun die erwünſchteſte Gelegenheit, unter den Augen einflußreicher Obern, den Schatz ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen zu entfalten, und durch Thätigkeit und Berufseifer ſich bemerkbar zu machen.

Aber auch bei den glänzendſten Vorzügen war es in Rom, wo ſo viele ausgezeichnete Männer ſich zuſammenfanden und eifrig nach Rang und Würden ſtrebten, nicht ſo leicht, das erſehnte Ziel zu erreichen, wenn nicht beſondre äußere Begünſtigungen und Empfehlungen dazu kamen. Braſchi blieb acht Jahre lang Auditor, und hatte es nur der vorſorgenden Liebe ſeines Oheims, der indeß Biſchof von Imola geworden, und dem Wohlwollen Ruffo's zu danken, daß er endlich, durch eine ausgezeichnete Begünſtigung und ehrenvolle Beförderung, ſeinem Ziel ſchnell näher kam. Zwar ſtarb Ruffo 1753; er hatte aber vorher noch ſeinen Schützling ſelbſt dem Papſt vorgeſtellt, und ſo große Hoffnungen von ihm erregt, daß Benedict ihn bald nachher zu ſeinem Geheimſchreiber ernannte.

Dies war an ſich ſchon ein ſehr ehrenvoller Poſten, zugleich aber der ſichre Weg zu noch höhern Beförderungen, und er blieb deshalb auch nicht unbeneidet. Manches geſchah, den Papſt gegen ihn einzunehmen; dieſer aber glaubte zu ſehr, was Ruffo von ihm gerühmt, ſelbſt beſtätigt zu finden, und war in ſeinem Vertrauen zu beſtändig, als daß Braſchi, der Alles aufbot, daſſelbe zu rechtfertigen, ſeine Gunſt verlieren konnte. Benedict war nicht bloß durch ſein einnehmendes Aeußere und gefälliges Betragen für ihn gewonnen, ſondern achtete auch ſeine vielfältigen Kenntniſſe, ſeinen großen Berufseifer, ſeine aufrichtige Frömmigkeit, und überzeugte ſich von ſeiner Brauchbarkeit, die, in ſeinem damaligen Amte, auch durch eine fertige und reinliche Handſchrift erhöht ward. Konnt' es auch dem überlegnern Geiſt Benedicts nicht entgehn, daß Braſchi nur mittelmäßige Geiſtesanlagen hatte, ſo empfahlen ihn doch andre achtbare Verdienſte, die jener auch mit einem Canonicat an der Peterskirche belohnte.

Aber

Aber die Ausſicht auf weitere Beförderung ward durch Benedicts langgefürchteten Tod (am 3. Mai 1758) faſt vernichtet. Clemens XIII. (Rezzoniko), der die Tiare empfing, ſchien auf Braſchi nicht zu achten, und dieſer hatte indeß auch manche Freunde und Gönner verloren. Doch gelang es ihm, die Freundſchaft des Cardinalkämmerlings zu gewinnen, mit dem er, als Auditor, mehrjährig in enger Verbindung lebte, und der auch die Aufmerkſamkeit des neuen Papſtes auf ihn lenkte. Auch dieſer faßte bald Vertrauen zu dem einſichtsvollen, thätigen, frommen und unbeſcholtnen Mann, und ertheilte ihm die ehrenvollſte und wichtigſte Auszeichnung, da er ihn (1766) zum Generalſchatzmeiſter ernannte.

Nicht leicht konnten irgendwo die Verhältniſſe eines ſolchen Amts verwickelter ſeyn, als in Rom, und kaum zu einer andern Zeit ſchwieriger, als eben damals. Ein großer Theil jener Geldquellen, die vormals in den päpſtlichen Schatz ſtrömten, war verſiegt; das vordem ſo reiche Rom hatte ſchon eine drückende Staatsſchuld; bei den mannichfachen Streitigkeiten, in welche Clemens XIII. ſich mit den meiſten europäiſchen Fürſten verwickelte, ward der Mangel an Einkünften immer fühlbarer; Schaaren von Jeſuiten, aus Portugal, Spanien, Frankreich und ſelbſt aus italieniſchen Staaten vertrieben, ſtrömten in den Kirchenſtaat, und des Papſtes lebhafte Theilnahme an ihren Schickſalen, ſeine Milde und Güte wendete auf ihren Unterhalt faſt unerſchwingliche Summen; das Volk barg nicht die Unzufriedenheit mit den öffentlichen Angelegenheiten, und zeigte laut ſeinen Unmuth über drückende Abgaben, unerträgliche Theurung der erſten Lebensbedürfniſſe und die allzuſichtbaren Mängel der Verwaltung. Aber viele dieſer Mängel waren nicht ſo leicht abzuſtellen, manche tief eingewurzelte Uebel gar nicht zu heben; der Aufwand des Hofes, die Staatsausgaben ſchienen zum Theil noch auf jene Zeit berechnet, wo der päpſtliche Schatz aus allen Ländern Europa's Einkünfte bezog, die jetzt nur kärglich, oder gar nicht eingingen. Neue Hülfsquellen wollten nirgends ſich aufthun; in größerer Betriebſamkeit und fleißigerm Anbau des Landes ſich ſolche zu eröffnen, war wenigſtens nicht das Werk weniger Jahre, und die Anſprüche waren dringend. Man-

cher Unterſchleif, häufige, zum Theil offenkundige, Betrügereien, welche die Staatseinkünfte verminderten, ſchienen mit manchen Verhältniſſen ſo verwachſen, daß der Schatzmeiſter ſie nicht zu heben vermochte.

So war es keine geringe Aufgabe, ein Amt zu verwalten, das Vieles leiſten ſollte, und die Mittel dazu nicht in ſeiner Gewalt hatte, von dem man Erleichterung der Laſten zu einer Zeit erwartete, wo es faſt unabwendbar neue auflegen mußte, um die nächſten Anforderungen zu befriedigen. Unter ſolchen Umſtänden iſt es immer ein Beweis von Klugheit, Gewandtheit und Berufstreue, wenn Braſchi, obwohl er ſo vielen Uebeln nicht zu ſteuern, den Nothſtand nicht zu heben, und keine weſentliche Verbeſſerung herbeizuführen vermochte, wenigſtens Vertrauen ſich erwarb, und die Ueberzeugung, daß er es ehrlich und redlich meine, ziemlich weit verbreitete. Anfangs ward ſeine Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit ſo wenig bezweifelt und ſein guter Wille ſo allgemein anerkannt, daß nicht nur der Papſt mit ſeiner Verwaltung zufrieden war, ſondern auch das Mißvergnügen und die ungünſtige Stimmung des Volks einigermaaßen ſich verminderte. Aber die Nachwehen einer mehrjährigen Hungersnoth, die kurz vorher geherrſcht hatte, und nicht ſo leicht verwunden war, und die Fortdauer vieler drückenden Laſten, brachten bald wieder das Schatzmeiſteramt in denſelben böſen Ruf, in dem es ſchon lange beim Volke ſtand.

Für Braſchi ward gleichwohl dieſes Amt vielfach vortheilhaft; er erwarb ſich in demſelben viele Freunde, und ward ſchon ein ſo bedeutender Mann, daß er zu größern Anſprüchen und Hoffnungen ſich berechtigt glauben durfte, und wirklich ſeinem Ziel immer näher rückte. Aber die engere Verbindung mit Clemens XIII. und deſſen Hof, die tiefere Einſicht in die damalige Politik deſſelben, hatte auch auf ſeine Grundſätze und ſein nachmaliges Verfahren ſehr wichtigen Einfluß. Clemens XIII. wußte durch ſeine ungeheuchelte Frömmigkeit und einen unbeſcholtnen Wandel ſich perſönlich Achtung, durch Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit, unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, ſeinem Amt neues Anſehn zu gewinnen,

und durch die Unerſchrockenheit und unüberwindliche Standhaftigkeit, mit der er die Rechte des Römiſchen Stuhls vertheidigte und geltend machte, zu einer Zeit, wo faſt Niemand mehr ſie in ihrem alten Umfang anerkennen wollte, auch manche zerſtörende Eingriffe abzuwehren. Als ſey er ein unmittelbarer Nachfolger jener frühern Päpſte, die ſich als die unbeſchränkten Herren der ganzen Chriſtenheit betrachten durften, ſchien er nicht zu wiſſen, wie viel die Nachgiebigkeit ſeiner nächſten Vorgänger ſchon verloren gegeben hatte, vergönnt' er dem Fortſchritt der Zeit und ihres neuen Geiſtes kaum eine Rückſicht, und furchtlos begann er den Kampf mit den mächtigſten Fürſten, feſt entſchloſſen, keine Gefahr zu ſcheuen, und ſelbſt ſein Leben daran zu ſetzen, um das Papſtthum aufrecht zu erhalten, und, wenn es auch vergebens wäre, die Unabhängigkeit von weltlicher Gewalt, für die römiſche Kirche, unbeweglich zu behaupten. Nichts konnte ihn vermögen, in die Maaßregeln zu willigen, die man faſt allenthalben zur Vernichtung des Jeſuiterordens ergriff; während man die Ordensbrüder aus der Nähe der Throne entfernte, aus mehrern Staaten ſie vertrieb, verſammelt' er ſie öffentlich um ſich, und behandelte ſie als die Stützen des Papſtthums, obwohl ſie dies eigentlich ſchon längſt nicht mehr geweſen waren. Die Erhaltung der päpſtlichen Macht galt ihm als gleichbedeutend mit der Erhaltung der Kirche, und die Sache der Kirche nannt' er laut die Sache Gottes. In dieſem Sinn wirkt' er, braucht' er die Waffen, ſelbſt die längſt veralteten, der geiſtlichen Herrſchaft, Bann und Interdict, auch gegen Fürſten, und verſuchte ſo durch Erneuung der alten folgerechten päpſtlichen Grundſätze das zu bewahren, was eine, wie es ſchien, zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht erhalten konnte.

Das war der Mann, unter deſſen Hoheit Braſchi ſeine Staatskunſt feſter begründete, unter deſſen Leitung er ein ſo wichtiges Amt verwaltete, deſſen Schule er treulich benutzte, deſſen Gedächtniß und Vorbild er ſorgſam bewahrte. Und erlangte auch Clemens nicht ſein Ziel, was unmöglich war, blieb auch ſeine ganze Regierungszeit eine faſt ununterbrochne Reihe von Kränkungen, bittern Erfahrungen und Mißverhältniſſen, ſo konnt' es doch löblich ſcheinen, etwas Großes ſo ſtandhaft gewollt, das

Angefochtene ſo muthig vertheidigt, und größern Verluſt noch abgewendet zu haben. Die faſt allgemeine Trauer der Römer nach dem Tode dieſes Papſtes, die laute Anerkennung eines muſterhaften Verhaltens des Verſtorbenen, mochte einem Manne, wie Braſchi, der an ſich ſchon zu gleichen Grundſätzen ſich hinneigte, dieſelben noch mehr empfehlen.

Aber ein andrer Geiſt ſchien mit Ganganelli, der, als Clemens XIV. den päpſtlichen Thron beſtieg (am 19. Mai 1769) in Rom herrſchend zu werden. Dieſer glaubte wieder, eine weiſe Nachgiebigkeit, ein kluges Bequemen nach den Zeitverhältniſſen, der ſchon früher von ihm gemißbilligten Strenge und Beharrlichkeit Clemens XIII. vorziehen zu müſſen, und ſetzte alle Künſte einer geſchmeidigen und feinen Politik in Bewegung, um aus dem Sturm der Zeit doch Einiges von dem zu retten, was ganz nicht mehr behauptet werden konnte. Seine ungemeine Einſicht, ſeine vielſeitigen Kenntniſſe, die Einfalt und Reinheit ſeiner Sitten, hatten auch ihm, ſchon als Cardinal, allgemeine Achtung geſichert, und ſeine Freimüthigkeit und Mäßigung ihn denen, die einen aufgeklärtern Papſt wünſchten, empfohlen. Er wand ſich mit ziemlichem Glück durch die mißlichſten Verhältniſſe und mancherlei Anfechtungen hindurch, konnte aber nicht vermeiden, manches Opfer zu bringen, zu dem ſein Vorgänger ſich nie verſtanden hätte. Schweigend ließ er Vieles geſchehen, was der päpſtlichen Macht freilich nicht zuträglich, aber doch nicht zu hindern war, und ganz dem Grundſatz Clemens XIII. entgegen wollt' er lieber Einiges, was die Mächtigen thaten, gar nicht bemerken und überſehen, als durch vielleicht muthvollen, aber doch ohnmächtigen Widerſpruch zu noch gewaltſamern Maaßregeln und verderblichern Eingriffen von Seiten der Fürſten in die allenthalben angefochtene und gefährdete Kirchengewalt reizen. Ihm ſelbſt mochte auch Manches von dem, was als Gerechtſame des Papſtthums ſeit Jahrhunderten geltend gemacht, und noch von ſeinem Vorgänger, zwar mit Entſchloſſenheit, Standhaftigkeit und gleichmäßiger Kraft, aber ohne Glück vertheidigt worden war, als Vorurtheil und Anmaaßung, wenigſtens als zeitwidrig, erſcheinen, und ſo gab er, nicht aus Charak-

terſchwäche und Schlaffheit, ſondern recht aus Grundſatz, den, wie es ſchien, unabweisbaren Foderungen der weltlichen Gewalt und einer übermächtigen Nothwendigkeit vorſichtig nach.

Von großem Einfluß mußte auch dieſe Regierung auf Braſchi ſeyn. Konnte ſie auch ſeine frühern ſtrengen Anſichten kaum mildern, ſo empfahl ſie ihm doch jene Zurückhaltung und Mäßigung in ihrer Anwendung und die vorſichtigere Klugheit, der er ſeine nachmalige Erhebung beſonders zu verdanken hatte. Clemens XIV. bezeugte ihm Vertrauen und Wohlwollen, indem er ihn noch vier Jahre in ſeinem Amt als Schatzmeiſter ließ (was, zumal bei dem ſonſt gewöhnlichen raſchen Wechſel der Aemter am päpſtlichen Hof, immer eine ſeltne Auszeichnung war), und am 26ſten April 1773 ihn zum Cardinal erhob. Zur Beſtreitung des nöthigen Aufwandes erhielt er die Abtei Rubiaco, eine Pfründe von nicht zu reichem Ertrag.

So gelangte nun Braſchi, ſchon im höhern Alter, zu dem lang erſehnten Ziel, an deſſen Erringung er den größten Theil ſeines Lebens geſetzt, auf das er ſich unabläſſig vorbereitet hatte. Jetzt aber ſtand er auch auf einer ſo hohen Stufe, daß nur noch Ein Schritt zur höchſten übrig war, und nicht bloß genoß er der Achtung eines Papſtes, der Verdienſte zu würdigen wußte, ſondern auch der angeſehenſten und mächtigſten Herren am Hofe, mit denen er aufs innigſte verbunden, und durch die ſowohl, als durch ſich ſelbſt er ſchon einer der erſten und bedeutendſten Männer in Rom wor.

Seine kirchlichen und politiſchen Grundſätze waren ſchon unter Clemens XIII. ſo entſchieden, daß die Regierung Clemens XIV. ſie nur noch mehr beſtätigen und in ihm befeſtigen konnte. Von Natur war er mehr Jenem als Dieſem verwandt, eben ſo, wie Jener, mehr für eine ſtarre Unbiegſamkeit, mit einiger Beſchränktheit, geſtimmt, als zu kluger und feiner Nachgiebigkeit, mit freierer Anſicht, geneigt; eben ſo ſtreng, und aus Ueberzeugung unerſchütterlich in ſeiner Meinung von geiſtlicher Gewalt und Herrſchaft, von der Heiligkeit der Pflicht,

auch nicht im Kleinſten von dem alten Recht zu weichen. Wär' er auch nicht ſchon zu alt geweſen, um unter Clemens XIV. nach deſſen Vorbild ganz neue Anſichten und Grundſätze ſich zu bilden, ſo würde ſelbſt deſſen Schickſal ihn davor gewarnt haben. Denn der gefällige, nachgebende Papſt erntete von den größten Opfern, die er, meiſt nicht ohne großen Kampf, brachte, faſt nie die gehofften Früchte, und auch ſein Leben ward, bei manchen ſcheinbaren Begünſtigungen, doch faſt noch mehr, als das ſeines Vorgängers, eine Kette von Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die um ſo fühlbarer vermehrt wurden, als er, zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Gewalt zu vermitteln bemüht, und von den Grundſätzen abweichend, durch deren folgerechte Behauptung allein das Papſtthum beſtehen konnte, ſich in endloſe Anfechtungen verwickelte, und mit den kirchlichen Verhältniſſen und ihren Dienern ſelbſt in Zwieſpalt gerieth. Er hatte lange ſchwer gekämpft und ſich geſträubt, eh er zu dem Entſchluß kam, den lauten und nachdrücklichen Foderungen der mächtigſten Fürſten, den Jeſuiterorden aufzuheben, wirklich nachzugeben, und als er am 21ſten Juli 1773 endlich durch ein Breve die völlige Auflöſung des Ordens gebot, geſchah es *recht* eigentlich gegen ſeinen Willen und ſeine Ueberzeugung, und nur im Drang einer bittern, nicht länger abzuwehrenden Nothwendigkeit. Aber wie dieſer Schritt, gegen ſeine Ueberzeugung, gethan war, folgte die bitterſte Reue, quälender Unmuth, Verdruß und Sorge aller Art ihm nach; er ſchien im Kampf gegen kleinere Widerwärtigkeiten und Uebel Schild und Waffen geopfert zu haben, und nun allen größern ohne Mittel zur Vertheidigung Preis gegeben zu ſeyn.

Braſchi hatte ſowohl aus Neigung gegen die Jeſuiten, als nach ſeinen Grundſätzen, die Aufhebung des Ordens gemißbilligt, und mit tiefem Schmerz, unverhohlenem Unwillen und großer Beſorgniß, den entſcheidenden Schlag, der ihm noch viel Schlimmeres weiſſagte, geſehen. Die Leiden, welche ſeitdem des Papſtes Leben verbitterten, überzeugten ihn nur noch mehr, daß allein durch ſtrenges Bewahren ſeiner Anſichten und durch unerſchütterliche Beharrlichkeit ein ſolches Mißgeſchick zu vermeiden ſey.

Auch noch auf andre Weiſe hatte Clemens XIV. Regierung ſeine Grundſätze befeſtigt, zugleich aber auch mit der feinen Gewandtheit und klugen Politik deſſelben ihn einigermaaßen befreundet, einige freiere Anſichten ihm näher geführt, ſo viel die Strenge ſeiner früher gefaßten Meinungen ſolchen zugänglich war. Beſonders ward durch Clemens XIV. ſeine Aufmerkſamkeit auf beſſere Verwaltung des Staatsſchatzes, und auf die Mittel, demſelben aufzuhelfen, namentlich auf Beförderung eines beſſern Anbau's des Landes, und größerer Betriebſamkeit, worin der Kirchenſtaat andern Ländern ſo weit nachſtand, hingeleitet. Die große Thätigkeit und Ordnungsliebe, welche Braſchi als Schatzmeiſter bewies, hatte nicht nur weſentliche Vortheile dem Staat gebracht, ſondern auch ſeinen eignen Einfluß faſt über den des Cardinalkämmerlings erhoben, und, weil noch immer viele Verbeſſerungen, deren Nothwendigkeit von den einſichtsvollſten Männern am Hofe anerkannt ward, in der Verwaltung zu bewirken waren, und man von ihm dieſe mit größter Zuverſicht hoffte, war ihm auch dadurch der Weg zu einer Würde gebahnt, die, ſo reizend ſie ihm war, er ſelbſt doch kaum zu ſuchen ſchien.

Nur kurze Zeit überlebte Clemens XIV. den Jeſuiterorden. Sein Tod (am 22ſten September 1774) ſetzte alle Parteien in Bewegungen, die irgend auf die neue Papſtwahl einigen Einfluß haben, oder, aus irgend einem Grunde, dabei nicht gleichgültig bleiben konnten. Die Geſandten der vornehmſten katholiſchen Mächte, Portugals, Spaniens, Frankreichs und des Kaiſers, nahmen den lebhafteſten Antheil an den Verhandlungen, und begünſtigten bald dieſen, bald jenen Cardinal, der ihren Höfen am meiſten empfohlen war. Der ſichtbare Widerſtreit und die ganz entgegengeſetzten Abſichten der geiſtlichen und weltlichen Gewalt hatten auch das Conclave, das bei aller Wahlfreiheit, doch von dem Drang der Verhältniſſe und dem Willen der Fürſten nicht unabhängig ſeyn konnte, in eine ſo bedenkliche und ſchwierige Lage verſetzt, daß lange fruchtloſe Berathungen kaum einen einmüthigen Entſchluß zuließen. Wenn die weltlichen Mächte, einverſtanden in dem Verlangen: daß der neue Papſt auf dem von Clemens XIV. betretenen

Pfade fortwandle, und darum durch gleiche Mäßigung, Geneigtheit und Willfährigkeit, durch gleiche Unbefangenheit der Meinung, und durch Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche im voraus bewährt ſey, unabläſſig nur die Wahl eines ſolchen als die Bedingung ihrer Anerkennung aufſtellten; ſo war gerade jetzt, wie faſt die geſammte katholiſche Geiſtlichkeit, ſo auch die überwiegende Mehrheit der Cardinäle am wenigſten geneigt, nach den Wünſchen und Foderungen jener Mächte ſich zu bequemen. Man ſuchte einen Papſt, wie Clemens XIII. geweſen, war aber doch genöthigt, dieſe Abſicht möglichſt zu verbergen, und eine Wahl zu treffen, die, ohne die Sache der Kirche zu gefährden, nicht zu ſtarken und gefährlichen Widerſpruch bewirken möchte.

In dieſer Verlegenheit richteten ſich endlich, nachdem man lange zwiſchen den Cardinälen Visconti und Pallavicini geſchwankt, letzterer aber allmählig ſeine Anſprüche aufgegeben hatte, aller Blicke auf den Cardinal Braſchi, zu deſſen Gunſten ſeine perſönliche Würde, die Strenge ſeiner Grundſätze, die Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, die Thätigkeit und der Eifer, die er in ſeinen frühern Aemtern erwieſen, die Meinung, die man von ſeiner Gelehrſamkeit, Einſicht und Geſchäfftskenntniß hegte, endlich auch viele günſtige Freunde und Gönner ſehr nachdrücklich ſprachen. Die Vertrauten wußten, welch ein Mann er ſey, wie in ſo Vielem dem zurückgeſehnten Clemens XIII. ähnlich, darum ganz der Papſt, deſſen die Kirche zu bedürfen ſchien, und den beſonders die zwar aufgelöſten, aber noch immer einflußreichen und unſichtbar engverbundenen Jeſuiten wünſchen mußten. Weniger wußte die Welt, was von ihm zu erwarten ſey; aber er hatte ſeine wahre Meinung und Geſinnung ſo fein verſteckt, daß ſeine Wahl den katholiſchen Fürſten um ſo weniger bedenklich oder anſtößig ſeyn konnte, als das Vertrauen, das ſelbſt der verehrte Clemens XIV. ihm bezeugt, ein vortheilhaftes Zeugniß für ihn war, und man vorausſetzen durfte, er ſey bis dahin mit deſſen Maaßregeln einverſtanden geweſen, und werde fortwirken in ſolchem Geiſt.

Am 15ten Februar 1775 vereinigten ſich endlich alle Parteien, und machten die Wahl Braſchi's bekannt.

Kaum war dieſe Entſcheidung ausgeſprochen, als er ſich demüthig auf die Kniee warf, und in einem lauten, rührenden Gebet ſeine Empfindung ausdrückte. Schnell ging er von dieſem zu einer kurzen Anrede an die Cardinäle über, und erklärte, vielleicht etwas weniger wahr, vielleicht auch von einer geheimen Ahndung ergriffen, — (wie ſie zuweilen in großen, entſcheidenden Augenblicken das gepreßte Herz bewegt) — „daß dieſer Beſchluß der verſammelten Väter für ihn ein Unglück ſey!" Mit dem Namen: Pius VI. trat er nun im Glanz ſeiner neuen Würde auf, die er, nach ſeiner frommen Denkungsart, wohl als ein unverdientes Geſchenk Gottes betrachtete, während zugleich ſein lebhaftes Selbſtgefühl ihm das Bewußtſeyn gab, daß er derſelben nicht unwürdig ſey, und daß er eben ſowohl ihr, wie ſie ihm zur Zierde gereiche.

Es konnte zweifelhaft ſcheinen, ob es Demuth oder Eitelkeit ſey, daß er gleich am Tage ſeiner Wahl einen Eilboten mit Briefen an ſeine Verwandten und an den Magiſtrat nach ſeiner Vaterſtadt ſandte, und mit der Nachricht von ſeiner Erhebung die freundliche Ermahnung verband, daß man keine zu koſtbaren und lauten Freudenfeſte deshalb veranſtalten möge; zugleich empfingen die Armen von Ceſena einige Beweiſe ſeiner Wohlthätigkeit und Milde. Gewiß iſt, daß er in Rom ſelbſt, wo er die üblichen Feſtlichkeiten bei ſeinem Regierungsantritt nicht ablehnen konnte, ſich mit aller prunkenden Herrlichkeit ſeines erhabnen Amtes nicht ungern umgab, und unter den Sorgen für die wichtigen Angelegenheiten ſeiner neuen Herrſchaft die Sorgfalt für ſeinen Körper und für den Eindruck, den ſein öffentliches Erſcheinen machen ſollte, nicht vergaß. Die Römer, die zwar nicht ganz ohne gute Erwartungen den erwählten Papſt begrüßten, aber doch noch ungewiß waren, wie er dieſelben rechtfertigen möchte, zumal er, als ein Zögling des wenigſtens nicht allgemein beliebten Rezzonico, ihnen doch einige Zweifel erregte, auch durch ſeinen angenommenen Namen an ein altes Verschen erinnerte, welches behauptete, daß die Regierung der Sechſten für Rom immer unheilvoll geweſen*), freuten ſich zunächſt des unverkennbaren Adels,

*) „Semper sub Sextis perdita Roma fuit."

der natürlichen Hoheit, des feierlichen und doch gefälligen Anſtands ſeines äußern Weſens, und die Römerinnen waren entzückt von dem noch im höhern Alter ſchönen Papſt. Er verſtand es, dieſe äußern Vorzüge geltend zu machen, und in das günſtigſte Licht zu ſtellen, und hatte Gewandtheit und Feinheit genug, die Vorbereitung und Einübung zu verbergen, die bei ihm jedem Auftreten unter den Menſchen vorangingen. — Noch allgemeiner rühmte man, daß er bei der Uebernahme ſeiner neuen Würde reiche Spenden an die Armen austheilte, eine wenig begüterte Frau, die ihn in ſeiner Kindheit gepflegt hatte, zu ſich kommen ließ, und bei ſeinen erſten Gnadenbeweiſen die achtbarſten und ärmſten Prälaten vorzog. Man freute ſich ſelbſt ſeiner Strenge gegen den Befehlshaber der Stadt Rom, der einigen Unordnungen nicht geſteuert hatte, und gegen den Aufſeher der Getraidevorräthe, der, den Römern verhaßt und des Unterſchleifs verdächtig, ſeine Rechnungen zu übergeben genöthigt ward, und ſeinen Gehalt verlor. Man durfte die ſchönſten Hoffnungen faſſen, als Pius erklärte, daß er Allen, die durch geſetzwidrige Mittel eine Anſtellung erlangt hätten, dieſelbe wieder abnehmen werde, als er auch mehrere Gnadengehalte einzog, und dadurch der päpſtlichen Kammer eine bedeutende jährliche Ausgabe erſparte. Ueberhaupt zeigt' er ſich ſo herablaſſend, Allen zugänglich, gemäßigt und thätig, daß er jetzt die öffentliche Meinung für ſich gewann.

Die Frommen aber erbauten ſich noch mehr an der ungeheuchelten Gottesfurcht und herzinnigen Andacht, die das gerechteſte Vertrauen einflößte, und ihm Vieler Herzen geneigt machte. Man erinnerte ſich kaum, mit ſo vieler heiligen Salbung, mit einem ſolchen Ausdruck der frömmſten Theilnahme, mit ſo vieler wahrhaft geiſtlichen Würde die kirchlichen Gebräuche verwalten geſehn zu haben, als von Pius VI. Wenn er in den Kirchen oder Kapellen betete, ſchien ſich ſein ganzes Weſen in Andacht zu ergießen, und mit Ehrfurcht erkannte man dann in ihm den echten Prieſter der Kirche und würdigen Oberhirten der Gläubigen. Man fand ihn bald nach ſeinem Regierungsantritt, und auch ſpäter, oft in der Peterskirche lange Zeit auf den Knieen liegen, und beſonders vor dem bron-

zenen Standbild des heiligen **Petrus**, wie in fromme Entzückungen, oder in gottſelige Beſchauungen, oder in tiefe Trauer über die Bedrängniß der Kirche verſenkt. Dann legt' er wohl erſchöpft ſein Haupt auf die Füße der Bildſäule, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Und dies war ſo wenig bloßes Schauſpiel, daß ſelbſt ſeine Feinde und die Spötter die Aufrichtigkeit ſeiner Religioſität nicht bezweifelten, und ihn zwar abergläubiger Schwärmerei, nie aber der Heuchelei zeihen mochten.

Seine Seele war auch, ſeit er Papſt geworden, von mannigfachen Sorgen bewegt. Kaum waren die Feierlichkeiten ſeiner (am 22ſten Februar erfolgten) Krönung vorüber, kaum hatte er in dem erſten geheimen Conſiſtorium den Cardinälen ſeinen Dank, die hohe Würdigung ſeines Berufs, den Ernſt ſeiner Vorſätze bezeugt, und den feierlichen Eid auf die canoniſchen Satzungen abgelegt, als er ſich lange in die Einſamkeit ſeiner abgelegenſten Zimmer im Quirinal zurückzog, um ruhig die Bedürfniſſe des Augenblicks, und die zwiefache Noth ſeiner geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft zu erwägen.

In der That konnte kaum eine ſchwierigere und bedenklichere Lage gedacht werden, als die ſeinige war. Zwei Päpſte waren ihm vorangegangen, die beide, nach ganz entgegengeſetzten Grundſätzen handelnd, der eine bei der unbeugſamſten Beharrlichkeit, der andre bei der gewandteſten Nachgiebigkeit, doch von Unruhe und Mißgeſchick bis an ihr Ende begleitet wurden. So gewiß nun **Pius** Sinnesart ſich mehr dem erſtern als dem letzten zuneigte, ſo durft' er es ſich doch nicht bergen, daß die jetzigen Verhältniſſe noch viel weniger, als damals, einen **Clemens** XIII. begünſtigen möchten, daß ein hartnäckiges Feſthalten an jenen Grundſätzen nur noch größeres Ungemach beſchleunigend herbeiführen werde, und daß **Clemens** XIV., obwohl nicht mit Glück, doch mit Kenntniß des Zeitgeiſtes, und nicht ganz ohne Erfolg, gemäßigtere Anſichten befolgt habe. Dem Nachfolger ſchien nun kaum ein beſſerer Rath übrig, als mit Vermeidung deſſen, worin beide zu weit gegangen, einen Mittelweg einzuſchlagen, der von unzeitiger Strenge und allzugroßer Nachgiebigkeit ſich gleichweit entfernte, kein Recht

Preis zu geben, aber auch keins ungebührlich auszudehnen ſchiene, und gleiche Weisheit im Strafen wie im Verzeihen bewieſe. Aber dieſer Mittelweg konnte um ſo weniger erſprießlich werden, als Pius denſelben nicht entſchieden genug, nicht mit durchdringender Klarheit und freier Willigkeit erwählte, bald mehr ſeiner Neigung als jener Weisheit folgte, und bei den hohen Begriffen, die er von ſeiner Würde, als Statthalter Chriſti und Oberhaupt der Chriſtenheit, von ſeinen darauf gegründeten Gerechtſamen und Pflichten hegte, mit der Zeit und ihrem Geiſte und mit den weltlichen Mächten unvermeidlich in Zwieſpalt kommen mußte.

Zwar in der erſten Zeit ſeiner Regierung ſchien die Klugheit ſeines nächſten Vorgängers ihn noch zu leiten. Bei der erſten Ernennung neuer Cardinäle wußte er ſehr verſchiedenartigen Anſprüchen zu genügen, und *Alles* zu vermeiden, was ſeine nächſten Umgebungen oder die mächtigern katholiſchen Höfe hätte verletzen oder reizen können. Aber er fühlte wohl ſelbſt, daß doch ein Kampf unabweisbar ſey, und daß er denſelben gegen einen böſen *Zeitgeiſt* beginnen müſſe.

Seiner Frömmigkeit und Einſicht blieb es nicht verborgen, daß ein großer Theil der Verwirrung und Erniedrigung der Kirche und der geiſtlichen Gewalt ſeinen Grund in den Geiſtlichen ſelbſt, in ihrer Abweichung von früherer beſſerer Ordnung habe. Treuherzig überredet' er ſich, es werde Alles wieder beſſer werden, und die geiſtliche Macht neu aufleben, wenn die Geiſtlichen nur zu reinerer Sittlichkeit und größerer Strenge in ihrem Beruf zurückgeführt wären. Seine Bekanntſchaft mit den Sitten eines nicht kleinen Theils der Römiſchen Geiſtlichen ſtellte ihm dieſe um ſo abſchreckender dar, als er ſelbſt die Tugend ehrte. Es war daher auch eine ſeiner erſten amtlichen Handlungen die Bekanntmachung eines Breve's (vom 19ten Mai 1775), in welchem er den Klerus nicht nur zu einem ehrbaren und anſtändigen äußern Wandel, ſondern auch zu wahrhafter Sittenreinheit und Lebensheiligkeit ermahnte, und erinnerte, wie nichts ſo ſehr den rechten Gottesdienſt und die Gottſeligkeit der Laien beförbre, als ein erbaulicher Lebenswandel der

Geiſtlichen, in deren Leben Jedermann, als in einem Spiegel, ſich beſchaue.

Ein frommer und redlicher Wille war in Pius unverkennbar; gleichwohl zeigte ſich's bald, wie wenig er zum Reformator ſeiner Kirche ſich eignete. Nicht bloß erkannt' er den Grund ihres Verfalls und die Quelle ſo vieler Uebel viel zu wenig, ſondern ſein Bemühen war auch ſelbſt von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen gefeſſelt, und mit zu großer Beſchränktheit des eignen Geiſtes vermocht' er den Zeitgeiſt nicht klar aufzufaſſen, noch weniger ſich über ihn zu erheben. Religion und Kirchenthum, Kirche und Papſtthum floſſen auch in ſeiner Vorſtellung, wie es in Rom hergebracht ſchien, in Eins zuſammen, und ſo ernſtlich er darauf bedacht ſeyn mußte, daß man ſie nicht noch ſchärfer trenne, als ſchon geſchehen war, ſo ließ er doch die veralteten, und darum für ſeine Zeit lebloſen oder nur zum Widerſpruch reizenden Anſichten, welche jene Begriffe faſt gar nicht unterſchieden, zu ſehr durchblicken, als daß ſein Wirken von wohlthätigem Erfolg hätte ſeyn können. Ja er ſelbſt verwirrte ſich und ſeine Angelegenheiten immer mehr, da er eigentlich ſtets zwei Zwecke vor Augen hatte, beide erreichen wollte, und, bei ſeinen meiſten Maaßregeln, den höhern dem niedern unterordnete. Sein frommes Herz jammerte des Zuſtandes der Chriſtenheit und der Kirche, und er wünſchte aufrichtig, den Uebeln zu ſteuern, welche aus der immer herrſchender werdenden Ungläubigkeit, der ſchlaffen Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, oder gar des frechen Spottes über daſſelbe, erwuchſen, und damit unzertrennlich verbunden waren; — aber zugleich war das ſtarke Bewußtſeyn der Hoheit und Würde der römiſchen Biſchofsgewalt, und ſein perſönliches Selbſtgefühl gekränkt durch den Verfall der päpſtlichen Macht und des geiſtlichen Anſehns überhaupt, und weil er auch darin eine vorzügliche Urſache der meiſten Uebel der Kirche zu ſehen wähnte, war ihm die Wiederherſtellung des alten Papſtthums, in der er zugleich die Erneuung der wahren Kirche, und ſomit des Heils der Chriſtenheit ſah, eigentlich das höchſte Ziel und die wichtigſte Angelegenheit ſeiner Regierung. Darum bracht' er der Kirche noch größern Nachtheil, weil er ihre Sache mit der des Papſtthums ungebührlich zuſam-

menwarf, und ſtürzte das Papſtthum in noch ſchwerere Anfechtung, weil er für dieſes Menſchenwerk mit einer Hartnäckigkeit kämpfte, die ihm nur Standhaftigkeit in der Sache Gottes ſchien.

Wenn es aber offenbar iſt, daß er dem Kampf mit dem Zeitgeiſt und mit den Mißverhältniſſen ſeiner Lage nicht gewachſen war, ſo iſt auch gewiß, daß dazu überhaupt mehr als Eines Menſchen Kraft in Anſpruch genommen ward. Unglaube und Geringachtung des Heiligen hatten ſchon längſt furchtbar überhand genommen, und nicht bloß die Kirche, ſondern auch das Chriſtenthum ſelbſt vielfältig angefochten. Von dem katholiſchen Frankreich aus hatte ſich ein Geiſt der Ungebundenheit, des ſchnöden Muthwillens, der thörichten Klügelei und frevlen Unheiligkeit verbreitet, deſſen Raſerei nichts verſchonte und wie eine anſteckende Seuche immer weiter wirkte. Der frömmſte Muth mußte faſt verzweifeln, durch menſchliche Maaßregeln dem Unweſen zu ſteuern. Welch eine Lage für den Oberhirten der Kirche!

Des Papſtes und alle geiſtliche Gewalt beruht weſentlich auf der öffentlichen Meinung; jene iſt ohnmächtig, ſobald dieſe ſie nicht mehr anerkennt. Sobald dieſe Anerkennung aufgehört hat, ſind auch die Mittel unkräftig, die allein ihr zu Gebote ſtehen, ſich aufrecht zu erhalten und gegen Anfechtungen zu vertheidigen. Die öffentliche Meinung aber dahin zu leiten, daß ſie auch die gemäßigtſten Anſprüche eines geiſtlichen Oberhaupts anerkenne, und Gott, was Gottes iſt, dem Papſt, was des Papſtes iſt, gäbe, war in jener Zeit kaum möglich. Darum war ein Papſt damals ſo geſtellt, daß er entweder gar nicht als ſolcher auftreten durfte, oder wenn Neigung, Pflichtgefühl, ja ſelbſt der kühnſte Muth ihn dazu beſtimmten, im ungleichen Kampf mit der Gewalt der Meinung und dem herrſchenden Geiſt, ſich unvermeidlich erſchöpfen mußte.

Den weltlichen Mächten war nichts ſo theuer, als ihre Unbeſchränktheit, die ſogenannte Souveränität, und dieſe ſchien ſich nicht länger mit dem Einfluß zu vertragen, den, in vergangenen Zeiten, die Päpſte auf die Länder

und Staaten ausgeübt hatten. Der proteſtantiſche Grundſatz von den Rechten der Fürſten in Glaubensſachen hatte, ſelbſt in ſeiner ungebührlichſten Erweiterung, auch in den katholiſchen Staaten längſt immer mehr Beifall und Eingang gefunden, und Alles ſchien darauf hinzuarbeiten, den, der zum ſichtbaren Haupt der ganzen katholiſchen Kirche erwählt war, auf den Rang und Wirkungskreis eines Römiſchen Biſchofs herabzuſetzen. Als Pius die Tiare empfing, waren faſt alle Reiche und Staaten Europa's ſchon völlig aus ihrem frühern Verhältniß zum Papſtthum herausgetreten, und er erbte von ſeinen Vorgängern ſo viel Streitigkeiten und Kämpfe, daß, da die Zeit zu dieſen immer neue gebar, die vordem ſcharfen und ſiegreichen Römiſchen Waffen aber immer mehr abſtumpfte, viel Weisheit und Kraft dazu gehörte, nur nicht völlig zu unterliegen und ein Spott der zahlreichen Gegner zu werden.

Die Schwierigkeit dieſer Lage ward noch dadurch unglaublich vermehrt, daß viele von den ſonſt getreuen Mitkämpfern jetzt ſelbſt Gegner geworden, daß der Geiſt der Selbſtſucht und Eigenmacht, des Widerſpruchs und der Widerſetzlichkeit auch den Klerus durchdrungen, und der Papſt außerhalb Rom faſt keinen kräftigen und warmen Vertheidiger hatte, da in allen Staaten die hohe Geiſtlichkeit, im Einverſtändniß mit den Fürſten, ſchon ſichtbarer die völlige Unabhängigkeit von Rom erſtrebte, und ſelbſt in den vordem getreueſten und allerkatholiſchſten Landen gefährliche Verſuche der Art gemacht wurden.

Pius empfand nun auch ſchon beſonders ſchmerzlich den Verluſt jener einſt ſo kräftigen Stützen der geiſtlichen Herrſchaft, die Auflöſung des Jeſuiterordens, der ſogar, nach ſeiner Vernichtung, die Sorgen und Bekümmerniſſe des Papſtes noch um Vieles vermehrte. Seiner Neigung nach hätt' er gern den Orden wieder hergeſtellt; dieſer freute ſich ſeiner Wahl, und hatte ſie begünſtigt, weil man die größte Begünſtigung von ihm hoffte. Unſichtbar war der Jeſuitenbund noch immer mächtig und gewaltig, ja furchtbar; er ſchien Rom und den päpſtlichen Stuhl gleichſam zu umlagern, und daß es gefährlich ſey, dieſe vielarmige und ihren Zweck kräftig verfolgende Ein-

heit zu reizen, das hatte Clemens XIV. empfindlich erfahren. Pius ſelbſt umgab ſich gern und vertrauend mit auserwählten Gliedern des Ordens, die nicht abließen, ihre Foderungen zu erneuen, und wo er ihres Raths bedurfte, immer neue Veranlaſſung fanden, ihn zu überzeugen, daß nur in der Wiederanerkennung ihrer Geſellſchaft für ihn Sicherheit, und Erlöſung aus aller Noth zu finden ſey. Gleichwohl war nichts gefährlicher, nichts ſo ſehr geeignet, alle katholiſchen Mächte zu entſchiednem Aufſtand gegen alle päpſtliche Gewalt zu vereinigen, und ſo dieſe durch daſſelbe Mittel, das ihr aufhelfen ſollte, völlig zu untergraben, als eine Zurücknahme jener Bulle*), die dem Orden den Todesſtreich verſetzt hatte, aber auch ihrem Urheber tödtlich geweſen war. Das war vom Anfang Pius VI. größte Sorge und die Quelle endloſen Kummers; den Jeſuiten, die er liebte, mußt' er ihren größten Wunſch, wie ſich ſelbſt verſagen, und ihren Gegnern freundlich thun. Noch ſaßen gefangne Ordensbrüder auf der Engelsburg; er durft' es nicht einmal wagen, ſie öffentlich frei zu ſprechen und zu entlaſſen, ſondern mußte ſich begnügen, ihre Lage zu erleichtern, und ſie durch weitre Unterſuchungen nicht zu ſtören oder zu gefährden. Zu einem feſten Entſchluß in Betreff des Ordens kam er nie, außer daß er nur auf günſtige Gelegenheit zu warten ſchien, ſeine Wiederherſtellung zu erklären. Aber dieſes Schwanken machte ihn ſowohl den Höfen, denen ſeine Neigung nicht verborgen blieb, verdächtig, als auch vielen Jeſuiten (ſolche ausgenommen, die in ſeiner Nähe, geduldig wie er, die Zeit der Wiedergeburt erharrten), und manchen eifernden Papiſten verhaßt.

Dieſe Sorgen des Oberhaupts der Kirche wurden noch bittrer durch die ſeiner weltlichen Herrſchaft; und gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung ſchienen die letztern faſt überwiegend. Pius hatte als Schatzmeiſter das ungünſtige Mißverhältniß zwiſchen Einnahme und Ausgabe des Staats hinlänglich kennen gelernt. Schon verzehrten die Zinſen für die Staatsſchuld faſt die Hälfte der jährlichen Einkünfte; dieſe waren unter den letzten Regie-

*) „Dominus atque Redemtor noster.“

gierungen faſt mit jedem Jahr vermindert worden, weil die Fürſten es immer billiger fanden, jene Summen, die aus Ordenscongregationen, Klöſtern und Stiftern, beſonders aber für Dispenſationen und unter andern Titeln, nach Rom floſſen, im eignen Lande zu behalten; und es ſtand zu fürchten, daß auf ſolche Weiſe der päpſtliche Schatz, wie die päpſtliche Macht, immer mehr geſchmälert werden möchte. Was etwa unternommen worden war, dem fühlbaren Mangel abzuhelfen, das hatte, weil es zu ſehr halbe Maaßregel geweſen, und den Hauptgeſichtspunct, neue ſichre Hülfsquellen zu eröffnen, allzu unbeachtet gelaſſen, theils nicht nachhaltend Hülfe gebracht, theils ſogar im Fortgang der Zeit die Noth noch vermehrt. Ackerbau und Gewerbe, deren Beförderung in Anregung gekommen, aber auch wieder vernachläſſigt worden, lagen noch immer in unergiebiger Schlaffheit. Manche Verſuche, die man gewagt, z. B. eine Kattunfabrik, die Pius ſelbſt, da er noch Schatzmeiſter war, (unter Clemens XIV. Regierung) angelegt, waren ſo unzweckmäßig betrieben worden, daß ſie leicht mehr Verluſt als Gewinn gebracht, und von ähnlichen Planen abgeſchreckt hatten. Die Mängel der Verwaltung waren noch die alten; die verkehrteſten Grundſätze und ſeltſamſten Mißgriffe ſchienen durch Verjährung wie geheiligt; Handelsmonopole, deren größtes und verderblichſtes die päpſtliche Kammer ſelbſt ausübte, namentlich der Alleinhandel mit den erſten Lebensbedürfniſſen, hielten allen freien Verkehr darnieder, und lähmten den Landbau und alle Betriebſamkeit. Eine übergroße Maſſe von Papiergeld, eine Fluth von größern und kleinern Zetteln (Banknoten), die nur im Kirchenſtaat ſtatt baaren Geldes gelten konnten, deren Geſammtwerth niemand genau kannte, deren Tilgung auf nichts angewieſen und begründet war, und die daher außer Landes gar keinen Werth hatten, war nur eine traurige Aushülfe. Dazu gingen alljährig, weil es im Innern an Betriebſamkeit fehlte, noch große Summen ins Ausland, und die Einfuhr überſtieg, um mehr als eine Million, die Ausfuhr. Unbezweifelt war die Staatswirthſchaft des Kirchenſtaats die ſchlechteſte in Europa, da die Mittel, die Kammer zu bereichern, immer mehr zur Verarmung führten, und, indem ſie mit der Zeit die Noth mehrten, nur einige Wenige, in deren

Händen die Verwaltung war, mit Schätzen überhäuften, jene Quellen aber, die in andern Staaten, ohne Nachtheil für die Unterthanen, der Regierung ſehr ergiebig ſind, z. B. die Münzgerechtigkeit, in Rom ſogar ſtets neuen Aufwand und Zuſchuß bedurften.

Pius VI. ſann ſeit ſeinem Regierungsantritt ernſtlich und recht wohlmeinend darauf, den traurigen Zuſtand des Staatsvermögens zu verbeſſern. Aber er ſcheint weder der Einſicht und Unbefangenheit genug gehabt zu haben, um die Uebel alle gehörig zu würdigen und ihren Grund zu erkennen, noch die nöthige Kraft, durchgreifende Maaßregeln und eine gründliche Verbeſſerung nicht zu ſcheuen. So ließ er denn faſt Alles ſeinen alten verderblichen Gang fortgehn, und was er etwa that, beſſere Hülfe zu ſchaffen, war theils nicht immer zweckmäßig, theils auch nicht löblich. Es blieb das, für die Kammer zwar *einträgliche*, für das Volk aber verderbliche, und zumal einem *geiſtlichen* Fürſten höchſt unanſtändige Lotto; und eine merkwürdige Verordnung des Schatzmeiſters aus den erſten Regierungsjahren des Papſtes Pius ſchien ſogar *darauf* berechnet, durch dieſes verführeriſche Mittel *auch* der Armuth ihre letzte Habe zu entlocken. Es blieb die böſe Verkäuflichkeit der Aemter, wodurch freilich dem päpſtlichen Schatz alljährig mehrere Millionen zufloſſen, aber auch ein unwürdiger Handel, der in dieſem geiſtlichen Staat von der abſcheulichen Simonie ſich wenig unterſchied, faſt ſo ſchlimm, wie unter den ſchlechteſten Päpſten, unterhalten ward. Dieſer Aemterhandel wirkte um ſo verderblicher, als jeder, der eine Stelle, oft zu hohem Preis, erworben hatte, ſo ſchnell als möglich den Kaufſchilling wieder zu gewinnen ſuchte, und ſo in Verſuchung kam, durch Unterſchleif, Beſtechungen, Druck der Untergebenen, und andre unrechtmäßige Mittel ſich zu entſchädigen. Pius, der in ſeinen frühern Verhältniſſen Erfahrungen der Art genug gemacht haben mußte, ſcheint als Papſt derſelben, ſo wie ſeines Anfangs gegebenen Verſprechens, ganz uneingedenk geworden zu ſeyn; wenigſtens that er nichts kräftiges, dem Unfug zu ſteuern.

Welche Geſichtspuncte aber bei dem, was er als eine Verbeſſerung verſuchte oder begann, in ihm vorherrſchend

waren, konnte nicht verborgen bleiben. Es war einer der erſten und nicht unlöblichen Schritte ſeiner Regierung, daß er die förmlichen Anwartſchaften auf Aemter vernichtete, und eine freie Bewerbung um dieſelben zuließ. Aber wenn dieſes in vieler Hinſicht wünſchenswerth ſeyn mochte, ſo konnte man ſich doch des Verdachts nicht erwehren, daß der ſchöne Zuſchuß, den dadurch die päpſtliche Kammer alljährlich gewann, beſonders dieſe Maaßregel eingegeben habe, und es blieb auch ſehr zweifelhaft, ob es eine Handlung der Gerechtigkeit ſey, ſolche von der vorigen Regierung ertheilte, zum Theil verkaufte Anwartſchaften auf einmal und rückſichtslos zu vernichten.

Nicht minder zweideutig ward die vorgenommene Abänderung in dem Zollweſen, das allerdings auch einer Verbeſſerung bedurfte. Eine unmäßige Anzahl von Zöllen belaſtete das Land, und verurſachte viel Mißvergnügen. Pius griff hier entſchloſſener und kräftiger ein, als ſeine Vorgänger, die auch ſchon den Gedanken, dieſes Uebel abzuſtellen, gehegt, aber, weil faſt unüberſteigliche Hinderniſſe ſich fanden, ihn wieder aufgegeben hatten. Plötzlich erklärte er die völlige Aufhebung aller Durchgangszölle, es mochten dieſelben nun Eigenthum der päpſtlichen Kammer, oder der Privatperſonen ſeyn, die eine ſolche Gerechtſame, unter irgend einem Rechstitel, erlangt hatten. Dadurch ward nun zwar das Land von einer drückenden Laſt befreit, und einiger freierer Verkehr bewirkt; den Privateigenthümern der Zölle war auch freigelaſſen, ihre Erwerbsgründe und Rechtsansprüche geltend zu machen und Entſchädigung zu fodern; endlich ſchien dieſer Beſchluß über alle Mißdeutung erhaben, weil die päpſtliche Kammer auch ihre Zolleinnahmen verlor, und ſonach der Papſt ſelbſt, dem Anſchein nach, dabei das größte Opfer brachte. Aber auch hier waltete theils nicht die ſtrengſte Gerechtigkeit; denn viele Zollbefugniſſe waren von Privatperſonen ganz verfaſſungsmäßig und geſetzlich erworben, und zu ihrer Entſchädigung war noch nichts ausgemittelt, ja dieſe blieb ganz der Willkür der Kammer vorbehalten; theils fand man die päpſtliche Uneigennützigkeit eben nicht bewährt. Denn es ward zugleich beſtimmt erklärt, daß die Ausgaben, welche die Kammer bis dahin aus jenen Zolleinkünften beſtritten habe, auf

andre Weiſe, von den Staatsbürgern gedeckt werden müßten. Als nun gleich nachher der Papſt ſeinen an ſich auch ſehr löblichen Plan, eine allgemeine, möglichſt gleich vertheilte Grundſteuer auf alle geiſtliche und weltliche Güter anzuordnen, bekannt werden ließ, dann durch eine beſondre Congregation die vorbereitenden Einrichtungen traf, eine Ausmeſſung und Schatzung der Grundſtücke veranſtaltete, und das Unternehmen ernſtlich beförderte, konnte dies nur Mißtrauen erregen, das zum Theil in lautes Mißvergnügen überging. Pius mußte endlich von ſeinem Vorſatz abſtehen; das Land war ohne Erfolg mit dem koſtſpieligen Verſuch belaſtet, und ein bedeutender Aufwand, wie Viele meinten, ohne gehörige Ueberlegung gemacht worden. So unglücklich war er, wenn er Verbeſſerungen beabſichtigte!

Ueberhaupt hatte er das Mißgeſchick, daß gerade die Pläne, die er mit beſondrer Vorliebe ergriff, in der Ausführung meiſt fehlſchlugen, und beſonders die, welche neue Hülfsquellen eröffnen ſollten, und an ſich heilſam ſchienen, nur neue fruchtloſe Ausgaben und ziemlich lauten Tadel ſeiner Haushaltung veranlaßten. Vielleicht leitete ihn da am meiſten ſeine Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit irre, die ſich theils in großen, weitausſehenden Unternehmungen gefiel, theils auch ihn überredete, er ſelbſt habe hinlängliche Einſicht in Alles, und vermöge Alles ſelbſt anzuordnen und zu leiten.

Es war unſtreitig ein eben ſo kühnes, als, wenn es gelang, außerordentlich günſtiges Unternehmen, die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe ernſtlich zu verſuchen. Wenn man auch, nicht ganz mit Unrecht, ſagen möchte, es ſey zweckmäßiger, den, wie vorauszuſehen war, nicht geringen Aufwand, den dieſer Verſuch erforderte, auf beſſern Anbau des ſchon vorhandenen urbaren und ſehr ergiebigen Bodens des Kirchenſtaats zu verwenden, und ſo den ſichern Gewinn einem ſehr unſichern vorzuziehn; ſo war es doch ſehr der Mühe und einiger Aufopferung werth, durch Ableitung jener modernden Gewäſſer, die eine vordem fruchtbare und von zahlreichen Menſchen bewohnte Flur in eine traurige Wüſte verwan-

Welt hatten, und durch Herſtellung eines feſten Bodens, für eine weite Landſchaft eine reinere Luft zu gewinnen, und die Geſundheit eines nicht unbedeutenden Theils des Kirchenſtaats dadurch zu befördern. Von Aſtura erſtrecken ſich die längſtberüchtigten pontiniſchen Sümpfe an der Meeresküſte hin, bis nach Terracina, und tief ins Land hinein bis an die Waldungen von Ciſterna und Sermonetta. Nur dieſe Waldungen hemmen die weitere Verbreitung ihrer giftigen Dünſte. Schon frühere Päpſte hatten darauf gedacht, dieſe Moräſte unſchädlich und bewohnbar zu machen, aber durch die ſchwer zu überwindenden Schwierigkeiten und die großen Koſten, deren Erfolg ungewiß ſchien, ſich abſchrecken laſſen. Pius wünſchte auch hier ſeinen Namen zu verewigen; raſch ergriff er den Gedanken, lud ſeine Unterthanen zu Actien ein, errichtete dazu eine eigne Bank (Monte dei Paludi genannt), empfing nicht unbeträchtliche Beiträge, und ließ im Jahr 1777 die Arbeit beginnen. Sie ward anfänglich mit großem Eifer und vieler Thätigkeit betrieben; im folgenden Jahr konnte ſchon ein, freilich nur ſehr kleiner Theil, bebaut werden; aber Verſtändige überzeugten ſich bald, daß die Ausbeute mit dem Aufwand in keinem Verhältniß ſtand, und daß die Schwierigkeiten im Fortſchritt der Arbeit ſich mehrten. Nur Pius, der einen Theil ſeines Ruhms an dieſes Unternehmen geſetzt, ließ nicht ab, und ermunterte ſich ſelbſt durch wiederholte Reiſen dahin zur bedenklichen Fortſetzung der Arbeit. Bei ſeiner erſten Reiſe, die einem Triumphzug glich, und auf dem Wege nach Terracina durch viele Denkmäler verewigt ward, faßt' er ſogar den großen Gedanken, wenn die Sümpfe erſt bezwungen wären, eine neue Stadt dort zu gründen, und dieſe nach ſeinem Namen zu nennen. Riſſe dazu wurden ſchon in Menge verfertigt, die Arbeiten um ſo eifriger fortgeſetzt. Im Jahr 1786 war wenigſtens die berühmte Appiſche Straße (via Appia), welche allein die Sümpfe zugänglich macht, aufgedeckt, und in ihrer alten Feſtigkeit wieder eröffnet. Die Römer freuten ſich des Anblicks dieſes Zeugniſſes der untergegangnen Zeit, das ſo viele Erinnerungen an Roms ehemalige Größe erweckte. Aber ihr Eifer für das Unternehmen war bald erkaltet, und laute Unzufriedenheit mit der eigenſinnigen Beharrlichkeit und der Allen empfindlichen Ver-

ſchwendung des Papſtes an deſſen Stelle getreten.*) Erſt nach zwölfjähriger Mühe und einem ungeheuren Aufwand ſchien er endlich ſich ſelbſt überzeugen zu müſſen, daß es rathſam ſey, davon abzuſtehn; aber auch dann nahm er mit der ihm eignen Hartnäckigkeit den Plan wieder auf, der ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, weil er in den Augen der Fremden ſeine Regierung verherrlichte, allenthalben Aufſehn und Theilnahme erregte, zur Entſchädigung für den Tadel, den die nähern Beobachter oft bitter ausſprachen, und für alle unerfreuliche Erfahrungen, mannigfache Lobſprüche und Bewunderung eintrug. So blieb er, auch unter mannigfachen andern Sorgen und wichtigen Angelegenheiten, ein Lieblingsgedanke, und ward, obwohl mit geringerem Nachdruck, fortgeführt, bis das Unglück der nachfolgenden Zeiten das Werk unterbrach. Zu einiger Rechtfertigung deſſelben dient allerdings, daß nicht nur eine Menge müſſiger und erwerbloſer Menſchen dadurch Arbeit und Nahrung erhielt, ſondern auch nur durch Ausdauer in dem Unternehmen der beabſichtigte Nutzen, wenigſtens zum Theil, bewirkt, und die, anfänglich mit wohlbegründeter Hoffnung, angewendete Mühe und Auslage einigermaaßen erſetzt werden konnte.

Erſprießlicher konnte für den Handel und für den ganzen Kirchenſtaat ein Hafen in der Mark Ancona werden, auf welchen, weil er den wichtigen levantiſchen Handel begünſtigte, ſchon unter den vorigen Päpſten viel gewendet worden war. Pius ließ ſogleich die begonnenen Arbeiten am Hafen fortſetzen, und nicht ohne Gepränge den Grundſtein zu einem Leuchtthurm legen; that aber für den Handel ſelbſt, deſſen Verhältniß zur Staatswohlfahrt er zu wenig würdigte, nicht ſo viel, daß die großen Hoffnungen in Erfüllung gehn konnten.

*) Als Pius ſogar eine bedeutende Summe aus dem reichen Schatz des heiligen Hauſes zu Loretto genommen, die er zwar verzinſte, aber auch größtentheils auf die Arbeiten in den Sümpfen verwendete, brachte der Witz der Römer von allen unnützen Ausgaben das Sprichwort auf: Sono andate alle paludi Pontine („ſie ſind in die pontiniſchen Sümpfe gewandert.“)

Von allen ähnlichen Unternehmungen aber betrieb er (nächſt der koſtſpieligen aber nicht unverdienſtlichen Erbauung einer neuen Kirche im Flecken Subiaco) kaum Eins mit ſolchem Eifer, wie die Errichtung einer neuen Sacriſtei an der Peterskirche. Schon im zweiten Regierungsjahr, wo ganz andere Sorgen ihn beſchäfftigen mußten, und, bei fühlbarem Mangel, jeder unnütze Aufwand zu vermeiden war, ließ er den Bau beginnen, und mit mehr Pracht, als gebildetem Geſchmack, mit einer Verſchwendung, die leicht eine Million koſtete, die Arbeit fortſetzen. Und doch war das Ganze ein thörichtes und undankbares Werk, ſichtbar nur eine Befriedigung ſeiner Eitelkeit, ein nur zu gerechter Grund ſtarker, oft erneuter Vorwürfe, welche die Römer um ſo weniger zurückhielten, als das herrliche, von ihnen nach Verdienſt bewunderte und gefeierte, Werk der Baukunſt, die Peterskirche, nichts dadurch gewann, ja ſogar entſtellt ward. Aber glänzende Inſchriften meldeten, daß Pius VI. dieſe Sacriſtei gegründet habe, (die man allgemein nur ein Denkmal ſeines Stolzes nannte,) und eine große, doch nicht ſehr kunſtreiche (von Penna gearbeitete) Statue des Papſtes krönte das Werk.

In der That ſtellte ſeine Eitelkeit nicht ſelten ſeinen Verſtand und ſeine Geſinnung in Schatten, und verrieth ſich auch bei dem Guten, was er förderte. Ohne vorzügliche Kunſtkenntniß, auch, wie es ſchien, ohne große Neigung zur Kunſt, wenigſtens ohne tiefen Sinn für ihre Werke, wollt' er doch auch den Ruhm eines Kenners und Beförderers derſelben haben. Er ſcheute keine Koſten, den Schatz alter Denkmäler, deren Rom ſich freute, zu vermehren, und durch Nachgrabungen und Ankauf die Ueberreſte alter Bildhauerei zuſammenzubringen. Wenn er auf dieſe Weiſe mit mehrern ſchönen Kunſtdenkmälern des Alterthums das päpſtliche Muſeum (Pio-Clementinum) bereicherte, und dadurch ſich unleugbar großes Verdienſt erwarb, ſo vergaß er auch nicht, mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, an jedem einzelnen, auch dem unbedeutendſten Kunſtwerk, die Inſchrift eingraben zu laſſen, daß es durch die Munificenz Pius VI. da ſtehe. — Auch neuere Künſtler unterſtützt' er mit aufrichtigem Wohlwollen, aber auch ohne einſichtsvollere

Würdigung ihrer Verdienſte. Sein Kunſtgeſchmack äußerte ſich beſonders in großer Vorliebe für Moſaikarbeiten, die er am meiſten in Aufnahme brachte. Eine zu St. Peter errichtete Fabrik lieferte in der That große und ſchöne Werke, nach deren Muſter auch aus Privatwerkſtätten manche kunſtreiche und erfreuliche Arbeit hervorging.

Wenn man den Aufwand erwägt, den Pius ſeit ſeinem Regierungsantritt machte, und dazu die Geldverlegenheit, in der er ſich vom Anfang an befand, die Hülfloſigkeit ſeines Schatzes und die Noth ſeiner Unterthanen, ſo begreift man nicht nur, daß die letztern mit ſeiner Herrſchaft bald unzufrieden werden mußten, ſondern man darf auch um ſo gerechter die Eitelkeit anklagen, die ſtärker war als ſein Wohlwollen, und ihn zu einer Handlungsweiſe verleitete, die eben ſo ſehr ſeine eigne Verlegenheit, als die Laſten ſeiner Unterthanen endlos vergrößerte. In ſeinem Hofſtaat herrſchte Pracht und Verſchwendung; die weiſe, und ſo zeitgemäße Sparſamkeit Clemens XIV. ward ſo völlig aufgegeben, daß, was dieſem für einen Monat genügt hatte, ihm kaum für eine Woche genug war. Darum mehrte ſich denn auch unter ſeiner Regierung die Staatsſchuld*) mit jedem Jahre, während die Einkünfte aus fremden Ländern ſich ſo verminderten, daß nur die Sorgloſigkeit und leichtgläubige Unbedachtſamkeit der Römer ſich zu immer neuen Anleihen willig finden laſſen konnte, und auch dieſe endlich nicht mehr ausreichten. Immer ungünſtiger ward die öffentliche Meinung; die Staatskräfte ſchienen ſich gänzlich zu erſchöpfen, und das Vertrauen der Unterthanen zu der Regierung ging unrettbar verloren. In der allgemeinen Unzufriedenheit entwickelten ſich die Keime einer Empörung, die nur einer äußern Begünſtigung bedurfte, um die ganze Verfaſſung gewaltſam zu vernichten. — Kein ſtrenges Gericht über die des Mißbrauchs ihrer Gewalt angeklagten Schatzver-

*) Im Jahr 1766 belief ſie ſich, nach des Papſtes, als damaligen Schatzmeiſters, eigner Berechnung, auf 61 Millionen Röm. Thaler. Im Jahr 1789 war ſie um 26 Millionen vermehrt.

walter der vorigen Regierung, keine Congregation, die Mittel auffinden ſollte, den gänzlichen Verfall des Staatshaushalts abzuwehren und den Wohlſtand des Ganzen zu retten, keine halben Maaßregeln, Mißbräuchen zu ſteuern und die Einnahme mit der Ausgabe in einiges richtigeres Verhältniß zu ſtellen; nichts von dem Allen konute kräftig genug wirken, wenn nicht das Haupt der Regierung ſelbſt den nothwendigen Einſchränkungen freiwillig ſich unterwarf, mit dem ermunternden und beruhigenden Beiſpiel ſtrenger Sparſamkeit vorleuchtete, und, wie der Vater eines verarmten Hauſes, unnützen, wenigſtens unzeitigen Glanz verſchmähend, das Bedürfniß des Augenblicks erwägend, löbliche Vermehrung des Erwerbs, billige Verminderung des Aufwands gleich eifrig und ernſtlich erſtrebte. Aber Vieles ward verſucht, nur das Nächſtliegende, das Rechte nicht! —

Unbedachtſam mehrte **Pius** das eigne und des Landes Unglück, da er das hochwichtige Schatzmeiſteramt, das er früher ſelbſt verwaltet, als Papſt dem Cardinal **Palotta**, einem wohlgeſinnten und einſichtsvollen Mann, anvertraut hatte, dieſem abnahm und es dem Cardinal **Ruffo**, einem Verwandten ſeines ehemaligen Wohlthäters, übertrug. Folgt' er dabei auch der lobenswürdigen Neigung ſeines dankbaren Herzens, ſo blieb es doch tadelnswerth, daß er nicht erwog, wie wenig **Ruffo** das öffentliche Vertrauen beſaß, und wie er zu jenem Poſten gar nicht geeignet war.

Aber nichts hat **Pius** VI. ſo gerechten und allgemeinen Tadel zugezogen, und ihn mit dem bitterſten Unwillen ſeiner Unterthanen ſo ſchwer belaſtet, als der gräuliche **Nepotismus**, der ihn unempfindlich machte gegen die gegründetſten Klagen und das ſichtbarſte Elend ſeines Volkes, und ſeine guten Eigenſchaften faſt vergeſſen ließ. Von dieſer Sünde hatten ſeine nächſten Vorgänger ſich unbefleckt erhalten; aber ihr Beiſpiel leitete ihn nicht, vielmehr riß auch hier, ſchon in den erſten Regierungsjahren, die Eitelkeit ihn hin, ſeine Familie, auf Unkoſten ſeines Landes, gegen Pflicht und Gerechtigkeit zu erheben und zu bereichern. Durch heilige Eide leiſtet jeder Papſt auf alle dem Staat nachtheilige Begünſtigungen ſei-

ner Verwandten Verzicht; weiſe, auf alle Fälle berechnete Geſetze verhüten, daß ein Grundbeſitz oder ein anderes Eigenthum des päpſtlichen Stuhls verſchenkt oder auf irgend eine Weiſe an Privatleute übertragen werde; alle Cardinäle ſind zu Wächtern des Staatsvermögens verordnet und feierlich verpflichtet; ſelbſt für den Fall, daß gleichwohl ein Papſt die Geſetze umginge, und Staatsgüter verſchenkte, iſt (beſonders durch die Verordnung Innocenz XII., zu Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt gemacht,) dem nachfolgenden Papſt und dem Cardinalscollegium die Pflicht, die Rückerſtattung zu fodern, ſo dringend eingeſchärft, daß kein auf eine päpſtliche Schenkung gegründeter Beſitz eine bleibende Sicherheit gewähren könnte; auch die Verwendung der Staatseinkünfte und die Verwaltung der Kammergüter iſt, bei allen Mängeln der Verfaſſung, doch ſo geſtellt, daß ein Papſt wenigſtens kein übergroßes Privatvermögen, auf rechtmäßigem Wege, ſammeln oder die Seinigen bereichern kann. Gleichwohl bleiben noch Wege dazu offen, und Pius wußte dieſe zu verfolgen. Bald nach ſeiner Erhebung ließ er ſeinen Schweſterſohn Oneſti aus Ceſena kommen, und übertrug ihm das, nach der Verfaſſung des Römiſchen Hofes, ſehr wichtige, und überaus einträgliche Amt eines Oberhofmeiſters (Maggiordomo). Nachdem er neun Jahr lang daſſelbe, als eine gute Pfründe, mit großem eignen Vortheil, verwaltet hatte, erhob ihn ſein Oheim zum Cardinal, und ſtattete ihn ſo reichlich mit andern Pfründen und einem Malteſerpriorat aus, daß er bald einer der reichſten Prälaten ward. Doch viel unrühmlicher war die Begünſtigung eines andern Neffen, Luigi Braſchi, der im weltlichen Stande blieb, aber zu den höchſten Ehren und Reichthümern erhoben ward. Der junge, unbedeutende Mann ſtieg aus Armuth und Beſchränktheit raſch empor, und empfing aus einer angeſehenen Familie eine Tochter zur Gattin, die ihm ſchon zu einigem Wohlſtand verhalf. Aber der päpſtliche Oheim ſchämte ſich auch nicht, zu verſtehn zu geben, daß Hochzeitsgeſchenke angenommen würden, und da er ſogar ſich herabließ, im eignen Palaſt ein Zimmer zum Empfang zu öffnen, und täglich mit Wohlgefallen jede Gabe und ihren Werth zu bemerken, ſo ſtrömten von Cardinälen, Prälaten, Römiſchen Großen, und von Allen, die den

Papſt zu gewinnen wünſchten, ſo reiche Spenden herbei, daß der Beſchenkte ſchnell ein reicher Mann ward. Dazu erkaufte ihm Pius das Schloß Nemi mit einem Dorf (im römiſchen Gebiet), ernannte ſpäter ihn zum Herzog, und wußte es beim ſpaniſchen Hof ſo einzuleiten, daß er auch Grand von Spanien ward. Aber wahrhaft empörend und eine ſchreiende Ungerechtigkeit, bei der ſogar wiederholte Rechtsſprüche ungültig gemacht werden mußten, war die Erwerbung der lepriſchen Güter für denſelben Neffen. Die Schwachheit eines kindiſchen Greiſes ward bewogen, eine nahe Verwandte, die rechtmäßige Erbin, zu übergehn, und den päpſtlichen Neffen zum Erben einzuſetzen. Und doch war auch damit das Maaß der Ungerechtigkeit und des ſchimpflichen Nepotismus noch nicht erſchöpft. Der Herr von Nemi und nachmalige Herzog wucherte mit dem ungerechten Gut; kaufte alles Oel im Lande auf, und nicht nur ward, troß aller dagegen vorhandenen Geſetze, dieſem Unfug kein Einhalt gethan, ſondern der Preis des Oels durfte auch, zu großem Kummer des armen Volks, ungebührlich geſteigert werden, und ſelbſt der Oberverwalter der Lebensmittel (Grascia) mußte bei dem päpſtlichen Neffen kaufen. Eben ſo bemächtigte ſich dieſer, nicht minder geſetzwidrig, des Kornhandels; er kaufte von dem ohnehin gedrückten Landmann, zu den geringſten Preiſen, große Vorräthe, brachte die Erlaubnißſcheine zur Ausfuhr an ſich, und ließ mit großem Gewinn das Getraide ins Ausland führen. Auch andre Erwerbsmittel wurden nicht verſchmäht, und Pius hatte die Freude, ſeine arme Familie ſchnell als eine der reichſten zu ſehen.

Bei ſolchen offenkundigen Ungerechtigkeiten, bei ſolcher Rückſichtsloſigkeit gegen die Leiden ſeiner Unterthanen, kömmt man in Verſuchung, eben ſo ſehr des Papſtes Rechtsgefühl, als, in Erwägung der fortdauernden und ſich mehrenden Mängel der Verwaltung, ſeine Einſicht, ſeine Fähigkeit zur Regierung zu bezweifeln. Gleichwohl liebt' er die Gerechtigkeit, wollt' er aufrichtig, aber ohne Kraft, ohne Selbſtbeherrſchung, das Gute. Zu viel mit dem Außerweſentlichen beſchäfftigt, durch zu viele Liebhabereien zerſtreut, allzuſehr nach außen gerichtet, auf die Macht ſeines geiſtlichen Thrones, auf den Glanz

ſeines Namens bedacht, vernachläſſigt' er heilige Berufspflichten.

Die Gerechtigkeitspflege in Rom und im ganzen Kirchenſtaat war unter ſeiner Herrſchaft ſo kraftlos, ſo unzureichend, ſo willkührlich, wie je. Nicht blos die Juden, gegen die er ſich unmäßig ſtreng, ja ungerecht bewies, die, für immer erneute Anſprüche der Kammer an ihre Schätze, nicht die kleinſte Erleichterung ihrer gedrückten Lage erlangten, hatten über ihn zu klagen; auch ſeine chriſtlichen Unterthanen vermißten ein geſetzliches Verfahren, jene ohnehin durch die Verfaſſung beſchränkte Wachſamkeit für das perſönliche Eigenthum Aller, Schutz und Hülfe bei begründeten Klagen, das Recht, deſſen in einem wohlgeordneten Staat jeder ſich erfreuen ſoll. Bringt man auch die großen, zum Theil unüberwindlichen Schwierigkeiten in Anſchlag, welche in dem Geiſt der *Italiäner*, in den Verhältniſſen Roms, in verjährten, nicht *plötzlich* abzuſtellenden Mißbräuchen gegründet ſind, ſo kann man doch die Saumſeligkeit und Unachtſamkeit nicht rechtfertigen, welche Pius in der Aufſicht über die *Handhabung* der Geſetze verſchuldete. Er ließ auch darin Alles den alten verderbten Gang fortgehen, und Unzählige ſeufzten, daß ſie da das Recht nicht fanden, wo allein ſie es erwarten konnten. Man durfte nicht ſowohl mit der Strenge der Geſetze, denn dieſe konnten kaum irgendwo milder ſeyn, oder mit der Härte der Gerichtshöfe, denn dieſe waren in der Regel nur zu nachſichtig, als damit unzufrieden ſeyn, daß in unzähligen Fällen weder ein Geſetz, noch ein Gericht vorhanden zu ſeyn ſchien! —

Auf dieſe Weiſe konnte Pius freilich weder Liebe noch Vertrauen gewinnen, und bereitete ſich ſelbſt Kränkungen mancherlei Art. Oft, wenn er in den Straßen Roms den apoſtoliſchen Segen ertheilte, vernahm er die laute Erwiederung: „Heiliger Vater, das iſt nicht der Segen, deſſen wir bedürfen, ſondern Brod und Oel!“ —

Schon im Jahr 1777 verbreitete ſich die Sage von einer verſuchten Ermordung des heiligen Vaters. Drei Männer, als Pilgrime gekleidet, waren bis ins Innre des Vaticans vorgedrungen, und Einer von ihnen hatte

die abwehrende Schweizerſchildwache mit einem verborgnen Dolch verwundet. Während indeß die beiden andern dem eintretenden Papſt eine Bittſchrift überreichten, entfloh der Thäter. Zwar wurden alle drei verhaftet, aber bald nachher großmüthig entlaſſen und verwieſen, und man ließ von dem ganzen Ereigniß nichts weiter verlauten.

Als im Jahr 1778 Pius in eine ſchwere und langwierige Krankheit verfiel, die im folgenden Jahr ſein Ende herbeizuführen ſchien, konnt' es nicht verborgen bleiben, daß die Römer ſeinen Tod mehr hofften als fürchteten, und daß die Freude über ſeine endliche Geneſung eben nicht aufrichtig war. Es gehörte viel Selbſtgefälligkeit dazu, wenn er ſich überredete, die Liebe ſeines Volks, das unter hartem Druck ſeufzte, zu beſitzen.

Aber Leiden andrer Art waren ihm vorbehalten, und ſeine Sorgen mehrten ſich im Fortgang der Zeit. Seit dem Jahr 1777 trat auch Neapel, das ſeit Jahrhunderten als ein päpſtliches Lehn behandelt worden, und für den päpſtlichen Schatz beſonders ergiebig geweſen, aus ſeinem Verhältniß zum Papſt immer mehr heraus. Zwar hatte der neapolitaniſche Hof keinen perſönlichen Widerwillen gegen Pius; doch mochte deſſen Neigung zu den Jeſuiten auch dort mißfallen. Mehr noch war es der Geiſt der Zeit, der, aller päpſtlichen Gewalt widerſtrebend, auch hier einige Feinde dem Römiſchen Stuhl erweckte, zu ſtrengern Maaßregeln gegen die bisherigen Verhältniſſe antrieb. Man begann den Einfluß einzuſchränken, welchen der Papſt, ſeit alter Zeit, auf das Königreich gehabt, und die Einkünfte, die er ſonſt von dorther gezogen hatte. Zwar ward die Lehnspflichtigkeit nicht gänzlich vernichtet, aber der Lehnszins ſehr bedeutend herabgeſetzt, und ſelbſt die Gerechtſame, die man noch zugeſtand, blieb der Willkür des Königs ſo ſehr anheimgegeben, daß dieſer nur nach eignem Gutbefinden, und blos als eine freiwillige fromme Gabe, eine jährliche Steuer bewilligte, in welche auch die Entſchädigung für den ſonſt üblichen Zelter, deſſen Ablieferung nicht länger beliebt ward, eingeſchloſſen war. Dieſer Lehnsſtreit dauerte durch die ganze Regierungszeit Pius VI., der das Ende nicht er-

Ordensgliedern unterſagt, ſelbſt nach Rom zu reiſen, ihre Breviarien, Chorbücher und ähnliche Werke aus dem Ausland zu holen, einen Ausländer zum Ordensobern zu wählen. Am 26ſten März ward allen Erzbiſchöfen und Biſchöfen in den Erblanden aufgegeben, jede vom päpſtlichen Stuhl erlaſſene Bulle, jedes Breve, jede Anordnung, in welcher Form ſie erſcheinen möge, in beglaubigter Abſchrift der höchſten Landesſtelle vorzulegen, und die landesherrliche Beſtätigung (das Placitum regium) einzuholen, ehe man zur Bekanntmachung ſchreite. Am 13ten Mai ward die Einlieferung aller Exemplare der berüchtigten Nachtmahls-Bulle*) und aller Ritualien, in denen ſie ſich finde, gefordert; am 1ſten September die Verordnung vom 26ſten März auch auf die ſogenannten Litteras apostolicas (päpſtliche Hirtenbriefe) ausgedehnt, und geboten, daß alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ehe ſie die päpſtliche Weihe erhielten und den dabei gewöhnlichen Eid an den päpſtlichen Stuhl ablegten, nach einer *vorgeſchriebenen* Form, den Eid der Treue dem Landesherrn leiſten ſollten. Am 4ten September ward verboten, ferner eine Diſpenſation von Ehehinderniſſen in *Rom* einzuholen, und den Biſchöfen das Recht ertheilt, *in allen* kirchlichen Hinderniſſen ſelbſt zu verfügen. Darauf folgte am 13ten October das berühmte Toleranzedict, das allen Nichtkatholiſchen freie, jedoch nicht öffentliche Religionsübung und Privatgottesdienſt, Bethäuſer und Pfar-

rer

*) Sie heißt: In coena Domini. Ihr eigentlicher Urſprung verliert ſich in die dunkle Vorzeit. Ausdrücklich wird ſie zuerſt unter Paul III. im Jahr 1536 erwähnt. Pius V. erweiterte und verſtärkte ſie im J. 1567. Schon damals legten Frankreich, Venedig, ſelbſt Spanien einen Widerſpruch gegen dieſelbe ein, und ließen ſie in ihren Beſitzungen nicht bekannt machen. Gleichwohl machte Urban VIII. ſie in neuer, nicht glimpflicherer Geſtalt bekannt. Die Päpſte änderten, jeder nach ſeinem Gutdünken, etwas daran, und ſie ward alljährlich am grünen Donnerstag feierlichſt, in ihrer Gegenwart, vorgeleſen. Sie ſpricht den Bann aus über alle Ketzer, deren viele namentlich unter ihnen, beſonders auch die Proteſtanten, aufgeführt werden, über alle ihre Beſchützer, vorzüglich auch über die Fürſten, die mit ihnen ſich verbunden, ſo wie über Alle, welche des Papſtes Gewalt kränken, ſeine Hirtenbriefe der fürſtlichen Einwilligung und Beſtätigung unterwerfen, u. ſ. w.

ter zugeſtand, und durch mehrere nachfolgende Verordnungen noch genauer und feſter beſtimmt ward. Am 27ſten November hob eine neue Verordnung auch die Bulle Unigenitus*), die ohnedies nie förmlich in den kaiſerlichen Staaten anerkannt geweſen, dergeſtalt auf, daß ſie als nicht vorhanden betrachtet werden ſolle. Zu dieſen und andern Beſchlüſſen, welche in den öſterreichiſchen Staaten die kirchlichen Verhältniſſe völlig umwandelten, kam noch am 12ten Januar 1782 jene merkwürdige Verordnung, welche die langgefürchtete Aufhebung mehrerer geiſtlicher Orden und Klöſter umſtändlich verfügte, und das dabei zu beobachtende Verfahren ſo genau beſtimmte, daß der feſte Wille des Kaiſers nicht verkannt werden konnte, und ſchon am 20ſten Januar begann durch die Beauftragten das Werk der Vernichtung. —

Mit tiefem Schmerz empfing Pius die Kunde von allen dieſen Verfügungen und Maaßregeln, und ſchwankte lange rathlos, wie er ſich zu verhalten habe. Kluge Nachgiebigkeit und Mäßigung empfahlen die Weiſeſten unter ſeinen Umgebungen, damit wenigſtens der Schein einer gefälligen Einwilligung in des Kaiſers Reformationsplane, und Einiges, was Hartnäckigkeit völlig verſcherzen möchte, gerettet werde. Aber eiſernde Papiſten riethen vielmehr zu entſchloſſenem Widerſtand, damit der raſche Schritt des Kaiſers doch etwas gehemmt, das Anſehn des Römiſchen Stuhls aufrecht erhalten, und ob auch nicht Alles wiedergewonnen, doch auch kein Recht freiwillig Preis gegeben, vielmehr durch eine fortdauernde Proteſtation verwahrt werde. Der Papſt ſelbſt ſtimmte, aus natürlicher Neigung, den letztern bei; ſein Stolz ertrug den Gedanken nicht, daß Er, das Oberhaupt der Kirche,

*) Sie ward, in den Janſeniſtiſchen Streitigkeiten, von Clemens XI. im J. 1713 ausgegeben, und verdammte 101 angeblich irrige Lehrſätze aus Paſchaſius Quesnels franzöſiſcher Bearbeitung des N. Teſtaments, unter dieſen, wie auch katholiſche Theologen bemerkten, ſogar ſolche, die mit der heil. Schrift und den Kirchenrätern vollkommen übereinſtimmten. Dieſe Bulle (Constitutio) hatte, wie bekannt, zu unzähligen Händeln und Verwirrungen in der Römiſchen Kirche Anlaß gegeben.

einer weltlichen Macht weichen, die alten Anſprüche ſeines Stuhls aufgeben ſollte; ſelbſt ſein Pflichtgefühl, das Bewußtſeyn deſſen, was er ſeiner Würde ſchuldig zu ſeyn glaubte, trieb ihn an, den raſchen Umwälzungen alter Verhältniſſe ernſtlich entgegen zu wirken. Gleichwohl hatte er nicht Muth noch Kraft genug, um gefaßt und entſchloſſen, wie vordem Clemens XIII., dem Gegner zu begegnen, und einen beharrlichen Widerſtand zu leiſten; ſo machte ſeine gutmüthige Schwäche ihn weicher und nachgebender, als er ſeinen Grundſätzen nach ſeyn wollte. Durch Gerardi, ſeinen Nuncius in Wien, nachher durch wiederholte Sendſchreiben ermahnt' er den Kaiſer, von ſeinen Neuerungen abzuſtehn, und erklärte ſeine Bereitwilligkeit, zur Abſtellung wirklicher Mißbräuche in der Kirche die Hand zu bieten. Aber ſowohl des kaiſerlichen Miniſters (Kaunitz), als des Kaiſers eigne Antworten überzeugten ihn, wie man weder Rath noch Beiſtand von ihm verlange, Rechte, die er anſprach, gar nicht anerkenne, von allen Kirchenſachen bloß die reingeiſtlichen ſeiner Entſcheidung unterwerfe, und bei den begonnenen Verbeſſerungsplanen nicht einmal ein Stimmrecht ihm zugeſtehe. Er mußte ſich überzeugen, daß *viele deutſche* Prälaten die Maaßregeln des Kaiſers billigten, und daß die Stimme derer, die zu Gunſten der päpſtlichen Gerechtſame ſprachen (wie des Erzbiſchofs von Wien, Cardinals Migazzi, der, als ein eifriger Anhänger des Römiſchen Hofes und entſchloßner Vertheidiger auch ungebührlicher Anſprüche deſſelben, ſogar gewagt hatte, gegen die Verordnung vom 24ſten März 1781 bereits am 20ſten März, alſo vor Erſcheinung derſelben, auf ein bloßes Gerücht hin, zu proteſtiren), gar nicht gehört ward.

In dieſer Noth ergriff Pius ein Mittel, das ſeine Eitelkeit ihm als das wirkſamſte vorſpiegelte, deſſen Erfolg ſeine Selbſtgefälligkeit allein auf den Eindruk, den ſeine Perſönlichkeit machen werde, berechnete. Er ſelbſt wollte verſuchen, des Kaiſers und ſeiner Räthe Standhaftigkeit zu beſiegen, die bis dahin allen Bemühungen unzugänglich geweſen war. Auf jeden Fall würde, hofft' er, ſein perſönliches Erſcheinen in Deutſchland das faſt vergeſſene Anſehn der päpſtlichen Heiligkeit wieder her-

ſtellen, und ſo ſeine Reiſe dahin eine Art von Triumph-zug werden. Wirklich beſchloß er die Reiſe nach Wien, und war von dieſem Vorſatz nicht abzubringen, ſo dringend man ihm auch davon abrieth. Schon im December 1781 meldet' er dem Kaiſer ſeinen Entſchluß. Dieſer war erſtaunt, zweifelnd, wie des Papſtes Antrag aufzunehmen ſey; aber obwohl ſeine Räthe wiederholt vorſtellten, daß man den päpſtlichen Beſuch nicht annehmen dürfe, weil durch denſelben gegen des Kaiſers Plane bei dem Volk größere Abgeneigtheit bewirkt werden könne, ſo war Joſeph doch ſo feſt überzeugt, daß nichts ſeine Unternehmungen hemmen ſolle, und fand des Papſtes Erſcheinen an ſeinem Hofe ſelbſt, in mehr als Einer Hinſicht, ſo günſtig, daß er ſehr freundlich und mit Achtung ihm meldete, wie willkommen der heilige Vater perſönlich in Wien ſeyn werde, obwohl er nicht bergen mochte, daß durch dieſen Beſuch in des Kaiſers kirchlichen Reformen nichts geändert werden könne. Ein neues Schreiben lehnte aber des Papſtes Wunſch, nicht als Papſt, ſondern nur als ein Biſchof, in halbem Incognito, nach Wien kommen, und in dem Nuntiaturgebäude ſich aufhalten zu dürfen, mit vieler Feinheit ab, und bat Pius, in ſeiner ganzen Würde aufzutreten, und in der Hofburg ſeine Wohnung zu nehmen. Er ſcheint auch ſelbſt zu dieſer feierlichern und glänzendern Rolle mehr geneigt geweſen zu ſeyn, und nahm des Kaiſers Einladung um ſo lieber an, als er in der angewieſenen ehrenvolleren Wohnung ſich dieſem näher befand, und beſſer ihn bearbeiten konnte.

Die Römer hatten an dieſer Reiſe kein Gefallen, ſie ſchien ihnen eine Erniedrigung des Oberhauptes der Kirche; auch mochten ſie den unnützen, ihnen aber gewiß drückenden Aufwand, der dabei unvermeidlich war, in Anſchlag bringen. Indeß wurden in allen Römiſchen Kirchen feierliche Gebete und Umzüge angeordnet. Pius verfügte über die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten während ſeiner Abweſenheit, und über Alles, was geſchehen ſollte, auch für den Fall, daß er vor der Rückkehr ſtürbe, weshalb auch die Bulle: ubi Papa, ibi Roma aufgehoben ward. Sein Teſtament übergab er ſeinem Neffen; alle ſeine irdiſchen Angelegenheiten hatt' er mög-

lichſt geordnet, und ſich auf Alles ſorgfältig vorbereitet. Sein frommer Sinn wollte auch der andächtigen Erhebung nicht entbehren, durch die er Freudigkeit und Muth für ſein Unternehmen gewann, und die Zuverſicht auf den höhern, göttlichen Beiſtand.

Am Abend vor ſeiner Abreiſe ſtieg er allein in die unterirdiſche Capelle der Peterskirche hinab, betete lange am größten Altar, unter dem die Gebeine der Apoſtel Petrus und Paulus ruhen, und las dann eine ſtille Meſſe. Am 27ſten Februar 1782 begab er ſich, nachdem er vorher in der vaticaniſchen Capelle andächtig gebetet, noch einmal in die Peterskirche, hörte noch eine Meſſe, ertheilte dann, vor der großen Pforte, dem zahlreich verſammelten Volk den Segen, trennte ſich von dem eben anweſenden Großfürſten von Rußland, und verließ darauf unter glänzender Begleitung Rom.

Die dreifache Krone und Alles, was zu den päpſtlichen Prachtauszügen gehörte, dazu vier Cardinalshüte, die vielleicht deutſchen Prälaten zu Theil werden ſollten, und eine Menge goldner Medaillen zu Geſchenken, wurden mitgenommen. Die Andacht des überall herbeiſtrömenden, um ſeinen Segen flehenden Volks, die Feierlichkeiten und Freudenbezeugungen, mit denen man ihn allenthalben auf ſeinem Weg empfing, mußten ihm eine Entſchädigung ſeyn für die Beſchwerden der Reiſe. Er ſah ſeine Vaterſtadt wieder, und freute ſich, daß ſein Glanz auch ſie, um ſeinetwillen, überſtrahlte, wiewohl eine Fluth von Bitt- und Klagſchriften ſeine Freude ſtörte; ſelbſt die Republik Venedig, ſo lange eine Feindin Roms, empfing ihn mit feſtlichem Gepränge; in Görz, der öſterreichiſchen Gränzſtadt, erwartete ihn der kaiſerliche Vicecanzler mit dem päpſtlichen Nuncius und glänzendem Gefolge. Der Kaiſer mit dem Erzherzog Maximilian ging ihm bis Neukirchen (6 Meilen von Wien) entgegen, nahm ihn, nach ehrenvoller und freundlichſter Bewillkommung, in ſeinen Wagen auf, und führte ſo (am 22ſten März), begleitet von zahlloſer Menſchenmenge, ihn in Wien ein, wo er in der Hofburg die Zimmer der verſtorbenen Kaiſerin bezog.

Die eintretende Charwoche verging unter kirchlichen Feſten. Am Oſtertag (31ſten März) hielt der Papſt ſelbſt das feierliche Hochamt in der Stephanskirche. Aber bei dieſer bedeutendſten öffentlichen Handlung, die viele Tauſende von nah und fern herbeigezogen hatte, fehlte der Kaiſer, man ſagte, weil der päpſtliche Ceremonienmeiſter, im Geiſt früherer Zeiten, ihm einen niedrigern Seſſel, als dem heiligen Vater zugedacht hatte.

Mancherlei Feſte verherrlichten des Papſtes Aufenthalt; täglich ertheilt' er dem verſammelten Volk den Segen; die angeſehenſten Männer des Staats wurden zum Fußkuß zugelaſſen; der päpſtliche Pantoffel war in einem Zimmer ausgeſtellt, und Tauſende kamen, ihn zu küſſen; Vornehmern ward er ins Haus geſendet; unzählige Roſenkränze brachte man herbei, daß der Papſt ſie weihe.

Aber ſchwieriger und unerfreulicher waren ſeine Bemühungen für das, was ſeine Reiſe veranlaßt hatte. Der Kaiſer ließ ſich ſelten zu einem traulichen Geſpräch, das die wichtigſten Angelegenheiten berührte, geneigt finden; noch unzugänglicher war der Staatsminiſter; kaum konnten vornehme Prälaten zu freiem Zutritt und geheimen Geſprächen mit dem Papſt gelangen, weil jeder, der ihm nahte, ſorgfältig beobachtet ward. Unter dem Volk wurden Schriften verbreitet, die darauf berechnet ſchienen, den Eindruck, welchen des Papſtes Ehrfurcht gebietendes und Theilnahme erregendes Erſcheinen gemacht, zu ſchwächen. Alles mußte ihn und ſeine Freunde überzeugen, daß der Zweck dieſes Beſuchs im Weſentlichen verfehlt, und dem Kaiſer keine Aenderung ſeiner Maaßregeln abzugewinnen ſey.

Mit dieſer troſtloſen Ueberzeugung, und wenig geſtärkt durch Joſephs Verſicherungen ſeiner treueſten Anhänglichkeit an den Glauben der Römiſchen Kirche, rüſtete Pius ſich zur Abreiſe. Am 22ſten April verließ er, begleitet vom Kaiſer, Wien. In Mariabrunn trennten ſie ſich, mit ſichtbarer Rührung und allen Zeichen perſönlicher Achtung und gegenſeitigen Wohlwollens. An der bayeriſchen Gränze ward der Papſt aufs feierlichſte empfangen, und in München, wo er einige Tage ver-

weilte, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Auf der Rückreiſe, wie auf der Hinreiſe, durft' er ſich ausgezeichneter Ehrenbezeugungen, ſogar von Nichtkatholiſchen, erfreuen, und gab ſelbſt überall Beweiſe ſeiner Frömmigkeit und Andacht. Am 13ten Junius traf er wieder in Rom ein. Ihn begrüßte die laute Freude, und ein ſo allgemeiner Jubel der Römer, daß alle Unzufriedenheit, alles, früher ſo oft ruchbar gewordene Mißvergnügen verſchwunden ſchien. Er ſelbſt hatte ſich allen glänzenden Empfang, alle, ſchon vorbereitete Ehrenfeſte, verbeten; doch konnt' er nicht alle Aeußerungen der Theilnahme vermeiden, und leiſe drängten ſich auch wohl in Rom, wie in andern Städten des Kirchenſtaats, durch die er gezogen, manche Klagen und Seufzer in die rauſchenden Feſtlichkeiten ein. Zwar wurden die ungeſtümſten Schreier, deren Unmuth ſich nicht zurückhielt, zum Schweigen gebracht; aber nach wenigen Tagen erſcholl ihr Mißton, von Vielen andern begleitet, um ſo ſtärker, und konnte von dem Papſt ſelbſt nicht überhört werden. Man erkannte dies an ſeinem tiefen, faſt trüben Ernſt, den indeß Viele auf Rechnung der mißlungenen Reiſe ſetzten.

Begierig harrte nun das Cardinalscollegium, wie alle Römer, ſeiner Erklärung über den Erfolg der bedenklichen Reiſe. Pius aber gab nur allgemeine Verſicherungen von des Kaiſers frommem Eifer, und ſah, wie wenig dies befriedigte, wie das Mißtrauen ſich mehrte. Er zog ſich ſtill in den Quirinal zurück, und ſchien immer in tiefe Betrachtungen verſenkt, woraus man ſchlimme Folgerungen zog. Endlich am 23ſten September erklärte er ſich, in einem feierlichen Conſiſtorium, über ſeine Reiſe, gedachte aber faſt nur der Feſtlichkeiten, die ihm zu Ehren veranſtaltet worden, und der Verſprechungen, welche der Kaiſer ihm ertheilt habe. Da ward die Unzufriedenheit allgemein, und der Witz und Unmuth der Römer entlud ſich in Pasquillen und Schmähungen. Kurze Zeit nach ſeiner Erklärung in der Cardinals-Verſammlung fand er in der Capelle, auf ſeinem Betpult, eine heftige und anzügliche Schrift, die, unter andern, ihm vorwarf: „Was Gregor VII., der Größte der Prieſter, gegründet, das hat Pius VI., der Letzte der Prieſter, zerſtört.“ — In ruhiger Faſſung ſchrieb er mit Bleiſtift darunter: „das

Reich Chriſti iſt nicht von dieſer Welt; den, der die himmliſchen Kronen vertheilt, bezaubern nicht die vergänglichen Kronen. Geben wir dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt!" — Dieſe Antwort, des Oberhaupts der Kirche würdig, kam gewiß aus aufrichtigem Herzen, aus einer Ueberzeugung, die auch durch jene Reiſe in ihm neuerweckt oder befeſtigt worden war. Er hätte auch in der That wohl Mäßigung genug gehabt, ſolcher Ueberzeugung gemäß zu handeln, wenn nicht die ungünſtigſten und widerwärtigſten Zeitverhältniſſe ihn in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt und mit der Welt geſetzt hätten.

Auch war es nicht ganz Verſtellung, wenn er ſeine Unterhandlungen mit dem Kaiſer in einem nicht ungünſtigen Licht darſtellte. Er hatte zu dieſem wirklich Vertrauen gefaßt, mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit, mit ſeinem Wohlwollen, auf dieſes Vertrauen neue Hoffnungen gegründet, obwohl er ſichs jetzt immer weniger barg, daß er einem übermächtigen Zeitgeiſt etwas weichen müſſe. Und ganz vergebens war die Reiſe nach Wien nicht geweſen. Joſeph hatte mehr Geneigtheit gewonnen, den Papſt nicht ohne Schonung zu behandeln; das Toleranzedict war etwas beſchränkt, die Aufhebung einiger Klöſter eingeſtellt oder doch aufgeſchoben, die Büchercenſur, die, nach den neuern Anordnungen, auch manche von Rom aus verbotene Schriften billigen und zulaſſen konnte, andern ſtrengern Regeln unterworfen, ja ſogar den Klöſtern einige Verbindung mit den Obern in Rom, doch unter Aufſicht der weltlichen Behörden, wieder eingeräumt worden. Etwas hatte ſonach Pius in Wien wirklich erlangt, und er mochte ſich wohl überreden, daß nach dieſem, wenigſtens nicht ganz unglücklichen, Anfang allmählig noch Einiges durchgeſetzt, und auf dem Wege gefälliger Verhandlungen, die nun doch eingeleitet waren, Manches von dem, was ſchon ganz verloren ſchien, gerettet werden könne.

Bald aber zeigte der Kaiſer nur zu ſehr, wie wenig er ſich durch den Papſt gebunden oder beſchränkt glaubte. Man kann als das bündigſte Zeugniß, und als die offenkundigſte Wirkung der gegenſeitigen Verhandlungen in

Wien, das merkwürdige Fundamentalreligions-Edict vom 30ſten Mai 1782 anſehen, das, mit Beziehung auf jene Verhandlungen, des Kaiſers feſten Willen erklärte, alle frühere Verordnungen in Betreff der Kirchenangelegenheiten aufrecht zu erhalten, und nur jenen wenigen, und ſehr beſchränkten Milderungen zugeſtand. Schriftlich wurden nachher die Unterhandlungen fortgeſetzt, und löſten nun faſt das freundſchaftliche Verhältniß, das ſich gebildet hatte, wieder auf. Pius verſuchte jetzt, in ſeinen Erwartungen getäuſcht, noch einmal einen gebietenden und drohenden Ton, in welchem auch ein förmliches Breve abgefaßt ward, als der Kaiſer, in ſeinen italieniſchen Staaten ſelbſt das Recht der Pfründenverleihung ihm entzog, und Joſeph faßte endlich immer feſter den Entſchluß, die Kirche ſeiner Erbſtaaten völlig von Rom zu trennen.

Um aber Alles zu verſuchen, den Papſt zur Einwilligung in ſeine Maaßregeln zu bewegen, ergriff er ſchnell den Gedanken, ſelbſt nach Rom zu reiſen, und überraſchte wirklich am 23ſten December 1783 den bekümmerten Pius mit ſeiner unerwarteten Ankunft. Dieſer Beſuch ward Letzterem viel vortheilhafter, als ſein eigner in Wien. Denn zwei wichtige Männer, der Cardinal Bernis (der vielvermögende franzöſiſche Geſchäftsträger), und der Ritter Azara (ſpaniſcher Geſandter in Rom), mäßigten des Kaiſers unternehmenden Muth, und vermochten ihn, gütlich ſich mit dem Oberhaupt der Kirche zu vergleichen. Joſeph ſelbſt, ſo ſehr er ſeine Geiſtesüberlegenheit über Pius empfand, faßte doch neues Vertrauen und Wohlwollen zu ihm. Von nun an verfuhr er ſchonender; minder ſtürmiſch wurden die Reformen fortgeſetzt, und Pius hatte die Freude, Manches wieder in das alte Verhältniß zurückkehren, und das Aeußerſte, was von dorther drohte, abgewendet zu ſehn.

Indeß erhob ſich aus Deutſchland ein neues Unwetter in den Nunciaturſtreitigkeiten. Schon früher hatten beſonders die geiſtlichen Churfürſten wiederholte Beſchwerden gegen den Römiſchen Stuhl erhoben; die Ankunft eines neuen Nuncius in Cöln beſtimmte ſie endlich, allen Anmaaßungen deſſelben in ihren Sprengeln, als

Eingriffen in ihre Rechte, zu widerſprechen, und den alt-herkömmlichen Einfluß ihm gänzlich zu verweigern. Als darauf die Nunciatur von Cöln nach München verlegt ward, vereinigten ſie ſich mit dem Erzbiſchof von Salzburg, bei dem Congreß im Emſer Bade (1786), zu jenen berühmten Punctationen, welche die Herſtellung der alten biſchöflichen Rechte und die Beſchränkung der päpſtlichen Gewalt über die deutſche Kirche, wo nicht eine gänzliche Unabhängigkeit derſelben, bezweckten. Des Kaiſers Unternehmungen hatten ſie kühn gemacht; ſeiner bekannten Denkungsart vertrauend, hatten ſie ſich gleich beim Beginn des Streites an ihn gewendet, und die Genugthuung erhalten, daß er den Nuncius nur für einen Botſchafter in weltlichen Angelegenheiten erklärte, und (im October 1785) ihm alle geiſtliche Jurisdiction abnahm, dieſe aber, mit den alten Gerechtſamen, den Biſchöfen wieder zugeſtand. Sie theilten dem Reichsoberhaupt ihre Beſchlüſſe zur Beſtätigung mit, und ſetzten ſich ſelbſt in Beſitz der angeſprochenen Rechte. Doch dieſe neue Gefahr ſah Pius minder durch eignes Verdienſt, als durch die Feinheit und Feſtigkeit ſeiner Rathgeber, und durch das Zuſammentreffen günſtiger Zeitverhältniſſe abgewendet. Der neue Nuncius verfuhr mit Nachdruck gegen die Prälaten; die Eiferſucht andrer Biſchöfe ward gegen dieſelben gereizt, der bayeriſche Hof zum Werkzeug des päpſtlichen geſtimmt und klüglich benutzt, und als die Sache nun an den Reichstag zu Regensburg kam, war ſchon Alles ſo eingeleitet, daß ſelbſt proteſtantiſche Stände ihren geiſtlichen Mitſtänden entgegenwirkten. Allmählig ſuchten dieſe einzeln ſelbſt eine Ausſöhnung mit dem Römiſchen Stuhl, und gaben ihr wichtiges Unternehmen auf.

Gleichzeitig ward ein ſchwerer Kampf mit dem Großherzog und den Biſchöfen von Toscana beſtanden. Leopold, Josephs Bruder, der mit gleichem Eifer, zwar mit mehr Mäßigung, aber ſelten mit Berückſichtigung des Papſtes auf eine Reformation der Kirche hinarbeitete, mußte gar bald auch mit dem Römiſchen Hof in Zwieſpalt gerathen. Schon im Jahr 1775 hatte er die Ausführung ſeiner Pläne begonnen. Er beſteuerte die geiſtlichen Stifter, wie weltliche Güter; er verbot ihnen, ſo wie allen frommen Anſtalten, den Welt- und Kloſtergeiſtlichen, Ab-

gaben nach Rom zu zahlen; er beſchränkte die Freiheit, ſich dem Kloſterleben zu weihen, und ſetzte das Alter feſt, in dem es erlaubt ſeyn ſolle; er hob die meiſten noch beſtehenden Einſiedlerhütten auf, und ſchien allmählig noch weiter gehn zu wollen. Er fand unter den Biſchöfen ſeines Landes Einige, die auf ſeine Abſichten eingingen; aber nur Wenige, die recht in ſeinem Geiſt wirkten. Sein Vertrauen ſchenkt' er dem Scipio Ricci, Biſchof von Piſtoja, der von gleichem Reformationseifer beſeelt ſchien, unternehmend, aber auch eitel und hoffährtig war, zu Neuerungen, die Aufſehn erregen konnten, eben ſo ſehr, als zu wirklichen Verbeſſerungen geneigt. Reizbar, wie er war, glaubt' er ſich vom päpſtlichen Hof beleidigt, und bewies dieſem um ſo weniger Schonung. Die außerordentliche Gewalt, die des Großherzogs Gunſt ihm verliehen hatte, der ſichre Schutz, den dieſer ihm gewährte, erhöhten ſeine natürliche Kühnheit und Zuverſicht. Alle Vorurtheile, aber auch billige Rückſichten, hatte er überwunden.

Standhaft verfocht Leopold die oft raſchen und verwegnen Anordnungen dieſes Prälaten gegen des Papſtes ernſte, aber ziemlich gemäßigte Erklärungen, und ließ dieſen, durch ſeinen Geſandten in Rom, erinnern: „die Zeiten Gregors VII. und Bonifacius VIII. ſeyen vorüber; die Fürſten würden es nicht länger dulden, daß der Papſt in ihre Rechte eingriffe und eine gebietende Gewalt über ihre Unterthanen ſich anmaße!“ Da nun Pius zu derſelben Zeit von mehrern Seiten beſtürmt ward, und die Cardinäle ſelbſt nicht Muth genug zeigten, um ſich den gefährlichen Neuerungen des Großherzogs entgegen zu ſtellen, ſo verfuhr er mit möglichſter Schonung. Aber auch dann ward Leopold durch ſeine Gegenvorſtellungen, und durch die nachdrücklichen Erinnerungen an den Biſchof von Piſtoja gereizt, während zugleich Römiſche Eiferer dem Papſt allzugroße Schlaffheit und Nachgiebigkeit vorwarfen. Dieſer gab zwar unter andern ſeine Einwilligung zur Aufhebung einiger Klöſter, aber nur darum, weil zu fürchten war, daß ſie auch ohne ſeine Zuſtimmung eingezogen werden würden, und weil er das geringere Opfer für nöthig hielt, um den Großherzog zu verſöhnen und größere zu erſparen.

Härter traf es ihn, bald nach ſeiner Rückkehr von Wien, als Leopold eigenmächtig, und ohne auch nur einen Vorwand zu erſinnen, eine reiche Abtei in Toscana, die Pius eben ſelbſt dem Cardinal Salviati ertheilt hatte, mit dem Sequeſter belegte, und, noch ehe dieſe Kränkung verſchmerzt war, aus landesherrlicher Gewalt, ohne alle Anfrage bei dem päpſtlichen Stuhl, die Inquiſition in ſeinen Staaten abſchaffte. Bald darauf wurden eben ſo eigenmächtig, wiewohl den früheſten kirchlichen Verhältniſſen gemäß, alle Klöſter der Aufſicht der Landesbiſchöfe unterworfen. Aber noch andere und größere Neuerungen ſollten folgen. Der Biſchof von Piſtoia wagte darauf im Jahr 1786 eine Synode in Piſtoja zu halten, auf der eine zahlreiche Verſammlung von Biſchöfen und Geiſtlichen ſogar die berühmten vier Grundſätze der gallicaniſchen Kirchenfreiheit förmlich, für ihren Theil; beſtätigte. Zwar widerſprachen andre Biſchöfe; aber im folgenden Jahr veranſtaltete Leopold ſelbſt, um eine Spaltung in ſeiner Landeskirche zu verhüten, eine Nationalſynode zu Florenz, welche zu einer durchgreifenden Kirchenverbeſſerung ernſtliche Anſtalten traf.

Standhaft erklärten ſich gegen die entworfenen Vorſchläge die Erzbiſchöfe von Florenz, Piſa und Siena, mit zehn andern Biſchöfen; das Volk rottete ſich zuſammen, griff, erbittert gegen den Biſchof von Piſtoja, deſſen Wohnung an, plünderte ſie, verbrannte ſeine Schriften und ſein Bildniß, und überließ ſich den Ausſchweifungen überreizter Schwärmerei. Leopold zog die Urheber und Anführer des Tumults vor Gericht; Ricci legte eine Fürbitte für ſie ein, und fuhr in ſeinen Neuerungen fort.

Indeß widerſprachen denſelben immer mehr Biſchöfe; der Papſt ſelbſt redete in einem gemeſſenern und muthigern Ton gegen den Großherzog, verweigerte dieſem ſtandhaft die Beſtätigung eines von ihm gewählten Biſchofs, und ertheilte ſeinem Nuncius in Florenz ſo kräftige und entſcheidende Verhaltungsregeln, daß Leopold, der einen gänzlichen Bruch, eine kirchliche Trennung vermeiden wollte, ſich etwas nachgebender und friedlicher zeigte. Bald aber erhoben ſich neue Zwiſtigkeiten. Im

Erfolg derſelben ſuchte Pius die Wahl Leopolds zu Römiſchen König zu hintertreiben, und dieſer, darum und durch andre Mißverhältniſſe erbittert, begann er nach kurzer Raſt, im September 1788 von Neuem, endlich an ſeinen Reformationsplänen zu arbeiten. Er ſchaffte die Nunciatur in ſeinen Staaten gänzlich ab, verbot den Klöſtern, ferner eine Verbindung mit fremden Obern zu unterhalten, erklärte ſie, in geiſtlichen Angelegenheiten allein den Landes-Biſchöfen, in weltlichen den Landesgerichten unterworfen, und unterſagte jede Appellation nach Rom.

Pius, dadurch erſchüttert, verordnete einen Ausſchuß von Cardinälen, dieſe wichtige Angelegenheit zu verhandeln. Die meiſten riethen zur Milde; der Papſt ſelbſt bewies die höchſte Mäßigung, und gab mit Würde nach. Aber Leopold war zu ſehr gereizt; er ließ die Acten der Synode von Florenz bekannt machen, wie Ricci, der, von Rom aus verketzert, und durch den großherzoglichen Schutz immer übermüthiger ward, mit den Acten der Synode von Piſtoja gethan, und das, ohnehin verhängnißvolle Jahr 1789 verging unter fortdauerndem Streit, da Leopold auch die alten Anſprüche an das Herzogthum Urbino erneut hatte.

Der Tod Kaiſer Joſephs II. (22. Februar 1790) rief Leopold nach Deutſchland. Sein Abgang aus Toscana, und der Eintritt neuer, gewaltiger Zeitverhältniſſe, unterbrachen dort das Reformationswerk. Die neue Regierung knüpfte friedliche Unterhandlungen mit dem Römiſchen Stuhl an; die Neuerungen wurden wieder vernichtet, die alten Gebräuche und Verhältniſſe hergeſtellt; der Biſchof von Piſtoja zog ſich zurück, obwohl in ſeinen Beſtrebungen beharrend, bis er endlich zur Niederlegung ſeines Bisthums von dem neuen Großherzog ſelbſt bewogen ward.

Der ſchwere Kampf mit Toscana war nicht der Einzige, den Pius in Italien ſelbſt zu beſtehen hatte. Auch der Herrſcher eines nur kleinen Gebiets, aber dem Kirchenſtaat ſo nahe, daß ſeine Pläne denſelben um ſo ſtärker berührten, der Herzog von Modena beunru-

digte den Römiſchen Hof. Er erneute nämlich ſeine alten Familienanſprüche auf das Herzogthum Ferrara, und ſchien ſie, mit allem Ernſt, geltend machen zu wollen. Wenigſtens traf er im Jahr 1784 ſogar einige kriegeriſche Anſtalten, als woll' er ſich mit Gewalt in Beſitz ſetzen, und nur die Dazwiſchenkunft und Vermittlung einiger größerer Mächte befreite den Papſt von dieſer Gefahr. Dagegen ging nun auch der Herzog in die Reformationsplane andrer Fürſten ein, und begann mit der Abſchaffung der Inquiſition in ſeinem Staat.

Einen ergebenern Sohn hatte Pius an dem Herzog von Parma, der ihm mit aller möglichen Ehrerbietung entgegenkam, und, Frömmigkeit mit der größten Ergebenheit gegen das Oberhaupt der Kirche vereinigend, ihm eine ſo unbeſchränkte Gewalt zugeſtand, daß Pius darin einige Schadloshaltung für ſo viele entgegengeſetzte Erfahrungen finden konnte.

Deſto mehr bekümmerte ihn der Freiſtaat Venedig, der ſchon den frühern Päpſten viel Verdruß und Sorge bereitet hatte. Bald nach Pius Regierungsantritt machte der Senat den Beſchluß, mehrere Klöſter und Stifter einzuziehen, bekannt. Als der Papſt drohend die Zurücknahme des Beſchluſſes forderte, ward ihm in einer ſo ſtarken und ſchonungsloſen Sprache geantwortet, daß er zum offnen Kampf ſich rüſtete, dann aber, eben ſo ſehr ſeiner Gutmüthigkeit, als dem Rath mehrerer Freunde folgend, den Senat zu verſöhnen ſuchte, und ſelbſt den ernannten Patriarchen von Venedig beſtätigte. Aber auch dann fuhr der Senat in ſeinen Neuerungen fort, und ein neues Ereigniß erbitterte die Gemüther noch mehr. Der Senat ließ an einem Gränzfluß zwiſchen Venedig und dem päpſtlichen Ferrara Arbeiten vornehmen, um das häufige Austreten des Fluſſes zu verhüten. Päpſtliche Truppen vertrieben die Arbeiter und tödteten einige derſelben. Venedig forderte Genugthuung, und ſendete, als man in Rom damit zögerte, Soldaten auf den Kampfplatz. Pius verordnete nun eine Unterſuchung der Sache, bewies, daß ſeine Soldaten ihre Befehle überſchritten hätten, ſtrafte ſie, und die Arbeiten an dem Fluß gingen dann ungeſtört fort. Doch war damit das Maaß der

Kränkungen, die der Freiſtaat dem Papſt zufügte, nicht er-ſchöpft. Weil im venetianiſchen Gebiet noch viele un-unirte Griechen lebten, berief der Senat einen Erzbiſchof der griechiſchen Kirche nach Venedig, und räumte ihm eine Römiſch-katholiſche Kirche zum Gottesdienſt ein. Auf des Papſtes Gegenvorſtellungen ward nicht geachtet, viel-mehr bald darauf auch eine Beſchränkung der Gelder, welche aus der Republik nach Rom floſſen, verfügt. So dauerten die Streitigkeiten fort, bis auch hier die franzö-ſiſche Staatsumwälzung gewaltſam eingriff, und eben ſo ſehr die Gegenſtände des Streits, als die Streitenden ſelbſt endlich vernichtete.

Aber als ſolle in Pius Regierung alle Noth und alle Widerwärtigkeit ſich zuſammendrängen, fochten ihn auch ſolche Regierungen an, auf deren Treue Rom ſonſt bauen durfte. Nicht nur hatte er manche ſchwierige Forderungen des Geſandten Spaniens zu beſeitigen, auch Portu-gal ſchien die alten Bande löſen, und Eigenmacht an die Stelle des frühern Gehorſams ſetzen zu wollen. Schon unter der Regierung des Königs Joseph I. hatte der all-vermögende Miniſter Marquis von Pombal, von der Neuerungsluſt der Zeit ergriffen, einige dem Römiſchen Stuhl ſehr unangenehme Verfügungen in kirchlichen An-gelegenheiten getroffen. Der Tod des Königs, und die darauf folgende Abſetzung Pombals unterbrach zwar die mißfälligen Neuerungen, und die Königin ſtellte ſogar die alten, dem Römiſchen Hof höchſt günſtigen Verhältniſſe auf eine Weiſe her, wie ſie faſt in keinem andern Staat mehr ſtatt fanden. Ein neues Concordat ſicherte überdies, im J. 1778, die Gerechtſame des Papſtes, nach ſehr ge-mäßigten Grundſätzen, und auch den Jeſuiten ſchien die Königin ihre Gunſt wieder zuzuwenden. Wenigſtens ward der päpſtlichen Kammer der Unterhalt der aus Por-tugal vertriebenen ſehr erleichtert, und man redete ſo laut von der Möglichkeit der Wiederherſtellung des Ordens in dieſem Staat, daß andre Mächte darauf aufmerkſam wurden. Aber der Prinz von Braſilien hegte andre Anſichten und Grundſätze, als ſeine Mutter. Er machte Anordnungen, die in Rom keinen Beifall finden konnten, ließ einige für die Normalſchulen in Oeſterreich verfaßte Lehrbücher überſetzen, und begünſtigte auf der Univerſität

zu Coimbra die Vertheidigung von Lehrſätzen, welche der päpſtlichen Gewalt ſehr ungünſtig waren, und die weltliche Macht über dieſe zu erheben drohten. Er bewog ſelbſt ſeine fromme und ſehr kirchlich geſinnte Mutter, im Jahr 1788 zu der, auf eine Verminderung der Kloſterleute berechneten Verordnung, daß ohne königliche Erlaubniß Niemand in ein Kloſter treten ſolle. Zwar ſtarb bald darauf der Prinz von Braſilien, aber ſeine Abſichten ſchienen fortzuleben, da im Jahr 1790 die Königin auch die Geiſtlichen beſteuerte, wozu Pius ſelbſt ſeine Einwilligung gab. Auch nachher noch fand dieſer in Portugal Grund zu vielen Beſorgniſſen, die dann aber durch größere anderwärts verdrängt wurden.

Leichter wurden die Gefahren zerſtreut, welche der Zeitgeiſt dem Papſtthum in Pohlen erweckte. Die im Jahr 1778 vorgeſchlagenen Staatsgeſetze, welche die herkömmliche Gerichtsbarkeit der päpſtlichen Nuncien, die Freiheiten der Geiſtlichen, die Appellationen nach Rom, die Zahl der Mönche und Nonnen beſchränken, und die päpſtlichen Bullen der Genehmigung des Königs unterwerfen ſollten, wurden durch den hartnäckigen Widerſtand des Klerus unterdrückt. Der König Stanislaus ſelbſt gab dem Papſt Beweiſe großer Ergebenheit und ausgezeichneter Ehrerbietung.

In ein merkwürdiges, nicht immer friedliches Verhältniß kam Pius mit einigen nichtkatholiſchen Fürſten, die, im Allgemeinen ſich ihm viel günſtiger bewieſen, als die gekrönten, meiſt unfolgſamen Söhne ſeiner Kirche. Aber er zeigte dieſen auch nicht leicht ſo viel nachgebende Klugheit und gefällige Aufmerkſamkeit, als denen, die freilich in ihm mehr den weltlichen Fürſten, als das Oberhaupt der Kirche anerkannten.

Die zahlreichen Katholiken, die in dem weiten ruſſiſchen Reich lebten, konnt' er ſeiner väterlichen Obhut nicht ganz entzogen glauben, und er mußte deshalb mit der Kaiſerin Catharina II. in mannigfache Beziehungen treten, die geraume Zeit unfreundlich waren. Eine große Zahl Jeſuiten hatte ſich nach Rußland geflüchtet, und dort Schutz gefunden. Sie und ihre Freunde in Rom

benutzten eine gefährliche Krankheit des Papſtes, deſſen Ende man erwartete, durch eine eigenmächtige, ein erſchlichnes päpſtliches Breve offenbar zu weit ausdehnende Erklärung des Römiſchkatholiſchen Biſchofs von Mallo (in partibus), der ſeinen Sitz in Mohilow hatte, ihrem Orden die Aufnahme von Novizen zu geſtatten. So wenig nun Pius den Jeſuiten abgeneigt war, ſo konnt' er doch des Erzbiſchofs Eingriffe in ſeine Rechte nicht zulaſſen, und fürchtete auch, daß jene Erklärung, wenn ſie von ihm veranlaßt oder genehmigt ſchiene, alle Höfe, die dem Orden feind waren, gegen ihn aufbringen möchte. Gleich nach ſeiner Geneſung ſah er ſich genöthigt, den Forderungen des franzöſiſchen und ſpaniſchen Geſandten wenigſtens einigermaaßen zu entſprechen, indem er zugleich vermeiden wollte, die Kaiſerin zu reizen. Denn dieſe bezeugte bald, daß ſie den Biſchof von Mohilow ſchützen, und ſich durch nichts bewegen laſſen wolle, die Fortdauer des Jeſuiterordens in ihrem Staat zu verbieten, noch weniger einer fremden Macht ein ſolches Verbot zu geſtatten. Der Papſt bot Alles auf, die mächtige Selbſtherrſcherin ſich geneigt zu machen, ſie zur Anerkennung ſeiner Oberhirtenwürde, auch hinſichtlich der Katholiken ihres Reichs, zur Berückſichtigung ſeiner Verhältniſſe zu ſtimmen; freiwillig gab er ihr, in ſeinen Schreiben, den Kaiſertitel, den die frühern Päpſte den ruſſiſchen Czaaren nicht ertheilt hatten. Aber Catharina ſchien jede päpſtliche Einmiſchung in die Angelegenheiten ihrer Unterthanen zurückzuweiſen, und forderte von Pius nur eine willfährige Genehmigung ihrer Beſchlüſſe, ſoweit ſie die katholiſche Kirche betrafen. Sie gedachte ein Erzbisthum in Mohilow zu errichten; Pius ſollte nicht nur dieſes beſtätigen, ſondern auch den Biſchof von Mallo zum erſten Erzbiſchof ernennen. Er mußte das Schlimmſte fürchten, wenn er dies verweigerte, was ein Lieblingsplan der Kaiſerin war, und doch konnt' er nicht einen Mann ſo erheben, der zu ſo vielen Beſchwerden Veranlaſſung gegeben hatte, und mit dem Römiſchen Stuhl nicht verſöhnt war. Standhaft weigerte ſich Pius, ſelbſt als Kaiſer Joſeph II. ihm dringend empfahl, den Unwillen der Kaiſerin nicht ſtärker zu erregen; endlich gab er nach. Catharina war beruhigt, und die katholiſchen Höfe, die an der Ernennung jenes Erzbiſchofs Anſtoß nehmen

men mußten, wurden möglichſt begütigt. Drauf aber mußte der Papſt ſich ſogar entſchließen, zum Aerger aller Römiſchen Eiferer, auf Veranlaſſung der Kaiſerin, einer ſchismatiſchen Fürſtin, den Nuncius Archetti, den er zur Beilegung der Streitigkeiten nach Petersburg geſendet, mit der Cardinalswürde zu bekleiden, und den von den Jeſuiten in Rußland, unter kaiſerlicher Genehmigung erwahlten Generalvicar des Ordens, Berislawski, der ſelbſt nach Rom kam, und mit frecher Zudringlichkeit den heiligen Vater ſelbſt beſtürmte, ſowohl in jener Würde, als in der eines Coadjutors des Erzbiſchofs von Mohilow zu beſtätigen. Dies zog ihm neue Vorwürfe von allen, den Jeſuiten feindlichen Höfen zu; aber vom Norden her ward nun ſeine Ruhe weniger geſtört, und als der Großfürſt von Rußland ſelbſt nach Rom kam, wo der Papſt ihn mit der feinſten Aufmerkſamkeit und zuvorkommendſten Güte aufnahm, ward das freundſchaftliche Verhältniß beider Mächte befeſtigt.

Wirklich beſtätigt' er auch, im Jahr 1783, für Rußland förmlich deu Jeſuiterorden. Dazu war er eigentlich immer geneigt geweſen, nur wollt' er dabei weder ſeiner Würde etwas vergeben, noch die Feindſchaft der katholiſchen Höfe, die ſeine Schritte bewachen ließen, auf ſich laden. Was er zu Gunſten des Ordens that, mußt' er theils möglichſt verbergen, theils entſchuldigen, und eine günſtige Gelegenheit, den Orden wieder zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, erlebt' er nicht.

Zu den Seltſamkeiten der Regierung Pius VI. gehört ſein Verhältniß mit dem König von Schweden, Guſtav III. Dieſer evangeliſche Fürſt bewies ihm eine Ehrerbietung und Ergebenheit, die von den meiſten katholiſchen Mächten ihm verſagt ward. Der König hatte nicht nur eine den Katholiſchen ſeines Reichs ſehr günſtige Verordnung (im Jahr 1781) gegeben, ſondern kam auch ſelbſt, unter dem Namen eines Grafen von Haga*),

*) Kaiſer Joſeph II. hatte, als er auf ſeiner Reiſe nach Rom das päpſtliche Gebiet betrat, ebenfalls dieſen Namen angenommen, und ſo den Papſt überraſcht, der den König von Schweden erwartete. Pius wußte ſich noch gut genug in dieſe Ueberraſchung zu finden, wiewohl er in der Verſtellung nicht ſehr geübt war.

nach Rom, und ſprach nun perſönlich die artigſten Schmeicheleien aus, die er ſchon vorher ſchriftlich dem Papſt geäußert hatte. Pius dagegen erwies ihm auch alle die Auszeichnungen, die einem proteſtantiſchen Fürſten in Rom irgend zu Theil werden konnten. Guſtav nahm an den feierlichen Meſſen, welche der Papſt ſelbſt in der Charwoche und am Oſterfeſt hielt, Antheil, und ſchien durch die allerdings prächtige Feierlichkeit ungemein ergriffen und bewegt, welches er auch zu äußern nicht verſäumte. Er ſah alle Herrlichkeiten Roms, bewunderte ſie, und rühmte den Papſt. Dieſer ließ dafür, dem König zu Ehren, die koſtſpielige Beleuchtung der hohen Peterskirche veranſtalten, und geſtattete ſogar, mit einer in Rom unerhörten Duldung, daß in dem ſchwediſchen Geſandtſchaftshauſe eine evangeliſche Capelle eingerichtet ward, in welcher der König mit ſeinem Gefolg und mehrern eben anweſenden Proteſtanten das heilige Abendmahl feierlichſt empfing. — Dieſes freundliche Verhältniß mit dem ſchwediſchen König konnte zwar auf des Papſtes Lage keinen bedeutenden Einfluß haben, noch von erheblichen Folgen ſeyn, aber es erfreute eben ſo ſehr ſeine Eitelkeit, als ſein natürliches Wohlwollen.

Selbſt König Friedrich II. von Preußen ſchien ihm einigen Erſatz zu gewähren für die Kränkungen, welche die der Römiſchen Kirche verbundenen Fürſten ihm zufügten. Die nicht kleine Zahl von Katholiken, die im preußiſchen Staat lebten, der Wunſch, dieſe in ungeſtörter Religionsfreiheit, und zufrieden mit der Regierung zu erhalten, beſtimmte den König, einen Geſchäfftsträger in Rom zu ernennen, und durch dieſen ein Verhältniß mit dem Römiſchen Hof anzuknüpfen. Jene Bulle, welche die Auflöſung des Jeſuiterordens erklärte, war im Preußiſchen nicht bekannt gemacht, noch ausgeführt worden; der Orden dauerte dort fort, und mehrere Glieder deſſelben, aus andern Staaten verbannt, hatten ſich auch eingefunden. Es gefiel dem König, ihrem friedlichen Beiſammenleben kein Hinderniß in den Weg zu legen, und er forderte den Papſt auf, nichts gegen ſie zu verfügen. Dieſer folgte gern ſeiner Neigung und verſprach, der Fortdauer des Ordens nie förmlich zu widerſprechen. Dagegen erklärten ſich heftig die Geſandten des ſpaniſchen

und franzöſiſchen Hofes, und drangen in den Papſt ſo heftig, daß dieſer wenigſtens etwas thun mußte, um ſie zufrieden zu ſtellen. Er verbot den preußiſchen Jeſuiten, noch ferner ihr Ordenskleid zu tragen, zu predigen und die Sacramente zu verwalten. Da der König dieſem Verbot beiſtimmte, gehorchten die Jeſuiten. Aber ihr Orden dauerte im Preußiſchen, nach des Königs Willen, fort. Pius erkannte dankbar die Gunſt, welche der nichtkatholiſche Fürſt den Gliedern der Römiſchen Kirche in ſeinen Staaten und ſelbſt den Klöſtern bewies, und geſtand endlich unaufgefordert zu, was alle ſeine Vorgänger verweigert hatten, indem er die preußiſche Königswürde förmlich anerkannte. Dafür hielt ihm der König auch zu gut, wenn er, von den katholiſchen Mächten, beſonders den bourboniſchen Höfen, bedrängt, bisweilen eine ſtärkere und unduldſamere Sprache, namentlich gegen die Jeſuiten, redete, woran ſein Herz keinen Theil hatte.

Auf ſolche Weiſe von vielen Seiten angefochten und bekümmert, von wenigen begünſtigt und erfreut, ward Pius VI. auch der kleine Troſt zu Theil, daß man ſelbſt jenſeits des Weltmeers ihn als Oberhaupt der Kirche anerkannte. In den vereinigten Staaten von Nordamerika, die, nach Erlangung ihrer freien Selbſtſtändigkeit, die unbeſchränkteſte Duldung und Freiheit der Gewiſſen, wie des öffentlichen Gottesdienſtes geſetzlich gemacht hatten, lebte auch eine große Zahl von Katholiken. Um die kirchlichen Angelegenheiten derſelben zu ordnen, ſchien ein Biſchof nothwendig, und der Papſt ward aufgefordert, ihn zu ernennen und zu verordnen, welches Recht ihm auch für alle Zeiten zuſtehen ſollte. Seine Freude über dieſe unerwartete Auszeichnung äußerte ſich ſo löblich, daß er durch ein Breve den katholiſchen Klerus in Nordamerika ermächtigte, den erſten Biſchof ſelbſt zu wählen. Es geſchah; Pius beſtätigte den Erwählten, der ſeinen Siz in Baltimore aufſchlug, und mit der Würde eines päpſtlichen Legaten bekleidet ward.

In einem ſehr günſtigen Lichte erſcheint Pius bei den Unruhen in den Niederlanden. Dieſe waren durch Joſephs Neuerungen in den kirchlichen Angelegenheiten angefacht worden, und boten dem Papſt Gelegenheit dar,

als Friedensvermittler aufzutreten, wiewohl ſeine Vermittelung nicht von bedeutenden Folgen war. Aber ein guter Geiſt verkündigte ſich in ſeinen Hirtenbriefen und Breven, die er an die niederländiſchen Biſchöfe ſendete, und die ihn wahrhaft als einen Boten des Friedens darſtellten. Als ein ſolcher wär' er, der Stimmung und dem Wunſche ſeines Herzens nach überall gern erſchienen, wenn nicht die wechſelreiche Zeit, ſo viele Anfechtung und Reizung von außen, ſein ruhiges Gleichgewicht geſtört hätten. Mit aufrichtigem Gerechtigkeitsgefühl erkannt' er gern ein wohlbegründetes Recht Anderer an; aber es war ihm eben ſo unerträglich, das, was er in Macht und Beſitz als ſein Eigenthum anſah, auf irgend eine Weiſe gekränkt zu ſehen. Daher widerſtrebt' er jenen allenthalben beliebten Neuerungen, die ſeine herkömmlichen Gerechtſame zu vernichten, und alle Gewalt, welche er als ein theures, ihm anvertrautes Kleinod betrachtete, dem Stuhl Petri zu rauben drohten.

Darum erſchrack er, noch eh' er Papſt geworden, als aus dem Schooß der Römiſchen Kirche, ja aus dem Kreis der oberſten Kirchenbeamten, ein neuer Gegner auftrat, der die furchtbarſten Waffen gegen den Römiſchen Stuhl richtete. Der berühmte Weihbiſchof und Miniſter zu Trier, Johann Nicolaus von Hontheim, hatte in ſeinem, unter dem Namen Justinus Febronius (1763) herausgegebenen Werk *), mit der größten Freimüthigkeit und eindringendſten Gelehrſamkeit, geſchichtlich die Anmaaßungen und Anſprüche des Papſtthums bekämpft. Pius erhielt zwar im Jahr 1778 die Genugthuung, daß der vielbeſtürmte Mann ſein Buch förmlich widerrief, und dieſen Widerruf ſogar für freiwillig erklärte. Aber eine ſpätere, ausführliche Erklärung **) Hontheims beſtätigte eigentlich doch die Hauptſätze ſeines Werks, und der Geiſt, der durch daſſelbe überall angeregt oder genährt, und gegen den Römiſchen Stuhl im-

*) De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis, ad uniendos dissidenter.

**) Commentarii in Retractationem. 1781.

ner feindſeliger geworden, war durch keinen Widerruf niederzuſchlagen.

Pius bewies ſich deſto aufmerkſamer auf Alles, was die Lehre oder Verfaſſung der Römiſchen Kirche anfechten mochte, ohne gerade allen Verbeſſerungen abgeneigt zu ſeyn. So bot er unaufgefordert die Hand, als der Churfürſt von Trier das Schulweſen ſeines Landes verbeſſern wollte, und die reichen Abteien zu freiwilligen Beiträgen für dieſen heilſamen Zweck aufforderte. Die Mönche weigerten ſich, und wußten die Sache an den Papſt zu bringen, der nun ſogleich durch ein Breve den Churfürſten ermächtigte (1784), eine Vermögensunterſuchung bei den Saumſeligen vorzunehmen, und, nach billiger Abſchäzzung, ihren Ueberſchuß zu dem löblichen Endzweck zu verwenden. So gab er auch den Veranſtaltungen deutſcher Prälaten, die Geiſtlichen zur Berufstreue anzuhalten, und den traurigen Zuſtand der Kirchenzucht zu verbeſſern, ſelbſt dem merkwürdigen, ſchönen Hirtenbriefe (von 1782) des Fürſtbiſchofs von Salzburg, der auf Einſchränkung unnützen Kirchenprunks drang, und fleißiges Bibelleſen empfahl, ſeinen Beifall.

Irrenden zeigt' er zwar großen Eifer für katholiſche Rechtgläubigkeit, aber doch chriſtliche Milde, und fand an bösartiger Verketzerung kein Gefallen. Wenn er (ſchon 1777) eine Unterſuchung über die bekannten gasneriſchen Wundercuren verhängte, ſo erfüllt' er ſeine Pflicht in einer Sache, die Vielen ärgerlich war, und neuen Aberglauben zu erwecken ſchien; doch wurde Gasners Kunſt nicht blos als abergläubig, ſondern auch als ketzeriſch verworfen.

Unter ſolchen Kämpfen und Mühen war Pius in das höhere Alter übergegangen. Seine ältern Freunde, die mit Rath und Troſt in frühern trüben Stunden ihm treulich zur Seite geſtanden, beſonders Alexander Albani und Manefoſchi, waren längſt von ihm geſchieden; auch ſeinen vieljährigen Vertrauten, den Exjeſuiten Zaccaria, vermißt' er ſchmerzlich. Ihn umgab eine neue Welt, und ſein, wenn nicht zärtliches, doch für Liebe ſehr empfängliches Herz machte ihn ſchwach gegen

ſeine Verwandten, weshalb er bittern, freilich nicht unverdienten Tadel erfuhr.

Seit dem Anfang ſeiner Regierung hatte er es bitter empfunden, wie keine Zeit dem Oberhirten der Kirche, dem geiſtlich-weltlichen Herrſcher ungünſtiger ſeyn könne, als die Seinige; wie Alles, nach Neuerungen begierig, dahin ſtrebe, das Alte zu vernichten, und, mit unerſchöpflicher Verwandlungsluſt, das Beſtehende umzubilden, was den Vätern heilig und unantaſtbar geweſen, neu zu geſtalten; wie alle kirchlichen Verhältniſſe mit fortgeriſſen wurden von dem gewaltigen Strom neuer, oder allgemeiner verbreiteter Meinungen, die eben ſo zuverſichtlich über veraltete Formen und Vorurtheile, als über eine klare, gemäßigte Anſicht und Würdigung des menſchlichen Lebens ſich erhoben. Als Fürſt hatte er zu vielen gerechten Klagen Veranlaſſung gegeben, den Anſprüchen einer drangvollen, wechſelreichen Zeit nicht genügt, weniger weil es ihm an ehrlichem und wohlmeinendem Willen, als an innerm Beruf zum Herrſchen, an umfaſſender Einſicht und an Kraft gebrach; als Oberhaupt der Kirche war er überall einem feindſelig widerſtrebenden Geiſt begegnet, und hatte es weder den Eiferern, noch den Laien und Aufgeklärten recht machen können, weil ſeine Geſinnungen ihm Milde und Nachgiebigkeit, ſeine Grundſätze ſtrenges Halten an dem Alten empfahlen, und er, durch den Geiſt der Zeit in einen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt verwickelt, bald jenen, bald dieſen folgte, ohne zu dem gleichmäßigen Wirken zu gelangen, welches nur bei rechter Einigkeit mit ſich ſelbſt möglich iſt. Dieſer Zwieſpalt wirkte auf alle ſeine Verhältniſſe ein, und ſtellte ihn, ſelbſt als Menſchen, bisweilen in ein zweifelhaftes Licht, das nur durch ſeine ſich immer gleiche Frömmigkeit und Herzensgüte der Mißdeutung, wenigſtens bei unbefangenen Beobachtern, entnommen ward.

Die ſchwerſte Prüfung und allertraurigſte Erfahrung war ſeinen letzten Lebensjahren aufgeſpart. Als ein Greis von 72 Jahren ſah er über ſein ſchon gebeugtes Haupt ein Unwetter hereinbrechen, dem ſelbſt eine jugendliche Kraft nicht widerſtanden hätte. Aber gerade dieſe unglücklichſte Zeit iſt die Zeit ſeiner ſchönſten Bewährung; in dem Feuer

der ſtrengen Prüfung läutert ſich ſein ganzes Weſen, und von manchen frühern Gebrechen entbunden, tritt Alles, was Gutes in ihm war, nun entſchiedener und kräftiger hervor; in der Schule großer Leiden erlangt' er tadelfreier die höhere Reife, die unverletzliche Würde, die ihm eben ſoviel wohlverdiente Achtung, als ſein Schickſal herzliches Mitleid gewinnt. Wenn er auch jetzt von Irrthum nicht frei erſcheint, und dem Tadel nicht entgehen kann, ſo findet ſeine mangelhafte Einſicht doch in der veredelten Geſinnung eine mächtige Fürſprecherin, und die Theilnahme an ſeinen Leiden wird überall erhöht durch die Ergebung und Standhaftigkeit, mit der er dieſe ertrug.

Die franzöſiſche Revolution begann, und fügte ſchnell dem Papſtthum den größten Verluſt zu. Die gallicaniſche Kirchenfreiheit hatte zu allen Zeiten dem Römiſchen Stuhl viel Sorge und Streit verurſacht; Pius war von dorther, wie wir geſehen, früher weniger angefochten worden, und nur das Toleranzedict Ludwigs XVI., vom Jahr 1782, das beſonders auch die Proſelytenmacherei der Katholiſchen rügte, hatte ihn etwas verletzt. Als aber Frankreich alle Bande geſellſchaftlicher Ordnung zerriß, und für das Trugbild ſeiner Freiheit und Gleichheit wüthete, da ward auch alles Heilige völlig in den Staub getreten, und das kirchliche Verhältniß mit Verachtung, Spott und Hohn niedergeworfen.

Schon 1789 wurden durch die Nationalverſammlung alle geiſtliche Güter für Nationalgüter erklärt, und 1790 Avignon und Venaiſſin, welche der Römiſche Stuhl längſt durch geſetzmäßigen Kauf an ſich gebracht, und ſeit Jahrhunderten als unbezweifeltes Eigenthum beſeſſen hatte, eingezogen und dem franzöſiſchen Reich einverleibt. Immer wilder ward der Sturm. Die Freiheitsſchwärmer weihten die Kirche der heiligen Genoveva zu Paris zu einem Pantheon ein, verbannten alles Geiſtliche, ja alles Religiöſe, und huldigten allein ihrer kindiſchen Vernunftgöttin. Laut ſprach man allen Geiſtlichen und dem Papſt Hohn; der Verkauf der eingezognen Kirchengüter ward (1790) decretirt, von den Prieſtern der Bürgereid, welcher unverſöhnlichen Haß der Monarchie einſchloß, gefordert (1791), und wer denſelben verweigerte, deportirt

(1792). Schon 1790 war die Aufhebung aller geiſtlichen Orden und aller Klöſter beſchloſſen, und ausgeführt worden; auch die Seminarien blieben nicht unangetaſtet. Je ſtärker der Papſt ſich gegen den Bürgereid der Prieſter erklärte, deſto heftiger tobte gegen ihn der Aufruhr, von aller Scheu entblößt; die Pariſer verbrannten 1791 vor dem königlichen Palaſt und vor den Augen des Nuncius, eine Strohfigur, die Pius VI. vorſtellte.

Dieſer erließ Hirtenbriefe, Breven, Bullen an die Biſchöfe, an die Geiſtlichen und an das Volk, und ermahnte mit väterlicher Stimme, zur Rückkehr in die Schranken der Ordnung, in den Schooß der Kirche. Mit außerordentlicher Thätigkeit, aber ohne Nachdruck, griff er in das gewaltige Unternehmen ein; die ſchon 1796 in 2 Bänden erſchienene Sammlung ſeiner Breven und Hirtenbriefe, aus dieſer Revolutionszeit, bezeugen ſeinen Eifer, ſeinen tiefen Schmerz. An die Fürſten, an die Völker wendet' er ſich warnend, ermahnend, und verdammte laut und feierlich die Grundſätze, welche in Frankreich Wurzel gefaßt hatten. Als die Nachricht von Ludwigs XVI. Ermordung nach Rom kam, bezeugt' er im Conſiſtorio und öffentlich ſeine Trauer, hielt ihm ein feierliches Todtenamt, und verordnete Meſſen zum Heil ſeiner Seele.

Der Unwille der Franzoſen ward noch mehr genährt, als der Papſt im Jahr 1792 bei dem beginnenden Krieg ſich ebenfalls rüſtete, wiewohl er erklärt hatte, daß er neutral bleiben wolle. Dem furchtbaren Drang der Zeit war ſein Geiſt, ſein Alter nicht gewachſen; ſeine politiſchen Maaßregeln waren unſicher, ſchwankend. Aber ſein Glaube, ſeine Frömmigkeit hielt ihn ſelber aufrecht, und bewährte untrüglich ſeine Geſinnung.

Damals verſöhnten ſich die Römer mit dem ehrwürdigen Greiſe, der in dieſer Prüfung ihnen als ein hellleuchtendes Vorbild erſchien; ſie prieſen ihn als den Vater des Vaterlands; viele Stimmen nannten ihn den Beſten der Fürſten, und der Senat vereinigte ſich mit den Bürgern, ihm ein Denkmal zu errichten, mit der Inſchrift: „dem Beſchützer der öffentlichen Si-

cherheit." Pius ſelbſt aber gab dazu, unter jenen Umſtänden, ſeine Einwilligung nicht, und ließ nur geſchehen, daß eine in Marmor gegrabene Inſchrift im Capitol aufgeſtellt ward, welche die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Römer ausſprach. Allmählig aber fand der in Frankreich erwachte Geiſt auch im Kirchenſtaat immer mehr Beifall; der Freiheitsruf erſcholl bereits in mehrern Städten, und ließ bisweilen auch in Rom ſich vernehmen. Schon wurden die nachdrücklichſten Anſtalten zur Abwendung eines gefährlichen Aufſtandes nothwendig. Auch gegen die in Rom anweſenden Franzoſen mußten ernſtliche Maaßregeln ergriffen werden, unter denen auch wohl Unſchuldige litten. Mehrere flüchteten in ihr Vaterland und erregten neuen Unwillen gegen die päpſtliche Regierung. Das Römiſche Volk äußerte ſchon mehrmals ſeinen Franzoſenhaß ſehr gewaltthätig. Als der franzöſiſche Geſandte in Neapel einen ſeiner Räthe mit mehrern Begleitern nach Rom ſendete, und dieſe, mit der dreifarbigen Schleiſe geziert, durch den Corſo fuhren, wären ſie von dem empörten Volk faſt geſteinigt worden, und der Geſandtſchaftsrath (Baſſeville) kam in dem Tumult um.

Drei Tage nachher erſchien ein päpſtliches Ausſchreiben, welches den Römern für die bewieſene Anhänglichkeit an die Religion und an des Papſtes geheiligte Perſon dankte, die begangenen Ausſchweifungen und Ungebührlichkeiten aber, freilich mild genug, tadelte und für die Zukunft unterſagte. Aber dies genügte den Franzoſen allerdings nicht, und ſo wenig Pius ſelbſt bei dieſen Ereigniſſen verſchuldet hatte, fiel doch Alles auf ſein wehrloſes Haupt zurück, gegen das ſich aller Unwille richtete.

Je weniger man ſich bergen konnte, daß die Rache der Franzoſen nicht ausbleiben werde, deſto ernſtlicher dachte die Römiſche Regierung auf Vertheidigungsmaaßregeln. Aber die Zahl der päpſtlichen Truppen war klein; es fehlte an Waffen und Geld. Durch öffentliche Aufgebote ſuchte man die Bewohner des Kirchenſtaats zum Widerſtand gegen die nahende Gefahr, zum kräftigen Kampf zu erwecken, und dieſelben aufzureizen gegen das Volk „ohne Geſetz und ohne Frömmigkeit, gegen die Barbaren, die ſichs gelobt, wohin ſie kämen, die Throne und

die Altäre umzuſtürzen.“ Gleichwohl ließ Pius, der perſönlich immer den Frieden wünſchte, ein von ſeinen Küſtenwachten aufgebrachtes kleines franzöſiſches Fahrzeug wieder zurückgeben, indem er erklärte, „daß er mit Frankreich nicht im Kriege ſey.“

Die Jahre 1793 und 94 vergingen unter fortdauernden Beſorgniſſen für die Sicherheit des Kirchenſtaats, und vielen, nicht immer zweckmäßigen Anſtalten, die wechſelnden Zeitereigniſſe zu Gunſten deſſelben zu leiten. Pius ließ ſogar zu, daß der neue Schatzmeiſter Laporta, der an Ruffo's Stelle getreten, einen Theil des Kirchenſilbers einforderte, und Geld daraus zu ſchlagen verordnete. Aber auch die Auflagen mußten erhöht werden; die Unterthanen ſeufzten unter neuem Druck, und verloren die Geneigtheit zur Selbſtvertheidigung gegen Frankreich; vielmehr erhob ſich neues Murren gegen die Regierung.

Seit den letzten drei unheilvollen Jahren hatte Pius die Feier des, den Römern ſo beliebten, Carnevals unterſagt. Das Volk hatte ſich darein ungern gefügt, aber unwillig bemerkt, daß die Vornehmern und Reichern das Verbot wenig achteten. Am Donnerstag vor Faſtnacht 1795 bemächtigte ſich der Pöbel ſelbſt ſeines alten Rechts, lief in Masken durch die Straßen, und als darauf Soldaten und Sbirren ihn auseinander zu treiben ſuchten, entſtand ein allgemeiner Auflauf, in welchem viele Unordnungen verübt wurden. Die päpſtliche Regierung bewies die größte Mäßigung, und ließ, ohne harte Maaßregeln, den Sturm austoben, der ohne erhebliche Folgen vorüberging, aber doch die Gemüther zu ähnlichen Ausſchweifungen geneigter und kühner machte.

Während nun der Sieg immer häufiger den franzöſiſchen Waffen folgte, Pius aber fortfuhr zu behaupten, daß er mit Niemand im Kriege ſey, konnte die Regierung doch immer weniger vermeiden, ſich zu einiger Gegenwehr zu rüſten, und auf Mittel für die dringendſten Staatsbedürfniſſe zu denken. Der Papſt ſelbſt ließ einen großen Theil ſeiner Wagen und Pferde verkaufen, und das daraus gelöſte Geld in den öffentlichen Schatz nieder-

egen. Dazu wurde eine Menge neuer Papiere, die, weil ihre Einlöſung nicht zu hoffen war; tief unter dem Nennwerth ſtanden, ausgegeben; man zwang die Kaufleute zu wiederholten Anleihen, für welche ſie werthloſe Zeddel erhielten, und ſelbſt die Klöſter ſollten ihr überflüſſiges Silber in die Münze ſenden. Doch reichte das Alles kaum für die dringendſten augenblicklichen Bedürfniſſe hin.

Der Frühling des Jahres 1796 war mit troſtloſen Ausſichten eingetreten. Der Durchzug eines neapolitaniſchen Heeres durch den Kirchenſtaat, war vom Papſt geſtattet worden, und hatte, obwohl er auch dabei ſeine Neutralität zu verwahren ſuchte, die Franzoſen von Neuem gereizt. Durch das ganze päpſtliche Gebiet wurden feierliche Gebete für das Glück der Waffen Oeſterreichs verordnet. Aber das Glück begleitete ſie nicht, und in Rom ward kein günſtiger Rath erfunden, die wachſende Gefahr zu beſchwören. Der Cardinal Zelada, der an der Spitze der Geſchäffte ſtand, fühlte, als ein Greis, von dem jugendlich aufbrauſenden Zeitlauf ſich überwältigt. Ihm ward ein Cardinalsausſchuß beigeſellt, und dieſem ein Rechtsgelehrter, Barberi, ein gerechter, aber ſtrenger und eigenmächtiger Mann, als Fiscal gegeben. Er leitete die geſammte Congregation, welche den krankenden Staat retten ſollte, und ſeine durchgreifenden, aber oft gewaltſamen und harten Maaßregeln erzürnten Viele, verſchlimmerten die Stimmung des Volks. Von keiner Macht war Schutz zu hoffen; Spanien, das mit Frankreich im Frieden war, ſchien die einzige Stütze, und doch nur eine unſichre; Pius hoffte allein auf Gott. —

Indeß bewegte der ſiegreiche Fortſchritt der franzöſiſchen Waffen ganz Italien. Buonaparte drang, nach ſeinen glücklichen Schlachten gegen Oeſterreich, in den Kirchenſtaat vor, und ſchon am 19ten Junius 1796 hatte er ſich Bologna's, Urbino's und Ferrara's bemächtigt. Für Pius war nirgend Hülfe; ſein kleines Heer konnte dem kühnen Sieger nicht widerſtehn. Er ſuchte einen Waffenſtillſtand, der unter Vermittlung des ſpaniſchen Botſchafters, Ritters Azara, am 23ſten Juni zu Bologna ihm bewilligt ward, aber zu ungeheuern Aufopferungen ihn nöthigte. Nicht nur 20 Millionen Li-

vres, ſondern auch eine Auswahl der herrlichſten Kunſt-denkmäler und koſtbarſten Manuſcripte des Vatican ſollten den Franzoſen überliefert werden; dieſe behielten auch die drei Legationen beſetzt, und nöthigten die Regierung, den Feinden der Republik ihre Häfen zu verſchließen.

Und doch hatte man um ſo theuern Preis nur eine kurze Ruhe und wenig Sicherheit erkauft. Um die 20 Millionen Livres aufzubringen, mußten die letzten Kräfte des Staats erſchöpft werden. In der äußerſten Noth nahm man ſogar zu dem aus Sixtus V. Zeit vorhandenen, durch deſſen Verordnung ſtreng verwahrten, Schatz der Engelsburg ſeine Zuflucht. Von Neuem wurden Kirchen, Klöſter und Privatleute aufgefordert, all ihr überflüſſiges Silber in die Münze zu ſenden. Pius bot Alles auf, die Franzoſen zufrieden zu ſtellen; er empfing die eintreffenden Commiſſaire, deren dreifarbige Schleiſe nun geduldet werden mußte, mit zuvorkommender Güte; er erließ ſtrenge Befehle, jeden unzeitigen Widerſtand, jede Beleidigung der Republicaner zu vermeiden. Und doch konnt' er nicht vermeiden, daß, als Nachricht von einigen Unfällen der franzöſiſchen Armee einging, das Volk alsbald ſeinen Widerwillen gegen die Franzoſen äußerte und mehrere öffentlich angriff, daß ſie nur mit Mühe gerettet werden konnten. Zu gleicher Zeit überzeugt' er ſich, daß der alte Cardinal Zelada unter ſo dringenden Verhältniſſen der Regierung nicht vorſtehen könne, und ernannte deshalb den Cardinal Busca zu ſeinem Miniſter. Barberi aber war zu ſehr in ſeinem Vertrauen befeſtigt, als daß er den erneuten Aufforderungen, dieſen zu entlaſſen, nachgeben konnte. Das Volk hatte ſich des Waffenſtillſtands, ſo große Opfer er auch koſtete, gefreut, weil er augenblickliche Sicherheit gewährte; aber es war ſchnell wieder bereit, ihn zu brechen, als die Sache der Franzoſen zu wanken ſchien. Pius ließ nicht ab, durch ſalbungsvolle Ausſchreiben die Römer und die übrigen Bewohner des Kirchenſtaats zu beruhigen. Er ernannte einen neuen Ausſchuß von Cardinälen, die Noth des Staats, die Mittel, ihn zu retten, eilends zu erwägen. Aber die Cardinäle waren mit ihm in gleicher Verlegenheit, als nun der nach Paris geſandte Botſchafter heimkehrte, und die Forderungen des franzöſiſchen Senats

übergab. Sie waren ſo beſchaffen, daß der Papſt nicht nur mehrere Beſchlüſſe zurücknehmen, ſondern auch überhaupt ſeine Würde preisgeben mußte, wenn er ſie bewilligte. Gleichwohl fehlt' es an Macht, eine Verweigerung kräftig zu behaupten. Die Verhandlungen zwiſchen dem Römiſchen Hof und den franzöſiſchen Gewalthabern dauerten in Florenz fort, eröffneten aber keine tröſtenden Ausſichten. Da nahm Pius allen Muth, alle Entſchloſſenheit zuſammen, und fing an, mit unerwartetem Nachdruck zu handeln. Noch einmal wendet' er ſich an alle katholiſche Höfe; den Franzoſen, die übermüthig in ihren Forderungen blieben, ſchien er nun Alles verweigern zu wollen; ſelbſt die Bilder und Statuen, die ſchon bereit zur Ablieferung waren, ließ er wieder an ihren Ort bringen, alle Zahlungen einſtellen, und ſelbſt den entlehnten Schatz in die Engelsburg zurückführen. Neapel machte indeß Frieden mit Frankreich; andre Höfe thaten nichts zur Rettung des Kirchenſtaats; dringend forderte der Papſt den König von Spanien ſelbſt auf, zwiſchen dem heiligen Stuhl und den ſchonungsloſen Republikanern zu vermitteln, und erhielt eine theilnehmende, aber ablehnende Antwort. Die Unterhandlungen, welche indeß der Ritter Azara für den Römiſchen Hof fortgeſetzt hatte, konnte dieſer nicht billigen, und jener ward dadurch erbittert. Von Wien aus kamen, ſtatt Troſtes, ſogar Vorwürfe, daß man den Waffenſtillſtand eingegangen war, und günſtigere Verheißungen kamen zu ſpät, als die Congregation der Cardinäle ſchon entſchieden war, die Unterhandlungen in Florenz wieder anzuknüpfen. Doch ſiegte das Vertrauen auf die kaiſerliche Zuſage bei Pius ſelbſt, und bei mehrern ſeiner Rathgeber. Rom rüſtete ſich aufs Neue zu dem Kampf, den man, mit Grund, einen heiligen Krieg nannte. Im Januar 1797 zog ein kleiner Theil päpſtlicher Truppen aus, nachdem ſie andächtig ſich vorbereitet, und den feierlichen Segen erhalten hatten. Jetzt entſchied ſchnell die Uebermacht der Franzoſen, und machte den unſichern Berathungen ein Ende.

Kaum war Mantua gefallen, als Buonaparte, mit voraneilenden heftigen Vorwürfen, daß der Papſt ſich gegen Frankreich gerüſtet, am 1ſten Februar 1797 den

Waffenſtillſtand aufkündigte, und wieder in den Kirchenſtaat einrückte. Nur eine kleine päpſtliche Schaar konnte ihm entgegengeſtellt werden, die ſchon am 2ten Februar unterlag. Nun bemächtigte das franzöſiſche Heer unaufhaltſam ſich der päpſtlichen Provinzen, und Pius erkaufte mit neuen großen Opfern, wie die zügelloſeſte Willkühr ſie vorſchrieb, den Frieden zu Tolentino am 19ten Februar 1797. Der übermüthige Sieger barg es ſogar nicht, daß auch dieſer Gewinn dem Papſt nur auf kurze Zeit gegönnt ſeyn ſolle; kaum bedurft' er, um auch im Frieden ſeine Beſatzungen im päpſtlichen Gebiet behalten zu dürfen, des Vorwandes, daß die Römer zu Aufruhr geneigt ſeyen.

Furchtbar peinlich war die Lage des greiſigen Pius. Nicht nur den Verluſt ſchöner Provinzen, Bologna's, Ferrara's, Romagna's betrauert' er; er war im eignen Gebiet nicht mehr Herr. Mit ſtudirter Grauſamkeit und muthwilligem Uebermuth quälten die Franzoſen den alten Mann. Und der Schwindel des Republicanismus hatte auch viele ſeiner Unterthanen ergriffen; der Druck der Gegenwart erregte allgemeinen Unwillen; mit Heftigkeit ward die Schlaffheit und Schwäche der Regierung getadelt, und ſie wegen aller Leiden angeklagt. Im Innern glomm verderblicher Aufruhr, und von außen zeigte ſich nur ein ſchonungsloſer Feind. In dieſer Noth, da keine menſchliche Weisheit, kein äußerer Troſt, keine irdiſche Hülfe auf die Dauer ausreichte, keine verbündete Macht die Hand bot, Oeſterreich mit den eignen Angelegenheiten beſchäfftigt, Neapel ohnmächtig war, und der König von Spanien eine perſönliche, aber unthätige Theilnahme bezeugte; während faſt Alle, die des Staates Stützen ſeyn ſollten, ſelber rathlos waren, Busca von den Geſchäfften zurücktrat, und der Cardinal Doria ohne innern Beruf, ohne Staatsweisheit, deſſen Stelle einnahm; da erkrankte Pius (im Mai 1797) und ſchien auf Geneſung nicht mehr hoffen zu dürfen. Aber zu größern Leiden aufgeſpart, erholte er ſich wieder, um ſeine troſtloſe Lage recht peinlich zu empfinden. Immer von Neuem ermannt' er ſich unter andächtigen Gebeten, und blickte nicht ohne Sorge und Kummer, doch mit Gottvertrauen, in die Zukunft. Als Fürſt vermocht' er nicht ſei-

Volk zu erretten, und mit Kraft und Feſtigkeit die Zügel der Regierung zu führen; als Oberhaupt der Kirche vergaß er weder ſeine Pflicht, noch ſeine Würde, ſo bitter dieſelbe auch gekränkt ward; aber als Menſch, gegründet auf die höchſte Kraft, welche den Sterblichen erhebt, unbeweglich feſt in ſeinem Glauben, in ſeinem getroſten Aufſehn auf Gott, blieb er nun ein würdiges Vorbild ſeiner Heerde, daß man früherer Gebrechen wohl vergeſſen mochte.

Die Lage des Kirchenſtaats ward mit jedem Tage bedenklicher, trauriger; Pius fügte ſich mit Ergebung in ſein Schickſal, mit dem Bewußtſeyn, daß er nicht die Macht habe, daſſelbe zu ändern. Mit tiefem Schmerz bemerkt' er, wie die öffentliche Meinung immer mehr verſtimmt ward, wie er dem Volk ſich nicht zeigen durfte, ohne die bitterſten Vorwürfe zu hören, wie nun ſelbſt die Schaaren der Römiſchen Mönche ſeine heftigen Ankläger wurden, weil er, um die ungeheure Summe, welche der Frieden von Tolentino koſtete, einigermaaßen zu decken, da alle Caſſen erſchöpft waren, die Kloſterſchätze hatte in Anſpruch nehmen müſſen. Auch jetzt ſucht' er mit möglichſtem Nachdruck die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten; die Wachtpoſten wurden verſtärkt, die thätigſten und zuverläſſigſten Bürger, die zu der neuerrichteten Stadtwehrſchaft gehörten, für die öffentliche Sicherheit aufgeboten, mehrere Verdächtige, und vorlaute Anhänger einer beabſichtigten Staatsumwälzung gefangen geſetzt, aber auf das Gebot der fremden Gewalthaber bald wieder entlaſſen. Einige verließen im Triumph, Rachſucht im Herzen, die Hauptſtadt, und arbeiteten von fern für ihre Abſichten; Andere blieben in Rom, und wiegelten ihre Mitbürger auf. Pius ſah das nahende größere Unheil voraus, aber es fehlte ihm an Macht, es zu verhindern.

Die Franzoſen ſchienen indeß nur ſeinen Tod, oder irgend ein veranlaſſendes Ereigniß abzuwarten, um auch den Schatten von päpſtlicher Regierung auszutilgen, und ihren Republicanismus an deren Stelle zu ſetzen. Damals war Joſeph Buonaparte franzöſiſcher Geſandter in Rom, bemüht, die Unzufriedenheit mit der päpſt-

lichen Regierung immer mehr anzufachen, und mit ſeinen Gehülfen die Römiſchen Angelegenheiten ſo zu verwirren, daß eine Revolution erfolgen mußte. Ein Theil der Römer ward von ihm verführt, und bei dieſem eine Empörung zur Reiſe gebracht; ein anorer Theil haßte mit italiäniſcher Tieſe die Franzoſen, und hätte gern durch einen allgemeinen Aufſtand ſich von denſelben befreit.

Gegen Ende des Jahres 1797, als Pius an einer langen und ſchweren Krankheit darnieder lag, brach endlich das Ungewitter los. Am Abend des 27ſten Decembers rottete ſich der Pöbel Roms zuſammen, und tobte mit dem Geſchrei: „Es lebe die Republik!“ durch die Straßen. Päpſtliche Soldaten bemühten ſich, die Aufrührer zu zerſtreuen, und verfolgten dieſelben, da ſie ſich, wie unter ſichre Hut, in den Hof des damaligen franzöſiſchen Geſandtſchaftspalaſtes, zurückzogen, auch dorthin. Von beiden Seiten fielen Schüſſe, und nun eilten Joſeph Buonaparte und der General Duphot unter die Römiſchen Soldaten, und geboten ihnen drohend, das Geſandtſchaftshaus zu verlaſſen. Die Soldaten gehorchten; da aber die Empörer alsbald wieder hervordrangen, ward der Kampf erneut, und ein Schuß tödtete den General Duphot, der mit gezogenem Degen auf die Päpſtlichen eindrang. Dieſer Schuß ſchien das Zeichen zu Roms Verderben zu ſeyn.

Pius raffte ſeine matten Kräfte zuſammen, ſendete Eilboten an die mächtigſten Höfe, ſchilderte ſeine ſchreckliche Lage, bat um ſchleunige Hülfe. Die Franzoſen ſucht' er von ſeiner Unſchuld, von ſeinem Schmerz und Unwillen über das ganze Ereigniß zu überzeugen, und ſie zu verſöhnen. Eilends aber verließ Joſeph Buonaparte mit ſeinen Genoſſen Rom, und bang und ungewiß harrte man der drohenden Zukunft. Vergebens bot man wiederholt der franzöſiſchen Regierung jede Genugthuung an, welche ſie ſelbſt fordern würde; vergebens ſtellte man vor, wie das, was Wenige verſchuldet, nicht dem ganzen Staat zum Verbrechen angerechnet werden dürfe. Frankreich eilte zur Rache, die in unzähligen Aeußerungen der empörten Republicaner ſich in voraus als die ſchrecklichſte ankündigte. Schon ward von Mailand

[L]and aus, wo damals die franzöſiſche Hauptmacht ſtand, [d]rohend erklärt: „Bald werden dieſe Tiber, geröthet von [d]em Blut unſrer Brüder, dieſes Capitol, bevölkert von mörderiſchen Prieſtern, dieſes Marsfeld, beſchämt, ei[n]em Sklavenvolk zu dienen, gereinigt ſeyn von den Ver[b]rechen, der Schande und der Knechtſchaft von zwanzig Jahrhunderten. Nach ſo vielen ausgeſuchten Mißhand[l]ungen, die man ſich gegen den ehrwürdigen Greis Pius [ſ]chon erlaubt hatte, war nun das Aeußerſte zu fürchten.

Mit Anfang des Jahrs 1798 näherte ſich eine franzö[ſ]iſche Heerabtheilung unter dem Obergeneral Berthier [d]em Römiſchen Gebiet. Der König von Neapel, der [ſ]ich des Papſtes annahm, ſendete Abgeordnete an Berthier. Feierlich verſicherte dieſer den päpſtlichen und [n]eapolitaniſchen Unterhändlern, daß die franzöſiſche Re[p]ublik keine Veränderung der päpſtlichen Regierung beab[ſ]ichtige, und daß er nur erſcheine, um Duphots Er[m]ordung (für die der Papſt aufs Neue jede billige Genug[t]huung verſprach) zu rächen, und der Ehre der franzöſi[ſ]chen Republik genug zu thun. Pius mußte den freien [E]inzug der Franzoſen in Rom bewilligen. Am 16ten Februar zogen ſie ein. Alsbald ward die Treuloſigkeit [o]ffenbar.

Ein Aufruf Berthiers klagte ſogleich heftig die päpſtliche Regierung an, und rief, mit pomphaften Erin[n]erungen an Roms ehemalige Freiheit, das Volk zum Abfall von ſeiner Regierung auf. Das Capitol und die Engelsburg wurden beſetzt. Vergebens veranlaßte man [d]en Papſt, von Rom ſich zu entfernen; er erklärte mit Muth und Standhaftigkeit, daß er, als Fürſt und Bi[ſ]chof, ſein Volk nicht verlaſſen werde. Da ward am [1]8ten Februar die neue Römiſche Republik erklärt, [a]ls eben die Cardinäle in der Sixtiniſchen Capelle den Jah[r]estag der Papſtwahl Pius VI. feierten. Freiheitsbäume, Bilder der entehrten Göttin in ſchamloſer Geſtalt, wur[d]en aufgeſtellt; das Freiheitsgeſchrei drang bis in des Papſtes Zimmer, vor denen Wache ſtand. Ihm ſelbſt raubte man alle Koſtbarkeiten, ſeine Vertrauteſten; die [m]eiſten Cardinäle, die nicht ſchon geflohen waren, wur-

den verwieſen und gemißhandelt. Pius, der durch nichts zu bewegen war, die Regierung, wie man forderte, niederzulegen, ward nun Staatsgefangner, gegen welchen frecher Uebermuth ſich die gröbſten Ausſchweifungen, den bitterſten Hohn erlaubte.

Am 20ſten Februar, zwei Stunden vor Tages Anbruch, nachdem er vorher noch die Erlaubniß, eine Meſſe hören zu dürfen, mit Mühe erhalten, führte man ihn eilends aus Rom, von wenigen Dienern begleitet. Am 25ſten brachte man ihn nach Siena, wo er, im Auguſtinerkloſter, als Gefangner blieb. Still, ſeiner Auflöſung nahe, brachte hier Pius ſeine Tage zu, nur von dem Wunſche beſeelt, ſie hier in Ruhe beſchließen zu können. Aber der Argwohn elender Republicaner gönnte ihm dieſe Ruhe nicht. Am 26ſten Mai ſchaffte man den kranken, ſchwachen Greis weiter fort, und ſperrte ihn in die Carthauſe bei Florenz. Hier empfing er den Beſuch des Großherzogs von Toscana, und des Königs von Sardinien. Alle Hoffnung auf die Rückkehr nach Rom hatte er aufgegeben; die meiſten Stunden des Tages waren dem Gebet und anhaltenden Andachtsübungen geweiht. Seinen Hofſtaat hatte man ſehr verringert; er hätte ſelbſt an dem Unentbehrlichſten Mangel leiden müſſen, wenn er nicht durch fromme Mildthätigkeit unterſtützt worden wäre. Viele Geiſtliche und Kloſterleute boten ihm reiche Geſchenke an; er ſchlug ſie aus. Weniges nahm er von den Fürſten an, die noch fortfuhren ihm Zeichen von Theilnahme zu geben. Auch von Unbekannten kamen fromme Gaben an. In vielen Liebesbeweiſen, die er empfing, mußt' er einigen Troſt finden.

Aber ſolche Auszeichnungen, und die Ehrfurcht des Volks gegen den heiligen Vater mehrten nur die Wuth und Grauſamkeit der Franzoſen. Man forderte den Großherzog von Toscana auf, dem Papſt nicht länger den Aufenthalt in ſeinem Lande zu geſtatten. Dieſer weigerte ſich ihn zu verweiſen, ſuchte aber durch Unterhandlungen ihm einen ruhigen Zufluchtsort in den öſterreichiſchen Erbſtaaten zu verſchaffen. Dies gelang nicht, ſo wenig als der Plan, ihn nach Spanien oder Sardinien zu bringen. Er blieb der franzöſiſchen Willkür überlaſſen, d

hn endlich auch dem ruhigen Aufenthalt in Toscana
vieder entriß.

Am 27ſten März 1799 mußt' er aufs Neue zur Reiſe
ich anſchicken. Die Fortſchritte der öſterreichiſchen Waf-
en beunruhigten ſeine Wächter. Man führte ihn über
Bologna nach Parma, der franzöſiſchen Grenze zu.
Von Allem entblößt, arm und hülflos, dem Muthwillen
iner Schaar verwilderter Soldaten Preis gegeben, in
eder Stunde ſeines Endes harrend, ſetzt' er die Reiſe
ort, auf der man ſelten ihm ein bequemes Nachtlager
gönnte, und mit recht ausgeſuchter Grauſamkeit ihn miß-
handelte. Er flehte dringend, daß man wenigſtens an
der Gränze Savoyens ihn ſterben laſſe. Aber da er zu
ſchwach geworden, um die beſchwerliche Fahrt über die
Alpen noch aushalten zu können, lud man ihn auf einen
Tragſeſſel, in welchem er, kümmerlich bekleidet, über
den rauhen Mont-Cenis getragen und nach Briançon ge-
führt ward. Mehr, als man hoffen durfte, bewies ein
Theil des franzöſiſchen Volks dem leidenden Papſt Mit-
eid und Ehrfurcht; die Aeußerungen derſelben war die
letzte heitere Erfahrung ſeines Lebens; das Directorium
aber ſchien dadurch beunruhigt zu werden.

Am 14ten Julius traf er endlich in Valence, dem
Ziel ſeiner Leiden ein. Eiferſüchtig ward er auch hier be-
wacht, und als Staatsgefangner in der Citadelle ver-
wahrt; kaum durfte Jemand, außer ſeinem Arzt, ihm
nahen. Am 18ten Auguſt mehrten ſich die Leiden ſeines
Körpers. Seine Seele war freudig zum Tode. Seine
irdiſchen Angelegenheiten waren abgeſchloſſen; ſchon vor
ſeiner Abreiſe aus Rom hatte er, ſein Teſtament über-
geben.

Am 27ſten Auguſt empfing er das heilige Abendmahl,
wobei er allen ſeinen Feinden und Verfolgern die herz-
lichſte und reinſte Verzeihung zuſicherte. Am folgenden
Tag, als er des Todes Nähe noch beſtimmter empfand,
ließ er ſich noch einmal das Glaubensbekenntniß vorleſen,

und indem er die eine Hand auf die Bruſt, die andre auf das Evangelium legte, betheuert' er wiederholt die Standhaftigkeit und unerſchütterliche Treue ſeines Glaubens. Darauf erhielt er die letzte Oelung. Am Abend des 29ſten Auguſt ſanken ſeine Kräfte noch tiefer; noch einmal bezeugt' er ſeinen lebendigen, troſtreichen Glauben an Chriſtus. Nach Mitternacht entſchlief er. In Valence ward er begraben.

In den Jahrbüchern der Geſchichte ſteht ſein Name, nicht untadelhaft, nicht fleckenlos, aber auch nicht ohne wohlverdiente Ehre. Sein ſpäteres Leben wirft ein mildes Licht auf das frühere, und verſöhnt mit manchen Irthümern, die alle mehr ſeinem Verſtand, als ſeinem Herzen zum Vorwurf gereichen. Selbſt der ſtrengere und ungünſtige Richter kann Theilnahme, Wohlwollen und ſchonendes Urtheil dem Vielgeprüften nicht verſagen. In die verwickeltſten Verhältniſſe eingeengt, kaum fähig dieſe zu überſehen, noch minder ſie mit umfaſſender Kraft zu beherrſchen, vermocht' er nicht allen, auch billigen Anſprüchen zu genügen; aber ehrlich und aufrichtig war ſein Wille; redlich, aus natürlicher Neigung und aus Frömmigkeit ſtrebt' er nach dem Guten, und liebte das Unrecht nie, begünſtigte nie abſichtlich das Böſe.

Der Eitelkeit und Schwachheit mag man ihn zeihen; aber er hat von jener ſich geläutert in großen Widerwärtigkeiten, in denſelben zur höchſten Kraft ſich erhoben, mit Ergebung und Standhaftigkeit das Härteſte geduldet.

Die Leidenſchaft ward, ſchon ſeiner natürlichen Anlage nach, nie tief, nie gewaltig in ihm; vom Laſter wußt' er ſich rein zu erhalten, der Sünde huldigt' er nicht. Seine Sitten waren in jeder Lage ſo unbeſcholten, daß ſelbſt ſeine Feinde ſie nicht anfechten konnten. Sein Leben entſprach ſeinem Beruf, ſeiner Würde. Enthaltſam im Genuß, nach weltlichen Vergnügungen und Zerſtreuungen nie ſehr begierig, blieb er immer ſtreng gegen ſich ſelbſt; den Umgang mit Frauen ſucht' er nie; ſelbſt erlaubte Freuden vergönnt' er ſich ſelten. Da er in ſeinem

Privatleben für eigne Erheiterung wenig Aufwand machte, durfte man dem Fürſten einige koſtſpielige Lieblingsbeſchäfftigungen, einige Neigung zu Glanz und Pracht wohl verzeihen.

Seine Zeit verwendet' er mit löblicher Ordnung, in ſeiner Hauscapelle und in der Kirche zu Andachtsübungen, im Cabinet zu Regierungsgeſchäfften, in der Bibliothek zu Betrachtungen und zur Belehrung, im Muſeum zur Erheiterung. Der Tafel widmete er ſo viel Stunden, als ein nicht karger Hofſtaat zu fordern ſchien, der Ruhe nicht mehr, als ſein etwas ſchwächlicher Körper bedurfte.

Allen zeigt' er ſich aufrichtig, wenigen leicht zugänglich, vielen gütig und mildthätig; er war nie rachſüchtig, nie im Herzen unverſöhnlich, immer, wenn er konnte, herzlich dankbar, treu ſeinen Freunden. Sein Vertrauen ſchenkt' er nicht leicht ganz, aber er bewies es denen, die er einmal werth geachtet und liebgewonnen hatte. Sein Gefühl war nicht überlegen, nicht ſtark, faſt nie zärtlich; aber reizbar, wenn ſeine Grundſätze verletzt wurden; dann konnt' er wohl auch heftig, doch auch bald beſänftigt werden. In ſeinem frühern Leben oft unſchlüſſig aus Mangel an Umſicht und Einſicht, in wichtigern öffentlichen Angelegenheiten unentſchieden, beharrt' er um ſo unbeweglicher, ja eigenſinnig und hartnäckig bei einmal gefaßten Anſichten und Entſchlüſſen. Lieblinge und Günſtlinge hatten keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; aber die geiſtige Ueberlegenheit einiger kräftigerer Männer in ſeinen Umgebungen konnte ihn in vielen Fällen beſtimmen, ohne ſeine Grundſätze zu erſchüttern.

Lebensklug war er nicht; ſelbſt in gewöhnlichen Lebensverhältniſſen erſchien er nicht ſelten als ein Fremdling; um ſo weniger konnt' er, in ſeiner Lage, dem Tadel entgehen. Er war mehr ein guter Menſch, als ein ausgezeichneter Fürſt. Für alle ſeine Verirrungen hat er bitter gebüßt; nach jener ewigen Gerechtigkeit, die oft ſchon im irdiſchen Leben Vergeltung übt, hat ſein größtes Unrecht, die unmäßige Begünſtigung ſeiner Verwand-

ten, in ſeinen trübſten Tagen ſich an ihm am ſchwerſten gerächt, da zu gleicher Zeit der Undank Jener, der bittre Vorwurf ſeiner Feinde, die hier die wehrloſeſte Seite fanden, ihn kränkte.

Aber ungekränkt bleibt ihm der Ruhm einer aufrichtigen Gottesfurcht, einer von früher Jugend, bis ins höchſte Alter, unter allen wechſelnden Verhältniſſen, im Glück wie im Unglück, ſich immer gleichen, herzinnigen Frömmigkeit.

H. Eſſex Edgeworth v. Firmont.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Ludwig Schloſſer.

Google

Edgeworth von Firmont.

Wenn die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution uns eine Menge von Erſcheinungen enthüllt, die uns in die Zeiten der tiefſten Barbarei zurückzuführen ſcheinen, und von denen faſt alle edlere Menſchlichkeit gewichen iſt, ſo fühlt ſich das Herz erleichtert, der Blick erquickt, es wird uns zu Muthe wie dem Wanderer, der, ſchauerlichen Wüſten entronnen, wieder auf blumigen Auen wandelt, wenn uns ein Mann begegnet, ein Leben ſich vor uns aufthut, wie das Leben des

Heinrich Eſſex Edgeworths von Firmont.

Er ſtammt aus einer ſehr achtbaren Familie in der Grafſchaft Middleſex in England, die unter der Regierung Eliſabeths nach Irland zog, wo Heinrich im Jahr 1745 im Flecken Edgeworth-town geboren ward. Sein Vater beſaß die einträgliche Pfründe Edgeworth-town, nahm aber mit ſeiner Familie den katholiſchen Glauben an, und zog nach Frankreich. Heinrich Edgeworth begann ſeine wiſſenſchaftliche Laufbahn zu Toulouſe unter den Jeſuiten, ſtudirte auf der Sorbonne und erwählte den geiſtlichen Stand, in welchem er nachher das Muſter eines Seelſorgers darbot. Sein erſter Plan war, ſich dem Miſſions-

und kaum war das letzte Stück Papier verbrannt, als ſein Haus am hellen Tage von 100 Mann, jedoch in aller Form eines geſetzlichen Verfahrens, angefallen wurde. Diesmal war die Unterſuchung ſtrenger, bewies aber, daß keine verdächtigen Papiere hier zu finden ſeyen. Und doch konnte ſie eine Urſache des Todes für Firmont werden; denn der ſorgfältigſten Sonderung ungeachtet, hatte ſich doch ein Brief von des jetzigen Königs Agenten verſteckt, welcher, wenn er gefunden wurde, die deutlichſte Anzeige von ſeinen Verbindungen mit Gliedern der königl. Familie gegeben hätte. Firmont wußte ſelbſt nicht, daß dieſer Brief noch vorhanden ſey, und blieb im Augenblick der größten Gefahr ganz ſicher. Ich geſtehe, ſagt er, daß mir das Blut in den Adern erſtarrte, als ich ihn einige Tage nachher zu Geſicht bekam.

Doch dies war nicht die letzte Gefahr. Der Strudel jener gräßlichen Begebenheiten des obenerwähnten Aug. und Septbr. 1792 ergriff auch ihn. Er ſandte ſeinen treuen Bedienten aus, ſo oft die Sturmglocke, dies ſchreckliche Zeichen der Ermordungen, ertönte, um einige Nachricht zu erhalten. Einſt kam dieſer, halbtodt vor Schrecken, mit der Nachricht wieder, der Pöbel habe das Gefängniß St. Sulpice überfallen, die Gefangnen (unter welchen ſich faſt alle Freunde Firmonts befanden) niedergehauen, und ſich vorgenommen, nun noch ſeine Wohnung in der Bacſtraße zu überfallen. Aber er entkam durch Verkleidung und ein unkenntlich gemachtes Geſicht, noch mitten durch den herbeiſtrömenden Volkshaufen, ohne auch nur einmal angehalten zu werden, begab ſich aber nach dem obengenannten Dorfe Choiſy, einem Dorf 3 Stunden von Paris, und lebte dort unter dem Namen Edgeworth. Unter dem Schein eines verarmten, aus Liebe zur Ruhe aus Paris gewichenen Engländers, lebte er hier einige Wochen ungeſtört. Da aber der Erzbiſchof von Paris genöthigt worden war, ſeinen Sprengel zu verlaſſen, und das Vicariat unſerm Edgeworth übertrug, ſo dacht' er, ſeiner Pflicht unter allen Umſtänden getreu, nun nur noch darauf, nach Paris zurückzukehren, und ſeinem, unter ſolchen Umſtänden höchſt ſchwierigen Auftrage nach aller Möglichkeit Genüge zu leiſten, — als die Einladung des unglücklichen Königs, ihm in ſeiner letzten Noth mit dem

Troſt der Religion beizuſtehen, ihn von dieſer Bahn abrief. Er benutzte die wenige übrige Zeit, ſeinen letzten Willen aufzuſetzen, und ſo viel als möglich Anordnungen für den Pariſer Sprengel zu treffen.

Noch ehe der König ihn zu ſich berief, wußt' er nicht nur, durch ſeine Verbindung mit Eliſabeth, daß es geſchehen würde, ſondern auch, daß er nichts anders als den Tod erwartete. Dies äußert er in einem Brief an einen Freund in England, vom 21. Decbr. 1792: „Mein unglücklicher Herr", ſchreibt er darin, „hat ſeine Augen auf mich geworfen, um ihn zum Tode vorzubereiten, wenn die Ungerechtigkeit ſeines Volkes bis zu dieſem Vatermord gehen ſollte. Ich bereite mich alſo auch mit zum Tode, überzeugt, daß das wüthende Volk mich den gräßlichen Auftritt nicht überleben laſſen wird. Aber ich bin ergeben, mein Leben iſt nichts. Wenn ich durch den Verluſt deſſelben denjenigen retten könnte, welchen Gott geſetzt hat zu einem Fall und Auferſtehen vieler — wie gern gäbe ich es hin — ich wäre nicht umſonſt geſtorben." So ſchrieb Firmont als der Proceß des Königs begann, und kurz zuvor, ehe das Endurtheil geſprochen wurde, ſagte der Monarch zu Herrn Malesherbes, ſeinem Vertheidiger: Meine Schweſter hat mir von einem ungeſchwornen, redlichen Prieſter geſagt, deſſen Unbekanntheit ihn in der Folge der Verfolgung entziehen könnte. Hier iſt ſein Name und ſeine Wohnung. Haben Sie die Güte mit ihm zu ſprechen und ihn vorzubereiten, daß er mich beſuchen ſolle, ſobald ich die Erlaubniß haben werde, ihn bei mir zu ſehen. Freilich, ſetzte er hinzu, iſt das ein ſeltſamer Auftrag für einen Philoſophen — denn ich weiß, daß Sie dies ſind — aber wenn Sie litten wie ich, wenn Sie ſterben ſollten wie ich, ſo möchte ich Ihnen meine Ueberzeugung wünſchen; ſie würde Ihnen mehr Troſt gewähren, als die Philoſophie.

Als der damalige Juſtizminiſter dem König ſein Todesurtheil bekannt gemacht hatte, bat er unter andern um einen Aufſchub von 3 Tagen, um ſich auf ſeine Erſcheinung vor Gott zu bereiten, und um die Erlaubniß des ungehinderten Umgangs mit einem Geiſtlichen, den er den Commiſſarien der Gemeine noch näher bezeichnen

würde. — Dieſer Geiſtliche war unſer Firmont. Der Miniſter theilte Ludwigs Bitten dem Convent mit, welcher den Aufſchub verweigerte, aber die Zulaſſung eines Geiſtlichen bewilligte. Der erwähnte Miniſter ließ Firmont in die Tuilerien rufen und ſagte: Ludwig Capet wünſcht Sie zu ſehen. Wollen Sie zu ihm in den Tempel gehen? Unſtreitig, erwiederte Firmont. Der Wunſch des Königs iſt ein Befehl für mich. Des Miniſters Wagen ſtand bereit, ihn nach dem Hauſe des Jammers zu führen. Er mußte eine enge Treppe hinauf ſteigen, wo in gewiſſen Entfernungen trunkne Schildwachen ſtanden, die durch ſchreckliche Flüche und ſchändliche Lieder dieſen traurigen Ort noch trauriger machten. Er fand den Juſtizminiſter und die Commiſſarien des Pariſer Stadtraths, die unaufhörlich den König bewachten, auch jetzt bei ihm. Sobald er ſeinen Beichtvater ſah, winkte er ſeinen Wächtern ſich zu entfernen, und ſie gehorchten. Ueber den Eindruck, welchen der Anblick des unglücklichen Königs auf ihn machte, ſtehe hier Firmonts eigne Aeußerung, aus einer Erzählung, die er damals bekannt machte. „Bis daher hatte ich mein Gemüth, auch bei den heftigſten Bewegungen die es beſtürmten, in Faſſung erhalten; aber beim Anblick dieſes ſonſt ſo mächtigen und jetzt ſo unglücklichen Königs, war ich nicht mehr Herr meiner ſelbſt. Thränen ſtrömten aus meinen Augen, ich warf mich zu ſeinen Füßen, ohne ein Wort ſagen zu können. Das Todesurtheil hatte er mit Standhaftigkeit angehört; aber bei meinem Anblick zerfloß er in Thränen. Als er ſich ein wenig gefaßt, ſagte er: Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich einen Augenblick ſchwach war, wenn ichs ſo nennen darf. Seit langer Zeit lebe ich nur unter meinen Feinden, und habe mich gewiſſermaaßen an ſie gewöhnt; aber der Anblick eines treuen Unterthanen ſpricht mein Herz ſo ganz anders an! Meine Augen haben ſo lange dieſen Anblick entbehrt, daß ich, gegen meinen Vorſatz, gerührt davon bin. Hierbei hob er mich gütig auf, führte mich in ſein Gemach, und ließ mich neben ſich ſitzen. „Meine große Angelegenheit, hub er an, muß mich nun ganz beſchäfftigen. Was ſind alle andern in Vergleichung mit ihr? Er öffnete hierauf dem Abbé ſein Gewiſſen, las ihm, als dieß geſchehen war, zweimal ſein Teſtament vor, vorzüglich gerührt wo es ſeine Familie betraf, und

erkundigte ſich endlich mit herzlicher Theilnahme nach dem Schickſal verſchiedner verbannter Geiſtlichen. Er erinnerte ſich an das Gute, was er ſeinem Volke gethan, deſſen Glück ſein innigſter Wunſch geweſen ſey. Ich bin überzeugt, fügte er hinzu, daß die Franzoſen mich einſt zurückwünſchen werden. Ja ich bin gewiß, ſie werden mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ſie einſt die Freiheit haben es zu thun; aber jetzt ſind ſie ſehr unglücklich. — Abends vor der Hinrichtung fragte ihn Firmont, ob er vielleicht eine Meſſe zu hören und das heil. Abendmahl zu genießen wünſche? Ludwig verſicherte, daß er nach dieſem letzten Troſt ſchmachte, daß man aber hierzu Erlaubniß von dem Rath im Tempel haben müſſe, und, ſetzte er hinzu, ſie werden ſie nicht geben; bis jetzt haben ſie mir noch keine andre Bitte gewährt, als die ſie mir unmöglich abſchlagen konnten. Der Abbé nahm es alſo ſelbſt über ſich, um dieſe Erlaubniß zu bitten; aber welch eine Antwort erhielt er von einem der Commiſſäre! Man hat, ſo lautete ſie, nur allzuviel Beiſpiele in der Geſchichte, daß Prieſter die Hoſtien vergiftet haben, als daß die Klugheit erlaubte, eure Bitte zu gewähren. — Ihr habt mich ſtreng genug durchſucht, als ich in den Tempel kam, erwiederte F., um überzeugt zu ſeyn, daß ich kein Gift bei mir habe. Um aber ganz ſicher ſeyn zu können, dürft ihr nur die Hoſtien ſelbſt ſchaffen. — Die Municipalbeamten ſahen ſich an, gingen in ein andres Zimmer, ließen Firmont einige Augenblicke nachher zu ſich rufen, und ſagten in der damaligen gezierten Sprache: Bürger, Diener des Gottesdienſtes, die Bitte Ludwig Kapets hat nichts Geſetzwidriges. Wir gewähren ſie ihm, jedoch unter der doppelten Bedingung, daß ihr eure Bitte ſchriftlich aufſetzt, und daß die Ceremonie morgen früh um 7 Uhr vorbei ſey, weil Kapet um 8 Uhr zur Hinrichtung geführt werden ſoll. — Firmont war dies zufrieden, und kehrte zu ſeinem erhabenen Beichtſohn zurück, fand ihn erſchöpft und bewog ihn, ſich niederzulegen. Ruhig ſchlief er von 1 bis 5 Uhr, ſtand dann auf, hörte die Meſſe, und empfing das Nachtmahl an einem Altar, den Firmont und der Kammerdiener Clery errichtet hatten. Mit dem Schlag der 9ten Stunde traten die Sbirren, unter Anführung des berüchtigten Santerre, in des Königs Zimmer. Ruhig ging er ihm mit

der Frage entgegen: Wollt ihr mich holen? Ja, erwiederte der wüſte Menſch. — Wohl, ſagte der König; aber ich muß noch einige Augenblicke mit meinem Beichtvater allein ſeyn, und komme unverzüglich wieder zu euch. Er ging mit Firmont in ſein Gemach, warf ſich auf ſeine Kniee und ſprach: Es iſt Alles vollendet! Geben Sie mir noch Ihren Segen, mein lieber Abbé. — Er hatte geglaubt, Firmont würde ihn nicht auf ſeinem letzten Gange begleiten; als dieſer aber ſichs erbat, ihm bis zum letzten Augenblick beiſtehen zu dürfen, dankte der unglückliche Monarch in den rührendſten Ausdrücken dafür. Sie ſtiegen alſo in den Wagen, in welchem ſchon zwei Gensd'armen ſaßen. Auf dem Platze Ludwigs XVI. öffneten die Henker den Wagenſchlag. Ehe der König ausſtieg, legte er die Hand traulich auf Firmonts Kniee und ſagte zu den beiden Soldaten: Meine Herren, ich empfehle ihnen den Herrn Abbé. Keine Antwort. Er wiederholte alſo: Ich trage ihnen auf, darüber zu wachen, daß ihm nach meinem Tode nichts begegne. — Gut, gut, ſagte einer mit brutalem Ton, das wollen wir ſchon thun. — Sie waren am Orte der Hinrichtung; der König zog ſelbſt ſein Kleid aus, und Firmonts letzte Worte an ihn waren: Sohn des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor.

„Als ich den tödtlichen Streich vernahm", ſagt er in jenem Briefe an ſeinen Bruder Uſſher in Irland, „fiel ich auf meine Kniee, und blieb in dieſer Stellung bis zu dem Augenblick, wo der ſchändliche Böſewicht, der bei dieſem Trauerſpiel die erſte Rolle geſpielt hatte, mit Freudengeſchrei hervortrat, dem Volke das blutige Haupt zu zeigen, und mich mit Blut beſprützte. Ich dachte, es ſey Zeit, mich vom Blutgerüſt zu entfernen; als ich aber die Augen um mich her warf, ſah ich mich von 20—30,000 bewaffneten Männern umgeben, und durch dieſen Haufen mich drängen zu wollen, ſchien mir eine Thorheit. Da ich indeß einen Entſchluß ergreifen, oder, wenn ich blieb, Theil an dem Wahnſinn des großen Haufens zu nehmen ſcheinen mußte, ſo empfahl ich meine Seele Gott, und wendete mich nach der Seite, wo mir die Haufen am wenigſten dicht zu ſeyn ſchienen. Alle Blicke waren auf mich gerichtet; allein zu meinem großen Erſtaunen fand ich bei der erſten Reihe keinen Widerſtand, die zweite öffnete ſich

mir

mir ebenfalls, und als ich zur dritten und vierten kam, merkte man gar nicht mehr auf mich. Man hatte mir verboten, ein Kleidungsſtück meines Standes anzulegen. Ich hatte demnach nur einen ſchlechten Ueberrock an, befand mich bald unter dieſen unermeßlichen Haufen gemengt, als wäre ich blos Zuſchauer dieſes fürchterlichen Auftritts geweſen, der Frankreich ewig zur Trauer und Schande gereichen wird. — Erſtaunt, daß ich noch lebte und frei war, ließ ich meine erſte Sorge ſeyn, zu Herrn von Malesherbes zu gehen, an welchen mir der König die wichtigſte Botſchaft aufgetragen hatte. Ich fand dieſen ehrwürdigen und unglücklichen Greis in Thränen ſchwimmend, und der Bericht, welchen ich ihm abſtattete, war nicht geeignet, ſie zu trocknen; aber er vergaß ſein eignes Unglück, und dachte nur an die Gefahren, mit welchen ich ihm bedroht zu ſeyn ſchien. „Fliehen Sie, lieber Herr, ſagte er zu mir, fliehen Sie dieſen abſcheulichen Boden, und die Tiger, welche darauf losgelaſſen ſind. Man wird Ihnen nie die Anhänglichkeit verzeihen, welche Sie heut für den unglücklichſten der Könige gezeigt haben. Kein Winkel in ganz Frankreich kann Ihnen Sicherheit gewähren." Jedoch, wie wahr und gut gemeint dieſer Rath auch war, konnte Firmont ihn doch nicht befolgen. Die Hoffnung, ſeinem Sprengel durch ſeine Nähe nützlich zu ſeyn, das der gefangenen Eliſabeth, mit der er immer noch ſchriftliche Unterhaltungen hatte, gegebene Wort, ſie nicht zu verlaſſen, endlich einige Befehle und Aufträge des Königs, banden ihn an dieſen abſcheulichen Boden. Er beſchränkte ſich alſo darauf, ſich einige Zeit verborgen zu halten, gab den Seinigen Nachricht, daß er noch lebe, und fuhr noch in derſelben Nacht auf das 3 Stunden von Paris gelegene Schloß des Herrn de la Lezardière, eines alten, rechtſchaffenen und ſehr wohlhabenden Manns, wo er mit offnen Armen empfangen, und 3 Monate völlig verborgen gehalten wurde, ungeachtet er, in biſchöflichen Angelegenheiten, einen ſtarken Briefwechſel nach Paris unterhielt, auch oft, wenn die Geſchäffte ſich nicht ſchriftlich abmachen ließen, nach der Stadt fuhr. — Kaum war er einige Zeit an dieſem glücklichen Zufluchtsorte, als drei verſchiedne Clubbs in Paris ſeinen Kopf als eine Genugthuung für die an den Tirannen bezeigte Anhänglichkeit verlangten; aber ein,

wahrſcheinlich von Freundeshand abgefaßter Zeitungs-Artikel verſicherte, dieſer Edgeworth ſey nach England entkommen, und habe dort häufige Zuſammenkünfte mit den bedeutendſten Ausgewanderten, und ſelbſt mit Pitt. Wie gut gemeint aber auch dies Gerücht vielleicht ſeyn mochte, ſo konnte es ihm doch ſehr gefährlich werden; denn wenn man ihn nun entdeckt hätte, würde er für einen Kundſchafter der engliſchen Regierung und der Ausgewanderten gehalten worden ſeyn. Er konnte alſo nur noch zur Nachtzeit nach Paris kommen, und ſein Sprengel litt durch ſeine ſeltnere und kürzere Anweſenheit ſehr. Der tauſendſte Theil ſeiner Gefahren hätte bei den Meiſten dieſe apoſtoliſchen Sorgen bis auf den letzten Gedanken entfernt! Er ſchrieb aber einen langen Brief an den Erzbiſchof, die ganze Lage der Sachen berichtend und um ſeinen Rath bittend; allein zum Unglück für Firmont wurde dieſer, an einen an der Grenze commandirenden Officier, der im Verſtändniß war, gerichtete Brief aufgefangen, geöffnet, und an den Wohlfahrts-Ausſchuß geſchickt. Als nun kurz nachher das Haus des Herrn de la Lezardière am hellen Tage umringt wurde, glaubte Jedermann, es ſey blos auf ihn abgeſehen, und die ganze Familie bat ihn auf den Knieen, ſich durch die Flucht zu retten, ſo lange es noch Zeit ſey. Nur ſehr ungern gab er nach, warf alle ſeine Papiere in's Feuer, entſchlüpfte durch eine Hinterthür ins Feld, und verbarg ſich dort bis in die Nacht. Aber wer beſchreibt ſein Schrecken, als er nach dem Schloſſe zurückkehrte und das Schickſal ſeiner ſchätzbaren Freunde erfuhr. Man hatte den Baron, ſeine älteſte Tochter und ſeinen jüngſten Sohn in's Gefängniß geſchleppt. Dreimal hatte die Kannibalenrotte auf dem Wege angehalten und berathſchlagt, ob es nicht beſſer wäre, es kurz zu machen, und die Gefangnen auf der Stelle niederzuhauen? Indeß endigte ſich die Sache noch glücklicher; Lezardière hatte Firmouts Namen in keinem Verhör genannt, und wurde nach 10 Tagen ſeiner Haft entlaſſen. Der ſchmerzlichſte Verluſt waren die Briefe Eliſabeths, die ſie aus dem Tempel, aller Wachſamkeit der Kerkermeiſter ungeachtet, in Knäuel Seide verborgen, an ihren Beichtvater gebracht hatte. Wer die Trefflichſte ihres Geſchlechts gekannt hat, wird mit Firmont den Verluſt ihrer letzten Herzensergießungen als ein öffentliches Unglück beweinen.

Indeß blieb ſeinen Feinden durch jenen aufgefangenen Brief an den Erzbiſchof von Paris kein Zweifel mehr übrig, daß ſich Firmont wirklich noch in Frankreich befinde, und alle ſeine Freunde vereinigten ſich, ihn zu bewegen, daß er ſich nach einer entferntern Provinz begeben möchte. Er gab ihren Bitten nach, und ging nach Paris, um theils von Mutter und Schweſter Abſchied zu nehmen — es war ſein letzter — theils um noch einige Maaßregeln für die Verwaltung des Pariſer Sprengels zu nehmen. — Als dieſe Pflichten erfüllt waren, fuhr er unter dem Namen Eſſex nach Montigni, wo ihn Graf Rochechouart aufs gütigſte in ſeinem Schloſſe aufnahm. Aber auch hier war keine Ruhe für ihn. Er hatte es nämlich ſein erſtes Geſchäfft in Montigni ſeyn laſſen, an den treuen Geſchäfftsmann Eliſabeths zu ſchreiben, in Hoffnung, noch einige Knäuel Seide zu erhalten. Allein eben als der Brief mit der Poſt abgegangen war, kam die Nachricht, daß jener Geſchäfftsmann verhaftet worden ſey, daß ein Freund des Abbé, als man ihn vor den Wohlfahrts-Ausſchuß gezogen, um über den Brief an den Erzbiſchof Auskunft zu geben, aus Unvorſichtigkeit Firmonts jetzigen Namen Eſſex genannt habe. Der Brief an Eliſabeths Vertrauten mußte nun, wie alle Briefe an Gefangne, an den Wohlfahrts-Ausſchuß kommen, und es lag dieſem nicht nur die Gleichheit der Handſchrift in jenem Briefe an den Erzbiſchof und in dieſem an den Agenten Eliſabeths, ſondern auch Firmonts jetziger Name und Aufenthalt vor Augen. Das Gefühl ſeiner Gefahr ergriff den redlichen Mann, und ſetzte ihn in die größte Angſt; aber er wurde auch diesmal gerettet; denn der Agent ſchrieb, ſein Proceß ſey niedergeſchlagen und der Brief ihm richtig übergeben worden.

Unter mancherlei minder wichtigen Vorfällen blieb er noch 4 Monate in Montigni, bis ein neuer Umſtand es ihm unerläßlich machte, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Der Wohlfahrts-Ausſchuß machte nämlich in der Zeitung einen vorgeblichen Briefwechſel zwiſchen Ludwig XVI. und dem König von Preußen, ſehr unwichtigen Inhalts, jedoch mit dem Zuſatze: „Herr Eſſex müßte am beſten wiſſen, was vorgegangen ſey", bekannt. Dies Blatt kam auch nach Montigni, wo Firmont ſich ganz öffentlich

zu zeigen pflegte, und für einen unbedeutenden, zu Grunde gerichteten Engländer galt, der um ſeiner Geſundheit willen reiſe. Plötzlich wurden nun Aller Augen auf ihn gerichtet, ſein Name von Aller Mund genannt, wiederholt. Eſſer achtet nicht darauf, und hofft das Gerede bald verſtummen zu ſehn. Aber ein ihm unbekannter Mann kömmt ins Schloß und ſagt ihm: „Ihre Gegenwart, mein Herr, war kein Geheimniß für das hieſige Publicum; jedoch man hatte keinen Argwohn, Sie ſchienen ein Mann ohne Bedeutung; allein der neuliche Zeitungs-Artikel hat Sie zum Gegenſtand der Unterredung im ganzen Lande gemacht. Fühlen Sie ſich durch dieſen Artikel getroffen, ſo erlauben Sie einem Manne, der ihr Freund war, lange ehe er Sie kannte, Sie zu bitten, daß Sie entfliehen möchten, wenn es noch Zeit iſt, ſonſt werden Sie gewiß verhaftet.“ Dankbar folgte Firmont dieſem guten Rathe und floh nach Fontainebleau, theils, weil es dort am ruhigſten war, theils, weil er dort eine Bekannte hatte, auf deren Güte er auch nicht vergebens gerechnet hatte. Ihr Anſehn, ihren Beutel, ihre Bedienten, Alles widmete ſie ihm, wie eine Mutter dem Sohne. Allein ein Befehl, alle Fremden zu verhaften, vertrieb ihn abermals. Lezardière, welcher ihn bei allen Wanderungen nie aus den Augen verloren hatte, ſchickte ihm einen alten Bedienten, einen Mann von ungemeiner Entſchloſſenheit und Vorſicht, um ſeine Flucht zu leiten und ihn zu beſchützen. Sie fielen in die Hände eines bewaffneten Haufens, der den Auftrag hatte, alle Reiſenden anzuhalten, und die Verdächtigen zu verhaften; allein ſein Gefährte wuſte ſich ſo zu benehmen, daß man ſie gehen ließ. Ohne widrige Vorfälle gelangten ſie bis Bayeux in der Normandie, 50 Stunden von Paris. Von hier aus hätt' er ſich, da die Küſten übel bewacht waren, nach England retten können; aber Eliſabeth war noch im Tempel, und ſo lange Gefahr über ihrem Haupt ſchwebte, war der treffliche Mann entſchloſſen, in Frankreich zu bleiben und ihr bis ans Ende zu folgen, was auch daraus für ihn entſtehen möchte. Er blieb demnach in Bayeux, in der ärmſten Hütte des Orts. Und mit welchen Gefährten ſollte er ſie bald theilen! Lezardière, von Stadt zu Stadt vertrieben, kam mit ſeinen drei Töchtern und ſeinem letzten Sohne zu ihm. Achtzehn Monate thei-

ten ſie, beinahe vergeſſen, dies Loch. Es wurde zum Tempel der Freundſchaft und der Dankbarkeit. Bald war aufgezehrt, was der Baron von Baarſchaft mitgebracht hatte, und nirgendsher konnte ſie ihm erſetzt werden. Sein Schloß war bis auf den Grund niedergebrannt, ſein Eigenthum in Beſchlag genommen, alle ſeine Freunde hatten den Tod gefunden. Firmont aber hatte noch Freunde, einige waren reich geblieben, von allen Seiten kam ihm Unterſtützung zu, ohne daß er je nöthig gehabt hätte, darum zu bitten, und ſetzte ihn in Stand, die höchſt achtbare Familie vor Noth zu ſchützen. Doch es war Brod der Thränen, das ſie aßen. Zermalmende Schläge trafen die Unglücklichen in immer verſtärkterem Maaße. Es kam Nachricht daß zwei ſeiner Söhne, hoffnungsvolle Jünglinge, geſtorben, der dritte in einem Pariſer Gefängniß niedergehauen, der vierte zum Tode verurtheilt worden war. Seine vier Schweſtern waren auf dem Felde erſchoſſen worden, als ſie ein Schickſal flohen, welches ihnen fürchterlicher ſchien, als ſelbſt der Tod. Firmont erfuhr, daß ſeine Mutter verhaftet worden ſey, daß man ſeine Schweſter von einem Gefängniß zum andern ſchleppe, zum Theil um ſeinetwillen, und, um das Maaß ſeines Schmerzes voll zu machen, daß Eliſabeth, der Ruhm des Glaubens, binnen 16 Stunden verurtheilt und hingerichtet worden ſey, daß er ihr alſo von keinem Nutzen hätte ſeyn können, wenn er auch in Paris geweſen wäre. Die letztere Nachricht beſtimmte ihn, Frankreich zu verlaſſen, denn Eliſabeth hatte ihm, einige Tage vor ihrer Gefangennehmung, ihren letzten Willen anvertraut, und aufgetragen, denſelben perſönlich auszurichten. Er reiſte alſo 1796 nach London und Edinburg, und genoß wegen ſeines einfachen Wandels, der ein Muſter aller Tugenden war, und ſeines merkwürdigen Schickſals, von allen Claſſen der Geſellſchaft Theilnahme, Wohlwollen und Achtung in einem ausgezeichneten Grade.

Herr Pitt bot ihm im Namen des Königs einen Jahrgehalt an; aber Firmont dankte für dieſe Gnade in gefühlvollen Ausdrücken und aus dem Grunde, daß er ſich ein Gewiſſen daraus machen würde, die Laſten noch zu vermehren, welche die brittiſche Regierung mit ſo vieler Güte zu Gunſten der franz. Ausgewanderten auf ſich ge-

laden habe. — Sein Bruder Uſſher und ſeine übrigen Verwandten in Irland baten ihn dringend um einen Beſuch, und er ſtand im Begriff, ihrem und ſeinem eignen Verlangen nachzugeben, als Fräulein Lezardière aus Frankreich mit ſehr wichtigen Depeſchen für Ludwig XVIII. ankam, die durch ihren Bruder an den König nach Blankenburg im Braunſchweigiſchen gebracht werden ſollten. Da dieſer aber ſchon in andern Angelegenheiten nach Blankenburg gegangen war, wurde Firmont dringend erſucht, dieſe Sendung zu übernehmen. Ehe er noch einen Entſchluß gefaßt hatte, erhielt er einen Brief voll der rührendſten Dankbarkeit und Güte vom König ſelbſt, mit der Einladung, nach Blankenburg zu kommen. Dieſer Brief entſchied ihn. Nachdem ein Verwandter ihm, der eben ein Jahrgeld ausgeſchlagen, 100 Louisd'or zu dieſer Reiſe geborgt hatte, trat er ſie an, und kam, ohne Unfall, in Blankenburg an. Vom König zu ſeinem Almoſenier ernannt, folgte er ihm nach Mietau in Kurland, und blieb überhaupt 10 Jahr in deſſen Dienſten, oder vielmehr in denen der Menſchheit; denn obwohl unter Perſonen vom höchſten Range lebend, verlor er doch ſeines Gleichen nie aus den Augen, wie gering und arm ſie auch ſeyn mochten, ſobald er ſie unterſtützen, unterrichten oder tröſten konnte. Dieſer hohe Charakter hatte ſich auch unverkennbar in ſeinem Aeußern ausgedrückt. Als ſein König ihn an den ruſſiſchen Hof geſchickt hatte, um dem Kaiſer Paul den Orden des heil. Geiſt zu überbringen, wurde dieſer Monarch dergeſtalt von Firmonts ehrwürdigem Weſen ergriffen, daß er ſich vor ihm auf die Kniee warf, und um ſeinen Segen bat.

Wie er ſein edles Leben Unglücklichen mit evangeliſcher Liebe gewidmet hatte, ſo ſollt' er es auch in ihrem Dienſt verlieren, bis zum letzten Athemzuge ſich ſelbſt in den erhabenſten Geſinnungen gleich. Als nämlich im Frühling 1807, in Folge des damaligen Kriegs, franzöſiſche Kriegsgefangne nach Mietau gebracht worden waren, unter denen ein anſteckendes Fieber große Verheerungen anrichtete, begab er ſich mit Erlaubniß des Königs zu ihnen, blieb, einzig von ſeinem treuen Bedienten Bouſſet unterſtützt, Tag und Nacht bei den Kranken, und brachte ihnen, mit der liebreichſten Güte, in ihrer gänz-

lichen Verlaſſenheit, den Troſt der Religion. Vergeblich warnte man ihn vor der Gefahr. Er kannte keine, wenn es galt, Menſchen zu dienen; aber ſeine ohnehin ſchwache Geſundheit unterlag bald. Am 17ten Mai wurde er bettlägerig. Die Tochter Ludwigs XVI. pflegte und bediente ihn in ſeiner Krankheit, feſt entſchloſſen, alle Gefahren und alle Gegenreden nicht achtend, bei dem Freunde ihres unglücklichen Vaters bis ans Ende zu verharren. Am 22ſten Mai ſtarb er, 62 Jahr alt. Die Herzogin von Angoulême und ihr Gemahl folgten der Leiche, der ganze Hof legte Trauer an, und der König verfaßte folgende Grabſchrift auf ſein Denkmal:

D. O. M.
Hic iacet
Reverendissimus vir
Henricus Essex Edgeworth de Firmont
Sanctae dei ecclesiae sacerdos,
Vicarius generalis ecclesiae Parisiensis etc.
Qui
Redemptoris nostri vestigia tenens
oculus coeco
pes claudo
pater pauperum
moerentium consolator
fuit.
Ludovicum XVI.
ab impiis rebellibusque subditis
morti deditum
ad ultimum certamen
roboravit
strenuoque martyri coelos apertos
ostendit.
E manibus regicidarum
mira dei protectione
ereptus
Ludovico XVIII.
eum ad se vocanti
ultro occurrens,
ei per decem annos,
regiae ejus familiae
nec non et fidelibus sodalibus

exemplar virtutum,
levamen malorum
ſeſe praebuit.
Per multas et varias regiones
temporum calamitate
actus,
Illi, quem ſolum colebat,
ſemper ſimilis
pertranſiit benefaciendo.
Plenus tandem bonis operibus
obiit
die 22. maji menſis
anno domini 1807
aetatis vero ſuae 62.
Requieſcat in pace. *)

---

*) J. N. G. — Hier liegt der hochwürdige Heinr. Eſſex Edgeworth von Firmont, der heil. Kirche Gottes Prieſter, General-Vicar des Pariſer Sprengels, der, in die Fußtapfen des Erlöſers tretend, des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Armen Vater, der Bekümmerten Tröſter war. Ludwig den Sechzehnten, von gottloſen und empörten Unterthanen zum Tode verurtheilt, ſtärkte er zum letzten Kampf, und zeigte dem muthigen Märtyrer den geöffneten Himmel. Den Händen der Königsmörder durch Gottes wunderbaren Schutz entriſſen, folgte er willig, als Ludwig der Achtzehnte ihn zu ſich rief, und war 10 Jahre ihm, ſeiner königl. Familie und ſeinen treuen Gefährten ein Muſter aller Tugenden, ein Tröſter im Trübſal. Durch viele Länder, wohin das Unglück der Zeiten ihn trieb, ging er wohlthuend, immer dem ähnlich, den er allein verehrte. Reich an guten Werken, ſtarb er am 22ſten Mai 1807, ſeines Alters im 62ſten. Er ruhe im Frieden!

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteriſtiken

der Zeitgenoſſen.

Johanna Schopenhauer.

Johanna Schopenhauer, die älteſte von vier Schweſtern, ward gegen die Mitte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Danzig geboren. Ihr Vater, Heinrich Troſina, Senator dieſer damals freien Stadt, zählte ſich zwar nicht zu deren reichſten Bewohnern, war aber bemittelt genug, um ſeinen Kindern eine ausgezeichnete und liberale Erziehung zu geben. Von Natur lebhaft und geiſtreich, genoß er die allgemeine Achtung ſeiner Mitbürger ſowohl im Privatleben, als in der Führung öffentlicher Geſchäffte, deren viele und bedeutende ihm in der damaligen Republik vertraut wurden. Johanna's Jugend war ſehr glücklich; ihre ſanfte Mutter, die noch in einem hohen Alter in Danzig lebt, erzog ihre Töchter in ruhiger, doch nicht beſchränkter Häuslichkeit. Sie lebten nicht mitten im Strudel der Geſellſchaft, aber auch nicht von ihr getrennt; Vergnügen und Beſchäfftigung wechſelten; Johanna entbehrte keine Freude, die ihrem Alter und Stand ziemte; und ſo erwarb ſie früh den Anſtand und die Leichtigkeit des Benehmens, welche das geſellige Leben fordert und ziert. Sie lernte mit großer Leichtigkeit, beſonders Sprachen; nur in der Muſik machte ſie keine Fortſchritte, die der darauf gewendeten Zeit angemeſſen geweſen wären. Hervorragendes Talent

zeigte ſie zur bildenden Kunſt; denn, obſchon nur ein kaum mittelmäßiger Zeichenlehrer in Danzig war, blieb doch Zeichnen und Malen ihre größte Freude. Sie hatte nie ein nur einigermaaßen gutes Gemälde geſehen, gleichwohl ſchwebten die Zauber des Pinſels vor ihrem ahnenden Sinn, und trotz tauſend mißlungenen Verſuchen ermüdete ihr Streben nie, das auf dem Papiere zu verlebendigen, was vor ihrer Seele ſtand. Sie copirte Kalender-Kupferchen, engliſche Kupferſtiche und Alles, was ſie habhaft werden konnte, verſuchte oft Portraite nach der Natur, und bat ihre Eltern, ſie nach Berlin zu Chodowiezky zu bringen, wo ſie eine Malerin werden wollte, wie Angelika Kaufmann. Denn dieſe beiden Künſtler-Namen waren Alles, was ſie von Kunſt-Geſchichte wußte, und ſie verehrte ſie als das Höchſte, über das man nicht hinauskönne. Später geboren, wäre ihr Wunſch, ſich ganz der Kunſt zu widmen, vielleicht gewährt worden, der damaligen Zeit aber dünkte dies etwas Unmögliches.

Den größten Einfluß auf Johanna's Erziehung hatte Richard Jameſon, von Geburt ein Schotte, in jeder Hinſicht ein ausgezeichneter Mann, von großen, vielſeitigen Kenntniſſen, trefflichem Geiſt, wahrer Herzensgüte. Als Prediger der engliſchen Colonie lebte er, unverheurathet, dicht neben dem väterlichen Hauſe Johannens, im engen, freundlichen Verhältniß mit ihren Eltern. Er wiegte die Neugeborne zuerſt auf ſeinen Armen, ſpielte mit ihr als Kind, und lehrte ſie die Sprache ſeines Landes, ſo daß ſie ihr die zweite Mutterſprache ward. Als ſie heranwuchs, brachte ſie faſt alle Feierſtunden bei ihm zu; er las mit ihr die engliſchen Claſſiker, vor allen Shakſpeare, machte ſie mit den beſten engliſchen Ueberſetzungen der Alten, beſonders der Dichter, bekannt, und wandte Alles an, um ſie mit ſeinen eignen mannigfaltigen Kenntniſſen zu ſchmücken. An heitern Sommerabenden zeigte Jameſon ſeinem Liebling die Sterne, nannte ihm ihre Namen, und erhob den jungen Geiſt weit über das Irdiſche in den unendlichen Raum. Dieſer Erziehung dankt Johanna die Kraft, die Stärke des Geiſtes, die Freiheit liebende Seele, die ſie auszeichnen. Nur eben der Kindheit entwachſen, wurde ſie an Heinrich Floris Schopenhauer verheurathet, welchem ihre Aeltern

nd ihr väterlicher Freund bei der allgemeinen Achtung, ie der Werbende genoß, das Glück ihres Lieblings verrauen zu können glaubten, obgleich Schopenhauer mehr ls das doppelte Alter ſchon erreicht hatte. Dieſer führte eine junge Gattin durch Deutſchland nach Frankreich; ald aber mußten ſie bei den Unruhen der Revolution Pais mit London vertauſchen, wo ſie länger weilten, und ann durch Brabant, Flandern und Deutſchland nach Danzig zurückkehrten. Bei der großen Jugend Johanna's konnte dieſe erſte Reiſe nur als Vorbereitung zu den olgenden dienen, um ſehen und beobachten, ihre Begriffe von der Welt erweitern, berichtigen, unter ganz Fremden leben zu lernen. Bald verlor ſie das befangene Staunen bei nie zuvor Geſehenem, was oft geiſtreiche Menſchen hindert, die Dinge zu ſehen, wie ſie eigentlich ind. Johanna ward Mutter eines einzigen Sohnes, des etzigen Doctors der Philoſophie, Arthur Schopenhauer, velcher eben beginnt, in der literariſchen Welt aufzureten.

Alle gute, jugendliche Menſchen hofften damals, ein neues Heil werde den Nationen hervorbrechen aus der Morgendämmerung der Revolution. Auch Johanna theilte dieſe Täuſchung auf den Trümmern der Baſtille, noch mehr aber aus der Ferne, wo die Worte ſchön glänzten und das Anſchaun der That nicht empören konnte. Auch ein naher Anlaß wirkte. Aufgewachſen als Republicanerin, von Jugend auf bekannt mit den Helden des Alterthums, welche für die Freiheit ſtarben, von einem Britten und im Haß erzogen gegen die den Handel von Danzig zerſtörenden benachbarten Preußen, konnte ſie es nicht ertragen, jetzt, da dieſe von der Stadt wirklich Beſitz nehmen wollten, Unterthanin einer Monarchie zu werden. Ihr Gatte hatte lange in England gelebt, auch er ſchätzte Freiheit, und haßte die Bedrücker ſeiner Vaterſtadt über Alles. Lange hatte er herannahen ſehen, was jetzt wirklich hereinbrach, und Johannen verſichert, daß er ſeine bedeutenden Handelsverbindungen und alle Annehmlichkeiten, die ihm ein ſchöner Landſitz bei Oliva und ſeine günſtige Lage gewährten, verlaſſen werde, käme die Stadt unter preußiſchen Scepter. Als nun im Jahr 1793 die preußiſchen Truppen plötzlich die Stadt umzingelten, da-

ren Uebergabe unvermeidlich war, ſo erinnerte Johanna ihren Gatten an ſein Wort. Ihr Muth belebte und ſtützte den ſeinen. Innerhalb vier und zwanzig Stunden waren die nothwendigſten Anordnungen in der Handlung und im Hausweſen getroffen, und Johanna verließ mit ihrem Gatten und ihrem noch ſehr jungen Sohn die Stadt einige Tage früher, ehe die Preußen ſie in Beſitz nahmen, ſelbſt ohne ihre Aeltern noch einmal zu ſehen, welche auf einem Landgut lebten, was durch die Armee von der Stadt abgeſchnitten war. Ein glücklicher Zufall, daß der nachgeſendete Officier die Richtung nach Süden nahm, während ſie nach Norden ſich wendete, ließ Johanna ihren Wunſch erreichen, Republicanerin zu bleiben, während alle ihre Mitbürger dem König huldigen mußten.

Der kleine Freiſtaat Hamburg ward nun ihr Wohnort. Hier hatte ihr Gatte Freunde und Bekannte, die ihn mit offnen Armen empfingen. Im folgenden Jahre ging Johanna allein nach Danzig, verkaufte dort Häuſer und Landſitz, und ordnete Alles, was bei der übereilten Reiſe nur obenhin hatte beſorgt werden können.

Die Häupter der königlichen Familie in Frankreich waren unterdeſſen gefallen, die Hoffnung verſchwunden, daß je etwas Erſprießliches für Europa aus Gallien kommen könne; die Ueberzeugung gewonnen, daß kein großer Freiſtaat in unſern Zeiten gedeihen wolle; Johanna vom Freiheitsſchwindel geneſen. Um ſo unbefangner konnte ſie ſich des neuaufblühenden Glückes von Danzig unter preußiſchem Scepter freuen; doch bereute ſie den gethanenen Schritt nie, indem ſie klar fühlte, daß nicht Alles für Alle paßt, und daß dem freigebornen Reichsſtädter doch nur in einer freien Reichsſtadt recht wohl ſeyn kann, ehe ihn eine Reihe von Jahren der monarchiſchen Verfaſſung gewöhnt.

In Hamburg führte Johanna zehn Jahre ein ziemlich angenehmes Leben in freundlichen Verhältniſſen mit vielen ſeiner Bewohner, und jedes Jahr machte ſie größere oder kleinere Reiſen, die ſie ſehr erfreuten, aber auch die Schuld davon trugen, daß ſie ſich nie ganz heimiſch in Hamburg fühlte. An und für ſich ſind die Bande der Ge-

ſelligkeit in großen Städten nur locker geknüpft, eben weil Viele ſich berühren; kommen noch Abweſenheiten hinzu, ſo tritt man halb fremd geworden in den Kreis der Bekannten, und verläßt ihn eher wieder, als die Gewohnheit uns binden konnte.

Johanna war nun auch Mutter einer Tochter geworden, die ſie aber zurücklaſſen mußte, als ſie im Jahr 1803 mit ihrem Gatten und Sohn eine Reiſe längerer Dauer antrat. Durch Holland, Nordfrankreich ging ſie über Calais nach England, weilte in London und ſah das Vaterland ihres geliebten Lehrers, ſah Schottland mit ſeinen herrlichen Bergen und Seen, hörte dort in den Hochlanden die Lieder, die ihre Kindheit ſchon aus Jameſons Munde begeiſtert hatten. Dann durchzog ſie den größten und ſchönſten Theil der brittiſchen Hauptinſel, kehrte nach Holland zurück, und ging nach Paris. Hier ward Johannen endlich der längſt gehegte Wunſch gewährt, von einem großen Meiſter Unterricht im Malen zu empfangen. In Hamburg hatte ſie ſich zwar fortdauernd mit der Kunſt beſchäfftigt; in Paris aber lernte ſie bei dem berühmten Maler Auguſtin Miniaturmalerei gründlich, und faſt jeder Morgen fand ſie in deſſen Atelier. Von Paris ging die Reiſende durch das ſüdliche Frankreich, nach Genf, durchſtreifte die ſchönſten Gegenden der Schweiz, ſchlug über den Bodenſee den Weg nach München ein, verweilte in Wien, ſah Presburg, Schleſien, das Rieſengebirge, Böhmen, Sachſen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo ſie bald darauf ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor.

Sie beſchloß Hamburg zu verlaſſen und ſich einen Wohnort zu ſuchen, wo möglich in Deutſchland, wo nicht im Süden. Als ihre Angelegenheiten geordnet waren, ging ſie 1806 nach Weimar. Schon früher hatte dieſer Ort einen freundlichen Eindruck auf ſie gemacht; durch dieſen zweiten Aufenthalt wurde ihr derſelbe noch lieber, denn ſie fand hier eine Republik von Gelehrten, unter einem aufgeklärten Scepter vereinigt, ja von ihm ermuntert und beſchützt. Und ſo beſchloß ſie denn, hier ihre Wohnung aufzuſchlagen.

In den letzten Tagen des Septembers langte ſie dort zum drittenmal an. Aber der Krieg war ausgebrochen. Alles flüchtete, packte ein. Sie entſchloß ſich zu bleiben, auszupacken, ſich einzurichten, da ſie richtig beurtheilte, daß nun die Flucht gefährlicher ſey als das Bleiben. Johannens Bekanntſchaft mit franzöſiſcher Sitte und Sprache, ihre franzöſiſchen treuen Bedienten, und ein Zuſammentreffen mehrerer günſtigen Zufälligkeiten, ſchützten ſie und ihre Habe an den fürchterlichen Tagen der Jenaiſchen Schlacht, vor Plünderung und Mißhandlungen, die durch ganz Weimar wütheten. Das Unglück, welches das übermüthige, zügelloſe franzöſiſche Heere über die Stadt brachte, wurde ſogar für Johanna zum günſtigen Geſchick, denn es verſchaffte ihr ſchnell die nähere Bekanntſchaft mit den geiſtreichſten und in jeder Hinſicht erſten Bewohnern Weimars. Ueberall flüchtete man ſich aus der Zerſtörung unter ihr gaſtliches, verſchont gebliebenes Dach, und bald bildete ſich bei Johanna ein höchſt angenehmer geſelliger Verein, der ſich regelmäßig Sonntags und Donnerſtags an ihrem Theetiſch verſammelte. Hier bildeten Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Friedrich Majer und viele Literatoren und hochgebildete Frauen, auf denen Weimars Stolz beruht, einen Kreis, wie man ihn ſchwerlich ſobald wieder finden wird. Jeder Fremde, der zu einer ſolchen Geſellſchaft ſich eignete, war willkommner Gaſt. Dieſer Verein währte gegen ſechs Jahre lang ununterbrochen, bis die Unruhen der ſpätern Kriege ihn in ſo fern zerſtörten, daß keine feſtgeſetzten Tage mehr gehalten werden. Doch verſammeln ſich noch oft die vom Tode und den Zeitumſtänden verſchonten Mitglieder jenes Zirkels bei ihr, und wenig Fremde werden Weimar verlaſſen, ohne wenigſtens einige genußreiche Stunden in Johanna's freundlichen und gewählten Umgebungen verlebt zu haben.

Fernow war eine der erſten Bekanntſchaften, welche Johanna in Weimar machte. Von ihm lernte ſie die italieniſche Sprache; eine neue Welt des Genuſſes ſchloß ſich ihr auf bei Leſung der Dichter dieſer melodiereichen Sprache; dabei lernte ſie in ihrem Lehrer den ſeltnen, geiſtreichen Mann kennen; ein ſchönes Freundſchaftsband, geknüpft in gegenſeitiger Achtung und reinem, innigem

nigem Vertrauen, vereinte Beide, bis der Tod es zerriß. Fernow ſtarb, zwei Jahre nachdem Johanna ihn gefunden hatte, an einer langen, ſchmerzhaften Krankheit, treulich von ihr gepflegt, in ihrer Wohnung. Ihr und Fernow's Freund, der treffliche Meiſter Gerhard von Kügelgen, war damals nach Weimar gekommen ſeinen Freund zu ſehen, und fand ihn ſchon im Grabe. Die Zeit, welche derſelbe dem kranken Freunde zu widmen gedacht hatte, verwendete er nun auf Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildniſſe. Die beiden letztern konnte er leider nur noch nach Büſten, frühern Gemälden und Beſchreibungen ihrer Freunde und Verwandten malen; doch ſind dieſe Bilder die ähnlichſten und beſten jener Heroen unſrer Zeit.

Eine Beſchreibung dieſer vier Gemälde, und ſpäter eine von mehrern Oelgemälden des Landſchaftsmalers Friedrich in Dresden, war das Erſte, was Johanna dem großen Publicum zu bieten wagte, und nur auf dringendes Zureden ihrer Freunde entſchloß ſie ſich, dieſe Aufſätze in das Bertuchſche Modejournal einrücken zu laſſen. In den ſpätern Jahrgängen dieſes Monatsblattes, ſo wie in andern Zeitſchriften, finden ſich mehrere ihrer kleinern Arbeiten von verſchiednem Werth und Inhalt; die bedeutendern darunter ſind mit den Anfangsbuchſtaben ihres Namens J. S. bezeichnet.

Fernow hinterließ zwei ganz unmündige Knaben und eine ſehr bedeutende, größtentheils aus italieniſchen Büchern, aus Zeichnungen beſtehende Bibliothek, auf welche letztere der Buchhändler Cotta frühere gegründete Anſprüche hatte. Großmüthig entſchloß ſich der edle Mann, dieſe Anſprüche fallen zu laſſen, während der jetzige Großherzog von Weimar die Bibliothek mit der ſeinigen vereinigte und dafür den Kindern ein Jahrgeld ausſetzte, für welches ſie erzogen werden. Indeß wünſchte Cotta dafür, daß Johanna ihres verblichenen Freundes Leben ſchreiben möge, was ſie denn zu dem Entſchluß brachte, mit einem größern Werke unter eignem Namen aufzutreten. So erſchien „Carl Ludwig Fernow's Leben" von ihr 1810 bei Cotta. Zwei Jahr ſpäter gab ſie: „Erinnerungen von einer Reiſe durch England ꝛc." heraus, und 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen."

Auch ihr eminentes Talent im Miniatur-Malen erfreut ihre Umgebungen und ſie fortwährend, wobei Gerhard von Kügelgen und Heinrich Meier die rathenden Meiſter ſind. Die ſtärkſten äußern Ereigniſſe ſtören ihr ſchönes Leben nicht. Mancher Kummer, manche Sorge brach auch über ſie herein, aber nichts vermag ihren Geiſt zu beugen, ihre ewig frohe Laune zu trüben. Der Morgen gehört den Blumen, die ſie liebt und pflegt, dann dem Schreibtiſch und der Staffelei; der Abend beim Thee der Geſelligkeit, wo Niemand mehr wie ſie verſteht, die heterogenen Umgebungen mit Anmuth und Leichtigkeit ſich unter einander nahe zu bringen; die übrige Zeit bis zum Schlafengehen gehört den ernſteren Studien, von denen ſie ſo viele ſich zu eigen macht.

Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel.

Indem hier die litterariſche Laufbahn dieſer berühmten und um Deutſchlands Litteratur ſo verdienten Brüder größtentheils als bekannt vorausgeſetzt wird, mögen hier nur einige der bedeutungsvollern Züge aus ihrem Leben Platz finden, um zu zeigen, unter welchen Umſtänden und Umgebungen ſie ihre Bildung erhielten und das wurden, was ſie geworden ſind.

Der im Jahr 1792 verſtorbene Conſiſtorialrath Johann Adolph Schlegel zu Hannover, ein geborner Churſachſe von adlichem Geſchlecht, der ſich als religiöſer Dichter in der frühern Periode der deutſchen Litteratur, in freundſchaftlichem Verein mit Rabener, Gellert, Ebert, Cramer, Klopſtock und andern ausgezeichneten Köpfen der damaligen Zeit, und nachmals als geiſtlicher Redner und als Geſchäfftsmann in kirchlichen Angelegenheiten, ſo bedeutende Verdienſte erwarb, war ihr Vater, und ohne Zweifel hatte das ganze originelle und geiſtvolle Seyn und Wirken dieſes vortrefflichen Mannes den wichtigſten Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Bildung ſeiner zahlreichen Familie von 10 Kindern.

Auguſt Wilhelm, geboren den 5. Septbr. 1767, war der ſiebente unter ſeinen Söhnen. Schon in ſeiner zarteſten Kindheit äußerte ſich ſein empfänglicher Sinn für

das Schöne und Gute, bei dem religiöſen und bibliſchen Elementarunterricht, den er von ſeiner Mutter erhielt, und den dieſe ſehr geiſtreiche, obgleich nicht künſtlich gebildete deutſche Frau, ebenfalls eine Sachſin, allen ihren Kindern ſelbſt zu ertheilen für ihre erſte Mutterpflicht achtete; und dadurch wurde denn zwiſchen beiden ein Band der innigen Mutterliebe und der dankbaren Kindesliebe geknüpft, das nachmals durch keine noch ſo weite und lange Trennung aufgelöſt werden konnte, und bis zum Tode der Unvergeßlichen ganz ungeſchwächt ausdauerte, und nicht wenig zur Erleichterung der Beſchwerden ihres höhern Alters in einem verhängnißvollen Zeitpunct beitrug. Seinen weitern Unterricht erhielt er durch Hauslehrer, und ſpäterhin auch auf der öffentlichen Schule zu Hannover. In der Erlernung der Sprachen beſaß er eine ſehr glückliche Leichtigkeit, ſo daß er nachmals als Erzieher eines jungen Holländers ſich bei ſeinem Unterricht der lateiniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Sprache mit gleicher Geläufigkeit bedienen konnte. Mit dieſer leichten Faſſungskraft verband er eine eben ſo ſtandhafte Ausdauer, ſo daß er, wenn er eben bei einem Studium begriffen war, z. E. der Algeber nach einem damals im Hauſe gangbaren Rechenbuch, vergebens von ſeinem Hofmeiſter zum Spaziergange eingeladen wurde. Sehr früh entwickelte ſich auch ſein Dichtergeiſt. Nach manchen abenteuerlichen, kindiſchen Verſuchen, verſuchte er ſich in vielen Dichtarten zum Theil in Wielandſcher Manier, und zeigte eine vorzügliche Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling erregte er durch eine, an einem königlichen Geburtstage auf dem Lyceo mit dem edelſten Anſtand gehaltene Rede, die in Hexametern eine kurze Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt, und viele lebendige und treffende Schilderungen unſrer erſten Dichter enthielt, allgemeine Senſation in ſeiner Vaterſtadt. Er ging als Theolog nach Göttingen, wechſelte aber ſehr bald ſein Studium mit dem der Philologie, und erwarb ſich bei einer Preisaufgabe über die Geographie des Homer ein ehrenvolles Acceſſit. Er lebte hier mit dem würdigen Heyne'ſchen Hauſe in näherer Verbindung, knüpfte die erſte Bekanntſchaft an mit ſeiner nachmaligen Gattin, gebornen Michaelis, und ward im letzten Jahr der Führer eines aus Oſtindien gebürtigen reichen Englän-

ders. Ganz vorzüglich wirkte hier auf ſeinen Geiſt ſein freundſchaftlicher Verein mit dem genialen Bürger, der ihn auch zu den erſten bekannten Verſuchen bewog, das italianiſche Sonnett auf deutſchen Boden zu verpflanzen. Nach vollendeten akademiſchen Studien verſagte er ſich bei dem angeſehenen Muilmannſchen Hauſe in Amſterdam als Erzieher des einzigen Sohnes, erwarb ſich dort während eines dreijährigen Aufenthalts die größte Achtung, konnte aber in dieſem, ſeinem Geiſte ſo wenig zuſagenden Lande, und in dieſer, ihn ſo ganz von ſeiner Laufbahn ableitenden Lage nicht länger ausdauern, kehrte nach ſeinem deutſchen Vaterland zurück, und ward in Jena als außerordentlicher Profeſſor angeſtellt. Dieſer ſein Aufenthalt auf dem eigentlich claſſiſchen Boden der deutſchen Litteratur, und ſeine nähere Verbindung mit den Heroen derſelben, mit Göthe und Schiller, war wohl die eigentlich entſcheidende Epoche ſeiner höhern Geiſtesbildung. Unangenehme häusliche Verhältniſſe, und der Verluſt einer innigſt geliebten Stieftochter, führten ihn jedoch nach Verlauf mehrerer Jahre nach Berlin, wo er zuerſt vor einer ſehr gebildeten Verſammlung dramaturgiſche Vorleſungen hielt, und ſeine Ueberſetzung des Shakſpeare fortſetzte. Da eben damals die berühmte Frau von Staël eine Reiſe durch Deutſchland machte, und ſich mit der deutſchen Litteratur näher bekannt zu machen wünſchte, ſo wählte ſie ihn dazu, und vertraute ihm auch die höhere Bildung ihrer Kinder. In der Verbindung mit dieſer edlen Frau ward das väterliche Gut derſelben, Coppet am Genfer=See, ſein eigentlicher Wohnort. Er machte aber in ihrer Geſellſchaft mehrere Reiſen nach Italien, Deutſchland und Frankreich. Er liebte dieſes letzte Land und ſeine Bewohner und ihre Litteratur eigentlich nicht, aber der Reichthum litterariſcher Hülfsmittel und der Umgang mit geiſtreichen Männern und humanen Gelehrten, die ihm deſſen Hauptſtadt darbot, zog ihn an und gewährte ihm viel Befriedigung. Auch fanden dort ſeine Anſichten über Kunſt und Litteratur manche warme Anhänger, ungeachtet er, in ſeiner kritiſchen Zergliederung der Phädra des Racine, den Stolz ihrer Litteratur anzugreifen, und die franzöſiſche Nationaleitelkeit an ihrer empfindlichſten Stelle zu verletzen gewagt hatte. Während ſeines Aufenthalts zu Wien, in dem Winterhalben=

jahr von 1808 bis 1809, hielt er vor einem äußerſt glänzenden Cirkel die von ihm herausgegebenen dramaturgiſchen Vorleſungen, die wohl ſeinen Nachruhm am ſicherſten begründen werden. Auf dieſen Reiſen lernte er auch den edlen deutſchen Fürſten, den Kronprinzen von Baiern, kennen, und erwarb ſich ſeine Achtung und liebevolle Schätzung. Bei einer Reiſe der freiſinnigen Frau, an die ihn ein unauflösliches Band der Werthſchätzung und Freundſchaft feſſelte, das ſich auch in ſo vielen ſeiner neueren Gedichte in ſo rührenden und lieblichen Accorden ausſpricht, nach dem Norden, als ihr der unterjochte Süden von Europa keine Freiſtatt mehr gewährte, eröffnete ſich für ihn eine ganz neue Laufbahn in dem glorreichen Zeitpuncte der Befreiung Europens. Er kam in Verbindung mit dem Kronprinz von Schweden, und ward als Regierungsrath bei deſſen Hauptquartier angeſtellt. Er liebte perſönlich dieſen Fürſten, ſchätzte ſein Feldherrntalent und ſeine großſinnige und humane Denkart, ſo wie er den religiöſen Hochſinn Alexanders, mit dem er auch mehrmals in Berührung kam, innig bewunderte. Was er als politiſcher Schriftſteller und als geſchworenſter Feind des von Frankreich ausgegangenen irreligiöſen und weltzerſtörenden Deſpotismus, durch ſeine kraftvolle Feder zur Weckung und Belebung des öffentlichen Geiſtes in der damaligen entſcheidenden Periode wirkte, iſt zu bekannt, als daß es hier einer Erwähnung bedürfte.

Carl Wilhelm Friedrich Schlegel, geboren den 10. März 1772, der Jüngſte der Schlegelſchen Familie, ward Friedrich benannt, weil er den guten Aeltern den Verluſt ihres innig geliebten älteſten Sohnes erſetzen ſollte. Mehrere Jahre ſeiner Kindheit verlebte er auf dem Lande bei einem kinderloſen und kinderliebenden Oheim, einem Landprediger, und nachmals bei ſeinem älteſten Bruder, der ebenfalls Landprediger war. Sein Vater wünſchte, daß er ſich von ſeiner zahlreichen Familie dem Kaufmannsſtand widmen möchte, den er achtete und für einen glücklichen Stand hielt; doch war es ſein feſter Grundſatz, daß junge Leute Alles erlernen müſſen, was ſie erlernen können, um für die Folge eine deſto freiere Wahl zu behalten, und ſich zu jedem Stand entſchließen zu können. Er mußte daher auch das Lateiniſche

rlernen, worin ihn vornehmlich ſein Bruder Auguſt Wil-
ielm unterrichtete, worin er es aber dazumal nicht weit
rachte. Ueberhaupt zeigten ſich damals bei ihm, unge-
ichtet ſeines natürlichen geſunden Verſtandes und der
Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, keine bedeutenden Spuren
ines ausgezeichneten Talents. Nachdem er die nöthigen
orbereitenden Kenntniſſe und Fertigkeiten erlangt hatte,
wurde er in einem anſehnlichen Leipziger Handlungshauſe
untergebracht. Allein hier fühlte er es bald ſehr lebhaft,
daß er einen falſchen Schritt gethan habe; der kaufmänni-
ſche Geiſt konnte ſeinem Geiſt durchaus nicht zuſagen; er
bat und beſchwor ſeinen Vater, ihn zurückzunehmen, und
verſprach ihm durch ſeinen Eifer in ſeiner Bildung es zu
beweiſen, daß nicht Unbeſtand des Gemüths der Grund
der Veränderung ſeines Entſchluſſes ſey. Und er hielt
Wort. Er war jetzt ſechszehn Jahr alt geworden, und
mußte ganz von vorn anfangen. Aber durch die Kraft,
womit er das Geſchäfft ſeiner gelehrten Bildung angriff,
und durch ſeine dabei bewieſene beharrliche Ausdauer,
zeigte er zuerſt, daß ein höherer Genius ihn beſeele. Er
widmete ſich ganz der Philologie, und verdankte dabei
vor ſeinen akademiſchen Jahren ſehr viel der Anleitung
von einem gründlichen, aber in Dürftigkeit und völliger
Dunkelheit lebenden Schulmann, dem Rector Bues an
der Schule der Neuſtadt Hannover. In Göttingen lebte
er nur Ein Jahr, und gefiel ſich daſelbſt nicht. Deſto län-
ger und lieber verweilte er zu Leipzig, und ſeinem daſi-
gen Aufenthalt gewährte ein innig freundſchaftlicher Um-
gang mit einem zugleich mit ihm ſtudirenden edlen jungen
Mann vom Hannöveriſchen Militär, dem jetzigen Obriſt
von Berger, eine vorzügliche Annehmlichkeit. Durch
fortgeſetzten, faſt übermäßig angeſtrengten Fleiß brachte
er es dahin, daß er nach Vollendung ſeiner akademiſchen
Studien ohne Anmaaßung behaupten konnte, jeden uns
übrig gebliebenen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller
von einiger Bedeutung geleſen und ſtudirt zu haben; und
der ehrwürdige Heyne gab bei der Herausgabe ſeines
Erſtlingswerks, des erſten Bandes ſeiner Griechen, ſeine
hohe Achtung vor ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit zu er-
kennen, wenn er gleich viele ſeiner Anſichten nicht mit ihm
theilte. Er lebte darauf zu Jena, und nachher zu Ber-
lin als privatiſirender Gelehrter und in der innigſten,

wahrhaft brüderlichen Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm, ungeachtet mancher Verſchiedenheiten ihrer Geiſtesanlagen und Neigungen und Anſichten; auch zu Dresden, bei einer edlen, gebildeten Schweſter, der Hofſecretärin Ernſt, die auf das kraftvolle Brüderpaar ſich einen, in mancher Hinſicht wohlthätigen Einfluß zu verſchaffen wußte. Dies war denn die Periode, da die Brüder Schlegel als kühne Reformatoren der deutſchen Litteratur auftraten, und das Schickſal aller Reformatoren theilten, in eben dem Maaße verläſtert als vergöttert zu werden. Bei allen den in einer ſolchen Gährungsperiode und bei jugendlich aufſtrebenden Geiſtern ſehr natürlichen und verzeihlichen Uebertreibungen, wird man doch ihrem edlen Streben, einen beſſern Geiſt herrſchend zu machen und das von großen dichteriſchen Genien ſo herrlich begonnene Werk als Kritiker zu begründen und zu vollenden, jetzt, bei einer unbefangneren Anſicht, ſchwerlich anders als Gerechtigkeit widerfahren laſſen können; und wie ſo ſehr die damalige, durch Dichter und Philoſophen und Kritiker bewirkte, und vornehmlich auf das jüngere, empfänglichere Geſchlecht heilſam einwirkende, litterariſche Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes, die nachmalige bürgerliche Wiedergeburt Deutſchlands vorbereitet habe, darüber kann jetzt wohl nur Eine Stimme ſeyn. Das von ihnen gemeinſchaftlich herausgegebene Athenäum war vorzüglich dieſem Zweck gewidmet, gangbare und tief eingewurzelte litterariſche Vorurtheile unverholen anzugreifen, eine einmal nothwendige heilbringende Gährung der Gemüther zu erregen, und endlich das Rechte geltend zu machen. Zu Berlin lebte er in enger, freundlicher Geiſtesverbindung mit Schleiermacher, und faßte mit ihm die Idee zu einer Ueberſetzung des Plato, an deren Ausführung er aber hernachmals keinen Theil nahm. Lange lebte er darauf in Paris, und widmete ſeine Zeit der Benutzung der dortigen reichen litterariſchen Schätze, und ſein tiefeingreifendes Werk über die Weisheit der Indier war die hauptſächliche Ausbeute ſeines Aufenthalts in Frankreich. Auch bekannte ſich hier ſeine geiſtvolle Gattin, eine Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, mit der er im friedlichſten Genuſſe wahrer häuslicher Glückſeligkeit lebt, in der ſchwediſchen Geſandtſchafts-Capelle feierlich zum chriſtlichen Glauben. Sein ordentlicher Auf-

enthalt war zur damaligen Zeit, ſo oft er Paris verließ, zu Cöln, einer Stadt, die durch die höhere ächtdeutſche Bildung der angeſehenern Claſſen ihrer Bewohner, ſo ganz ſeiner Denkart und ſeiner Neigung entſprach. Hier war es denn auch, wo er den bekannten Schritt that, mit ſeiner Gattin zur römiſchen Kirche überzugehen; und wie ſo ſehr es ihm damit reiner und heiliger Ernſt war, und welch ein tief religiöſer Sinn bei dieſem ſeinen Uebertritte zum Grunde lag, davon enthalten faſt alle ſeine folgenden Schriften die unverdächtigſten Beweiſe, in welchen er nur die Reformation zu wenig aus dem Geſichtspunct eines Uebels betrachtet, welches nach damaliger Lage der Dinge einmal unvermeidlich geworden war, und doch durch ſo vielfach wohlthätige Folgen den Genius der Menſchheit wieder mit ſich auszuſöhnen gewußt hat. Ein von ihm mit vorzüglicher Liebe bearbeitetes, aber niemals herausgekommenes, hiſtoriſches Drama, Carl der Fünfte, war die Urſache, daß er ſich im Herbſt des Jahres 1808 nach Wien begab, um daſelbſt durch Benutzung der hiſtoriſchen Documente der Archive ſeinem ſtreng hiſtoriſchen Dichterwerke eine größere Vollendung zu ertheilen, als ganz unerwartet der im folgenden Jahre zwiſchen Oeſterreich und Frankreich von Neuem ausgebrochene Krieg ſeinem thätigen und wahrhaft deutſch geſinnten Geiſt einen neuen Kreis anwies. Er ward zum kaiſerlichen Hoffecretär ernannt, und beim Hauptquartier des Erzherzogs Carl angeſtellt. Was ſeine damaligen kraftvollen Proclamationen, in welchen er für das deutſche Gemüth in jener Spannung ſo ganz den rechten Ton zu treffen gewußt hatte, für Aufſehn erregten, auch wo ſie in den gedrückten Provinzen Deutſchlands nur in verſtümmelten Abſchriften und auf vergriffenen Blättchen heimlich von Hand in Hand gehen konnten, und was ſie wirkten zur Weckung eines ächt deutſchen Freiheits- und Gemeinſinnes, der ſich freilich erſt ſpäterhin in Großthaten offenbaren konnte, das wird jedem erinnerlich ſeyn, der ſich jene denkwürdige Periode in ſein Gedächtniß zurückruft. Bei der damaligen ungünſtigen Wendung der Dinge zog er ſich ganz wieder zu ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit zurück, hielt vor großen, ſehr gebildeten Kreiſen Vorleſungen über die Weltgeſchichte und über die Geſchichte der Litteratur, voll eben ſo großer als wahrer und eingreifen-

der Anſichten, die er herausgab, und die ſeine bewährteſten litterariſchen Werke ausmachen; gab auch, zu einer deſto mehrern Einigung des litterariſchen deutſchen Geiſtes in jener kritiſchen Zeitperiode, wieder eine Zeitſchrift, das deutſche Muſeum, heraus, in welchem, mit Hinſicht auf das frühere Athenäum, ſein zu größerer Reife und einer unpartheiiſchern vielſeitigern Umſicht gediehener Geiſt auf eine erfreuliche Art ſichtbar iſt, bis endlich die erkämpfte Rettung ſeinen Blick wiederum auf ſein befreites Vaterland lenkte, und er ſich durch manche diplomatiſche Schriften über des wiedergebornen Deutſchlands Verfaſſung, nach der Wahl des hocherleuchteten Staatsmannes, des Fürſten Metternich, den ehrenvollen Platz als Legationsrath bei der kaiſerlich-öſterreichiſchen Geſandtſchaft bei dem deutſchen Bundestage zu Frankfurt erwarb.

D. Gotthilf Heinrich Schubert,

geboren am 26. April 1780, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe zu Hohenſtein (im Schönburgiſchen, ohnweit Chemnitz), wo ſein Vater Oberpfarrer war. Dieſer würdige Geiſtliche erzog den Sohn mit kräftiger, aber nicht unfreundlicher Strenge, welche durch das um ſo zärtere und innigere Weſen der Mutter (einer gebornen Werner) gemildert ward. Die glückliche, obwohl nicht leidenloſe, aber in jeder Hinſicht muſterhafte Ehe dieſer Aeltern wirkte ſchon auf des Knaben empfängliche Seele, für alle Zeiten ſeines Lebens, folgereich ein, und gab ihm eine Richtung, die, unter mannigfachen ſpätern Neigungen und Beſtrebungen ihm eigen geblieben iſt. Der Vater, immer gleich ernſt, gebot den unbegrenzteſten Gehorſam; die Mutter, ein an unendlicher Liebe reiches, ſinniges Gemüth, zog durch dieſe Liebe, mit der ſie in ihrem ganzen Kreiſe waltete, auch den geliebten jüngſten, und, nachdem ein älterer ihr früh entriſſen worden, einzigen Sohn an ſich. Der Vater hielt unbeweglich ihn zur Arbeit, zur Anſtrengung, zur Entſagung an; die Mutter ſchaffte ihm Erholung, Freude, kindlichen Genuß, und erheiterte ſeine Jugend; beide in Zucht und Ehrbarkeit und gottesfürchtig, jedes nach ſeiner Weiſe, aber gleich aufrichtig wandelnd, jener im Leben wie im Wort wahrhaft ein Geiſtlicher, dieſe gleich einer Heiligen, entwickelten früh in ihm jene Frömmigkeit, deren Keim tief und reich in ſeiner Natur lag. Hatte das Weſen der Mutter vorwaltend in ihm fortgeerbt, ſo verhütete die

väterliche Zucht, daß daſſelbe in dem Knaben und Jüngling nicht eine zu große Weichheit annahm, die der Ausbildung eines männlichen Charakters hinderlich geworden wäre. Bildete der Vater, mit folgerechter Strenge, mehr ſeinen Verſtand, ſeine Einſicht aus, ſo erweckte die Mutter, faſt abſichtslos, mehr ſein Gefühl, und leitete ſorgſam ſein Herz; aber ihr Einfluß war ſtärker, weil hier die Liebe herrſchte.

Die bergigen Umgebungen der Vaterſtadt ſind mannigfach, ernſt, doch heiter, zu geiſtiger Erhebung einladend. Schubert durchwandelte früh mit ſeinen Geſpielen, häufig einſam, die Gründe, erſtieg die Höhen, und befreundete ſich ſchon im zarten Alter mit der Natur, der auch nachmals ſeine Seele ſich nie entfremdete. Er las mit Andacht und Sehnſucht in ihrem unergründlichen Buch, und fand auch in ihr den lebendigen Geiſt, Gott, den er im Herzen trug, auf den der treuen Aeltern Lehre ihn hinwies. So ward ſeine Liebe zur Natur früh eine ächt religiöſe, und ſo eifrig er den Reichthum ihrer Erſcheinungen betrachtete, ſo lebte er doch zugleich in einer geiſtigen Welt, in überſinnlichen Ahndungen, die ſich ſpäter in lichten Ideen geſtalten und vollenden ſollten.

Kaum dem Knabenalter entwachſen, ward er nach Graiz (im Reußiſchen Voigtland) auf die lateiniſche Schule gebracht, wo er mit anhaltendem Fleiß, zu dem der Vater ihn zeitig gewöhnt hatte, mit eigner beharrlicher Neigung, und darum mit dem günſtigſten Erfolg, die alten Sprachen erlernte, für die er eine ausgezeichnete Anlage erhalten hatte. Nach einigen Jahren, die er in dieſem Verhältniß verlebt hatte, wollte daſſelbe ihn nicht mehr befriedigen; er ſehnte ſich nach einem größern, der Entwicklung ſeiner Kräfte günſtigern Wohnort, und jene verborgene, höhere Leitung im Menſchenleben, die ſich zuweilen in der eignen, vielleicht nur dunkeln Neigung des Herzens darſtellt, trieb ihn, nach Weimar zu wandern, das er von fern als den Vereinigungspunct der ausgezeichnetſten Geiſter verehrte. Nicht ohne Müh erlangt' er von dem Vater, der auch jetzt eigenmächtige Entſchlüſſe nicht gern zuließ, die Einwilligung, an dem Ort, zu dem ihn die Sehnſucht getragen, ſeine Schuljahre zu beendi-

gen. Bald aber zeigte ſich der wohlthätige Erfolg dieſes Entſchluſſes. In einem größern Kreiſe wetteifernder Jünglinge, unter tüchtigen Lehrern, entwickelte Schubert ſich freier und ſelbſtſtändiger, und erlangte, bei raſtlos fortgeſetztem Fleiß und immer tiefer wurzelnder Neigung, in alten und neuen Sprachen ſo gründliche Kenntniſſe, und in allen Vorbereitungswiſſenſchaften ſolche Feſtigkeit, daß er bald vollkommen reif geachtet ward für die akademiſche Laufbahn. Die griechiſche Sprache und Litteratur, beſonders die Dichter, zogen ihn am meiſten an; Homer und Sophokles waren ſchon des Schülers treue und vertraute Begleiter. Von neuern Sprachen liebt' er die engliſche und ſpaniſche vor andern.

Aber nicht das Wiſſen nur, eine höhere Bildung des Geiſtes und Gemüths ward ihm in Weimar zu Theil. Er ſah dort jene allgefeierten Männer, die damals die Hauptſtadt eines der trefflichſten deutſchen Fürſten verherrlichten, und fühlte ſich erweckt, ſelbſt nach dem Höhern zu ſtreben, etwas Ausgezeichnetes in ſeinem künftigen Beruf zu leiſten. Vorzüglich geſegnet ward für ihn der tägliche Umgang mit Herder, in deſſen Hauſe er, nachdem die Freundſchaft mit dem jüngern Sohne, dem liebenswürdigen Emil, ihn in daſſelbe eingeführt, und ſein eignes Weſen ihn empfohlen hatte, als ein Sohn gehalten ward. Herders Liebe zog den innigen und geiſtvollen Jüngling mächtig an; ihr verdankt er die kräftigſten Ermunterungen, die erhöhte Neigung zur alten und neuern Litteratur, eine reinere Anſicht des Lebens und der Wiſſenſchaft, als ſonſt die meiſten Jünglinge auf Schulen erlangen. Herder nährte ſeine urſprüngliche Richtung auf Naturwiſſenſchaften, und machte ihm vorzüglich auch die hebräiſche Sprache ſo werth, daß er, ehe er die Univerſität bezog, mit den heiligen Büchern des A. T. in der Urſprache ſchon innig vertraut war. Herders geiſtreiche Gattin bewies ihm damals, und bis an's Ende ihres Lebens, wahre Mutterliebe. In ihrem Hauſe fand er den auserwählteſten Umgang, begegnete öfter den von ihr herzlich bewunderten Männern, die ganz Deutſchland pries.

Im Jahr 1799 bezog er die Univerſität Leipzig. Mit Schmerzen war er von Weimar geſchieden; in Leipzig blieb er immer unheimiſch. Nach dem Willen des Vaters, der in ihm den künftigen Gehülfen in ſeinem Amt zu erziehen wünſchte, ſollt' er die Theologie ſtudiren. Aber ſo ſehr er dieſe und des Vaters Willen ehrte, neigt' er ſich doch mehr, und immer entſchiedner zur Naturwiſſenſchaft. Er hörte deshalb auch gleich im erſten Jahr, neben den theologiſchen Vorleſungen, Anatomie und andre Vorträge, mit denen die Mediciner ihre Studien beginnen. Aber eben dies entfernte ihn immer mehr von der Theologie; nur das Hebräiſche trieb er fleißig fort, und begann jetzt mit dem Arabiſchen; im zweiten Halbjahr war er mit ſich ſelbſt ſchon vollkommen einig, daß er das theologiſche Studium gänzlich mit dem medieiniſchen vertauſchen wolle. Doch mußte ein ſchwerer Kampf mit dem beharrlichen Vater beſtanden werden, dem lange die geheime liebſte Neigung nicht kund werden durfte. Aber der Mutter, der Schweſtern Ueberredung, freundliche Ermunterung konnte die Neigung nicht bezwingen, und jene wurden dann die Vermittlerinnen bei dem Vater, daß er endlich, obwohl höchſt ungern, die Einwilligung gab zu dem ihm ſehr unerfreulichen Berufswechſel.

Mit der Freudigkeit, die den Jüngling erfüllt, wenn er nun den rechten Weg zu ſeinem Ziel gefunden, und alle Schwierigkeiten, die ihn abhielten, denſelben zu betreten, überwunden zu haben glaubt, mit einem wahrhaft begeiſterten Eifer, kehrt' er nach Leipzig zurück, ſich nun ganz der Naturwiſſenſchaft zu widmen. Mit welchem Erfolg er ſeinen Vorſatz ausgeführt, haben ſeine ſpätern Arbeiten hinlänglich bewieſen.

Im Jahr 1801 begab er ſich zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Jena, welches ſo viele ausgezeichnete Lehrer in ſich vereinigte. Hier nahm er nicht nur an allen Vorleſungen Schellings Antheil, ſondern drang auch jetzt ſchon tief in deſſen Anſichten ein, und befreundete ſich perſönlich mit dem hochverehrten und geliebten Lehrer, der ihm die unverkennbarſten Beweiſe ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens gab. Aber er vernachläſſigte dabei die empiriſchen Wiſſenſchaften nicht, da er, ſeiner An-

age nach, zu dieſen nicht minder hingezogen ward, als ur Speculation, und früh begriff, daß eine ächte Naturphiloſophie am wenigſten vielſeitiger Naturkenntniſſe entbehren könne.

Die Vorbereitungsjahre waren geendet; er ward 1803 Doctor der Arzneikunſt, nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation „über die Anwendung des Galvanismus bei Taubſtummen“, worüber er ſelbſt ſchon mannigfache Verſuche gemacht, und einige Erfahrung ſich erworben hatte. Bald darauf verließ er Jena, und verehlichte ſich mit ſeiner durch die reinſte und wahrſte Liebe ihm verbundenen Henriette (einer gebornen Martin) die ihm bis zum Jahr 1811, wo ein früher Tod ſie ihm entriß, die treueſte Freundin, und, da er ſelbſt, nur in Ideen lebend, in den irdiſchen Angelegenheiten des Hausſtandes ziemlich fremd war, mit ihrem ächt weiblichen Sinn und umſichtiger Sorgſamkeit, wahrhaft eine von Gott gegebene, hülfreiche Gefährtin ward.

Das junge Paar hatte ſich, mit geringen Mitteln, aber freudigem Gottvertrauen nach Altenburg begeben, wo er als ausübender Arzt auftrat, und ſich Achtung und Vertrauen gewann. Aber er hatte vielleicht zur ausübenden Kunſt weniger eigentlichen Beruf, als Geſchicklichkeit. Gern kehrt' er vom Krankenbett zu ſeiner Wiſſenſchaft zurück, und ſuchte die Stille, welche dieſe fordert. Hier verfaßt' er, in den erſten ſeligen Wochen der Ehe, einen ohne ſeinen Namen erſchienenen, merkwürdigen Roman, der, ungeachtet er, weil der Verfaſſer nirgend ſeine Liebe zu dem, was ſeine ganze Seele beſchäfftigte, verleugnen konnte, eine für den gewöhnlichen Romanleſer ſtörende Mannigfaltigkeit von Naturbetrachtungen und Kenntniſſen enthielt, mit vielem Beifall aufgenommen worden iſt. Hier gab er auch ſeine geſchätzte Bibliotheca castellana Portugues y Provençal heraus, von der 1804 und 1805 2 Bände erſchienen ſind. Eine Ueberſetzung von Darwins großem Gedicht: „der botaniſche Garten“ ward vollendet, aber nie gedruckt. Die in Altenburg erſcheinenden medicinischen Annalen theilten auch ſeine erſten naturwiſſenſchaftlichen Aufſätze mit, die zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit ihm zuwendeten, und ihm

vielfältige Beweiſe von Werthſchätzungen, Lob und Ermunterung erwarben. Man fand hier ſchon, bei einem ungemeinen Reichthum von empiriſchen Kenntniſſen, eine noch ungemeinere Tiefe der Anſchauung, und wenn ſein poetiſches Talent das ſtrengwiſſenſchaftliche faſt überwog, fühlten ſich doch viele durch jene Innigkeit und fromme Begeiſterung, die der Naturwiſſenſchaft vorzüglich zu entſprechen ſcheint, lebendig angezogen und angeregt. Dieſe Eigenthümlichkeit hat er auch in ſeinen ſpätern Werken bewahrt, und eben ſo ſehr durch die Mannigfaltigkeit des Wiſſens, als durch die Tiefe der Betrachtung, ſo wie durch die hinreißende Lebendigkeit der Darſtellung, ſich viele Freunde erworben, Viele auch mit der verſchrieenen Naturphiloſophie verſöhnt. Dies gelang ihm um ſo mehr, als er nicht in den Banden der Schule ſich verſtrickte, ſondern ſelbſtſtändig die Wiſſenſchaft in der Natur ſelbſt und im eignen Geiſt ſuchte, ſelbſtſtändig ſie entwickelte.

Im weitern Fortarbeiten glaubt' er Lücken in ſeinen Kenntniſſen zu finden, welche auszufüllen noch nicht zu ſpät war. Mit ſeinem raſtloſen Eifer, der eine einmal wahrgenommene und empfundene Unkunde in irgend einem Zweige ſeiner Wiſſenſchaft nicht ertragen konnte, um dieſer willen aber leicht alle andre Rückſichten überwand, entſchloß er ſich Altenburg zu verlaſſen, und, um neue Studien zu beginnen, ſich nach **Freiberg** zu begeben, wohin **Werners** Name, das Bewußtſeyn, was unter einem ſolchen Führer noch zu lernen ſey, ihn rief. Seine immer gefällige Gattin, die, obwohl die häusliche Sorge nicht vergeſſend, doch in ſeine Beſtrebungen innig einging und ſich gern ſelbſt vergaß, wo etwas dieſen förderlich ſeyn konnte, ſtand ſeinem Wunſch nicht entgegen. Schnell war das ganze Hausweſen nach **Freyberg** verpflanzt, wo er nun mit gewohnter Thätigkeit, den Vorleſungen über Geognoſie, Mineralogie, Bergwerkskunde und verwandte Wiſſenſchaften, beiwohnte, das Empfangne, mit reiferem Geiſt, ſicher verarbeitete, und ſo wahrhaft an feſter Grundlage für die Naturphiloſophie ſelbſt gewann.

In **Freiberg** begann er auch ſeine erſte größere Arbeit, die unter dem Titel: „**Ahndungen einer allgemei-**

meinen Geſchichte des Lebens" bekannt genug geworden iſt. Der I. Theil, dort beendigt, erſchien 1806. Es iſt unmöglich in wenigen Andeutungen, die allein hier gegeben werden konnten, den reichen Inhalt deſſelben zu entwickeln.

Im Herbſt 1806 begab er ſich, nachdem der Aufenthalt in Freiberg zweckmäßig angewendet war, nach Dresden, um die Schätze der herrlichen Bibliothek zu benutzen, und auch dadurch zu möglichſter Gründlichkeit in ſeiner Wiſſenſchaft zu gelangen. Für dieſe ſchien ihm die hiſtoriſche Kenntniß eben ſo unentbehrlich, wie die empiriſche, und er bedurfte eines ſo reichen Büchervorraths, wie der Privatmann ihn ſich ſelten erwerben kann. Auch reizten ihn die, in ihrer Art, einzigen Kunſtſammlungen, von denen er ſich Förderung ſeiner Bildung verſprach, in denen ſich wahrha t eine neue, bis dahin nur geahndete Welt ihm aufſchloß. Mit einem unermüdlichen Fleiß arbeitete er auch hier fort, und in einer äußerlich beſchränkten, doch zufriednen Lage, glücklich in dem engen Kreiſe ſeiner Gattin, ſeiner einzigen Tochter und weniger vertrauter Freunde, ſammelt' er neue Kenntniſſe, indem er zugleich die ſchon angeeigneten und geordneten für Andre verarbeitete. Der zweite Theil ſeiner „Ahndungen ꝛc." ward beendigt, und 1807 gedruckt. Dresden bot damals, unter den Stürmen des Kriegs, Einheimiſchen und Fremden, die hier aus allen Gegenden zahlreich verſammelt waren, einen ſichern, heitern Zufluchtsort dar, uud veranlaßte manch günſtiges Zuſammentreffen, willkommne Bekanntſchaften, belehrende und bildende Mittheilungen. Für ein ſo empfängliches Gemüth, wie Schuberts iſt, mußte dieſer Aufenthalt vielfach erſprießlich ſeyn. So ſehr er Zerſtreuungen, zu viele ſtörende Bekanntſchaften vermied, ſo ward er doch von Vielen aufgeſucht, und hielt Mehrere werth. Frei von Eigenſucht und Selbſtgefälligkeit widmet' er gern aufrichtiges Vertrauen und Achtung allem Guten und Schönen, was er willig, ja freudig an Andern erkennt, und die ſeltne Liebenswürdigkeit ſeines Weſens gewinnt ihm die Herzen. In Dresden erfreute ihn auch der vertrautere Umgang mit einigen der ausgezeichnetſten Künſtler, die eine Zierde dieſer ſchönen Stadt ſind.

Er ward aufgefordert, einem gebildeten, nicht kleinen Kreiſe von Männern und Frauen Vorleſungen über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu halten, und that es mit glänzendem Beifall, wiewohl auch Tadler nicht fehlten, denen ſeine reine Begeiſterung, ſeine ſeelenvolle Tiefe, nur als eine ſchwärmeriſche Myſtik erſchien. Jene Vorleſungen, nachher wieder überarbeitet, ſind unter dem Titel: „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft“ 1808. erſchienen. Sie haben mit ihrer einfachen, und doch ſo friſchen und geiſtigen Darſtellung viele Freunde, aber auch ſtrenge Richter gefunden, von denen mehrere ſchon daran Anſtoß nahmen, daß er gerade die Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft zu ſolchen Vorträgen gewählt habe. Andern ſchien es dagegen eben löblich, daß er mit dem Licht der Wiſſenſchaft dieſe zu erhellen, ſo weit es möglich, bemüht war. Die mathematiſchen Aſtronomen haben ſich indeß mit ſeinen Berechnungen, welche die Kepplerſchen Geſetze erweiterten, und mit den von ihm aufgeſtellten Geſetzen, auf welche ihn eben ſo ſcharfſinnige Speculationen, als mühſelige Berechnungen geleitet hatten, nicht befreunden wollen.

Der Wunſch, nach ſo vielen, wohlbenutzten Lehrjahren, mit dem anvertrauten Pfund in einem gemeſſenen Kreiſe zu wirken, und eine Anſtellung zu finden, die ihm zugleich der Sorge für das Bedürfniß des Lebens überhöbe, und ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben entſpräche, war allmählig in ihm ſtärker geworden. Als er nun im Jahr 1809, beſonders durch Schellings Vermittlung, einen Ruf als Director des eben zu errichtenden Realinſtituts in Nürnberg erhielt, nahm er ihn gern an, und gewann bald einen wohlthätigen Einfluß auf die neue Anſtalt. Dieſe beabſichtigte eine gründliche Jugendbildung, die aber auf einem andern Wege, als dem, wie man meinte, für den künftigen Naturforſcher, Cameraliſten ꝛc. zu langen Durchgang durch die Welt der römiſchen und griechiſchen Claſſiker erreicht werden ſollte. Die ſogenannten Realien ſollten hier die Hauptſache ſeyn; durch die empiriſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, glaubte man, die nur als Gegenſtände von untergeordnetem Rang behandelten Sprachſtudien zu erſetzen, und auch den künftigen eigentlichen Gelehrten ſo zu entwickeln, daß,

wenn er ſpäter die Sprachſtudien nachholen wollte, er mit größerer Reiſe und Klarheit des Geiſtes, ſich dieſe, auf kürzerem Wege, ſchneller erwerben könne. Was zur Ausführung dieſer Idee geſchehen kann, iſt in Nürnberg verſucht worden, und Schubert hat es an Eifer nicht fehlen laſſen, der Anſtalt die Feſtigkeit zu geben, die erreichbar war. Mit mehrern ausgezeichneten Lehrern verbunden, hat er unbeſtreitbar etwas Vorzügliches geleiſtet; aber die Anſtalt ſchien doch an einem unheilbaren Uebel zu kranken, und früher von der Regierung vielbegünſtigt, endlich vernachläſſigt, hat ſie ihre Aufgabe nicht vollkommen zu löſen vermocht.

Schubert, der hier mit manchen, ſeiner Natur wenig entſprechenden Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, gewann gleichwohl das alte, ehrwürdige Nürnberg lieb, und mocht' es nicht verlaſſen, ſelbſt als ihn dort der ſchmerzlichſte Verluſt, der Tod ſeiner geliebten Gattin, betraf. Eine Nichte derſelben führte die Vorſehung nachmals ihm als zweite Gattin zu, die bemüht war, ihm ſeinen Verluſt zu erſetzen. Er hatte das Glück, in der freundlichen Stadt, die noch viele Reſte deutſcher Vorzeit bewahrt, auch viele treffliche Menſchen zu finden, und ſich neue Freunde zu gewinnen. Die ungeheuchelte Frömmigkeit, die er bei vielen Bewohnern Nürnbergs fand, beſonders in dem engern Kreiſe, in dem er immer heimiſcher ward, that ſeinem Herzen wohl und entſprach ſeiner eignen Geſinnung. Als ein aufrichtiger und eifriger Proteſtant, der er ſtets geweſen, und mit immer innigerer Ueberzeugung ward, lebt' er unter gleichgeſinnten Freunden, die ſich gegenſeitig zu einem lebendigern und thätigern Glauben ermunterten. So herzlich er ſeiner Wiſſenſchaft ergeben war, ſo viele Befriedigung ſie ihm gewährte, ſo fand er doch immer mehr das höchſte Heil in dem Glauben an Chriſtus, den er freudig und demüthig bekannt, und frei von abergläubigen oder ſchwärmeriſchen Meinungen, ſo mit ſeinem ganzen Daſeyn verwebte, daß der religiöſe Geiſt auch ſeine wiſſenſchaftlichen Forſchungen immer mehr beſeelte und erleuchtete.

Einen großen Theil ſeiner Zeit nahm ſein Amt in Anſpruch; die Stunden der Muße waren ihm ſparſam zu-

gemeſſen. Er verwendete ſie zur Vorbereitung auf eine Vorträge, die er ſeinen Schülern möglichſt angemeſſen zu machen ſuchte, und auf eigne Studien. Aber zu größern Arbeiten für die Gelehrtenwelt konnt' er hier kaum gelangen. Nur auf angemeſſene Lehrbücher für die Wiſſenſchaften, die er lehrte, mußt' er bedacht ſeyn. Darum bearbeitet' er das „Handbuch der Naturgeſchichte, zum Gebrauch bei Vorleſungen", von dem der 1. Theil die Mineralogie, der 2te Geognoſie und Bergbaukunde enthält. Für ſeine eigne Belehrung und Erbauung hatte er aus ältern und neuern Werken viele Zeugniſſe und Beiſpiele von außerordentlichen Erſcheinungen im Menſchenleben und wundervollen Leitungen durch die Hand der Vorſehung zuſammengetragen. Einen Theil dieſer Sammlung macht' er vor Kurzem in dem Werk: Altes und Neues aus der höhern Seelenkunde, bekannt. Wir dürfen uns noch manche ſchöne Ausbeute ſeiner Studien für die Zukunft verſprechen, wenn es ihm an der dazu nöthigen Muße nicht fehlt.

Seine Werke hatten ihm indeß das Vertrauen und Wohlwollen vieler trefflichen Menſchen, auch einer geiſt- und gemüthvollen deutſchen Fürſtin, der früh verewigten Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, gebornen Prinzeß von Weimar, erworben, und wurden nun Veranlaſſung zu einem neuen Ruf, der an ihn erging. Jene wahrhaft gebildete fürſtliche Frau hegte lange den Wunſch, einen ſo ausgezeichneten Mann in ihren Kreis zu ziehen, und ihm den Unterricht ihrer geliebten Stieftochter, der Prinzeſſin Maria, ſo wie ihres eignen noch ſehr jungen Prinzen Albert, anzuvertrauen. Noch kurze Zeit vor ihrem Tode erging die ehrenvolle Aufforderung zu dieſem neuen Beruf an ihn, und ſo viele andre Einladungen, zur Veränderung ſeiner Verhältniſſe, er ſchon abgelehnt hatte, ſelbſt günſtige Berufungen an deutſche Univerſitäten, ſo beſtimmte ihn doch die Verehrung gegen die edle Fürſtin, auf die eingeleiteten Unterhandlungen einzugehn, und als die Trauernachricht von dem frühen Dahinſcheiden ſeiner Gönnerin einging, ſah er ihren Wunſch noch mehr als ein theures Vermächtniß, als einen höhern Ruf an, und entſchloß ſich, den Ruf anzunehmen. Sein geliebtes Nürnberg verließ er gegen Oſtern des

Jahres 1816 und ging, obwohl nicht ohne Beſorgniß, wie er den Erwartungen entſprechen und in die Verhältniſſe eines Hofes ſich ſchicken könne, doch mit freudigem Gottvertrauen, nach Ludwigsluſt. Dort hat er ſein neues Wirken begonnen, und es ſoll ihm auch eine Mitaufſicht über das Schulweſen des Landes übertragen werden.

Der, der dieſes geſchrieben, ſeit ſechzehn Jahren durch die heiligſte und unvergänglichſte Freundſchaft mit ihm verbunden, enthält ſich hier einer weitern Charakterſchilderung, die, wiewohl ſie aus der reinſten Anſchauung von Schuberts edler Natur hervorginge, doch, weil ſie die Güte, Reinheit und Tiefe ſeines Weſens überall hervorheben müßte, ſeiner Demuth wehe thun, und ſelbſt des Freundes Gefühl verletzen würde, weil es ſich nicht ziemt, von den geliebteſten Menſchen, laut vor der Welt, alle zarten Seiten des innerſten Lebens zu enthüllen. Es mag aber wohl noch zu ſeinem Ruhm geſagt werden, daß er, von Vielen geliebt, Liebe reichlich mit Liebe vergilt, und den Wenigen, denen er mit ganzer Seele zugethan iſt, die höchſte Liebe und Treue bewahrt.

K.

Carl von Noſtitz,

geboren im Jahr 1779 zu Merſeburg, wo ſein Vater Oberforſtmeiſter war. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung im väterlichen Hauſe, und verfolgte ſeine wiſſenſchaftliche Bildung dann auf dem Pädagogium und der Univerſität zu Halle, konnte jedoch der angebornen Neigung zu den Waffen nicht lange widerſtehen, und trat ſeinen entſchiedenen Beruf zum Kriegsdienſt als preußiſcher Cornet in dem Regiment Gensd'armes an. Durch eine außerordentlich große und vortheilhafte Geſtalt, durch freien Muth und aufgeweckten Geiſt ausgezeichnet, war er einer der angeſehenſten Mitglieder jenes Regiments, das damals einen eignen Ton in der Armee angab; er verſäumte jedoch auch inmitten des muntern Lebens die ernſthaftere Betrachtung ſeines Berufs nicht, und erwarb durch Fleiß und aufmerkſames Nachdenken gründliche Einſichten in den Gegenſtänden und Bewegungen des Kriegs. Der Prinz Louis Ferdinand wählte ihn zu ſeinem Adjutanten, und ſchloß einen Bund mit ihm, der ſie bei der nahen Ausſicht auf den Krieg gegen die Franzoſen nur deſto feſter verbinden ſollte. In dem Gefecht bei Saalfeld, wo der unglückliche Prinz ſeinen allzufrühen, aber erwarteten Tod fand, wich Noſtitz nicht von ſeiner Seite, fing den vom Pferde Sinkenden in ſeine Arme auf, und vertheidigte den ſchon Entſeelten gegen die verfolgenden Franzoſen ganz allein eine geraume Zeit mit heldenmüthiger Tapferkeit, bis er endlich von mehrern Wunden getroffen ſelber zuſammenſank. Kaum war er wieder im Stande den Degen zu führen, als er ſogleich nach Preußen eilte, und bei der Vertheidigung Danzigs gegen die Franzoſen neue Beweiſe ſeiner Unerſchrockenheit und ſeiner Geſchicklichkeit ablegte. Nach dem Frieden von Tilſit verließ er die preußiſchen

Dienſte. Die Franzoſen behaupteten, er habe an der Spitze von manchen gegen ſie gerichteten Verbindungen geſtanden, und Aufſtände vorzubereiten geſucht. Im Jahr 1809 trat er als öſterreichiſcher Major und Anführer einer neuerrichteten fränkiſchen Legion auf, deren Wirkſamkeit jedoch durch ungünſtige Umſtände beſchränkt, und durch den Wiener Frieden bald ganz aufgehoben war. Unmittelbar darauf wurde er in Verhaft genommen und zur Unterſuchung gezogen, weil man ihn beſchuldigte, er wolle die Legion dem Herzog von Braunſchweig-Oels, der ſeinen denkwürdigen Zug eben angetreten hatte, nachführen. Die Beſchuldigung blieb unerwieſen; Noſtitz wurde freigeſprochen und zu dem Meerfeldiſchen Uhlanen-Regiment verſetzt. Seine ausgezeichneten militäriſchen Eigenſchaften gelangten durch fortgeſetzte Ausbildung zu höherer Stufe, und wurden allgemein anerkannt. Im Jahr 1812 nahm ihn der Fürſt Schwarzenberg in den polniſchen Feldzug mit, den das öſterreichiſche Heer nur ungern und als bloße Kriegsübung gelten ließ. Als eine ſolche nahm Noſtitz ſie mit. Kaum aber erlaubten ihm die Verhältniſſe eine andre Wahl, als er zugleich mit dem Grafen Wallmoden die öſterreichiſchen Dienſte verließ, und in ruſſiſche trat. Im Hauptquartier des Generals Dörnberg, des Kronprinzen von Schweden, der Generale Winzingerode und Czernitſcheff, leiſtete er, während der ruhmvollen Feldzüge von 1813 und 1814 die weſentlichſten Dienſte, und gab bei allen Gelegenheiten das glänzendſte Beiſpiel perſönlicher Tapferkeit. In dem Treffen bei der Göhrde hieb er an der Spitze einiger Schwadronen die tapferſte franzöſiſche Infanterie zuſammen. Die glücklichſten Streifzüge führte er mit eben ſo viel Kühnheit als Klugheit aus. Als ruſſiſcher Oberſt und Commandant befand er ſich im Jahr 1815 zu Troyes, und ſpäter in Paris. Durchdringender Verſtand, an Verſchlagenheit gränzende Klugheit, und ungewöhnliche Gewandtheit, ſind in ſeinem Charakter mit treuer Anhänglichkeit an ſeine Freunde, mit milder Umgänglichkeit und geiſtreicher Gabe zu reden verbunden. Er iſt voll von Ideen, und kann bei großer Verſchloſſenheit durch ſtete Mittheilung eines Theils derſelben noch immer für offen gelten.

Rudolſtadt 1816,

gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

I.

Vorrede.
Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Von T—Z. 5
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
C. J. Fox und Wm Pitt. Von F. Ch. A. Haſſe, Prof. in Dreſden. 39
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
Charles James Fox 55
William Pitt 134

II.

Carl Theodor Körner. Von Amadeus Wendt, Prof. in Leipzig. 5
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)
Carl Wilhelm Ferdinand und Friedrich Wilhelm, Herzöge von Braunſchweig. Von * * * 45
(Mit einer Einleitnng des Herausgebers.)
Carl Wilhelm Ferdinand 55
Friedrich Wilhelm 67
K. L. von Woltmann. (Selbſtbiographie.) 123
J. C. Gatterer. Von C. A. Malchus in Heidelberg. 177
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.)

III.

Joſeph Fouché, Herzog von Otranto. Von K. L. (Mit einem Vorwort von H.) 3
Jacob Necker. Von A. W. Schlegel. 91
Angelica Catalani. Von G. L. P. Sievers. 113
Friedrich Conrad Hornemann. Von F. G. Crome. 133
Carl Auguſt Malchus. (Selbſtbiographie.) 159
Andeutungen zu Biographieen und Charakteriſtiken der Z. G.
(Mit einer Einleitung des Herausgebers.) 177
K. E. Oelsner. 182
Guſtav Graf v. Schlabrendorf. 183
Zur Charakteriſtik des Fürſten Talleyrand. 186
Charakteriſtik des Generals, Grafen v. Wallmoden. 188
Winke zur Charakteriſtik des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen. 189
Beilagen zur Biographie Fouché's.

Friedrich von Matthiſſon. (Selbſtbiographie.) 5
Pius VI. Von F. A. Koethe. 71
Heinrich Eſſex Edgeworth v. Firmont. Nach dem Franz. des Beaulieu. Von Ludw. Schloſſer. 131
Andeutungen zu Biographieen und Charakteriſtiken der J. G.
Johanna Schopenhauer. 171
Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel. 179
D. Gotthilf Heinrich Schubert. . . . 187
Carl v. Noſtitz. 193

Druckfehler im erſten Band.

I, S. 22. Z. 13. ſtatt die leſe man da.
— 22. — 6. von unten ſtatt durch leſe man dadurch.
II. S. 12. iſt die Angabe, daß die Fräulein Stock, Schweſter von Körners Mutter, verſtorben ſey, irrig.

Berichtigungen im 4. Heft des I. Bandes.

S. 93. Z. 14. von unten lies: dem frechen Spott ſtatt: des frechen Spottes.
— 110. — 9. v. u. l. und mußte — in den Weg treten ſtatt: und wußte — in den Weg zu treten.
— 111. — 10. v. u. l. öffentliche ſtatt äußerliche.
— 112. — 6. v. u. ſetze nach: namentlich ein Comma, und ſtreiche daſſelbe nach: ihnen.
— 127. — 10. v. oben lies: wozu jedoch Pius ſtatt: wozu Pius.
— 128. — 8. v. ob. lies: des Biſchofs ſtatt: des Erzbiſchofs.
— 129. — 8. v. ob. lies: Benilawski ſtatt: Berilawski.
— 132. — 3. v. u. lies: dissidentes ſtatt: dissidenter.
— 133. — 8. v. ob. lies: dem Tadel nicht ganz entgehen kann ſtatt: dem Tadel nicht entgehen kann.
— 140. — 20. v. ob. lies: verhüten ſtatt: vermeiden.
— 140. — 16. v. u. fehlt nach Verhältniſſen ein Comma.
— 145. — 7. v. ob. fehlt nach Jahrhunderten das Zeichen ".
— 147. — 17. v. u. lies: waren ſtatt: war.

Nachricht für den Buchbinder.

Beim Binden der 4 Abtheilungen des I. Bandes ſind die ſämmtlichen bei den einzelnen Abtheilungen befindlichen litterariſchen Anzeiger zum Schluß des Ganzen zuſammenzuſtellen.

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 496

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305